



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

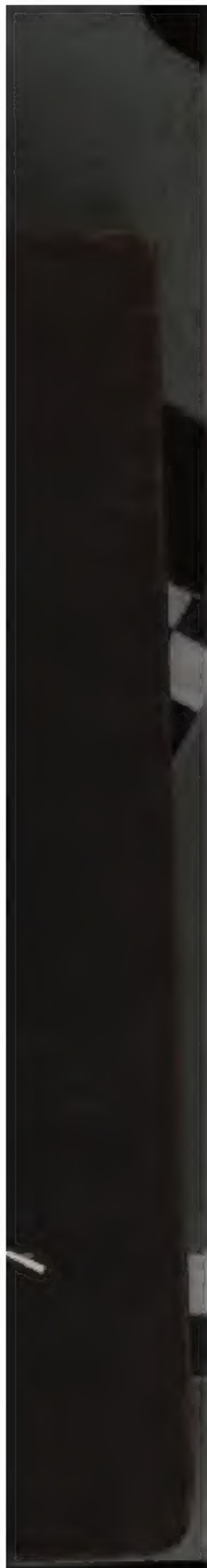
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.















Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Joh. Hesse.

Sechszwanzigster Jahrgang. 1879.

Basel.

Im Verlag der Missions-Buchhandlung.
1879.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS

FEB 5 1969

12.11.1.1

26

1879

.....
Eauspe (de) Buchdruckerei (P. Reinhardt), Basel.

Inhalt.

Vorwort zum neuen Jahrgang	1
Die Hungersnoth in China und ihre Folgen	7
Die allgemeine Missionskonferenz in London	41
Traurige Vorgänge in Aulshan	55
Der Weltstreit des Christenthums und des Jotam in holländisch-Indien	65
Die nachapostolische und die moderne Mission	68
Nach ein Missionsleben	105
Die Norddeutsche Missionsgesellschaft	125
Das Werk der katholischen Glaubensverbreitung	137
Die Mission in den Augen der Welt 161, 191, 248, 275, 314, 331, 344	501
Aus Amerika	161
Die Missionsniederlassung in Eifandra	185
Gisak und die Heidenmission 204, 273, 305	345
Neuestes aus China	202
Ein Bild auf Indien 313, 361, 411	489
Aus Guinea	326
Die Heidenmission auf der siebensten Generalversamm- lung der Evangel. Mission	393
Die Hunschlachtabfälle	473
Missionszeitung:	
Amerika	301
Asien 60, 171, 360, 349, 432	
Europa	307, 359, 438
Australien	435
China	173, 208, 396
Kirchen in Russland	305, 387
Indien	96
Indien 49, 54, 84, 926, 268, 344, 482	
Japan	176, 353, 398, 490
Ceramien 52, 92, 177, 228, 350, 352, 436, 484	
Indonesien 165, 228, 361, 390, 389, 479	
Die evangel. Missionsgesellschaft in Paris	380
Vas der holländischen Mission	384, 389
Von den Londoner Diakonenversammlungen	301

BIBLIOGRAPHIE

G. Kurze: Aus fernen Zonen	54
Dr. C. von Drelli: Durch's heilige Land	56
Des Volkshuten Schweizer-Kalender	56
Lie. Plath: Gogners Mission unter Hindus und Kolhs	96
Nordindische Missionseindrücke	264
Dr. Josef Chabanne: Die Sahara	98
Salwer Missionsbilder	100
J. S. Lafonder: De Geschiedenis der christelijke zendigae	101
Dr. G. Uhlhorn: Der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum	102
Ernst Faber: Der Naturalismus bei den alten Chinesen	131
Dr. R. Grundemann: Kleine Missionsbibliothek	132
J. Josenhans: Missionslieberbuch	136
L. v. Oesterreicher: Aus fernem Osten und Westen	180
N. von Prschewalski: Reisen in der Mongolei	181
Sketches of African Scenery	184
Story of the Fuh-kien Mission	184
Cheh-kiang Mission	184
Edy Barker: Ein Jahr aus dem Leben einer Hausfrau in Süd-Afrika	229
Chr. Fr. Eppler: Der Kämmerer aus Mohrenland	230
David Brannerb	392
Dr. D. Fraas: Drei Monate am Libanon	230
Dr. D. Kerßen: Geographische Nachrichten	231
B. Kothert: Die innere Mission in Hannover	231
Lh. Schäfer: Monatschrift für Diakonie und innere Mission	232
A. Ebeling: Bilder aus Sairo	262
Dr. Fr. Fabri: Bedarf Deutschland der Kolonien?	263
Dr. Warnack: Die christliche Mission	308
" Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der moder- nen Mission und Kultur	486
L. L. Cooper: Reise zur Aufindung eines Ueberlandweges von China nach Indien	309
Fr. Otto: Die Buschjäger	364
Aug. Hüfing: Der h. Eudger	365
M. von Engelhardt: Das Christenthum Justin's des Märtyrers	366
Evangelischer Missionskalender 1880	359
Miss. Röcher: Wandkarte der Provinz Kanton	360
N. Oberländer: David Livingstone, der Missionär	390
Schriften der englischen Ausbreitungsgesellschaft	391
A. Brasse: Eine Seegelfahrt um die Welt	440
Von einem Weberknaben u. (Livingstone)	485
H. M. Stanley: Kalulu	486
E. Rühlbrandt: Jesus Christus u.	488
N. Oberländer: Stanley's und Cameron's Reisen	518
B. v. Strauß: Essays zur Allgemeinen Religionswissenschaft	518
Hermannsdorfer Missionsbüchlein für Kinder	520



Schule der Mädchen höherer Klasse in Juba.

Vorwort zum neuen Jahrgang.

Als am 9. Juli 1831 das erste Heft des Missions-Magazins erschien, da gab es — die holländischen Nachrichten ausgenommen — noch kein Blatt in Deutschland oder der Schweiz, welches sich ausserhalb mit der Mission beschäftigt hatte. Die neue Zeitschrift hatte daher ein unermesslich großes Feld vor sich, und Gott ließ es den Direktoren der Basler Missionsanstalt, unter der Nothwendigkeit dieselbe herauszugeben, in hohem Maße gelingen, Zoatliorier auszustreuen, welche in Gestalt des allermächtigsten Richter-Geistes, der Anregung zur Besserung für die Missionen oder zum persönlichen Eintritt in dieselbe, ja auch zur Gründung neuer Missionsvereine und Gesellschaften reiche Frucht brachten. In je weitere Kreise nun aber die Bekanntheit mit dem Missionswerk eindrang, desto allgemeiner fand man, daß „das genannte Basler Magazin, welches der Herr in unserm Deutschland recht sichtbar zum Vortage gebraucht hat, um auf die große Gottes-lobke aufmerksam zu machen,“ für viele eben doch „zu weit um- faßend und zu hoch“^{*)} war. So entstanden das Harmer und das Galwer Missionsblatt, welche, wenn sie nicht nur viertel- jährlich, sondern monatlich oder noch öfter erschienen, immer die neuesten Nachrichten bringen konnten und wegen ihres persönlchen Tones auch von den einfachsten Leuten gern gelesen wurden. Dazu kam, daß man in Basel selbst machte für die Angehörigen der eignen Gesellschaft ein besonderes Monatsblatt, den Herdenboten, auf den und daß diesem Vorpiel naheliegen ist die anderen später ent-

^{*)} S. Harmer Missionsblatt 1831. Schlusswort.
N. 1. 1831.

stehenden Wissenschaften folgten. Die wenn auch noch so friedliche und erfreuliche Konkurrenz mußte sich den Herausgebern des *Magazin*s je länger je mehr fühlbar machen. Im J. 1857 sah man sich daher veranlaßt, dasselbe völlig umzugestalten, es nach Inhalt, Schreibart und Ausstattung den Bedürfnissen, wohl auch dem Geldmache der Zeit mehr anzupassen und im ersten Hefenheft zu geben, der den größten Theil seiner Zeit und Kraft auf dasselbe zu verwenden in der Lage war.

So trat die neue Folge des *Münchener Magazin*s an. Der Erfolg war ein glänzender. Die kleinen „gelben Hefen“ fanden überall Eingang, nicht nur, wo man ein Herz für's Menschliches hatte, sondern vielfach auch da, wo nur Interesse für Geschichte, für Erd- und Völkerkunde, oder wenigstens Verstandesübungen für solche Literatur vorhanden war. Aber es blieb nicht so. Die Zahl der Abonnenten, Verkäufte der Wissenschaften, nahm immer mehr zu. Der Markt wurde fast überfluthet. Jetzt entstanden oder erneuerten sich eine Menge kleiner wissenschaftlicher, theils populärer Zeitschriften, die mehr und mehr alles das mit sich führten, was früher viele Hefen neben dem eigentlichen Christlichen und Missionärischen im *Magazin* gebracht und gebracht hatten, während andererseits eine große Zahl von Sonntagsblättern, Wochenzeitungen und anderen ähnlichen Zeitschriften ebenfalls Missionarische Nachrichten zu bringen und Missionsthaten zu besprechen anhiengen. Ueberdies trat eine „Allgemeine Missionszeitung“ ins Leben, die in der erfreulichsten Weise das genannte Mithraswesen zu einem wahren wissenschaftlichen Unternehmung machte und sich Friedrich der Königin der Gelehrten, namentlich der Historiker und Theologen, anzuschloß; ja im Laus des vorigen Jahres ist hierzu noch ein mit herzoglich-sachsen-Magazin „Ausseren Zonen“ gekommen, das namentlich zum Theil aus der gleichen Quelle schöpft, wie wir. Dies alles führte uns auf den Gedanken bringen, als hätten wir uns ein für allemal unsere Aufgabe gestellt. Das Aufkommen so vieler neuer mit der Wissenschaft beschäftigender Zeitschriften habe er aber nur, wie geschehen in der letzten Jahrzehnten die Wissenschaft an Ausdehnung und Bedeutung gewonnen und andererseits das Interesse und Verstandesübungen für die Sache, namentlich in wissenschaftlichen, aber auch in anderen Relationen zwischen uns, so daß die da erntet und die da säet haben, sich nicht zu ändern.

weisen dürfen und von einem Einstellen der Arbeit keine Rede sein kann. Doch dürfte es unter den soeben dargelegten Umständen wohl am Platze sein, wieder einmal in Erinnerung zu bringen, was das Magazin eigentlich ist, was es neben all den andern Blättern immer noch will und für wen es bestimmt ist.

Also erstlich, was ist das *Mission's Magazine* eigentlich? Gewöhnlich wird dasselbe als „*Quarterly Magazine*“ bezeichnet, was aber nur insofern richtig ist, als es „im Auftrag“ der *Quarterly Mission's Society* geschrieben und herausgegeben wird. Es ist nicht Organ der *Quarterly Mission's Society*, wie der *Herold*, sondern eine allgemeine Missionszeitschrift im weitesten Sinne des Wortes, ja es will in erster Linie gerade die ausländischen Missionsgesellschaften und ihre Arbeit unter den Heiden, dann erst die näherliegenden kontinentalen, deutschen und andern Missionen fördern. Deswegen heisst es auch *Magazin*, es ist eine Vorrathskammer, in welcher für diejenigen, welche keine fremden Sprachen, namentlich kein Englisch, verstehen, das Wichtigste aus der gesammten ausländischen Missionsliteratur ausgearbeitet und in möglichst ansprechender Uebersetzung niedergelegt wird. Aber natürlich werden lieber die deutschen Gesellschaften und ihre Blätter, deren es etwa 30 sind, während nur aus dem Ausland wohl 30 zusammen, nicht ganz unbeträchtlich gelassen, so daß diejenigen Missionsfreunde, welche gern von allem etwas erfahren möchten, hier das Nothwendigste und Interessanteste finden können. Die einzige Beschränkung ist dabei durch die beiden Worte „*Evangelisches*“ und „*Mission's*“ gegeben, indem letzteres im engeren Sinne gemeint ist, also die Predigthandlungen im Untergrund von der Juden- und der Äthiopen Mission bedeutet, während „*evangelisch*“ im weitesten Sinne verstanden sein und nur den Gegensatz gegen die katholische Kirche einer, gegen alle unevangelischen, d. h. ungünstigen Richtungen andrerseits andeuten will. Es ist damit der treuerbige biblische Geist bezeichnet, welcher nicht dieser oder jener Sonderkirche, geschweige denn einer Partei, dienen will, sondern dem Reiche Gottes: der Gott, welcher derselbe ist bei vielen Glauben und in allen Glauben. In diesem Geiste, der sich gekunden weis an's Wort Gottes, aber auch sich verbunden weis mit allen, die da lieb haben, Jesum Christus und Ihn einen Herren heißen, in diesem Geiste möchte das *Evangelische Mission's Magazine* alle Leser, welche zur Heiden-

befehlung in der ganzen Welt gemacht werden, ansehen, beurtheilen, beschreiben und seinen Lesern bekannt machen

Damit ist denn auch schon gesagt, was wir wollen, was unser Zweck und Ziel ist. Wir möchten die große Noththat unseres erhöhten Heilandes Jesu Christi in unserem schwachen Theile dadurch fördern helfen, daß wir überall den Spuren der Elende wie der Schutler nachgehen, sie bei ihrer Arbeit beobachten und dann unseren Lesern ein möglichst lebendiges, wahrheitsgetreues Bild von ihrer Thätigkeit, ihren Erfahrungen und ihren Erfolgen vor die Augen stellen, damit sie angeregt werden, auch ihrerseits mitzugeben, mitzugeben und mitzuarbeiten, auf daß der letzte Befehl unseres Königs Jesus immer völliger, immer schneller und immer allgemeiner ausgeführt, die zerstreuten Kinder Gottes aus der ganzen Welt gesammelt, den Völkern das Evangelium angeboten und dem wiederkommenden Herrn der Weg bereitet werde. Was hilft all' unser Lesen und Schreiben, unser Reden und Hören, unser Wissen und Urtheilen, wenn nicht unsere Liebe gemehrt, unser Glaube gestärkt, unsere Hoffnung belebt wird? Was hilft aber auch aller Eifer und alle Brünstigkeit des Missionsmanns, wenn nicht eine gründliche Sachkenntnis, ein tieferer Einblick in die Wege des Herrn, in die geschichtliche Entwicklung der christlichen Kirche, in den gesamtartigen Zusammenhang des gesammten Missionswerks aller Zeiten und aller Länder dazukommt? Unser Streben ist deswegen darauf gerichtet, nicht nur einzelne, unzusammenhängende Nachrichten mitzutheilen, sondern unter Berücksichtigung von Stroh, Dorn und Stoppen möglichst das herauszufinden und darzustellen, was einen bleibenden Werth hat, was wirklich ein Glied in der großen Kette der göttlichen Thaten zur Ausföhrung seines ewigen Rathschlusses zu sein scheint. Dabei suchen wir jedoch alles Aburtheilen, Streiten, wie auch Veden und Vertheidigen abzumacht zu vermeiden, unseren Lesern so viel als möglich Thatdachendes, wenn auch nicht immer Erstensliches, zu bringen. Denn alle Zehnfürereri oder Verblümmelung der so von schwachen, handigen Menschen betriebenen Missionssache liegt uns fern: wir suchen und lieben auch hier nur die Wahrheit

Damit dürfte denn auch die dritte Frage beantwortet sein für wen nämlich das Missions-Magazin bestimmt ist. Es wendet sich an alle, denen es darum zu thun ist, von der evangelischen Missionsthatigkeit das Wahre und Thatdachliche zu erfahren

Wer wissenschaftliche Erweiterungen oder auch erhebliche Benutzungen
soll, der werde sich irgendwo anders hin, dergleichen wer nur nach
tendenziösen oder platten Merkboten hält. Der Wahrheit Stempel
ist das Einfache. Nach Einfachheit trachten wir auch im Aus-
druck, in der Darstellungsweise. Wir schreiben nicht für Gelehrte,
sondern für lesende und denkende Christen aller Stände. Wenn
Ihr solche den Stuss für Ihre Missionstunden unserem Magazin ent-
nehmen, so wird es uns herzlich freuen; wenn kleinere Blätter das
Eine oder Andere daraus entlehnen, so freut es uns ebenfalls, des-
gleichen wenn in Missionsvereinen und andern geselligen Kreisen
daraus vorgelesen wird: am höchsten aber würden wir es schätzen,
wenn unser Magazin auch in christlichen Familien, von Lehrern, von
Jungen und von der reiferen Jugend gelesen werden wollte. Auch
für die letztere ist doch schließlich Wahrheit interessanter als Fiktion:
wenn ihr nur die Augen dafür geöffnet werden. Den Trost haben
wir, daß wer unsere Blätter wirklich liest, denselben auch interessant
findet: wo wir über Langweiligkeit derselben klagen hören, da war
es regelmäßig in solchen Häusern, wo die „gelben Blätter“ kaum
durchblättern, vielleicht nicht einmal aufgeschritten wurden.

„Doch was zu all' diese Auseinandersetzungen?“ Vielen werden
dieses überflüssig erscheinen, wenigen etwas Neues sagen. Aus
unserm war es Bedürfnis, einmal auch mit einer ausgesprochenen Er-
klärung unserer Grundsätze und Absichten vor die Freunde der Mis-
sionssache zu treten und sie um ihre Mithilfe zur Hebung und we-
teren Fortbreitung unseres Blattes zu bitten. Wie es im
Blut auf die Fremdenwelt wahr ist, daß das Land noch sehr viel
einzuholen übrig ist, so auch im Blut auf das Missionsinteresse
der heimischen Christenheit. Es ist ja wahr, daß viele abgeklärte
Kreise des Evangeliums und darum auch der Mission sind. Solche
zu gewinnen oder umzustimmen, steht nicht in eines Menschen Macht.
Dann gibt es andere, die, wenn sie vom Reich Gottes hören, ent-
weder mit einem Refus an schwärmerische Ahaserei denken oder mit
dessen Vorgänger Ahas die Sache auf „gelegenerer Zeit“ verschieben.
Auch solchen beizukommen, dürfte schwer fallen. Ohne allen Zweifel
gibt es aber noch Tausende wohlmeinender, ernter reute unter uns,
die nur die Gelegenheit und Aufforderung gehabt haben, sich mit
der großen Angelegenheit der Heidenbekehrung zu beschäftigen und
dafür oder dagegen zu entscheiden. Solche können und sollen ge-

women werden. Wir sind es nicht schuldig, daß wir sie mit der Missionarische bekannt machen. Was man nicht kennt, das liest man auch nicht. Derselbe sieht es bloß an der Absetzung, an der Einladung.

Die Missionarischeblätter und auch die Missionarischeblätter können in dieser Richtung kaum mehr thun. Ihre bescheidenen Versuche haben schon jetzt nur zu leicht den Eigennutz des Eigentums, welcher bekanntlich kein anziehender, sondern ein abschreckender ist. Deswegen bleibt nichts übrig, als daß alle diejenigen, welche aus eigener Erfahrung wissen, was für ein heiliges und gerechtes Ding es ist die Betheiligung an Missionen, nur auch das übrige thun, um denselben ihre Freunde, Anhänger und Mitarbeiter zu gewinnen. Einer der einfachsten und leichtesten Wege hierzu ist die Absetzung von Missionen, und zwar in erster Linie natürlich nicht von Specialblättern (der besondern Missionen, sondern von solchen allgemeinen Missionen, wie z. B. das Wiener Missionenblatt, das Evangelische Missionen Magazin und die von Dr. Wernke herausgegebene Zeitschrift.

Hier ist ein Gebiet, auf welchem Jeder mitwirken kann, wenn er nur selber ein Herz für den Herrn und Seine Reichsache hat. Die politischen Parteilanger und namentlich die socialistischen Wähler beschämen uns Christen in diesem Stück. Bei ihnen gilt der Grundsatz, daß jedes Mitglied selbständig sein eigenes Partei genommen anwerben kann und muß. In einem ihrer Auftritte, der nachher ins Christliche überführt werden kann, ist folgendes zu lesen: „Um annäherndes Gleichgewicht der Kräfte und damit die Möglichkeit des Sieges können wir nur dadurch erlangen, daß jeder sich mit seiner ganzen Kraft in den Wahlkampf wirft. Jeder muß sagen: Die Partei braucht mich! Ich bin die Partei so gut wie jeder andere, und jeder muß Soldat der Partei sein und sich ihr widmen zur Verfügung stellen. Jeder kann einen Vortrag halten, jeder einen Zeitungs-Artikel schreiben, allein jeder kann mit seinem Verstand Reden, seinen Haus und Tischen Reden reden, jeder kann Flugblätter verbreiten, jeder kann Stimmzetteln herumtragen, jeder kann auf die benachbarten Dörfer gehen und den Dorfbewohnern im Gespräch sagen, um was es sich handelt. Das kann jeder und das muß jeder! Wer mehr kann, ist zu mehr verpflichtet! Nicht eine Stadt, nicht ein Dorf, nicht ein Haus.

nicht eine Hülle darf überzogen werden. Tausende von Wahlver-
eignen hielten bei der letzten Wahl ihre Stimmen nicht abgegeben;
diese Stimmen zu gewinnen, ist unsere Aufgabe, und wir werden
es bekommen, wenn jeder seine Schuldigkeit thut."

Das ist freilich eine „Agitation“, die wir weder nachahmen
kann noch wollen; dagegen dürfen wir wohl in manchen Stücken
von den Mäandern der Welt lernen, die ja der Herr selbst als „fluger“
bezeichnet, und namentlich im Blick auf den Muth und die Sieges-
gewißheit, mit welcher jene ihre Thatsachen verbreiten, uns unter-
einander zu größerem Muth und Eifer anspornen durch Wort und
That. Aber wir kein Recht, zu andern Mäandern zu sagen:
Kommt, helfet uns das Netz ziehen! so haben wir auch das Recht
nicht zu den Fischen zu sagen: Thut Muth und glaubet an das
Evangelium! Dieses setzt jenes voraus, wie die äußere Mission
eine innere und diese wieder eine innerste voraussetzt, die jeder
an eigenem Herzen zu thun hat. O. daß wir in dieser nur immer
neuer werden.

...

Die Hungersnoth in China und ihre Folgen.

In unſer Jahrhundert ſchon häufig als das eigentliche
Miſſionszeitalter genannt. Aber obgleich wir ſchon in
das letzte Viertel deſſelben eingetreten ſind, gibt es doch
immer noch Leute, und zwar glänzende Staatsmänner — darunter
ausgewählte Theologen — welche ſtandhaft bei der Behauptung
ſtehen, man habe noch der h. Schrift kein Recht, von jedem Mit-
glied der chriſtlichen Kirche zu verlangen, daß es ſich am Werk der
Seelenbekehrung und Ausbreitung des Reiches Gottes theilnähme, mit
anderen Worten: die Miſſionsſache ſei keine allgemeine Chriſten-
pflicht, ſondern beſtehe die Sache einiger beſonders hienach beauftragten
Männer.

Wenn man getrieben ist, die Bibel und besonders das Neue Testament so zu lesen mit Visionen Augen zu lesen, so kann man einen derartigen Laie vom Glend der Heidenwelt sich zurückziehenden Standpunkt nicht recht begreifen. Nimmt man z. B. nur das Eine einfache Wort des Apostels Paulus: „Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden,“ so ist doch klar, daß den Christen die herzlichste Sympathie, Mitleidsliebe oder wie man es nennen will, zur Pflicht gemacht wird. Wie kann man Tausende und Millionen seiner Mitmenschen weinen sehen, ohne ihnen zu weinen? und wie kann man mit ihnen weinen, ohne etwas für sie zu thun? und wenn sie das Evangelium noch nicht haben, wie kann man rufen, bis es auch ihnen gebracht ist? Ganz gewiß liegt der erstaunlichen Ausdehnung des Weltverkehrs, der immer zunehmenden Bekanntschaft mit fremden Ländern und Völkern, des Post-, Telegraphen- und Zeitungswesens in unseren Tagen die göttliche Absicht zu Grunde, daß wir Christen einen Einblick in die Bedürfnisse unserer heidnischen Mitmenschen und dadurch einen mächtigen Anreiz zur Missionarbeit bekommen sollen. In „alten, guten“ Zeiten konnte fern in Asien oder Afrika irgend etwas Schreckliches geschehen, ohne daß man in der europäischen Christenheit auch nur die geringste Notiz davon genommen hätte, ja vielleicht ohne daß man bei uns etwas davon wußte. Heutzutage ist das nicht mehr möglich. Und das ist ein Glück. Es ist zwar gemüthlicher, still, zurückgezogen im eigenen Hause zu leben und der Gefahr der Menschheit, namentlich der fernem Heidenwelt, acht an sich heran kommen zu lassen. Aber christlich ist das nicht. Ein Christ soll sich freuen mit den Fröhlichen: schon das ist nicht immer eine leichte Aufgabe, er soll aber auch weinen mit den Weinenden: das ist in den meisten Fällen wohl noch schwerer; aber, wie gesagt, es ist eine Christenpflicht.

Zu diesem Satze ist's denn auch ganz an Place, wenn in evangelischen Missionen- und Kirchenzeitschriften wie vom Glend des Hungers, der Sklaverei, der Viehverberei und anderer heidnischer Greuel, so auch von der mannigfachen äußeren Noth berichtet wird, welche in Gestalt von Krieg, Erdbeben, Ueberschwemmung oder Datschetsch als eine Zuströmung Gottes über die Völker kommt. Welche Völker solcher Plagen sind in den letzten Jahren wieder nahe daran gewesen, mehr und abgestumpft zu werden,

wenn auch und nur wir, der wir nicht von furchtblichen Hungers
stößen die Rede war in Perrien, in Almatien, in Kaschira, in
Kordak, in Bengalen, in Indien und nun schon seit längerer
Zeit auch in China. Aber wir haben noch lange nicht genug da-
von gesagt: wir eilen gewöhnlich nur dahin schnell über solche Nach-
richten hinweg und nehmen uns nicht die Mühe, mit Kopf und
Herz, als die furchtbaren Verden und Entbehrungen der Hundst oder
Chinesen des Jahres aus einzulassen.

Schon im Vorre der beiden letzten Jahre haben wir je und
je etwas über die Hungersnoth in Nordchina mitgetheilt, doch immer
nur kurz und ungenügend. Im Folgenden möchten wir nun
eine Reihe von Briefen und Berichten zusammenstellen, welche alle
von Augenzeugen herrühren und wohl geeignet sind, uns zum Denken
an den Menschen anzuregen, dann aber auch von den Hingebungen
vorder Anstrengungen erzählen, denen christliche Diener zur Verbe-
rung der Welt sich unterzogen haben und endlich einige erfreuliche
Ankündigungen dieser schweren Verhinderung anbahnen machen

1. Die Noth in Schantung.

Schon im Lauf des Jahres 1876 erschienen in englisch chine-
sischen Zeitungen und bald darauf auch in europäischen Blättern
kurze Mittheilungen über außerordentlichen Regenmangel, darauf
folgende Missernte, Theuerung und endlich Hungersnoth in der sonst
als vornehmlich gemessenen Provinz Schantung. Dieselbe liegt
nämlich südlich von der nordlichsten Provinz, Peischili, grenzt
im Westen an Honan, im Süden an Kiangsu und läuft nach Nord-
osten in eine große Halbinsel aus, welche den Golf von Peischili
und das Gelbe Meer von einander trennt. Das Land ist gedrigig,
aber fruchtbar und gesund. Die Einwohnerzahl wurde vor einigen
Jahren auf 41 Millionen, der Flächeninhalt der Provinz auf 19000
Quadratmeilen geschätzt, so daß auf die Quadratmeile wenigstens
1400 Menschen kommen wurden! Neben der Hauptstadt Tschin-
gaa-fu sind die größeren Städte Tschifu und Tsching schon als
Haupt- und Handelsplätze bekannt. Ein anderer Ort ist als
Wohnort des Konfucius bei der Stelle bekannt. Evangelische
Missionäre gibt es hier seit dem Jahr 1860. Dieselben hatten

anfangs mit großen Schwanzenten zu sammeln, und gleich im ersten Jahr wurden zwei amerikanische Missionare, Helmes und Parker, von rothen Hedenaborden umgebracht, welche sie um Schonung für die arme Volksbevölkerung bitten bitten wollten. Zeither ist jedoch die Arbeit trotz wiederholter Ermahnungen im Segen vorangeschritten. Katholiken gab es schon lange ehe die Protestanten kamen in Schantung. Die Provinz ist zugleich Diöcese eines apostolischen Vikars.

Zuvor noch den Schauplatz der Hungersnoth. Was die Ursachen derselben betrifft, so ist in erster Linie das Ausbleiben der zum Gedeihen der Saat unentbehrlichen Regen im Späthab 1875 zu nennen. Aber dabei blieb es nicht: auch in den folgenden Jahren fiel kein Regen und eine schmerliche Dürre trat ein, gegen welche alle menschlichen Anstrengungen nicht aufzusommen vermochten. Es ist genug, daß dieser Regenmangel mit der allmählichen Entwässerung und Ausdörrung der ausgedehnten Ebenen Nordchinas herrubet, welche in den Lastländern Amerikas aufsteigend immer weiter nach Osten vorgedrungen ist, ohne daß von Seiten der kaiserlichen Regierung etwas dagegen gethan worden wäre. Dazu kommt dann noch der besagte merkwürdige Umstand, daß viele Felder dem Getreidebau entzogen und mit Weizen zur Gewinnung des Opiums bepflanzt worden sind. Dadurch ist nicht allein weniger Korn produziert, sondern wie man sagt — der Weizen auch in hohem Grade angesetzt worden. Und als die Noth einmal ausgebrochen war und man an Noth ist zu denken anfing, da mußte man sich einen weiteren Uebelstand: den Mangel an fahrbaren Landstrassen, auf welchen man der hungernden Bevölkerung von auswärts harte Lebensmittel einführen konnte, die Abwesenheit von Eisenbahnen und anderer Verkehrsmitteln, ebenfalls eine Folge des oberpanaischen Schwindens, welcher das jetzt die Summe Noth bringt wie das Pest und die Plagen beherrscht hat.

Noch hören wir nun etwas über die Noth selbst, wie sie nach der baptistische Missionar E. Richard in einem Brief vom 21. Juni 1876 beschreibt: „Zu drei Monaten hat sich unsere Noth mit jedem Tage gewahrt, obwohl es schon 11 Wochen her sind, daß einige hegenden Regen oder Schnee gehabt haben. Die armen Leute in den elenden streiten schauerlich zusammen: Dörfer verbanden sich miteinander, um sich unterbrechen mäßigster Pro-

giffenen unter Tag dem Vorgebirge zu decken oder jenem Tempel an vorzuziehen. Manne gienzen um Mitternacht an die Vorfahrtsorte und beladen sich mit Ketten, um so für ihre Thunen Ruhe zu thun. Wenn ein Wort verfaßte, so prägte man's mit einem andern und wandte sich dann an noch einen und wieder einen, so die Riste der mächtigen Götter aus war. Darauf stieg man von vorn an, ja machte die Riste zum drittenmal ab. So lange das wahrte, hielt sich das Volk ruhig, Raub und Gewaltthat kamen nicht vor, denn noch hoffte man, die Götter würden das allgemeine Flehen erhören.

Aber der Regen blieb beharrlich aus und die Saat verderbte; die Armen hingen an ihre Huden und Kleider zu verpfänden und bekamen immer weniger ausbezahlt, weil die Pfandbesitzer gar zu massenhaft sich vermehrten. Das lud denn ein, solche überfüllte Pfandladen zu erbrechen und zu leeren. Ganze Schaaren bildeten sich zu wüthenden Mordbällen; zuerst wurde bloß einwender, bald aber auch den Verleihen Gewalt angethan, bis zu tödtlichen Verwundungen. Zuletzt wurden hier täglich 10 Raubfälle angezeigt, und viele unbewußtere blieben ganz unbeschrieben. Der Beamte gerieth nun auch in Lebensgefahr, und so mußten endlich die gewaltthatigen Räuber zur Tode verurtheilt werden, um andere abzuschrecken. Aber nur vierhundert Mann abmähete, wie es so fand, wurde nicht mehr belagert, denn die erstenen Fälle wurden so häufig, daß man sie nicht alle erledigen konnte. So geschah es denn, daß vier Räuber erst die Tage ein Jähig ausgestellt und dann hinter meinem Hause enthauptet wurden.

Man weiß man, mir aufzudecken, ja nicht mehr auszugehen, um die Leute über das Vorgebirge zu belehren, und ich blieb zu Hause, um selbst zu üben, was ich Andern empfohlen hatte. Ich hatte nämlich essentische Aufschlage auf gelbem Papier drucken lassen und dieselben in Hunderten von Städten verbreitet. Sie lauteten kurz so: „Hör' Gott an und nicht die Götter. Der Reiche ist der dem Armen gut. Der Arm kommt seinen Pflichten nach. Wenn wir Erde beehren, erhöht Gott nur die Webere. Wenn Gott Regen schickt, so danke man nur seine Gnade.“ Seit einem Wort nun theile ich aus, die kommen, Nahrungsmittel aus, so gut ich's gehen kann gestren waren es über 1000 Personen, die auf ein Stück Brot warteten und freud mit mir die Regen beteten. Darunter sind Leute, die



Gruppe von Menschen in der Mitte 19. Jahrhunderts

Vorwort zum neuen Jahrgang.

Am 9. Juli 1866 das erste Heft des Wissens-Magazins erschien, da gab es — die höchsten Naturwissenschaften ausgenommen — noch kein Blatt in Deutschland oder der Schweiz, welches sich ausschließlich mit der Natur beschäftigt hätte. Die neue Zeitströmung hatte daher ein unermeßlich großes Feld vor sich, und weit ließ es den Hauptströmungen der Naturwissenschaft, welche der Reise nach dieselbe herausgaben, in hohem Maße gelingen, Sachkerner anzutreiben, welche in Gestalt des allernächsten erwartenden Abstraktes, der Abstraktion zur Natur für die Wissenschaft oder zum persönlichen Gewinn in dieselbe, ja auch zur Gründung neuer Wissenschaften und Gesellschaften reiche Frucht brachten. Je weitere Kreise nun aber die Wissenschaft mit dem Wissen-Magazin erdrang, desto allgemeiner fand man, daß „das geringste Wissen-Magazin, welches der Herr in unserem Deutschland (und selbst im Ausland) gebraucht hat, um auf die geistige Weltanschauung aufmerksam zu machen,“ für viele eben doch „zu weit umfaßend und zu hoch“ *) war. So entstanden das Barmer und das Göttinger Wissensblatt, welche, weil sie nicht nur vierteljährlich, sondern monatlich oder noch öfter erscheinen, immer die neuesten Nachrichten bringen konnten und wegen ihres populären Tones auch von den einfachsten Lesern gern gelesen wurden. Dazu kam, daß man in Basel selbst suchte für die Angehörigen der ersten Gesellschaft ein besonderes Monatsblatt, den Heidenboten, anzulegen und daß dessen Beispiel rasch allgemein die anderen Natur ent-

*) 2. Jahrgang des Wissensblatt 1866, Schlagwort

hundertem Minnongesellschaften folgten. Wie denn auch noch so friedliche und ehrenvolle Konferenzen nicht für den Veranlasser des Mazagao so länger so sehr förderlich waren. Im J. 1857 sah man sich daher veranlaßt, dasselbe wenig umzugestalten, es nach Inhalt, Schreibart und Ausstattung den Bedürfnissen, wohl auch dem Geschmacke der Zeit mehr anpassen und ihm einen Redakteur zu geben, der den größten Theil seiner Zeit und Kraft auf dasselbe zu verwenden in der Lage war.

So stieg die Aeneas des Minnongesellschaftens an. Der Erfolg war ein glänzender. Die schonen „gelben Blätter“ fanden überall Eingang. nicht nur, wo man ein Herz für's Reich Gottes hatte, sondern vielmehr auch da, wo nur Interesse für Wissenschaft und Vortrefflichkeit, oder wenigstens Verdienst für schöne Literatur vorhanden war. Aber es blieb nicht so. Die Zahl der Missionenblätter, überhaupt der Missionenblätter, wuchs immer noch an. Der Markt wurde fast überfüllt. Da nun, da der einmüthigen eine Menge theils wissenschaftlicher, theils vorwiegend geistlicher Zeitschriften, die nicht nur alles das mit sachgemäßer Sachkenntnis und Überduldung behandelten, was früher diese oder jener eigentlich Christen und Missionen geistlich im Mazagao gehandelt und gefunden hatten, während andererseits eine große Zahl von Sonntagsgläubigen, Kirchenzeitungen und anderen christlichen Zeitschriften ebenfalls Missionennachrichten zu bringen und Missionen zu beschreiben anzuheben. Ueberdies trat eine „Allgemeine Missionenzeitung“ ins Leben, die in der erfreulichsten Weise das genannte Missionenblätter zu einem Gegenstande aufstellte, in der Untersuchung machte und sich dadurch den Kreisen der Gelehrten, namentlich der Theologen und Theologen, empfahl; ja im Lauf des vorigen Jahres ist hienach noch ein minnongeoграфisches Blatt „Aus fernem Osten“ gekommen, das wenigstens zum Theil aus den gelben Quellen schöpft, wie wir. Deshalb können uns auf den Gedanken bringen, als hätten wir nun ein für allemal unsere Aufgabe gelöst. Das Auskommen so zahlreicher neuer mit der Missionen sich beziehender Zeitschriften beweist aber nur, wie großartig in den letzten Jahrzehnten die Missionen zu Ausbreitung und Bedeutung geworden sind und wie sehr das Interesse und Verständnis für dieselben, namentlich in wissenschaftlichen, aber auch in anderen Kreisen gewachsen ist. So daß die da ersten und die da neuen haben, sich mit einander

lassen dürfen und von einem Controleur der Arbeit keine Rede sein kann. Doch dürfte es unter den soeben dargestellten Umständen wohl zu bezweifeln sein, in welcher Weise die Erwerbung zu bringen, was das Magazin eigentlich ist, was es neben all den andern Magazinen immer noch will und für wen es bestimmt ist.

Also endlich: was ist das Missioners Magazin eigentlich? Obenstehend wird dasselbe als „Bücher“ Magazin bezeichnet, was aber nur ungenau richtig ist, da es „in Auftrag“ der Wiener Mission, sehr ununter geschrieben und herausgegeben wird. Es ist nicht Organ der Wiener Missionsgesellschaft, wie der Handelsbote, sondern eine allgemeine Missionszeitung im weitesten Sinne des Wortes; es ist wohl in erster Linie gerade die ausländischen Missionsgesellschaften und ihre Arbeit unter den Heiden, dann erst die näher liegenden humanitären, deutschen und anderen Missionen beleuchtend. Derselben Leitet's auch Magazin: es ist eine Verrathskammer, in welcher fast die einzigen, welche keine fremden Sprachen, namentlich kein Griechisch verstehen, das Wichtigste aus der gesammelten ausländischen Missionenliteratur auszuwählen und in möglichst anschaulicher Uebersetzung wiederzulegen wird. Aber natürlich werden dabei die dem westlichen Christen und ihre Plätter, deren es etwa 30 sind, während nur aus dem Ausland wohl 100 zusammen, nicht ganz unberücksichtigt gelassen, so daß diejenigen Missionsfreunde, welche gern von all den verschiedenen Missionen wissen, nur das Wichtigste und Interessanteste finden können. Die einzige Bezeichnung ist dabei durch die beiden Worte „Evangelisches“ und „Missions-“ gegeben, indem letzteres im engeren Sinne gemeint ist, also die Bestimmung im Unterschied von der Juden- und der Jüngerer Mission bedeutet, während „evangelisch“ im weitesten Sinne verstanden wird und nur den Gegensatz gegen die katholische Kirche einer, gegen alle unevangelischen, d. h. unchristlichen Missionen andeutend will. Es ist damit der weitestgehende christliche Gesichtspunkt, welcher nicht diese oder jene Zeitungsgelehrte, sondern die ganze Partei, die sich nach, sondern den Reide Gottes, der Welt, welcher derselbe ist bei vielen Bösen und in allen Klüften. In diesem Sinne, der sich gebunden weiß an das Wort Gottes, aber auch sich verbunden weiß mit allen, die das Wort haben. Denn Christus und Ihn eines Herren haben, in diesem Sinne nicht nur das Evangelische Missioners Magazin alle Rechte, welche wir Heiden

bekennung in der ganzen Welt gemacht werden, anrufen, beurtheilen, beschreiben und seinen Lesern bekannt machen.

Damit ist denn auch schon genug, was wir wollen, was unser Zweck und Ziel ist. Wir möchten die große Mission des unsers erhabenen Heilandes Jesu Christi in unserem schwachen Theile dadurch fördern lassen, daß wir überall den Spuren der Edelsteine wie der Schmirgel nachgehen, sie bei ihrer Arbeit beobachten und dann unseren Lesern ein möglichst lebendiges, wahrheitsgetreues Bild von ihrer Thätigkeit, ihren Erfahrungen und ihren Erfolgen vor die Augen stellen, damit sie angeregt werden, auch ihrerseits mitzubeten, mitzugeben und mitzuarbeiten, auf daß der letzte Befehl unseres Königs Jesus immer vollzogen, immer schärfer und immer allgemeiner ausgeführt, die zerstreuten Kinder Gottes aus der ganzen Welt gesammelt, den Lesern das Evangelium angeboten und dem Vortragslehrer den Herrn der Wege bereitet werde. Was hilft all unser Lesen und Schreiben, unser Lesen und Hören, unser Wissen und Mittheilen, wenn nicht unsere Liebe gereicht, unser Glaube gestärkt, unsere Hoffnung belebt wird? Was hilft aber auch aller Eifer und alle Unerschrockenheit des Missionsmanns, wenn nicht eine gründliche Sachkenntnis, ein tieferer Einblick in die Wege des Herrn, in die geschichtliche Entwicklung der christlichen Kirche, in den großartigen Zusammenhang des gesammten Missionswerks aller Zeiten und aller Länder dazu kommt? Unser Streben ist befaßt darauf gerichtet, nicht nur einzelne, unzusammenhängende Nachrichten mitzutheilen, sondern unter Verzichtlassung von Stich, Fein und Steppeln möglichst das herauszuheben und darzustellen, was einen bleibenden Werth hat, was wirklich ein Glied in der großen Kette der volltönden Thaten zur Ausföhrung seines ewigen Rathschlusses zu sein scheint. Dabei suchen wir jedoch alles Unnötigen, Streiten, wie auch Leben und Vertheidigen ähnlich zu vermeiden, unseren Lesern so viel als möglich Thatföchliches, wenn auch nicht immer Erstrebbares, zu bringen. Denn alle Schemata oder Vorannahme der ja von schwachen, fündigen Menschen betriebenen Missionssache liegt uns fern. Wir suchen und lieben auch hier nur die Wahrheit.

Damit dürfte denn auch die dritte Frage beantwortet sein, für wen nämlich das Missions Magazin bestimmt ist. Es wendet sich an alle, denen es darum zu thun ist, von der ewigen gelichen Missionssache das Wahre und Thatföchliche zu erfahren

Nur wissenschaftliche Erörterungen oder auch erbauliche Betrachtungen sind, der werde ich niemandem anders hin, beifügen, wer nur noch in der Welt oder in den Knechten halet. Der Wahre Steapel ist das Einfache. Nach Einfachheit trachten wir auch im Ausdruck, in der Darstellungsweise. Wir schreiben nicht für Gelehrte, sondern für lebende und denkende Christen aller Stände. Wenn Genuß den Preis für ihre Missionsarbeiten unserem Bazar zu verdienen, so wird es uns herzlich freuen, wenn kleinere Blätter das Eine oder Andere daraus entlehnen, so freut es uns ebenfalls, daß Gleichen wie in Wirtensvereinen und anderen geselligen Kreisen daraus vorgetragen wird. am höchsten aber würden wir es schätzen, wenn nicht unser Bazar auch in christlichen Familien, von Lehrern, von Vätern und von der reiferen Jugend gelesen werden wollte. Auch für die Letztere ist doch schließlich Wahrheit interessanter als Fiktion; wenn ihr nur die Fragen dafür geoffnet werden. Den Trost haben wir, daß wir unsere Blätter wirklich lesen, dieselben auch interessant finden; wo wir über Langweiligkeit derselben klagen hörten, da war es regelmäßig in solchen Häusern, wo die „gelben Hefen“ launig durchblättert, vielleicht nicht einmal aufgeschritten wurden.

Doch wozu all' diese Auseinandersetzungen? Zielen werden dieselben überflüssig erscheinen, wennigen etwas Neues sagen. Uns aber war es Bedürfnis, einmal auch mit einer ausgesprochenen Erklärung unserer Grundlage und Absichten vor die Freunde der Missionen zu treten und sie um ihre Mithilfe zur Förderung und weiteren Verbreitung unseres Blattes zu bitten. Wie es im Brief auf die Feindenwelt wahr ist, daß des Landes noch sehr viel anzunehmen übrig ist, so auch im Blick auf das Missionsinteresse der heimathlichen Christenheit. Es ist ja wahr, daß viele abgelegte Kunde des Evangeliums und darum auch der Missionen sind. Solche ja gewinnend oder unzulänglich, steht nicht in eines Menschen Macht. Dann gibt es andere, die, wenn sie vom Reich Gottes hören, entweder mit einem Refus an schwärmerische Worte denken oder mit dem Vorgänger Refus die Sache auf „gepauerte Zeit“ verschieben. Auch wolten beizukommen, dürfte schwer fallen. Ohne allen Zweifel sind es aber noch Tausende wohlwollender, ersterer Seite unter uns, die nach der Gelegenheit und Aufforderung gehabt haben, sich mit der großen Angelegenheit der Heidenbekehrung zu beschäftigen und dafür oder dagegen zu entscheiden. Solche können und sollen ge-

worren werden. Wir sind es' ihm schuldig, daß wir sie mit der Mittheilung bekannt machen. Was man nicht kennt, das heisst man auch nicht. Deshalb fehlt es bloß an der Anbietung, an der Einladung.

Die Missionsgesellschaften und auch die Missionsdruckschriften können in dieser Richtung kaum mehr thun - ihre betriebsgen Verhältnisse haben schon jetzt mit zu sehr den Vergeschmack des Eigenlobs, welcher bekanntlich kein anziehendes, sondern ein abbrechendes ist. Deswegen bleibt nichts übrig, als das alle diejenigen, welche aus eigener Erfahrung wissen, was für ein heiliges und ergiebiges Ding es um die Bethätigung am Missionenwerk ist, nun auch das Thungebrun, um denselben neue Freunde, Zuhörer und Mitarbeiter zu gewinnen. Einer der einfachsten und leichtesten Wege hierzu ist die Anbietung von Missionätern, und zwar in erster Linie natürlich nicht von Specialitäten einer besonderen Gesellschaft, sondern von solchen allgemeinen Missionen, wie z. B. das Kaiser-Wilhelms-Blatt, das Evangelische Missions-Magazin und die von Dr. Warnke herausgegebene Zeitschrift.

Hier ist ein Gebiet, auf welchem Jeder mitwirken kann, wenn er nur selber ein Herz für den Herrn und seine Reichthümer hat. Die politischen Parteigänger und namentlich die socialistischen Wähler bedenken uns Christen in diesem Staat. Bei ihnen gilt der Grundsatz, daß jedes Mitglied jährlich wenigstens Einen neuen Parteigenossen anwerben könne und müsse. In einem ihrer Blätter, der uns freier als Christliche überliefert werden kann, ist Folgendes zu lesen: „Wir anstrebendes Gleichgewicht der Kräfte und damit die Möglichkeit des Sieges können wir nur dadurch erlangen, daß jeder sich mit seiner ganzen Kraft in den Wahl-Kampf wirft. Jeder muß sagen: die Partei braucht mich! Ich bin die Partei so gut wie jeder andere, und jeder muß Zucht der Partei sein und ihr unbedingt zur Verfügung stehen. Nicht jeder kann einen Vortrag halten, nicht jeder einen Gedenkspruch schreiben; allein jeder kann mit seinen Werksam-Verbindungen, seinen Haus- und Zuhörern Reden reden, oder kann Flugblätter verteilen, jeder kann Zusammenstellen herantreiben, jeder kann auf die benachbarten Dörfer gehen und den Landbewohnern im Gespräch sagen, um was es sich handelt. Das kann jeder und das muß jeder! Wer mehr kann, ist zu mehr verpflichtet! Nicht eine Stadt, nicht ein Dorf, nicht ein Haus,

mit eine Karte dort übersehen werden. In hundert von Wohlthätigkeitigen blickt bei der letzten Wahl ihre Stimme nicht abgegeben. Diese Stimmen zu gewinnen, ist unsere Aufgabe, und wir werden sie gewinnen wenn jeder seine Schuldigkeit thut."

Das ist freilich eine „Agitation“, die wir weder nachahmen können noch wollen; dagegen dürfen wir wohl in manchen Stellen von den Kindern der Welt lernen, die so der Herr selbst als „Künger“ bezeichnet, und namentlich in Rücksicht auf den Muth und die Sageshaftigkeit, mit welcher jene ihre Grundtug verbreiten, uns untereinander zu größerem Missionseifer anspornen durch Wort und That. Haben wir kein Recht, zu unseren Missionen zu sagen: Kommt, helfet uns das Reich ziele! so haben wir auch das Recht nicht, zu den Heiden zu sagen: Thut Buße und glaubet an das Evangelium! Daraus setzt jenes voraus, wie die äußere Mission eine innere und diese wieder eine innerste voraussetzt, die jeder auf seinem Herzen zu thun hat. Und daß nur in dieser nur Einheit besteht.

...

Die Hungersnoth in China und ihre Folgen.

Man hat unser Jahrhundert schon häufig als das eigentliche Missionenzeitalter gekennet. Aber obgleich wir schon in das letzte Viertel desselben eingetreten sind, gibt es doch immer noch Leute, und zwar gläubige Christenmenschen — darunter auch gelehrte Theologen — welche standhaft bei der Behauptung bleiben, man habe nach der h. Schrift kein Recht, von jedem Mitgliede der christlichen Kirche zu verlangen, daß es sich am Werk der Heidenbefehrung und Ausbreitung des Reiches Gottes betheilige, mit andern Worten die Mission nicht fr. keine allgemeine Christenpflicht, sondern: hienach die Sache einer nachher besonders hierzu berufenen Mission.

Wenn man geteilt ist, die Liebe, und beordere das Neue Testament so zu sagen mit Weisungen zu lesen, so kann man einen derartigen Satz vom Glauben der Heidenwelt sich anschaffen. Man kann z. B. nur das Eine einfache Wort des Apostels Paulus „Freuet euch mit den Brüdern und weinet mit den Weinenden,“ so ist doch klar, daß den Christen die weitgehendste Sympathie, Menschenliebe oder wie man es nennen will, zur Pflicht gemacht wird. Wie kann man Tausende und Millionen seiner Mitmenschen weinen sehen, ohne mit ihnen zu weinen? und wie kann man mit ihnen weinen, ohne etwas für sie zu thun? und wenn sie das Evangelium noch nicht haben, wie kann man ruhen, bis es auch ihnen gebracht ist? Manz gewiß liegt der erstaunlichen Ausdehnung des Weltverkehrs, der immer zunehmenden Bekanntschaft mit fremden Völkern und Völkern, des Post-, Telegraphen- und Zeitungswesens in unseren Tagen die göttliche Absicht zu Grunde, daß wir Christen einen Einfluß in die Bedürfnisse unserer heidnischen Mitmenschen und dadurch einen mächtigen Antrieß zur Missionen bekommen sollen. In „alten, guten“ Zeiten konnte fern in Asien oder Afrika irgend etwas Schreckliches geschehen, ohne daß man in der europäischen Christenheit auch nur die geringste Notiz davon bekommen hätte, ja vielleicht ohne daß man bei uns etwas davon wußte. Dertzuage ist das nicht mehr möglich. Und das ist ein Glück. Es ist zwar gemüthlicher, still, zurückgezogen im eigenen Winkel zu leben und den Lärm der Menschheit, wenigstens der ferneren Heidenwelt, nicht an sich heran kommen zu lassen. Aber trübsal ist das nicht. Ein Christ soll sich freuen mit den Freulichen. Ist das in und immer eine leichte Aufgabe, er soll aber auch weinen mit den Weinenden. Das ist in den meisten Fällen wohl noch schwerer, aber, wie gesagt, es ist eine Christenpflicht.

In diesem Sinne ist's denn auch ganz am Platze, wenn in evangelischen Missionen- und Kirchenzeitschriften wie vom Glauben des Götterdienens, der Sklaverei, der Frauenverei und anderer heidnischen Verbrechen, so auch von der mannigfachen anderen Noth berichtet wird, welche in West- und Ost, Erdbeben, Ueberschwemmung oder Hungersnoth als eine Zuchtmilde Gottes über die Völker kommt. Manche dieser solcher Noth sind in den letzten Jahren viel eckel nahe daran gewesen, milder und abgestampft zu werden,

11
man hatte und immer mehr waren es davon betroffen. Von 1873
ertheilte die Meiste war: in Persien, in Kleinasien, in Palästina, in
Nordafrika, in Persien, in Sibirien und nun schon seit längerer
Zeit auch in China. Aber wir haben noch lange nicht genug da-
von gehört: nur einen gewöhnlich war alles schnell über solche Nach-
richten hinweg und ich bin mir nicht die Mühe, mit Kopf und
Herz auf die Ursachen werden und Entbehrungen der Handels eben
bedenken des Handels und einzusehen.

Sehen wir Jahre der beiden letzten Jahre haben wir es noch
in etwas über die Hungersnoth in Nordchina mitgeteilt, doch immer
noch ist, und immer verhängend. Im Jetzt eben möchten wir nun
eine Reihe von Nachrichten und Perioden zusammenstellen, welche alle
von Hungerzeiten betreffen und wohl geeignet sind, uns zum Denken
mit den Ursachen anzuregen, dann aber auch von den hungerange-
regten Mittheilungen zu hören, denen christliche Missionäre zur Verde-
nung der Noth sich angeschlossen haben und endlich einige erschütternde
Aussprüche dieser schweren Heimath zu sammeln.

1. Die Noth in Schantung.

Sehen im Lauf des Jahres 1874 erschienen in englisch-chine-
sischen Zeitungen und bald darauf auch in europäischen Blättern
kurze Mittheilungen über außerordentlichen Regenmangel, darauf
folgende Missernte, Theuerung und endlich Hungersnoth in der sonst
als Vorkammer bezeichneten Provinz Schantung. Dieselbe liegt
unmittelbar südlich von der nördlichen Provinz Petchili, grenzt
im Westen an Honan, im Süden an Kiangsu und läuft nach Nord-
osten in eine große Halbinsel aus, welche den Golf von Petchili
und das Gelbe Meer von einander trennt. Das Land ist gebirgig,
aber fruchtbar und gesund. Die Einwohnerzahl wurde vor einigen
Jahren auf 11 Millionen, der Flächeninhalt der Provinz auf 2000
Quadratkilometer angegeben, so daß auf die Quadratmeile wenigstens
12,000 Menschen kommen würden. Neben der Hauptstadt Tschifu
sind die größeren Städte Tschifu und Tschingfeng als
Handels- und Zehntverlagorte bekannt. Ein anderer Ort ist als
Wohnort des Konfucius bei den Chinesen berühmt. Evangelische
Missionäre gibt es hier erst seit dem Jahr 1840. Dieselben hatten

aufzogs mit großen Edder ergriffen zu Lande, und gleich im ersten Jahr wurden zwei amerikanische Wägen, Holmes und Parker, von zehn Hebelherden umgepflügt, welche sie an Zählung für die erste Vorkbevelterung hätten hätten wollen. Zehner ist jedoch die Arbeit trotz wiederholter Zählungen am Sezen vorangegangen. Katholiken gab es schon lange ehe die Protestanten kamen in Schaltung. Die Provinz ist zugleich Dese eines apostolischen Vikars.

Zuletzt über den Schanplatz der Hingee noch. Was der Ufsaden derselben betrifft, so ist in erster Linie das Ausbleiben der zum Wachsen der Saat anwendlichen Regen im Winter 1875 zu nennen. Aber dabei blieb es nicht: auch in den folgenden Jahren fiel kein Regen und eine schmerzhafte Dürre trat ein, gegen welche alle menschlichen Anstrengungen nicht aufkommen vermochten. So ist gewiß, daß dieser Regenmangel von der allmählichen Entwaldung und Ausdehnung der ausgedehnten Wälder Nordhans's herrührt, welche in den Landeshandeln Nahrungsmitteln antonend immer weiter nach Osten vorgerückt ist, ohne daß von Seiten der landwirthschaftlichen Regierung etwas dagegen gehandelt worden wäre. Das führt dann noch der besorgniserregende Umstand, daß viele Felder dem Wittere entzogen und mit Weizen zur Gewinnung des Opiums bepflanzt worden sind. Dadurch ist nicht allein kein Korn produziert, sondern — wie man sagt — der Boden auch in hohem Grade angegraben worden. Und als die Noth einmal ausgebrochen war und man an Noth zu denken anfang, da merkte man erst einen weiteren Uebelstand: den Mangel an fahrbaren Landstrassen, auf welchen man der hiesigen Bevölkerung von auswärts hatte Nothmittel zuführen können, die Abwesenheit von Eisenbahnen und anderen Verkehrsmitteln, ebenfalls eine Folge des abgelaufenen Zustandes, welcher bis jetzt die amerikanische Regierung wie das Volk und die Gemeinden beherrscht hat.

Noch hören wir noch etwas über die Noth selber, wie sie aus der katholischen Nothener L. Hildard in einem Brief vom 1. Juni 1875 beschreibt: „Zeit drei Wochen hat sich unsere Noth mit jedem Tage gemindert, obwohl es schon 11 Monate her ist, daß einige hundert Menschen der Noth gekostet haben. Die armen Leute in der elenden schauerlichen Zusammen: Dieser verbunden hat in seiner Noth, um fast ununterbrochen wachende Fir-

[illegible]

Nach der Flucht that beharrlich an und die Saat verdeckte: die Armen hingen an ihre Haden und stieher zu vergraben und bekamen immer weniger ansehnlich, weil die Brandopfer gar zu mächtig sich vermehrten. Das Lüd denn ein, solche überflüssige Menschen zu erlösen und zu heilen. Lange Zeilen künden sich zu nützlicher Nachzugen. Zwei wurde doch erlöset, bald aber auch den heiligen Geist angethan, bis zu tödlichen Verwundungen. Zuletzt wurden hier sogar 11 Missethäter angesetzt, und diese unbedeutendere blieben ganz unbetroffen. Der Beamte geriet auch in Verlegenheit, und so mußte endlich der gewaltthätigste Mörder zum Tode verurtheilt werden, nur andere abzumessen. Bei nur zehntes Korn ansetzte, wo er es fand, wurde nicht mehr bestraft, denn die ersten Tode wurden so häufig, daß man sie nicht als solche konnte. So geschah es denn, daß vier Männer in drei Tagen in St. St. angesetzt und dann hinter einem Hause aufbewahrt wurden.

Nun rief man mir einsteigen, es nicht mehr auszugehen, und die Karte über das Pöten zu befragen, und ich blieb zu Hause, um jedoch zu sehen, was ich Andern empfohlen hatte. Ich hatte nämlich 3 feine, alte Aufschläge auf gelbem Papier drucken lassen und darüber 100 Tausende von Städten verbreiten. Sie lauteten kurz so: „Wer weilt an und nicht die Wege. Der Herr theile dem Armen mit. Der Arme soll die seine Pöten nach Wien zur Hand bekommen, erhalt oben unsere Gebete. Wenn oben Regen schütt, so danke man mir seine Gnade!“ Zeit einem Monat man theile ich aber, die kommen. Abraumsmittel aus, so gut ich es geben kann; gehern waren es aber 1000 Personen, die auf ein Stück Brod warteten und sitzend mit mir im Regen beteten. Darunter sind Leute, die

bedrohende Wetter haaset, aber sie werden verlauten, noch Weder darauf erheben können. Alles läuft bettelnd und Arbeit nachts und auf Land ab, Männer und Weiber. Man ist das Land der Mänte, grabt Wurzeln aus, findet in Flechtstücken eine Delatasse. Wer noch was hat, mag die Thüre nicht zu öffnen, sonst drängt sich gleich eine Bande ein: da macht dann der Eine Feuer, die Andern greifen nach Korn und Mühlstein, wieder Einer läuft nach Wasser, kocht mahl. kocht und kocht man, um einmal sich satt zu essen. Ist das erreicht, so bricht die Bande auf, um im nächsten Dorf einen andern Meiden heimzusuchen. Da Wangen geht's dabei doch noch menschlich zu. Aber die armen Wüster, mit Zwangslagen auf dem Arm und ohne Muth für sie! Gestern stand er auf der Brücke und sah ihren schwarzen Haarpf — soll sie's noch länger ertragen, den Kleinen täglich hungern zu sehen, oder soll sie seinen Todten mit einem Male ein Grab machen? Die Mutterlilie neigte, weinend schlief sie ihn und ging weiter.

„Da und dort regnete es ein wenig, dann fiel Hagel und gestörte die Saat. Gestern kamen drei Männer und berichteten die Ankunft von Heuschrecken, so schickte ein Schreckensbote auf den andern, wie bei Noth. Das Wenige, das ich noch habe, ist am Ausgehen. Können Sie mir etwas helfen, so wird Gott Sie segnen.“

Der Missionar erhielt Beiträge von Schonghai und konnte nun angesehene Gäste laden. Aber die Regierung sah nicht dazu. Bald ließ es, er stahle des Volkes Herz aus den schlechtesten Wegzählenden, und am Ende mußte er fliehen, um sein Leben zu retten. Er zog sich nach Tsi-nu-lu zurück. Das Schlimmste war, daß Vorräthe zu haben waren, keine hat Stunden von dem Paß des Januars. Aber wie sie transportiren: Alles wurde unterwegs geplündert worden. Gläubige Beamte ließen sich die Noth des Volkes zu Herzen gehen und brachten anerkennenswerthe Opfer, ihr abzugeben. Andere benutzten aber auch diesen Jammerstand, um sich selbst zu bereichern. Mit den Fäden hatten natürlich auch die Chinesen. Zwei Missionare benutzten im November 1876 eine dinstliche Kommitte in Schonghai. Sie fanden das Volk durch Hunger dem Tode nah und — auf den Punkt, sich zu vergiften, weil weder Brod noch Arbeit zu haben war. Die Armen gelanden, erst gesehn ihre zwei Kinder lebendig begraben zu haben, weil sie deren Jammer nicht länger hätten aushalten können!

Nach trauriger Ioh. es 1877 aus. Am 3. Febr. schrieb Miss Howard wieder: Am Sonntag ist die Nacht nach Regen, jetzt ist es so, wie bereits aus Nacht vorher. Wenn haben sie nicht mehr zu essen als das Spreu, Kartoffelkraut, Pannieride, Lumpsblätter, Strauchblätter, Buchweizenkörner, und Ähnliches. Konnte sie auch das nicht mehr aufstehen, so brechen sie ihre Häuser ab, verkaufen das Holz und essen tausende Alben einer Zergaum Art, mit welchem die Dächer gedeckt sind, trodene Körner, die man zur Fütterung gesammelt hatte, werden jetzt allgemein gegen die Läuse sterben, weil sie nicht einmal das haben können. Sie verkaufen die Kleider vom Leibe, ja ihre eigenen Kinder. Um sich vor der Kälte zu schützen, nehmen die Mästen dazu ihre Zuflucht in unterirdische Struben, welche durch die Ausdünstung der dort aufgehängten Kleidermanne ziemlich warm bleiben, aber natürlich nie zu bald ein Grab für die Armen werden. Kaum ist aber ein Versuch gemacht, so verheben sich schon mehrere andere um den freigesprochenen Platz. Die Tausende von Leuten zu begraben, fehlt es an Kräften; sie werden daher in großen Struben eingescharrt. In Dörfern und Städten hatten die Familien ihre Häuser eingegraben, um das Nothwendige gegen Korn auszuwechseln, 20 andere Familien sind verstorben, um zu betteln, 20 Personen sind den Hunger zu Grunde gegangen. Von manchen Familien war je nur Eine Seele übrig geblieben, welche eine Miss. Richards rechtzeitiges Erscheinen gleichfalls angekommen wäre.

In Tientsin waren im Januar 90,000 Flüchtlinge versammelt, die man etwa zwölf Zuppenstaben erffüllt hatte. Da lag die Leute in schnell errichteten Mattenskluppen und nach einer kalten Nacht zog man Mergens wohl 70-80 Leichname aus der lebenden und sterbenden Masse heraus. Der Winter war dazu ein ungeheuer kalter. Am 7. Januar brach in einer solchen Mattenskluppe ein starkes Herd ein Feuer aus. Der Zehnhundert Hosi geschwind das ganze Elter in der Zambede, welche die Matten umgab, und der davon. In einer Stunde waren alle die eingeschlossenen Matten verbrannt und mit ihnen 2000-250000 Weiber und Kinder. So mußte die Leute auch retten lassen, indem sie den Zaun durchdringen, Strick und Matten liegen überall in solchen Massen herum (da sie denen mahlten, die Nahrung von den fast nackten Weibern abzuhalten), daß von den 2000 dort die Leichnamen nur wenige über 100 in dem Leben davon kamen.

Meint man, mit dem Frühjahr 1878 sei es besser geworden, so täuscht man sich. Der kaiserliche Major von Schumann*, bereits vielmehr 15. Mai. „Zur Zeit Dezember 1877 hat sich die Lage nicht gebessert: wir hoffen in diesem Frühjahr auf Regen, um Getreide und Mais säen zu können, aber es fielen nur wenige Tropfen; das im Herbst ausgesäte Getreide ist schon ganz verrotten und die Getreide für den August verloren. Wir setzten 4 großen Lebensbäume an und haben eine Anzahl bei diesen Familien unterbringen müssen. In einem einzigen Distrikt haben wir in den 5 letzten Monaten mehr als 200 Kinder gesammelt, die von ihren Eltern verlassen waren. Zu meinem größten Bedauern mußte ich den Missionaren verbieten, neue aufzunehmen, da wir sie nicht unterhalten können. Ich darf aber hinzufügen, daß zu unserem großen Troste die Befehle sich mehren: wir haben in diesem Monat (April 1878) Nachrichten und die Missionare erhalten nicht hier für die Arbeit.“

Tranquilliser noch lauten die Schicksale von Wm. Parradale, auf dessen Punkte wir jedoch später zurückkommen müssen.

2. Die Arbeit in Schansi.

Von Schansi werden wir aus dem kaiserlichen Schansi zu, wo das Elend in Folge der Hungersnot vorzüglich einen noch höheren Grad erreicht hat. Das reichhaltigste Bild davon entwarf uns Hr. G. G. Grassi, Mediziner des kaiserlichen Palastes von Schansi, ein Franzose. In seinem Bericht vom 4. März 1878 gibt derselbe zuerst einige Angaben über die Lage und Größe dieser Provinz, welche gut zur Orientierung dienen.

„Die Provinz Schansi, sagt er, grenzt im Osten an Peking, im Süden wird sie durch den gelben Fluß von der Provinz Honan und im Westen durch den nordwestlichen Fluß von Schansi getrennt; im Norden stößt sie an die Mongolen. Nach den anderen Angaben Chinas ist Schansi sehr bevölkert, die Einwohnerzahl und deren Dinge auf 17 Millionen angegeben. Die im 18. Jahrhundert

* Die Biographie über Missionare, welche wir anführen, sind alle der kaiserlichen „Zeitung der Missionen“ entnommen.

von denen 8 erster, 16 zweiter und 83 dritter Ordnung; der größere Theil derselben liegt im nördlicheren Theil der Provinz, die Dandabidi Tsaiuen fu, wo sich der Sitz des apostolischen Vikars befindet, in der Mitte.

Die ganze angeführte Strecke man aber nur drei Jahren unter einer sehr wachsenden Pflanze, seit 1^{te} Jahren ist gar kein Regen mehr gefallen, abgesehen von einigen Tropfen, die im vorerwähnten Sommer nur die Hitze steigerten. Daher erblüht denn auch das Land überall nur der Kaktus, fast ohne Spur von Pflanzengewächs. Im nördlichen Theil, wo eben die Bevölkerung nicht so dicht ist, konnte man im letzten Jahr noch eine kleine Ernte machen, aber im übrigen, wo wenigstens zwei Drittel der Bevölkerung wohnen, war gar keine Ernte möglich. Die Theuerung ist auf's Höchste gestiegen und der Preis des Getreides ist unerträglich. Während neueren Jahren die Price, das allgemeine Nahrungsmittel der Gegend, nur 1000 bis 2000 Sapeken (1^{er}, 2^{te}, 3^{te}) der Zehel kostete, bezahlt man sie jetzt mit 10 bis 15 Ad, und findet sie nicht einmal dafür. Das Mehl, das gewöhnlich 10 bis 15 Sapeken (1 bis 15 Ad) per Maß kostet, wird jetzt zu 100 Sapeken und höher verkauft. Nahrung steht es mit den andern Lebensmitteln. Dazu kommt noch, daß es an jedem Verdienst fehlt; Niemand denkt daran, arbeiten zu lassen. Man würde verkaufen, aber Niemand kann kaufen.

Unter dem Druck dieses allgemeinen Elends hat die Regierung sich entschlossen, den Unglücklichen in Hilfe zu kommen. Schon seit dem vorigen Jahr hat sie ihre Magazine geleert, den reichen Staatsbeamten eine hohe Steuer auferlegt und in einigen Städten sogar die Steuern mit Gewalt genommen, den Bauern, den sie vor ihren Ädlen und Magnaten beschützen, auf ein Jahr für die Vertheidigung herzugeben, damit soll sie, wie man erzählt, aus dem Zaratolag etwa 100,000 Ad bewilligt haben. In der Thaterei, wo die Ernte eine sehr günstige gewesen war, ließ sie dafür große Waffen übergeben und in der Provinz Hottan aufhängen, an es vor dort auch Zorn zu erregen. Man verordnete das Geruch, von einem Rath werde monatlich jedem Durschen der nothwendige Vorrath gegeben, und die untergeordneten Beamten waren gezwungen, den Durschen, namentlich die Namen der Unglücklichen aufzuschreiben, als wenn ihnen wirklichs daran gelegen wäre, Unterstützungen auszuwirken. Als es aber zur Ausführung kommen sollte, gab der Berg eine

Maße. In einigen Städten wurde nichts gegeben, in andern erhielten die Dürftigen täglich 10 Saperi (10 Pf.), in noch andern wurde Einzelnen monatlich 10 Bind Hirse gegeben, und nur in der Vorstadt und ihren Vorstädten fand eine tägliche Vertheilung von Hirse oder gekochtem Reis statt, aber in einer Weise, welche die Hirse zu einer Fluchursache machte. Damit die Bettler sich nicht in der Stadt ansammelten und Unordnungen erregten, wurden ungefähr eine Meile vor der Stadt drei große Umzäunungen hergestellt, eine im Norden, eine im Osten, eine im Süden, hier wurde nun Jedem, der darinnen hat, ein Zellstücken Hirse oder Reis gegebend: die tägliche Zahl der Dürftigen betrug durchschnittlich 4000. Einzelne wurden hier in die Umzäunung zugelassen und mit die zurückgewiesen, deren Aukeres eine solche Erbschöpfung vermuthet, daß man sterben möchte, sie würden innerhalb der Umzäunung sterben. Natürlich herrschte am Thore ein unbeschreibliches Gedränge, denn die Heerden durch wuthendes Schlagen abzuhalten suchten, das Thier ist, daß täglich gegen 50 Menschen dabei umkamen. Am Thore ging ich einmal selbst hinaus, um diese Vertheilung anzusehen, wir hatten eine Kette von 2000, und die brachten sich nun die kaum halb bekleideten Männer und Weiber jeden Alters weinend und jammern an dem Eingang der Umzäunung; wir sahen manche, die so erschöpft waren, daß sie nicht einmal die erhaltene Nahrung zum Munde fuhren konnten. Wahrscheinlich eine solche Almosenvertheilung ist eher eine Qualerei als eine wirkliche Nothlinderung, wie kann man die halbverhungerten und ganz erschöpften Missethäter zwingen, bei einer solchen Kette einen Weg von 2—3 Stunden zu machen, und dann noch ebensolange zu warten, bis an ihre Reihe kommt? Was besonders ist es aber eine Qual für die Frauen und Mädchen, die mit ihren zusammengedrübten Füßen und des Weges ganz angevohlet, diesen Weg machen sollen; ich selbst sah ein 18-jähriges Mädchen, das bei jedem Schritt laut aufschrie vor Schmerz, während andere auf Händen und Füßen einwärts krochen oder sich, auf ihre Kniee und Zähne gestützt, auf dem Fleck liegten. Auf diese geringe, ungeachtet und lieblos vertheilte Nothlinderung beibrachte sich die so laut angekündigte und verkündete Regenzeit: unter dessen diem das für viele Millionen angekündigte Gewitter zum Unterhalt und zur Bereicherung der zahllosen großen und kleinen Missethäter und ihrer Familien, sowie der noch zahlreicheren Aristokraten

Was soll uns nun von der großen Sterblichkeit sagen,
 die die Provinz seit der Schlacht hat? Die Worte ich nun
 die ich dir zu den Tode, und ich selbst wurde ich nicht glauben.
 und ich verlor nur einen Augenblick. Seit den letzten See-
 kriegern soll der Tod eine so schreckliche Plage, daß man viele tag-
 lichen Opfer nur mit Tausenden ansetzt kam. Auf den Straßen
 und Feldern, in der Stadt und in den Dörfern sieht man nur
 Sterbende und Tote. man kann nicht aus dem Hause gehen, keine
 Straße durchwandeln, auch nicht hier in der Hauptstadt, ohne an
 Leichen zu stoßen. Man mußte der Vorleser jedes Stadtwortens
 nicht sorgen, daß die Leichen aus der Stadt hinausgeschafft und
 begraben wurden. Uebersen beging man sich, sie vor die Stadt-
 hinaus zu führen und ein paar Schosse in die Luft zu werfen.
 Weil man aber für die, welche auf andere Ehre in großer Zahl
 nicht über die letzte Platte hinauf, und bald die ganze Umgebung
 mit sich zu zerstreuen und verstreuen. So es aber nicht war, begann
 die Beerdigung nicht nur die Stadt, sondern auch die umliegenden
 wurde nicht wenig aufsteigende Krankheiten erzeugen. Ueberall
 der vor zwei Monaten vor dem Entfere ein großes (— du A,
 und diesen ich selbst haben und verpackt werden, der
 den ich dir, die Tode, die ich
 und Man, das die Stadt, an die Leichen zu sammeln, und es
 nicht ihnen nicht an Tode. Früher konnte man nicht an Tode,
 ohne Bettler zu treffen, jetzt sind diese schon alle gestorben und es
 nicht nur noch die Leichen und Wunden. Tage konnten sich
 nicht mit der geringen Menge befreien, die sie auf ihren Befehl
 setzen hatten, aber jetzt geht es nicht mehr. sogar das für die nächste
 der bekannte Entfere ist vergangen. Nach dem Manad daran,
 die Leichen zu befreien, weil es an den nächsten Tag ist.
 So im Beginn des Winters wurde beinahe alles Wasser geschmolzen,
 da man kein Wasser für das Wasser hatte, kann der letzte Tag
 noch vorhanden sein. Maniere, Herde, und die
 verlor der Zwischend und zwei Monate lang ohne auch die
 nicht zu. Nicht, weil es länger war als das Sterbende.

Und dennoch ist der Plan der Provinz, er nun aus Leben,
 der der im nächsten Jahr ist — nicht weil der hier nicht
 noch die Provinz mit seinen Oberbeamten macht nicht nur die
 Hauptstadt ist, nicht weil der Provinz hier nicht mehr und

vor, von die Regierung anmerksam darüber wacht, und weil auch die letzte Bevölkerung so starkem Zuwachs war. Auf dem Aufbruch und Nord 1880, 1881, wo die in Indien der Provinz getrieben, werden die Preise der Reis in diesen Gütern den Tod erwarten. Das einzige Verbrechen, in welchem die Welt sie hier sieht, ist, daß sie ihre Frauen und Kinder verkaufen. Schon seit zwei Jahren ist dieser Handel hier im Gange. In der That sieht man in nicht geringer Zahl Händler, die mit ein paar Dopolen Frauen und Mädchen ankamen, auf Karren und Wagen laden, um sie in andern Provinzen zu verkaufen, an den Meistbietenden zu veräußern, der sie dann dort dazu, Sklaverei anzuwenden, um wieder ein Mal von Weibern und Kindern gekauft wird. Die Hälfte dieser, die hier aus dieser Hauptstadt so verkauft werden, ist eine ungeheure, und Niemand kümmert sich darum.

Am Schluß noch ein Wort über die Lage der Christen. Vor den 1800 Christen, die wir in der Provinz haben, sind etwa 1000 in großer und etwa 1200 in der äußersten Noth, von den 1000 in großer etwa 1000 schon dem Hunger erlegen sein, die andern aber bleiben eher Pfaffen als Menschen. Wie könnte es anders sein, da sie sich nur von Pfeffer, Pfeffermünze, ein wenig Wein oder gar von einer Art weiner Erde ernähren müssen? Im Anfang des Winters suchten sich einige Familien aus der Provinz herüber, in der Hoffnung, bei der Mission und der Mission Unversicherung zu finden; ihre Hoffnung wurde auch nicht getrübt und dennoch ist von ihnen schon die Hälfte gestorben, theils in Folge der Kälte, theils in Folge der Krankheiten, die sie sich zugezogen, wenn sie ihren täglichen Unterhalt hatten; bei ihrer vollständigen Entkräftung konnte auch das geringste Unwohlsein hin, sie dem Tode zuführen. Selbstverständlich kann man sich vorstellen, was das ist nicht viel. Alle kleinen Sparnisse, die wir in früheren Jahren gemacht hatten, und schon vertheilt, waren aufgebraucht haben schon ihre ganze kleine Habe, ihre Betten, Mörtel, Uhren u. s. w. verkauft und besitzen nur noch die Kleider, die sie an sich tragen. Wir selbst schränken uns auf's Aeußerste ein, aber trotzdem können wir nicht einmal die Hälfte von denen unterhalten, die sich bei uns melden u. s. w."

Als Obige wird durch die Berichte bestätigt und bei Missionen sowie durch zahlreiche Zeugenaussagen mit allen vollständig be-

stürzt. W. H. Ward 3. B., der Scham durchkreuzt hat, erzählt Zerstreuung von seinen Erfahrungen daselbst. Ueberall trat er Massen die sich durch nackte Beeren, Wurzeln und Blätter zu nähren suchten. Tausende waren in der Hauptstadt mangelgeplagt, konnte aber von den herrschaftlichen Warden die Hilfe nicht erlangen, für welche doch die Regierung bedeutende Summen bewilligt hatte. Sagen und Mithen wurden später in den Straßen verkauft. In Peking eupte sich das Volk, schleppte den Warden aus dem Jansen Amisela und sagte mir, wenn er was viele andere bei der allgemeinen Noth nur in seine eigene Bereicherung gedacht hatte. Ganze Straßen waren den Misseth, sie in seinen Dast zu nehmen in's laß die Vret.

Nach ein verdorner Missionar, Koster, der jetzt in England Zurecht für die armen Hungernden in China zu erwecken ist, machte im vorigen Jahr eine Reise durch Scham. Er fand es überall so dier, daß er sich nur wandern, wo das Kaiser zum Hofen und Neuen gekommen, wenn man ihn dann aber auf die hinfaden Fede und Fingern harrte, so erbrachte er sich weiterer Nachforschungen. Bei dem Weiber und Mädchenhandel fand er Mittelstapfenen Koth, welche zu billigen Preisen größere Erlöse machten und dann die Ware wiederum anders als Prokt wieder an den Mann brachten. Ich selbst zu feld bei diesen Misseth hatte er aber auch über die Beanten Koth, welche bestehlen und habgierig wie sie sind, bei der Vertheilung der Regierungsgelder an die Bedürftigen sich die größten Ungerechtigkeiten und Unterschleife zu Schulden kommen lassen.

Der hundertste Genuß ist die Lese des Guts gewohnt und aber ein W. H. Ward 3. B. Richard 3. als Laien in dem Anfang vorigen Jahres. „Man sagt, viel Guts zu sehen, nunmehr das Guts ab; von so mancher Noth ist aber auch in den letzten zwei Jahren hier schon Zeuge gewesen bin, bei die letzte Reise, die ich unternahm, nach doch so eigent, daß ich den Misseth am besten mit geschlossenen Augen und Ohren gemacht hatte. Am ersten Tag sah ich einen Mann, der nicht mehr gehen konnte, an Händen und Füßen weiter krachten und eine Mutter ihren etwa 14-jährigen Sohn auf dem Rücken festschleppen. Neben-träger, Priester und Bediener in einer Person, legte sie ihn vor der Stadtmauer in den Schnee, und als ich mich zuletzt nach ihr

konstante, hat auf der einen Seite sie, auf der andern in enger Entfernung ein Hund bei der Leiche Wache. Einige Tage darauf sah ich 14 Todte am Wege liegen. Einer derselben war so leidet, daß er mittelgroßer Hund ihn überlagerte, er einer andern hielten Arme und Schenkel. In M. H. Nah am Fels, ein Raubtier, die Arme auf einem hohen Fels und die Füße im Fels schweben wasagenahrt, während verkümmerte Menschen überlagert. Und noch ein anderer genau der Kontrast drängte ich nur am gleichen Tage. Ich habe eine Anzahl Skizzen von diesen trübsamen Gesichten gemacht, ich habe die Arme festgenommen, daß eine der Arme todt war. Sie hatten also ihre Todtenklage. In wie vielen menschlichen Leichen aber war es vorher geschehen, die Niemand hatten, wie ich beweißen? Tief ging mir auch das im ruhrendsten Ton gesprochene Wort eines Alten zu Horen, der einen Berg hinaus neben mir herging: „Unsere Krieger und Esel sind aufgeessen und unsere Arbeiter todt, warum läßt denn Gott die armen Leute so hinterleben?“ Ein andrer, ich sah noch Jünger von etwa 15—18 Jahren, jeden auf seiner Stange gefügt, einbendeten wie 80-jährige Leute. Ein anderer trug seine sterbende Mutter auf dem Rücken. Als er weiter über den Berg sah, sah er noch ein anderes Kind. Es war das erste Mal, auf welcher Höhe, daß ich so angesprochen wurde, denn die meisten alten Leute sind schon lange todt. Wenigstens sind 14 zerstreute Hölzer und Stämme auf dem Wege liegen — vielleicht das Einzige, was die Wölfe übrig gelassen hatten von denen, die sie nicht trugen. Dann trafen wir vor einem Dorfe drei Todte bei einander, vermittelst Strohbarer, Vater und Sohn. Andererseits konnte ich nicht sehen und Rechen eines stützten den Kumpfen, und es war die letzte die Warnung war, daß keine einzelnen Wanderer sich auf einem Bergfeld zeigen sollten. Nicht fern davon sah ich zwei Leuten in Klagen an Männern angeschlagen, ein Geimpel für die Jäger und Mörder. Drunter in der Ebene war, so weit das Auge reichte, die Erde der meisten Bäume bis zu einer Höhe von 1000 Fuß zertrümmert und verödet worden. Als eine Mutter im Lärm in der jungen Sträucher, es war es eine Bäume, und eine Mutter auch wohlbestellte Zäpfchen zu sehen, es waren da noch die Bewässerungsmittel vorhanden, die am's Ende verwerthet waren. Große Strohhäcker in der in der Straße liegenden Terrassen waren augenscheinlich, daß die vorübergegangene Zeit

wohlgerathen sei. Nur meine Verstandigung oder Lichte ist, dan die Zeit alsdenns hoffnungslos stand das zu der Zeit, da die Ketten hielten. Da trat eine plötzliche Ueberfluthung und ein Wuthen an, zerstörte alle Entensichter, und ließ nur das laute Schreien übrig. Weiterhin waren zwei Männer damit befaßt, ein schwarzachtes ansehendes Stein zu mahlen. Es war nur kaum wackelnde Vermischte Versuchen!

Den Anblick ansehend, trafe ich in einem Bartholomäus etwa 40 von Paderborn gekommene Karren, die weiterhin hielten. Eine Anzahl etwa hundert Knechte begleitete sie, damit das Korn nicht unterwegs geräutet werde. Im Ganzen aber war der Prozess noch viel schrecklicher als der Anfang meiner Reise. Auf ihm saßen von unten umher Stühle und Stühle, und ich konnte selbst drei Stühle sehen. Der Stuhl wird gemacht und ist nach der besseren oder geringeren Art der Leute mit Rohr oder weniger Eisenstücken vermischt, gebunden. Die Karren sehen nicht unappetitlich aus, schmecken aber wie Staub, was sie ja in Wahrheit auch sind, und führen, in gereicher Zeit, nicht selten den Tod herbei. Wo wir einige Tage zuvor nur einzelne Tode gesehen hatten, lagen sie jetzt in Haufen über einander, und überdies zum Theil in großer Menge. Da war der Kopf eines Mannes von einem Kumpfe getrennt, offenbar durch Mordbrand. Andere Tode hatten große Kopfswunden, aber nicht solche, wie Durst, Wunde und Nachfragen sie gewöhnlich machen. Verwundete Hände heulter nach Heilung, wenn sie von den Leuten verstanden werden. Viele der Leuten, die wir auf dem Wege zusehen, waren verblüdet, als wir zurückkamen, aber nur zu viele neue Lagen nun sind ihrer da. Ich brauche nicht zu sagen, welches Herzschmerz diese Schreckliche Mase machte. Hätten wir überall die Noth ändern können, so wäre es eine sehr Befriedigung gewesen, so aber vermag ich es kaum, als die Zeichen des Geschehens, die ich Tag für Tag auf meinem Wege wiederholte, nicht als nur andeutend zu sein, denn so ist wie das Wiederholen einer schmerzhaften Wunde.

Zweiten Richard's eigene Wahrnehmung. Nach Erscheinen der mit Laute alles was er hörte. Ganz allgemein war die Beobachtung, die Sterbenden verzeihen, die Töchter werden von den Vätern verzeihen. In den Bergen sahen wir Leute in einer kleinen Menge der Leiden, getrieben, daß die Menschen einen

Dort, die des Nachts nicht zu schlafen wagten. Nicht nur ganze Familien, auch ganze Dörfer starben geradezu aus; die Damer wurden mit Todten gefüllte Gräber.

Am 27. April schrieb ein Correspondent der Times aus Schanghai: „Die Hungersnoth scheint jetzt ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Am greusen ist das Ueud in der südlichen Hälfte der Provinz Schansi, namentlich der Hauptstadt Tai-yi-en-fu, deren Bevölkerung, wenn nicht gleich Regen kommt, völlig aussterben droht. Nach den schriftlichen Schilderungen, wie sie von allen Augenzeugen, Inspektoren wie Missionären, Beamten und Missionären gegeben werden, handelt es sich hier um die entsetzliche Plage, die 1877 Ceylon oder ein anderes Land heimgesucht hat. Die rauhen chinesischen Damern verstehen es nicht, wie die armen Hindus im vorigen Jahre, gelassen ihre Hände zu falten und zu sterben; sie eisen die Leichname, und wenn keine solchen im Fund sind, so tödten sie die Lebenden zu diesem Zweck. Dies ist keine orientalische Ueberschwengung, sondern der thatsächliche Zustand letzte 24 Stunden von Schanghai.“

In der Belinger Staatszeitung vom 15. März ist eine Denkschrift des Gouverneurs von Honan veröffentlicht, der als Oberbefehlshaber der Regierung zur Vinderung der Noth Folgendes berichtet: „Die Thüre, von welcher die Provinz mehrere Jahre hintereinander heimgesucht worden, hat eine Hungersnoth herbeigeführt, wie sie in solcher Ausdehnung und Schrecklichkeit noch nicht dagewesen ist. Vom Herannahen des Winters vermehrte sich die Zahl der Unterstützungsbedürftigen mit jedem Tage, bis es zuletzt einige Millionen waren. Zuerst kam es an die untersten Volksklassen: bald waren dieselben verschwunden oder hatten sich, Nahrung findend, in andere Gegenden geflüchtet. Jetzt hat die Hungersnoth auch die Wohlhabenden und die Reichen ergriffen; mit jedem Tag wachsen ihre Entbehrungen, und die Reihe des Hungerssterbens oder Auswanderens ist nun auch an sie gekommen. Im Anfang der Nothzeit nährten sich die Lebenden von den Leibern der Gestorbenen, dann wurden die Schwächeren von den Stärkeren aufgefressen, und jetzt ist der allgemeine Jammer so groß geworden, daß Leute ihre eigenen Arien und Blut nicht mehr verschonen. Die Gesandte haben kein Beispiel von so schrecklichen Zuständen aufzuweisen, und wenn nicht schnelle Maßregeln zur Abhilfe getroffen werden, so wird die

ganze Gegend entvölkert werden. An Erz und Steine sind alle Hüfe-
anden völlig erschöpft, die Verarbeiteten sind leer und in der
Kasse ist fast Geld mehr. Die wenigen Haken in der Provinz
haben zwar mit Vorräthen und Darlehen das Abzuge gehalten, sind
aber sind sie selbst verarmt.

Nach am 21. Juni ließ es in der Provinz: „In dem Jahre,
in welchem die Hungersnot von Scharia, etc. etc. u. in der Provinz
kann es von mehr als einer Million auf 100,000 Seelen ver-
mindert, und die Hungersnot Haken an der Zeit derer, die
Hungers starben oder auf die von den Provinzen 11. etc. etc. etc. etc.
leben können, auf aber 5 Millionen an.“

3. Die Noth in den übrigen Provinzen.

Nach dem 21. Juni ließ es in der Provinz: „In dem Jahre,
in welchem die Hungersnot von Scharia, etc. etc. u. in der Provinz
kann es von mehr als einer Million auf 100,000 Seelen ver-
mindert, und die Hungersnot Haken an der Zeit derer, die
Hungers starben oder auf die von den Provinzen 11. etc. etc. etc. etc.
leben können, auf aber 5 Millionen an.“

Aus dem südöstlichen Provinz schreibt der kaiserliche R. H.
Edel in März 1878: „Die ist ich selbst die Schweden der in
ruher Provinz anstehenden Hungersnot sich über. Seit drei Jahren
ist es keine Seite mehr, in vorigen Jahr konnte man noch er-
mal Koggen laer, doch hoffte man noch auf eine Seite von Hühn,
als die Fressen, Katzen und Hengstschweinchen auch die
Fressen zerstörten. An eine Seite war also nicht zu denken, und
da stehen wir nun in dieser Augenblick es in unglück, in der
Idee von dem hier herrschenden Mangel an Wasser. In der Provinz
der Bevölkerung sind ausgewandert; in der Provinz Hengstschweinchen
sind von ihren 20. Mitgliedern noch ungefähr 20 vorhanden, die
so abgemagert, daß sie Hengstschweinchen, und sie haben sich von den
einzigsten Tieren in der Provinz Hengstschweinchen habe ich nur eine Seite
in meinem Leben Hengstschweinchen essen müssen. Die Hengstschweinchen
sind von ihren 20. Mitgliedern noch ungefähr 20 vorhanden, die
so abgemagert, daß sie Hengstschweinchen, und sie haben sich von den
einzigsten Tieren in der Provinz Hengstschweinchen habe ich nur eine Seite
in meinem Leben Hengstschweinchen essen müssen. Die Hengstschweinchen
sind von ihren 20. Mitgliedern noch ungefähr 20 vorhanden, die
so abgemagert, daß sie Hengstschweinchen, und sie haben sich von den
einzigsten Tieren in der Provinz Hengstschweinchen habe ich nur eine Seite
in meinem Leben Hengstschweinchen essen müssen.“

behalten vorhanden ward. Soll ich Ihnen das Weid berichten, das man jetzt ist? Ich lerne es aus Erfahrung, das, welches zur Zeit der Belagerung in Mer und Paris gezeuget wurde, ist ein vordem in dazogen. Von Weizen und Roggen, von Mais oder Dofen, hat vor allem, was getreideartig ist, ist keine Spur darin. In keinem Ackerbau geht es den gerechten Geselethen, die man zum Nutzen der Kolonisten verwendet; es besteht aber aus den Faktoren, welche bei der Ansperrung des Baumwollens gewohnt werden. Sie sind nur genießbar, wenn man vorher etwas Bismuth in den Mund genommen hat; man kann daher jetzt etwas Zucker, welcher ein solches Brennen im Munde hervorbringt, daß man, um den Schmerz zu lindern, Alles, selbst Erde verschlucken mußte und also auch mit diesen „Wundstichen“, wie die Chinesen das war holn umgewandelt nennen, fertig wird. Und sich diese Wundstichen zu verschaffen verlangen sie ihre Frauen und Kinder, und Christen wurden sie verkauft. Eine unserer jüdischen Kutschmänner hat noch unter Verwundbarkeit ihres bedürftigen Chams, in vorigen Jahr war sie mit einem Christen verlobt worden, aber dieser hatte sich, von der Noth getrieben, einem holländischen Kaufmann verkauft; da er mit einer Noth verzögerte, benutzte der holländische Chama die Gelegenheit, das Mädchen einem Sklavenhändler zu verkaufen, der es im Norden wieder loszuschlagen wird. Ganz besonders traurig ist es, sehen zu müssen, wie viele arme Kinder von den hungernden Eltern ausgelegt werden. Jeden Morgen finden wir solche verlassene Wesen an der Thors- oder Kirchenthüre; zuweilen werden sie einfach unter die Mauer geworfen. Die meisten sind, wenn wir sie finden, nicht mehr lebensfähig, oft schon todt. Heute hörte ein Vaterland Morgen um vier Uhr einen Schrei kommen vor des Thors fahren und dort anhalten, als er sich danach umsah, lagen sechs arme Kinder an der Thorschwelle — alle dem Tode nahe.

Der Bischof von West-Sibirien schrieb am 2. Juni d. J.: „In der Hälfte meines Vorkriegs herrscht große Hungersnoth und in der andern Hälfte mehrere Theuerung, in zwei Dritten des Vorkriegs ist die Aesart unmöglich, der Himmel scheint von Eis, es will nicht regnen und eine schreckliche Dürre verheert die Felder. Neben dem Hunger raste eine ansteckende Krankheit viele Menschen todt. Im Tiberu gibt es wenig Kornen, die nicht Todte oder

Kranke zu beklagen haben. Man wirft uns die kleinen Mädchen zu Tugenden hin: wir finden diese armen Geschöpfe überall. Der Fluß, der an unserer Wohnung vorbeifließt, führt täglich eine ganze Menge kleiner Leichen an uns vorüber."

Trauriger noch lautet ein Brief des Bischofs von West-Perzichili, der vom 10. Mai datirt ist: „Zeit einiger Zeit schon hat sich die Hungersnoth auch hier fühlbar gemacht. Rings um die Städte und Dörfer sieht man Männer, Frauen und Kinder sich hinschleppen, um einige Wurzeln zu suchen und sich mit den Thieren um die Futtertränker zu streiten: ja sie nähren sich sogar von diesen, welche die Thiere selbst verschmähen würden. Man ißt Baumblätter und Baumrinde, zerstoßenen Baumvollsamen, Maisstengel und Hirsestroh. Ja, in einigen Fällen ist es auch hier schon vorgekommen, daß man Leichen verzehrte. Vor wenigen Tagen kam ein Reisender bei einer Pagode vorbei, und da er aus derselben Rauch aufsteigen sah, gieng er hinein, um seine Pfeife anzuzünden: dort sah er nun eine Bande Bettler um einen großen Kochtopf herum: der eine nagte an einem Armknochen, ein anderer an einer Hand, ein dritter an das Herz — die Unglücklichen hatten eine Leiche gekocht! Aber essen sie nur die Leichen? Ich wage nicht, es zu behaupten. Ueberall werden Kinder ausgelegt: es kann sie nehmen wer will — kann es da nicht geschehen, daß diese armen Geschöpfe aufgegriffen werden, um als Nahrung in der äußersten Noth zu dienen? Vor einem Monat erdrosselte ein Vater seinen sechsjährigen Sohn, weil er nicht wußte, wie er ihn Nahrung verschaffen sollte. Noch nicht so lange ist es her, daß ein Vater und eine Mutter um ein Almosen baten, sie erhielten nichts, und wütend über diese Weigerung ergriffen sie ihr zehnjähriges Töchterchen und zerstückelten seinen Kopf an einer Mauer. Wo solche Verbrechen vorkommen, was ist da noch unmöglich? An Liebe und Zuneigung ist kein Gedanke mehr, die Verwandtschaftsbände sind gelockert. Frauen und Mädchen werden schaarenweise verkauft. Ein Kind von 10 Jahren wurde um anderthalb Franken losgeschlagen, Mädchen über 10 Jahre kosten 10—20 Franken: die Kinder unter 10 Jahren werden einfach hingeworfen oder auf den Straßen und Feldern verlaßen. Wir haben deren bereits gegen 200 gesammelt, aber wir haben ausbären müssen, da der Unterhalt einer so großen Anzahl Kinder auf viele Jahre unsere Hilfsmittel weit übersteigen würde.

Der verschiedenartigen Seiten kommen aus herzzerreißender Klage vor. Hier ist es eine Familie, die in wenig Tagen drei Kinder den Hungertode überliefert, dort ein sechzigjähriger Greis, der mit seiner einzigen Tochter verhungert, oder eine Mutter, die weil sie keine Milch mehr hat, ihren Säugling in ihren Armen aufkommen sieht u. s. w. Jureiten bleiben die Leichen in den Häusern liegen, weil Niemand mehr Raum genug hat, sie zu begraben. Wir geben, was wir können, aber wir können nicht viel. Monatlich müssen wir die Armen von 1700 Kindern bezahlen und andere 200 ältere Kinder in den Waisenhäusern unterhalten. Unser Land ist also groß, aber es ist viel ich bereue, soll es in den weltlichen Vikariaten noch viel trauriger sein.

Zobien schreibt mir ein Missionar aus Pankas: „Sie konnten sich keine Vorstellung machen von dem hier in Obkonge herrschenden Elend; ich hatte nie gedacht, daß die Noth eine solche Höhe erreichen konnte. Jeder Tag sieht man auf den Straßen auf Leichen von verhungerten Menschen; man sagt, daß die Hälfte der Bevölkerung dem Hungertode erlegen sei. Jemandem ist Mitleid; die Mütter haben keine Mütter mehr, nicht die Henscheiten haben sie abgefressen, sie sehen verachtet den Menschen zur Nahrung dienen müssen. Auf Straßen und Trüben hören sie die Rufe: Ich sterbe vor Hunger, habe Mitleid mit mir. Ich gebe einige Sapelen, aber was soll das helfen? Mehr als 100 christliche Familien sind in der letzten Noth und es genügt nicht, ihren Geld zu geben, man muß ihnen Nahrung verschaffen — aber wo sie finden? Ich finde kaum für mich selbst das Nöthigste.“

Dies dann ist es genug der Einzelschilderungen. Wir sagen nur noch bei, daß in China selbst ein Limes Reichthum über die Hungernoth erstreckt ist, in weichen die Jenseitsseiten nicht nur als Elenden bezeichnen, sondern auch in einer Reihe drastischer Schilderungen wirklich ergreifend dargestellt werden. Hier steht man eine Leiche als Leiche da, während ihr todtes Aushauchen beinahe tragen wird und die Herte rathlos dabeistehen, dort ist ein Mann beinahe, in einem großen Wasser einen Tod zu suchen, auf einem anderen Bilde sind mehrere Selbstmorde dargestellt: eine Frau hat sich am Bergwerk erhängt und wird aufgehoben, wie es schon zu sehen ist; drei, vier andere Personen in der Folge kommen in einem Tode, in einem Tode u. s. f. Das

chinesische Fächeln ist in's Englische überlegt und kann den 12 Fächeln für die Pflanzung in Vorderasien dienen*. So ist der Wabe werth, Kassebe zu studiren und gleich am 11. October über Jacksons mit dem kaiserlichen Ackerbauwesen die Reichs-Ober-Inspektion zu haben. Der nächste Tag des Hauptfestes lautet: „Felder aus der Straß der Provinzen in China, welche China weiten weiten Lande“.

In Chong und 5 oder 6 Provinzen, mit einer so grossen Bevölkerung und Vorrath an Getreide, von der schlechten Pflanz betroffen werden und mehr als 70 Millionen Menschen darunter gelitten, ja man schätzt, daß diese Bevölkerung mindestens durch den Hunger und die Hauptkrankheiten demüthet werden ist, daß 7 Millionen gestorben sind!

Und ist denn die Noth noch immer nicht vorbei? Ach nein! Im vorigen Mai ist zwar in der Mongolei wegen der ersten eintreffenden Regen Regen gefallen, obgleich deren 11 Regen im laienhaften Mai und über ganz China kein einziger Regen ausbrach und für den bereits dem Regen und Schneegefrö, auch der Sonne und dem Winde und allen möglichen anderen Wetterveränderungen und Cyklen dargebracht worden sind. Aber natürlich ist damit der Noth nicht gleich ein Ende gemacht. Das Mangel an Saatfrucht und wegen Abwesenheit der Vorräthe sind eben sehr viele Acker unbestellt und unbebauet geblieben. Auch die meisten Vertriebenen verstarben dabei im Sommer 1878, die Noth werde jedenfalls bis Ostern noch unheilbar bleiben, wird der sehr gut unterrichtete Herausgeber eines englischen Missionärs (Chen's Mission) ganz sicher behaupten, daß wenigstens bis zum April 1879 die Noth und Abwesenheit noch nicht abgeklungen werden dürfte, weil sonst noch Tausende von Menschen verhungern würden.

4 Was zur Linderung der Noth geschehen ist.

Wie in Japan, so sind auch in China in einer Reihe von Provinzen gerettet, welche sich der Verheerungen zu erwehren haben. Unter dem Volk stand oder doch stand, unter die guten die

* Der Herr Dr. W. H. P. ist in's Englische überlegt und kann den 12 Fächeln für die Pflanzung in Vorderasien dienen.

darüber, Juchende desselben kennen und ihre Verdienste und Aufopferung vor Allen, was zur Gründung einer Hilfskommission in Schanghai führte und auch in Europa namentlich in England, zu Theil auch in Amerika, zur Meistener von wohlwollenden Mäcen anforderte. So send bis Mitte vorigen Jahres zusammen etwa 800,000 Mark von England nach China geschickt, die theils durch ein vornehmtes Komitee in London, theils durch die evangelischen Missionsgesellschaften gesammelt wurden. Die Freiwilligen haben freilich angerechnet, daß diese ganze Summe nur den vierten Theil von dem ist, was die englisch indische Regierung jede Woche durch den verwertheten Opiumhandel an dem so schwer beängstigten Herde der Mitte profanirt. Aber nach den 10 Millionen Mark, die kurz vorher für Indien waren aufgebracht worden, liegt es doch anerkennenswerth, daß wenigstens soviel für das ferne China gegeben wurde, das ja doch für die allermeisten Europäer nichts Ansehenswerthes oder Theilnahme erweckendes hat. Das Meiste ist wohl von solchen beigegeben worden, die schon vorher als Missionare oder auch für China ein Herz hatten, weniger von denen, die durch Handelsverbindungen sich für daselbe interessirten. So hat uns gelehrt, daß auch die deutschen Christen nicht angereizt gewesen sind, sondern — wie man aus zerstreuten Emigrationsbeschreibungen in allerlei Kirchenzeitungen und Missionsblättern sehen kann — auch ihr Zerstrenen an Linderung der großen Noth beigetragen haben.

Erfreulich ist es auch, daß die in China selbst wohnenden Engländer, Deutsche und Amerikaner sich durchaus nobel benommen und recht anerkennende Opfer für die Engländer gebracht haben. Das so gegebene gute Beispiel ist denn auch nicht ohne Nachahmung bei den Chinesen selbst geblieben. Die reichen eingebornen Kaufleute von Shanghai und andrer Orte haben schon Summen beigegeben. Ober brachte nicht weniger als 100,000 Mark um der Noth, die den Missionaren im Norden zur Vertheilung an die Nothleidenden zu schenken den Behörden keine andere Weise nicht möglich erschienen, weil diese sie doch nicht unbekannt an die Bedürftigen gelangen lassen wurden. Ja, auch aus Kalifornien kamen Beiträge von dort wohnenden Chinesen und aus Japan schickte ein Vorgesetzter, der früher als Sklave in China gedient hatte und nun durch eine Heirat reich geworden war, sogar 20,000 Mark für die

Hungernden mit dem Wunsche, daß diese Gabe als Mittheilung, die beiden Völkern zugeht, mit einander zu verbinden.

Endlich raffte sich auch die Regierung auf, etwas zu thun. Im Jahr 1875 sandte sie nach, 1876 ein neues Geleitz, 1877 aber leistete sie 45 Millionen Mark zur Verdrängung der Reis-Äcker, wie ich es gesagt, Pflanz, wenn nicht das Meiste davon, ist in den Händen der Beamten hängen geblieben. Die Kornvorräthe aber welche die Regierung in die betroffenen Gegenden sandte, wurden durch die bei den großen Entfernungen und schlechten Wegen vollständig verloren. So theuer, daß sie keine große Erleichterung brachten. In Person wurden mehrere hohe Beamte abgeordnet, weil sie Anfangs die Berichte der Ortsbehörden über das herrschende Elend nicht glaubten. Wie bei Mirabi wird sich jedoch zeigen, wie dem Kaiser an die Verantwortlichkeit, wenn auch nicht noch Erleichterung gegeben ist.

Anderes zeigt es mit den Gaben der Caracac. Von Anfang an scheint nur Eine Summe darüber gebietet zu haben, daß dieselben den Missionaren zur Vertheilung zu übergeben seien. Die durch evangelische Missionsgesellschaften gesammelten Gaben wurden nämlich ausschließlich durch deren Angestellte, die übrigen theils durch katholische, theils durch protestantische Missionare an die Leute gebracht. Die damit verbundene Arbeit war eine aufregende zum Theil eine höchst gefährliche. Easilich war es in mehreren Gegenden kein kleiner Wagniß überhaupt nur zu reisen, geschweige denn größere Summen Geldes bei sich zu führen, und dann herrichten in den Hungerprovinzen zugleich Hungerkrankheiten, namentlich eine Art Hungermalaria von sehr ansteckendem und bösartigem Charakter, all die Strapazen und Entbehrungen gar nicht zu erwähnen, denen sich die Betroffenen beim Fernreisen in fast kahlen Gegenden, beim Uebernachten in den elendesten Hütten, beim Mangel passender Nahrung und oft auch bei Wassermangel, bei Sandstürmen, bei großer Kälte u. s. w. aussetzen mußten. Hierin war beinahe ausschließlich die Ursache aus den Briefen des verstorbenen Missionars Pirradale, die uns wieder nach Schantung zurückverweisen, aber zugleich eine Vorstellung davon geben, wie es bei der erwähnten Unterstützungsaufbeit etwa zugeht.

Das Dorf, in welchem ich mich gerade befinde, ist so gut wie verwahrloset. Ich übertrage nicht, wie ich sage, daß die Hälfte aller Häuser vielleicht auch mehr — ganz oder theilweise abgedeckt

und, meist dem. Es that ihnen weh, die wenig überig geliebten
 Dinge zu sehen, wie sie sich irgendwo anlehnen, laßn sich zu
 stehen oder zu gehen, klaf und abgemagert, hohl und stumpf
 kauen sie jedes Wort und sind sich vor Hunger verlorben aber auch
 die Leiden sind wohlwollenden mühen große Noth leiden. Ich
 habe die Tischen auf der Landstraße da weg gehen, wo sie eben
 anmuthigstehen waren, zuweilen schon halb aufgestreift von
 Dürden und Werten, desgleichen in Hütten und Zäunen, wo sie
 eine letzte Anstaltstunde gesucht hatten. Ich habe ganze Familien
 an den Zug als Zofa und Bettstete die kinder! Seien da
 weg gehen, ansah ich zu stehen, hier mit ein paar Kindern
 bedeckt, und das während der Thermoiter aus dem Gefrierpunkt
 sich, ohne etwas Fieber oder Verfallens im Hause zu haben.
 Auch von den meisten Wunden gegen den kalten Wind gelehrt, aber
 ohne ein Dach über sich, denn Wasser und Wetter und Hitze
 waren sie nicht verkauft, um ihre Leben ein paar Tage länger zu
 rufen. Ich habe heute auf ihren Betten (oder liegen) sehen: sie
 waren aus Mangel an Bedeckung erfroren, und niemand war ihnen
 beim letzten Kampf gewesen, als die Sterne am Himmel. In
 diese Hungernoth ist etwas wirklich Furchtbares! Täglich
 habe ich von Hause zu Hause wie ein Zirkumflosser oder Armen
 Pfarrer in London, jede aber Dinge, wie sie auch in den elendesten
 Quartieren der europäischen Weltstadt nicht zu finden sein durften.
 Aber es ist gut für mich, der Abfall von so viel Elend und der
 Bedanke an die eigene Selbstsucht hat etwas Demuthigendes.

Vang sich a Zichwang (Schwamm) 21. Febr. Ich
 schreibe mich in einem großen Dorf des Distriktes Ngan hiet und
 verheirathe von der Gutsbesitzerin in Tienfin nur zur Verfügung
 zu setzen Gelder so reichlich als möglich anzuwenden. Als ich hier
 kam, hatte ich über 200 Tael und jetzt noch ich schon um mehr
 alten kleine Summe wäre zu groß. Meine Abicht ist, mich auf
 eine geringe Anzahl von Leuten zu beschränken, diesen dann aber
 sich nicht durch die Hungernoth hindurchhelfen, was besser
 ist als wenn man einer größeren Zahl nur halb hilft. In vielen
 Dörfern habe ich die Sache bereits systematisch angefangen und mit
 viele unserer zuverlässigen eingebornen Prediger und ein paar be-
 vorzugenderer Dorfleute, worunter ein Polizeibeamter, die aller-
 ersten Formate ausfindig zu machen gesucht. Die Erwachsenen

erhalten ungefähr 10 Pfennig und die unter 15 Jahren etwa 6 Pfennig (täglich?) und zwar so, daß die hierzu nöthige Summe alle zehn Tage einer oder mehreren hierzu von den Leuten selbst bestimmten Personen zur Vertheilung anvertraut wird. In den genannten sieben Dörfern unterstütze ich auf diese Weise 88 Familien, 208 Erwachsene und 105 Kinder, mit einem monatlichen Kostenaufwand von 90—100 Taels. Wenn mehr Geld kommt, kann ich die Zahl natürlich vergrößern. Wenigstens $\frac{2}{3}$ aller Dörfer dieses Districts sind von einem Drittel oder gar von der Hälfte ihrer Einwohner verlassen. Die armen Menschen haben alles aufgezehrt, zuletzt auch noch das Holzwerk an ihren aus Erde gebauten Häusern verkauft und dann den Bettelstab ergriffen. Die meisten Leute sind zu schwach zur Arbeit, viele haben sich auf's Häublerhandwerk gelegt und alles ist in Verwirrung."

Der Mann, dem wir diese letzte traurige Schilderung verdanken und der so tief mit den Leidenden und Sterbenden fühlte, liegt nun selbst in chinesischer Erde. Auf der Reise wurde er vom Tophus befallen, sein treuer eingebornener Diener brachte ihn nach Tientsin zurück, wo er noch fünf Tage krank lag; am sechsten (25. Mai 1878) hatte er überwunden, am siebenten begrub man ihn. Seine Frau war ihm schon Ende des letzten Jahres vorangegangen, ebenso ein Töchterlein. Das einzige Söhnchen, das übrig ist, hat bei einer Schwester des Vaters, Frau Miss. Sandler in Amoy Aufnahme gefunden. John Harradale war noch ein junger Missionar und erst 1873 nach China gekommen, aber schon hatte er das Vertrauen der Leute gewonnen und namentlich in der letzten Zeit mit nur allzu großem Eifer sich der Reise und Predigtarbeit gewidmet.

Uebrigens war er nicht der Erste, welcher jener Hunger- und Krankheitszeit zum Opfer fiel: gerade eine Woche vor ihm war in Peking Frä. V. A. Campbell von einer amerikanischen Frauen-Missionsgesellschaft ebenfalls am Tophus gestorben, und wieder vier Tage vor dieser (14. Mai) der Methodist Missionar W. A. Hall (Methodist New Connexion Mission) im fünfzigsten Lebensjahr nach 18 jähriger segensreicher Thätigkeit unter den Chinesen, bei denen er sehr beliebt war und auf welche sein Tod einen überwältigenden Eindruck machte. Am rührendsten aber ist das Ende des jungen Miss. Albert Whiting, der erst im Jahr 1874 von der ameri-

hast der Chinesen gekostet werden wurde. Viele tritten über die Ursache dieser, welche so Dürbarkeit vor heidnischen Stufen einwarfen. Der Umstand schenkte über den Kopf, wenn jemand diese schreckliche Hungersnoth im Staat also eine Vorwarnung Gottes beendete und davon eine Anzahl der Umwandlung für sich selbst bekräftigte.

Indessen hat es sich um das Jahr gezeigt, daß derjenige Einwanderer nicht auf Land gebaut waren. Die Anzahl der durch diesen Hungererdb und wirklich wurde, d. h. nicht so unheilbar, nach Tausenden: Einwohner und Meister zu berechnende, wie in Tadmira, wo ja in Tadmira, 1000 Mannad 22, in Arto 6, in Tadmira 3 und mehr, in Tadmira 2 und 2 Tadmira 2 und mehr der großen Heiligkeit der dänischen Kirche angeordnet haben. Wenn war der dänische Boden lange nicht verteidigt genug, erst seit zwei Jahrhunderten ist ja dort das Evangelium in größerer Anzahl verbreitet worden, und die meisten von denen, welche in den letzten Jahren die ansehnliche Kirche der Missionare zu erhalten bekamen, hatten auch eine Abreise von den eigentlichen Thät der dänischen Kirche. Den Missionärsgelehrten bekamen nicht wohl die Rede sein, die hat auch niemand erwähnt. Hier wurden sie und da nicht mehr getauft als in früheren Jahren und Miss. Richard: B. hatte auf seiner Station 11 und Tadmira 12, die nicht etwas selten kamen zum Unterrichte zu kommen und den Sonntag zu feiern. Doch das ist nicht die Hauptsache.

Die erste große Anzahl dieser Hungererdb und der im Laufe derselben gemachten dänischen Verheerungen besteht darin, daß der dänischen Volk vom dänischen Gebiet bis hinab zum ersten Verlust, so es zum Verlust, die Anzahl dieser Verheerungen sind, daß die fremden Länder am Ende doch nicht so schlimm sind, daß nicht oder ein Tadmira und Tadmira: 11, daß nicht Tadmira: 11 und Tadmira ihre Hauptkirche annehmen, das namentlich die so dänisch geschrieben und verheerenden Missionare die besten Freunde und Helfer, immer das dänische sind, so das - wie der Tadmira in Tadmira Tadmira und Tadmira, nachdem er vom Tode der Missionare gebürt - das Tadmira an einem Tadmira sein wollte, der fremde Missionare anreibe, nach China zu kommen und freiwillig ihr Leben an Tadmira zu geben, so dasselbe zu

opfer über dem Altar des Vaterlands und der Hilfsleistung, welche dem Volk dieses Landes zu Theil werden lassen!*

Dass es dem besagten hohen Würdenträger mit der Anwesenheit an die chinesischen Auswanderer Ernst ist, geht aus dem Umstand hervor, dass er am 21. Mai, dem Geburtsfest der Kaiserin, der Einladung des britischen Konsuls in Peking zu einem Festmahl Folge leistete, bei dieser Gelegenheit einen Toast auf die Chinesen ausbrachte und in den warmsten und dankbarsten Ausdrücken die Auswanderer pries, denen die Fremden sich zur Verringerung der Noth unterzogen hätten. Der Consul, Hr. Forrest, bemerkt dazu: „Das ist ohne Zweifel das erste Mal, dass ein chinesischer Würdenträger die Einladung eines Konsuls nach Peking angenommen hat und es bedeutet viel für die gute Verding, welche der Verwaltung von China an die Hungernden hervorgebracht hat, dass der vornehmste Vertreter des chinesischen Reiches das gethan und überdies seine Bewunderung, wie seine guten Wünsche für die Mission, die wir hier ausführen, hat. Die Gelerter jener Beiträge in England werden sich freuen diese Neugier zu hören, welche möglicherweise nicht die letzte Ueberraschung sein wird, die ich für sie habe.“

Und im „North China Herald“ vom 20. Mai (Paradise's Telegraph) schreibt derselbe: „Die Chinesen behandeln gegenwärtig die Missionare mit der allgeringsten Hochachtung und halten ihnen nach Kräften bei. Und was das Volk betrifft, so berichtet uns Hr. Smith überzeugend, dass die Leute endlich ihre Fesseln aufgeben und die Anstalten der Chinesen daher seit letztem Herbst mehr vom wirklichen Chinesen leben gelernt haben, als alle anderen Missionare zusammengekommen seit dem Tag, da China sich öffnete.“ Er übertriebt nicht. Als ich jetzt besucht

* Yi Yang Tsang in Beschreibung von Japan und Handelsunternehmungen nach Nord-China. Auch hat ein Mandarin, Si Lwei, der 1876 die Weltumsehung im Paradelphia besuchte, die Beschreibung seiner Reise um die Erde herausgegeben, zu welcher Yi Yang Tsang die Vorrede geschrieben. In dieser hebt er hervor, auf wie freundliche Art das China jetzt mit den auswärtigen Nationen stehe, vergleicht die Welttheile mit ebensoviele Thieren einer gemeinsamen Herde, die sich alle nach einem gemeinsamen Hof hin richten, und empfiehlt dem ersten Weltreisenden im Handel und Industrie, ohne Konkurrenz kann eine Nation unmöglich ihre Stellung aufrecht erhalten; es ist dies nicht bloß eine Frage der Ehre oder Liebhaberei, sondern wirklich eine Nothwendigkeit der Noth.

wurden, ist die Ankunft des Fremden mit Entzücken begrüßt und ihm die größte Höflichkeit und Gastfreundschaft entgegengebracht worden, nicht nur von denjenigen, welche seine Wohthat zu genießen haben, sondern auch von solchen, die ihrer nie bedürfen werden. Die Vertheilung der wohlthätigen Gaben durch die Schaar muthiger und tatvoller Missionare, welche gegenwärtig dieser Arbeit obliegen, wird mehr zur wirklichen Aufhebelung China's beitragen, als ein Duzend Kriege. Jene verhärtete Klasse von Literaten und Gebildeten fängt an, ihre Ansichten über die Ausländer zu ändern und bekennet, daß die Bemühungen derselben zur Unterstützung der leidenden Millionen nicht nur ihnen ein gutes Beispiel, sondern thätiglich den ersten Antrieh zu allem gegeben haben, was von den Chinesen selbst in dieser Richtung gethan werden. Es ist müßiges Geschwätz mit gewissen Leuten zu sagen: wartet, bis die Hungersnoth vorüber ist und lebet, wie die Leute sich dann wieder benehmen werden. Eine einmal niedergestürzte Mauer wird in China nicht wieder aufgebaut: sie wird vor aller Augen da liegen bleiben, aber ihre Steine werden nicht aufgehoben werden, um Ausländer damit zu werfen."

Acuulich spricht sich ein anderer Augenzeuge, F. H. Balfour, Esq., aus: „Der Anblick so vieler selbstverleugnender Arbeit und Ehrthums abuldrer Aufopferung, wie die Missionare während dieser ganzen Herbstzeit betrieben, hat die Chinesen mit Staunen erfüllt. Es hat ihre Augen völlig geöffnet. Bisher, hellen sie einmütig gesagt haben, als sie dem Tausend nach sah um die Missionare schaarten, welche ihnen die so notwendige Hilfe brachten, sind das die Ausländer von denen wir so viel gehört haben, die das Wohl der gewöhnlichen chinesischen Ausländer? In der That wir werden nie wieder hören von ihnen sprechen oder schreiben was die Missionare uns aber sie weiß machen. Die Missionare haben uns Chinesen gelehrt, was sind die Ausländer wirklich, wie haben sie gehandelt, ihr Leben haben darangegeben um das Christen zu retten! Das ist der wahre Charakter des christlichen Barmherzigen. Wir haben nicht mehr zu sagen. Wir haben gesehen, was sie sind, und es ist nicht mehr möglich, sie zu hassen. Der christliche Barmherzige hat die Welt durch seine Liebe gewonnen."

Während der letzten Zeit der Missionen haben wir gesehen, wie die Ausländer die Chinesen

edlen koreanischen Treiben bewegt wurden, haben diese Volk und ihren Mangel als ihren eigenen angesehen und die Ausländer mit Nachdruck aufgefordert zur Erhaltung der Freigerechts Verträge zu stehen. So sind vorzügliche Gaben im Vertrag von Singsai Tiao das England, Japan, Siam und von den verschiedenen in China lebenden Ausländern eingingen, die bis auf den letzten Heller für die Nothleidende Vertriebenheit wurde. Ferner sind einige Tausende selbst nach Schanghai, Schanghai und Peking gegangen, um den Leuten zu helfen. Sie haben sich weder vor den indischen Neger und schändlichen Wälden, noch vor Mitter und Mitter geschreckt, sie haben großen Schrecken das Leben gewollt und in einigen Fällen sich solchen Anstrengungen unterzogen, daß sie dort der ihr Leben verloren. Aber sie fürchten keine Gefahr, scheuen auch nicht vor dem Tode, und schon sind andere bereit, das Blut jener fortzusetzen und in ihre Nachkommen zu treten.

Ferner haben sie in einer weiteren, in Schanghai beschlossen, daß der 17. Jun d. J. ein Tag sein sollte, an welchem alle Missionäre in sämtlichen Provinzen die Männer und Frauen ihres Glaubens versammeln und, der Erde sich erhaltend, zum höchsten Herrn die Himmel drehen lassen und um das Leben der christlichen Bevölkerung flehen. Das ist gut, und wir erlauben uns die Erleichterung vor den himmlischen Mächten und die Liebe gegen alle Menschen zu loben, welche von der Heiligen Jesu so energisch empfohlen wird. Was das nun ihr oder Enthaltung von Erde betrifft, so ist es der Meinung nach das Gleiche wie das Schicksal oder Einschränkung der Leiden, wie die Chinesen es sehen: Ma-tao über, d. h. Gebete und Flehen um Hilfe, ist der Wirkung nach das Gleiche, wie die Anordnungen, welche in China in den Himmel gerichtet werden und kommen darauf hinaus, daß man in Nothzeiten Hilfe thut, um das Vertheidigen des Himmels herabzuholen. In China weiß man wohl, daß man sich vor dem Herrn des Himmels in Bitten setzen muß und daß es wie Mitter, Mitter und Mitter in der Hand des höchsten Herrn des Himmels drehen und das ist so auch, was die Missionäre des protestantischen Glaubens bewegt, durch all die Noth, wie wenn es ihre eigene wäre, bewegt, ohne Unterschied der Nation sich aufzumachen, um Verträge aufzuheben und dem Glauben abzuheben, so ist es richtig ist, indem ihr einziger Gedanke der ist, daß der Fehler an ihnen liegt und daß sie

für jedes Leben, das nicht gerettet wird, verantwortlich sind; ja dies merket sie so wohl, daß sie mit solcher Todesbereitschaft Müh und Anstrengung auf sich nehmen. Furchtlich ist für den Mädchenstolz, es so weit zu bringen, und doch nicht die Ketten von Feindverhättnissen hierauf auf zum Verweis für die Tugend und Strafe der Unselbstlosigkeit der Mannheit, die man durch daselbe erkennen kann.

„Nicht also alle die Liebe und das werthvolle Wollwollen der Missionare darthun können, die im Zierde gesetzt sind, ein solches Selbst- und Lebensopfer mit so großer Hingabe darzubringen. Denn es ist auch anerkennen die gewaltthätige Verharmlosung und Kraft der Lehre, dem, von welcher wir solche Beispiele haben. Wir nehmen daher hier öffentlich Notiz zur Belehrung aller Ebedenker in China.“

Doch ein Zeugniß aus dem des Wunsches ist doch gewiß nicht als man irgend erwarten konnte!

Aber auch das sollten wir für einen Segen, daß während der Sommerzeit die Missionare und die übrigen Ausländer in China so freundlich zu einander gestanden und gemeinschaftlich vorgegangen sind, ja daß trotz aller früherer Geringschätzung und Verachtung von Seiten der Chinesen und Zeitmagistratur es jetzt nicht anders eingeklungen ist, darin zu bestehen, daß die Missionare als solche das höchste Vertrauen der Europäer wie der Eingebornen verdienen, und daß niemand so geeignet zur Uebersetzung der Gaben an die Armen ist, als eben sie. Wir kennen zahlreiche Zeugnisaussagen als Belege hierfür beidermaßen, selbster Mordmissethaten aus dem „Schanghai Courier“ dürfte aber genügen: „Wenn wir der Gerechtigkeit so schon der Arbeit dieser Männer und dem Leben des selbstopfernden, großen Gutes loben, so können wir nicht anders, als einem hohen Grad von Anerkennung für ihre Dienste und Selbsteropferung Ausdruck geben und für solche Beispiele dankbar sein. Diese Männer sind die Verkörperer der Civilisation und des Christenthums, und sie sind in der That für sie gesunken. Aber es ist erhaben zu sehen, wie andere Kreisläufe herbeiziehen, die Völker nieder anzuheben. Keine That des Selbstmordes oder der Selbstaufopferung bleibt unbeachtet. Im Gegentheil, eine jede bringt Frucht. Was wir auch sagen mögen, das Wort der Missionäre ist der Same der Frucht, oder wie Dr. Bouzhan es deutlich in einem Missionarsruf so treffend ausdrückte: „Wir brauchen mehr Ackerbau-Gräber in fernen Ländern.“ Es ist freilich schmerzhaft, an die muthigen und guten Männer zu

Die allgemeine Missionskonferenz in London.

In der Woche vom 21. bis 26. August 1843 wurde in London eine allgemeine Missionskonferenz gehalten, die hauptsächlich aus den Missionarien des bekannten Dr. Williams zu London geleitet war und an welcher sich eine große Zahl englischer, schottischer und deutscher Missionen betheiligten. Freilich lag der Ausgang dieser wichtigen Zusammenkunft über die Zeit Dr. Williams die Verantwortung nicht und nicht mehr den Besiegten, sondern der Sache, wozu sie berufen war. Der Zweck der Konferenz war es, die Missionen zu vereinigen und die Missionen zu unterstützen. Es wurde nicht an der Befestigung gefehlt. Auch die Missionen, die nicht ganz vollständig erschienen, konnten der Konferenz keine oder nur geringe Anwesenheit, was sich in dem, was es ist, dass das Ziel derselben, das Willens-Part-Berechnung, nicht als vollständig befriedigt ist und außerdem in einem Zustande liegt, der den gewöhnlichen Missionen überlegen ist. Für die Missionen und die Verwaltung von Missionen in weit entfernten Ländern hat diese Konferenz also wohl nicht viel beigetragen. Es zeigt sich jedoch, dass die Vertreter einer Reihe von Missionen und die Vertreter der Missionen, welche anwesend waren, nicht nur durch denselben Verkehr und gegenseitige Annäherung von Erfahrungen, Ansichten, Vorurtheilen sich selbst gefördert sondern auch ihre Missionen und wichtigsten Missionen auf einen neuen Punkt zur Kenntniss des gegenwärtigen Standes der gesamten christlichen Missionen gebracht haben, der im Moment, da es sich dem großen Publikum zuwenden wird.

Die uns bis jetzt zugegangenen Mittheilungen über die Konferenz sind so dünn, dass man nicht viel mehr als das Programm und einige Lehren geben kann. In seiner Eröffnungsrede sprach Dr. Williams von der wachsenden Betheiligung gegen die Missionen.

die recht fast ganz leistunglos sein, rühmt den großen Erfolg, welchen dieselbe nicht nur auf die Europäerinnen, sondern auch auf die Europäer in Indien ausübte, wo es sehr schwer sei, eine geistliche Erziehung und christliche Weltanschauung den vorurtheilichen Einwirkungen des Heidenthums zu vertheidigen zu lernen. Desgleichen lehrte er den Grundsatz der Abtheilung und Separation, der in Indien von den meisten Missionen befolgt werde, sowie die Forderung, welche dem Bewußtsein von der Weisheit aller Völker durch die Welt zu theil werde. Nach ihm sprach Dr. Muller über das Zusammenwirken der verschiedenen Missions-Gesellschaften, wie es sich namentlich bei den neuesten Unternehmungen in Ostafrika aus sich heraus zu entwickeln habe. Er erwähnte auch, daß in London mittelst der gemeinschafflichen Konferenz von den Sekretären aller evangelischen Missions-Gesellschaften gehalten werde und daß der Vorschlag, diese allgemeine Missions-Konferenz zu veranstalten, aus einer solchen Zusammenkunft hervorgegangen sei.

Am Dienstag waren Afrika und Westindien der Gegenstand der Vorträge und Besprechungen, nachdem vorher die Vertreter der verschiedenen asiatischen Missionen vorstellten worden waren: z. B. aus Berlin Dr. Langemann und Lic. Bloth, aus Paris Dr. Schreiber, aus Basel Missionar Schrenk u. s. w. Dr. Rinderli sprach über die Folgen der Sklavensanapation in Westindien: zur Zeit der Emanapation habe nach jahrelanger Abnahme die Bevölkerung 400,000 Seelen gehabt, jetzt sei sie auf 1,000,000 angewachsen. In dem eben Maßstab hätten sich Neger und Kreolen vermehrt. Nachdem anfangs von den Regierungen nichts für die Schulen gethan worden, gebe es jetzt in Jamaika allein 300 Schulen, in ganz Westindien 1133. Von 13 Europäern sei einer ein Abendrathgehilfe, kein so schlechtes Verhältniß selbst im Vergleich mit europäischen Zuständen.

Dr. J. Howell Barton schilderte die neueren Fortschritte in der Aufklärung Afrikas und den Einfluß derselben auf die Mission. Hoffentlich, früher in Südafrika, hob die dortigen Missionserfolge hervor. Dr. Langemann erzählte von der Berliner Missionsarbeit daselbst, rühmte die Gabe der Armut, welche die deutschen Missionäre vor allen anderen besäßen, und sagte über die Ungerechtigkeit der Behörden in Betreff der bekannten Grundbesitzfrage in Pret, ja fragte, ob von den Anwesenden jemand

im Stande ist, durch seinen Einfluß die indafrisanische Regierung umzustimmen. Dr. White von der amerikanischen Freedmen's Mission berichtete, daß seine Gesellschaft bereits 3 befreite Sklaven aus Amerika nach Südafrika geschickt habe und sprach sehr warm von den guten Eigenschaften der Schwarzen, die einer wahren Jobannesliebe fähig seien u. s. w. Ein anderer Redner hob hervor, daß die Ausdehnung der britischen Macht in Südafrika eine Frucht der dortigen langjährigen Missionsthätigkeit sei.

Große Bewegung in der ganzen Versammlung brachte das Ausrufen des großen Maffat hervor, der schon 1846 zum erstenmal nach Afrika ausgesandt war und nun bezeugte, daß er von ganzem Herzen bereit wäre, jetzt wieder dahin zurückzukehren, wenn er könnte. Der Zweite Dr. Stewart sprach hauptsächlich über das große Erpelungensstift in Kordale in Kafferland, aus welchem 200000 Sklaven herausgewaschen sei und in welchem erst noch 50000 Eingekerkerte vom Massacre als Jünglinge seien. Richard Perry bat, die sechs Diöcesen der anglikanischen Kirche in Südafrika und die Arbeit der Ausbreitungsgesellschaft daselbst nicht zu vergessen. Missionar Schreier gab einen Überblick über den Stand der Boister Mission am der Good Hope. Walter Malan pries den frommen Sinn vieler indafrisanischer Christen und ihre Aufopferung für den Missionseinst. Dr. Appia aus Paris erzählte von den Festungen der französischen Vandalen in Kufuende und hob u. A. hervor, daß durch den Einfluß derselben einmal der Verkauf heranwachsender Mädchen dort völlig verboten worden ist. Jetzt ist es freilich anders. Dr. Davidson sprach über die Unterdrückung des afrikanischen Sklavenhandels und den Zusammenhang zwischen der west- und der ostafrikanischen Missionarbeit.

Ferner kam die Verwendung von christlichen Actoren in der Mission zur Sprache. Der Göttinger Dr. Vowe hielt darüber einen Vortrag. Es wurde hervorgehoben, daß dieselben wenn möglich zugleich ordiniert oder doch als Varenbegabtesten formlich beauftragt und als Missionare in eigentlichen Sinne anerkannt sein sollten. Dies werde sie doch bewahren, weilliche Aufstellungen oder entragliche Privatproben anzunehmen. Endlich sprach noch eine Dame, Signora Vera aus Mexico, die ohne jede Heiratung von einem alten durch das Versehen der Mittel zum Glauben gekommen war, dann eine Predigt dort gewirkt hatte und nun mit Begeister-

andere Anstalt machte, und am Ende mehr dabei als ausge-
 worfen er verließ, die Regierung, da sie den Fall des
 kaiserlichen Studiums hinter liess, lieber ja, als die Unter-
 richtsanstalten verfallen und sich in der Verwaltung und Unter-
 stützung der Privatschulen begnüge. Dem widersprach aber Kaiser
 Mutsu no Masamune, indem er die Regierungsposten
 nachdrücklich in Schutz nahm und zu zeigen suchte, daß nicht diese,
 sondern überhaupt die Angelegenheiten der Regierung, die
 europäische Bildung an dem überausnehmenden Uebelstand stand-
 ten. Als mancherorts bezeugte er es, wenn die Regierung da-
 für Sorge tragen wollte, daß an zwei Universitäten Kaituma, Ma-
 dera, hienach: zwei theologische Schulen mit Ertheilung europä-
 ischer Wissenschaften und Fühl aus eine Anweisung zu welchem
 Studium und eine Anerkennung der Haupt bestehenden theologischen
 Seminarien eingerichtet würden.

Der Kaiser erbat auch ein Vermittelnde vor seiner Un-
 mündigkeit in Hinsicht auf die Sache des Kaiser aus der Mission
 in Tokio kam mit, der Kaiserliche Herrscher las ein Merkmal
 über die Frage: „In wie weit wird die Verbreitung des Christen-
 thums durch die allgemeinen Katholiken, welche der Kaiser
 und dem Kaiser zu Grunde liegt, und von denen man annimmt,
 daß sie in den Besitz der des Evangeliums kommen, ist es
 nicht oder gelindert?“ Professor Nagata schickte die Ergebnisse
 der Missionsarbeit in China. Im Jahr 1861 hienach hat der
 Kaiserliche Kaiser dort etwa 10,000 Katholiken, die protestantische nach
 eigentlich nur 10,000 der Arbeit zugehörig waren, darunter 10,000
 Abendmahlsgenossen. Auf Kaiserliche sagt er, daß über die Ge-
 meinden in Asien, China und Japan, daß hier
 für die katholische Missionen ein für die Missionen als
 empfindliches sind in Bezug der Begehung von Verbrechen
 Arbeitsfeld sei. Ein wichtiger Punkt, wie wir sehen.

Ueber Japan hat der Kaiser einen Vertrag, der zu
 den katholischen und protestantischen der ganzen Welt
 und oder China nachtraglich nach dem Kaiser und
 Kaiser. Der Kaiser aus es als eine kleine Anzahl der
 Kaiser, daß in Folge der Entscheidung des englischen Königs
 bekannt Margarete in Japan nun den Ausländern die Freiheit zu
 gewährt ist, in zwei Jahren China nach Asien zu kommen,

und daß selbst auf schon große Missionstheisen in den verschiedensten Theilen des Meeres ausgesandt worden seyen. Er selbst habe ganz Sibirien von der Mündung bis nach Kamtschatka 1000 Stunden weit durchzogen, sei nie im Winter fortgerufen worden, habe nirgends den Schutz der Medaillen suchen müssen und sei überall, wo er sich am eben dem Orte, wo Hr. Maxim erinnert wurde, von Thoren freundlich empfangen worden.

Ueber Holländisch Indien brachte aus eigener Anschauung Hr. Schreiber: in Persee, Celebes und Java nehme die Ausbreitung des Islams in raschem Fortschritte zu, was zum Theil daher komme, daß das Malakka, die Sprache der Mohammedaner, zur Herrschafts sprache erhoben werden sei, die Siamen aber eine alte Mahomedaner und das Volk sei mit ja genügt, sich von ihnen lösen zu lassen. In ganzem hinter asiatischer Asien seien die Mohammedaner Missionäre, die Vertreter von 4 verschiedenen Gesellschaften, tätig. Aber es müßte noch viel mehr geschehen, wenn dem Uebelstande des Islams Einhalt gehalten werden sollte. Ueber die Kaiser Mission in Japan theilte Hr. Schreiber das Folgende mit, und der rühmte Herr J. Anderson fügte dem Gehörten das warme Zeugnis eines, der nicht geizig hat, hinzu, indem er ausdrücklich die Gerechtigkeit des Vordrangs unter den christlichen Missionären, erklärte.

Sehr interessant war der Donnerstag Nachmittag, an welchem Hr. Madagaskar, Polynesien, die nordamerikanischen Indianer, Polynesien, Neuverland u. s. w. berichtet wurde. Der deutsche Hof. Schreiber führte besonders ausführlich die merkwürdigen Siege und Fortschritte der Missionen in malakischen Polynesien, wo es bereits 24,000 Christen, darunter 10,000 Abendmahlsge nossen gebe. Admiral Prevost entwarf ein Bild von der sogenannten Thronzeit seines Freundes des Vizekönigs Duncan, im seinen Weltakula* und die Ereignisse über den Verlauf der Missionen auf die Eingebornen Indonien, der er trotz mancher Anfechtung im Allgemeinen als einen guten darstellte.

Am Freitag waren die Muhammedaner, Juden, Christen, Katholiken, Protestanten, Armen, Syrer, Griechen u. s. w.

* In einer kleinen Skizze, die er von dem Hr. Schreiber erhielt, ist die Zeit zurückgegriffen, die die Missionen durch die Missionen hindurchgeführt haben.

** In der kleinen Skizze, die er von dem Hr. Schreiber erhielt, ist die Zeit zurückgegriffen, die die Missionen durch die Missionen hindurchgeführt haben.

auf der Lagerordnung. Miss Pughco sagte, in Äthien gebe es 113, in Afrika 4, in Europa 4 Millionen Muhammedaner und in Centralasien, um und über Aschapel, wie auch in Afrika sei ihre Zahl immer noch in Asien in Verrücktheit dagegen nehme der Islam entschieden immer mehr ab. Unter gebliebenen Muhammedanern sei der Unglaube vorherrschend. In der Türkei sei wohl nicht viel zu machen, mehr in Persien und Indien. Bei der Arbeit unter Muhammedanern solle man sich möglichst auf Hausbesuche, Einzelgespräche und Zirkelverbreitung beschränken, da durch öffentliche Demonstrationen nur die Radikaleren und der Nationalismus der Leute angereizt werde. Pfarrer Jacob in Beirut der Türkei sprach sich Dr. Aladwogod aus, dem Dr. Blüß aus Konstantinopel bestimmte: es gebe denn schon 100 evangelische Kirchen im Lande und in vielen derselben sei neuerdings auch ein Gottesdienst in arabischer Sprache eingerichtet worden, wenn doch hier und da ein Muhammedaner sich erzeigte. Der Judeverbreitung stehe gar nichts im Wege, und auch die Zahl der christlichen Traktate und Bücher sei nur eine normale. Ein geborner Jude, Hr. Tann, jetzt evangelischer Geistlicher, erwähnte von den zahllosen Muhammedanern in Konstantinopel, daß unter ihnen auch manche Aelchungen vorgekommen seien.

Ueber die in Surien von Frau Thomson gegründeten Schulen berichtete ihre Schwester, Frau Smith aus Beirut, daß dieselben in blühendem Zustande seien, Muhammedaner, Drusen und Christen da friedlich nebeneinander saßen und viel guter Samen ausgesäet werde. Am Tode ihrer Schwester seien in 23 Schulen bereits 1000 Kinder unterrichtet worden — nach nur siebenjähriger Arbeit. Ueber das ähnliche Werk der Fräulein Whately in Kairo und Damiette wurde ein Aufsatz, den sie selbst geschrieben und angehängt hatte, vorgelesen. Per 18 Jahren habe sie angefangen, zuerst sei es schwer und langsam, dann aber über Erwarten vorangegangen. Die jetzigen Schulkinder in Kairo seien vor 7 Jahren erst dorthin gekommen und hätten 20000 M. gekostet 3000 Kinder, 3000 Knaben und 2000 Mädchen besuchten dieselben gegenwärtig; von den Knaben sei die Hälfte Muhammedanisch, von den Mädchen zwei Drittel. Auch in Folge der neuerdings eröffneten arabischen Regierungsschulen habe der Reich der Missionsschulen, wo regelmäßig in der 6. Klasse unterrichtet werde, nicht abgenommen. Genesende über Ägypten referierte der amerikanisch-presbyterianische Missionar Dr. Watson:

Zum Ende der Arbeit dort sei 17 Jocher; gegenwärtig seien 4 Wä-
renare und deren Jocher auf dem Platz, überdies 11 verheirathete
Tinner, 1 einheimische Posten, 7 noch nicht eingeordnete Bediener,
7 K. posten, 1 Metronom. Es beider 20 Tagelöhner mit 424
Kudern und 2 Stachmännchen mit 51 Kindern, ein oberes
Schulhaus mit 20 Schülern und ein theologisches Seminar mit
11 Studenten. Wohnenden mit eingeborenen Kisten und Dia-
konen. 18 (1800) Schülern und 2000 Menschen gesegnet und die
Befehlungen mit 1. N. 1877 die nun entsprechende Schichten beibehalten
Zunahme von 21,000 M. ist folgende: 1877 gegeben

In Ägypten gebe es 11,2 Millionen Kopten, 200,000
Kopten und 20,000 Zwerge: die protestantische Mission warde sich
hauptsächlich den Kopten, die zwar Kopten sind, aber nicht besser
als die Benhammedaner seien. In der Schule kommen aber immer
auch Benhammedaner Kinder, und im letzten Jahr seien drei Ma-
hammedaner bekehrt worden. Ihre Absicht sei eine vollständige evan-
gelische Kirche in Ägypten zu errichten und dieser Wunsch bereits
mit dem Wege der Errichtung da die meisten Kopten der ihm Ba-
stieren aus eigenen Mitteln beizustehen und überhaupt selbst für ihre
Bedürfnisse sorgen.

Was aber die Evangelisationsarbeit in katholischen Ländern,
über die Flanzzeit der Mission und Erhaltungsfähigkeit berichtet wurde,
überzeugen wir uns und erfahren aus die am 26. Oct. in das Kloster
eines nachfolgenden Mannes aus Tübingen, des Signer Barner,
der 1. N. als Jesuiten Missionar nach Indien gegangen und dort
zwanzig Jahre geworben war, dann lange Jahre als Missionar der eng-
lischen Mission in Indien gearbeitet hatte und seit 1843 in
Wien unter seiner Landeskirche das Evangelium zu verbreiten
sollte. Ein anderer durch ihn gewonnener Priester ist jetzt in
Wien und durch seine vielen Bemühungen sind bereits fünf Ge-
meinden ins Leben gerufen worden.

Am 2. Okt. der Jahresversammlung wurde nach einer großen Arbeit
1. die Missionarversammlung der Ersterhülle unter dem Ver-
sitz des unterirdischen für alle seine entsetzten Verd. Schaptes-
buren gehalten. Der Grund, der aus welchem hier von verschiedenen
und erfahrenen Männern gerichtet wurde war der, daß 1. auf
der Seite der Regierung die die Mission und Erhaltung auf dem
Gebiet der anderen wie der unteren Missionen die Über-

10 Juni bis zum 31 Juli als ein 4041 Haider kamen konnte Tagole liegt 25 Stunden weit ab von Aklur und wurde im Jahr 1873 zum erstenmal von einem amerikanischen Baptisten, Laß J. J. Weert, besucht, aber erst am Freitag 12. 7 konnte bei einer Laute Wende gequert werden — von nur 5 Seelen. In 11 Jahren waren aber aus den 4 schon 229 ge worden, darunter 11 eine bohe Missionararbeit und 5 eingeborene Missionar. Als im 1877 wurde aber wegen der Pangererath, welche dem Aklur Oberg und seinen Wenden nicht anbere Missionararbeit die eigentliche Missionararbeit hat ganz erwacht werden. Seit den 15. März, 1877 wurden keine Tauffelder, nicht angenommen, obwohl einmal 15000 zugleich sich selbst 15 Monate lang lasse man niemand, theils aus Vorhals, theils aus Mangel an Zeit zum Unterrichten. So wird man kommen die Leute herein!

Ein hiesiger Dichter, H. M. Malabaci, hat ein Gedicht in der Gaudierath Sprache verfasst, welches die hiesige Zeit betrifft und die verdrungen Freizugs aus dem Leben des verstorbenen Wiff Dr. Aklur enthält. In Petros liegt der Aklur ad da Sindia an einem bestimmten Tage des September 1877 dem Aklur, der sich ein mal 1. April anzeigten. Als die Worte zum Aklur geschickt wurde, in welcher die hiesigen nun vor sich geben sollte, war der Aklur so groß, daß un-

gefähr 10 Personen erdrückt, mehrere andere schwer verletzt wurden.

Der hiesige Gaudierath berichtet mit Bestimmtheit, daß der Gaudierath von Pambay im Hause eines vornehmeren Hiesigen sich am letzten Januar 1877 in der Nähe befand, als daß er eine halbe Stunde da gewesen sei, einen Lobgesang auf den Gaudierath angestimmt und den Anbetenden nachsehen habe, alles wie wenn er vorher einverstanden damit gewesen wäre. Der Richter der ersten Regierungsschule in Bombay hat erst, offenbar die Gaudierath an zuweisen und gegen die hiesigen Missionararbeiten betraffen, wie wenn das Neutralität in Missionararbeiten wäre! Doch selbst von seinen Vorgesetzten nach ein Mal zurückgekehrt sein, veränder zu sein.

In Rajahmundry herrschen hiesige Pangererath Gaudierathen sind schon entworfen. Nach der schwarzen Darstellung soll ein Drittel der Bevölkerung bereits gestorben, ein Drittel auswandert und nur ein Drittel in traurigen Zustand noch übrig sein. Die armen Unterthanen sagen, der Maharajah und seine Diener, ziehen ihnen das Blut aus wie ein Raubthier das Raub aus seiner Wunde. Sie finden, ihm die Regierung ist aber auch kolossal gewesen. Es verläutet, daß die englische Regierung einer Dr. Seal nach Rajahmundry geschickt hat, um nach den Ursachen der Pangererath zu forschen.

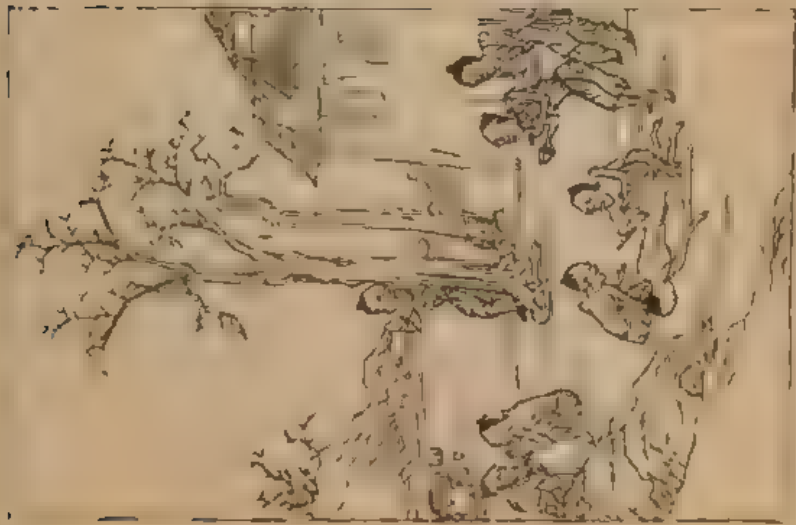
— In Reichenau ist die evangelischste G. G. im Jahre 1800 bekehrte. Es hat sich herausgestellt, daß viele hier in Pötha-Erben und Moslem-Christen, je nach ihrem früheren Bekenntniß, sich mit einander die Maria-Christen gegen einander sich verachteten, ja hohnschanden. Wenn ein christlicher die Hölzer im Bezirk war, ein Maria-Christenland zu stehen, so wurde seine Gemeinde, von ihm abfallen, kam ein Maria-Christen in die Kirche, so wurde es fortgeschoben. Hat es zum Maria, so waren sie die andern und. Da die verschiedenen „Rassen“ in verschiedene Dörfern wohnen und diese Gemeinden christliche Angehörigen ziemlich selbstständig vor sich kamen die Missionare ein malabari hinter den Skandal. Als Hrn. Dörfler mit 40 Gemeindevorstehern eine gemeinschaftliche Synode hatten, welche, protestirte die Mehrheit gegen die Anwesenheit der Maria-Christen, etwa 16 an der Zahl. Es kam zum völligen Bruch. Die Missionare traten und überredeten verschied. Der alte Stammzeit war in voller Zeit wieder beschreiben. Erst nach einigen Monaten wurde es besser, so daß eine gemeinschaftliche Konferenz und zwar ein gemeinschaftliches Abendmahl gehalten werden konnte.

Wertwendig ist, daß die Ver-
stärkung einer gemäßigten Ver-
baltung des Rassenbegriffs in
Anden selbst eher zu als ab-
nehmen. Der bekannte Prof.
Dr. G. M. Bonerdichs hat

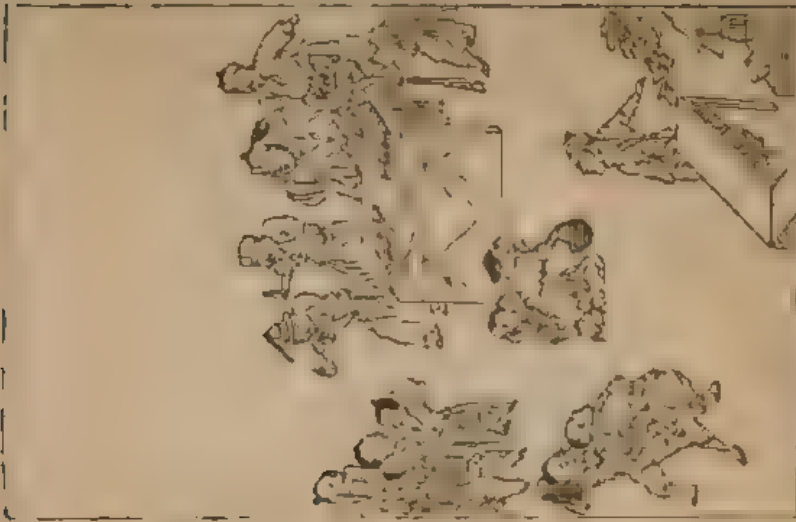
3. A in einem Lettera über
"Asien und Europa" der
"Asie" „Die Rasse kann kaum
eine ausschließlich religiöse Ein-
richtung genannt werden, ob-
gleich sie in anderer Hinsicht reli-
giös beobachtet wird. Die Masse
der Bevölkerung setzt sich aus
verschiedenen Rassen zusammen, für
welche von einigen Rassen (be-
sondern keine Hauptunterschiede)
beachtet wurden. Aber doch alle
die Brahmanen vereinen gibt
keine Rasse, die zugeben würde,
dass sie einer anderen unterge-
ordnet sei. Deswegen ist auch
keine Befehle vorhanden, dass
jemand darnach trachten würde,
aus einer Rasse in die andere auf-
zusteigen. Jedermann bleibe ge-
duldig bei den Ehligkeiten
seines eigenen Standes. Eng-
lische Aufklärung und Umgang
mit Europäern hat hierin übrigens
viel geändert. Die Zufrieden-
heit, mit welcher man sich auf
die Privilegien seines eigenen Stan-
des verlässt, ist jetzt so an-
wie verschwunden. Die Rasse
will jetzt angefasst sein. Die Rasse
ist ein Uebel, dessen plötzliche oder
gewaltsame Ausrottung ein Uebel
herbeiführen könnte, das viel
größer wäre als die Rasse selbst
in ihrer schlimmsten Gestalt. Das
peinlichste wäre nicht schlimmer
sein als die Krankheit“

— Herr Sägerei, ein unab-
hängiger Wollener unter den
Santals, hat auf seiner Station
Deibel 45 Kommunikanten und
12 Jünglinge in der Schule. Im
Jahre 1877—78 taufte er 12
Personen und behandelte 1500
Kranke. Unter ihm stehen 5



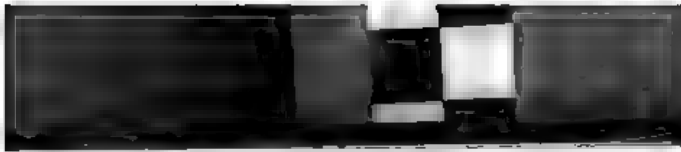


Manis angustifolius.



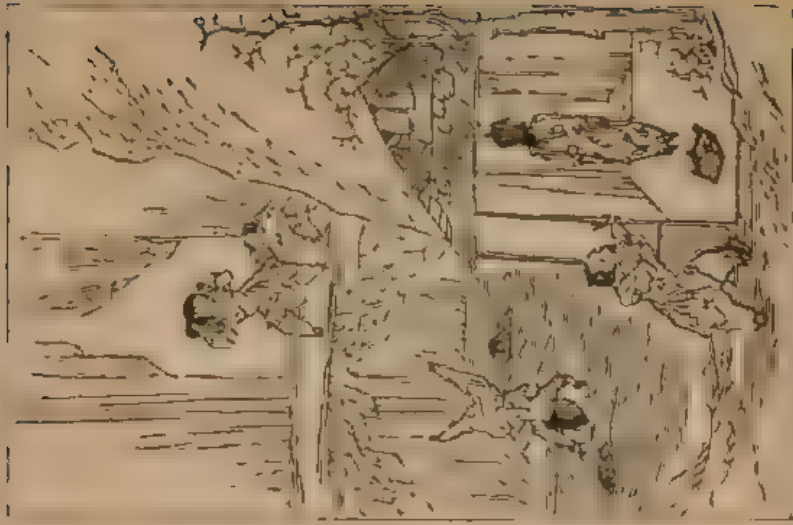
Angustifoliae fides. Hilfe bei den Menschen.

Bilder aus der ethnischen Hungersnot.





Wälder und Acker gezeig.



Schäfer

Bilder aus der chinesischen Hungerzeit.

Traurige Vorgänge in Futschan.

Futschan (Fongkong und Schanghal) ist unter allen chinesischen Provinzen diejenige, welche wohl kaum einer häufiger genannt als Futschan, die Hauptstadt der Provinz Jochien, welche auf etwas mehr als 2000 Quadratmeilen beinahe 2 Millionen Einwohner hat, also $2\frac{1}{2}$ mal so stark bevölkert ist als das deutsche Reich. Den Gouverneur dieser Provinz, zu welcher auch die Insel Formosa gehört, sagt man nach, daß sie geistig ruhiger, ruhiger und unternehmender, aber vorzüglich auch noch stolzer und eingebildeter seien, als andere Chinesen, von denen sie sich auch durch manche Eigenthümlichkeiten in Sprache und Sitten unterscheiden sollen. Wie dem auch sei, das Christenthum hat unter ihnen keine unerheblichen Fortschritte gemacht. Im J. 1631 brachten Dominikaner die erste Bande davon nach Futschan. 1648 ließ der erste Viceroy sein Volk, 1746 wurden fünf Priester, darunter ein Jesuit, von den Heiden getödtet. Gegenwärtig gibt es 16 europäische Dominikaner und 10 chinesische Priester in der Provinz, während die Zahl der Bekehrten 40,000 beträgt. Aber auch die Protestanten haben mit großem Erfolg hier gearbeitet, freilich erst seit kaum 40 Jahren. Anno 1827 zählte man 8 evangelische Missionsgesellschaften, die zusammen in Futschan (die Insel Formosa eingeschlossen) 11 Stationen, 117 Aufseherstationen, 173 Gemeinden mit 524 Romanisanten, 23 eingeborenen Geistlichen, 206 Festsprechern, 115 Kirchen, 129 Kapellen und sonstigen Predigtplätzen, 8 Zenaren und zahlreichen niederen Schülern hatten.

Am bedenklichsten ist die 1820 begonnene Thätigkeit der englischen Mission, welche ihr Hauptquartier in Futschan hat und über 1828 eine Zahl von 2,000 Bekehrten aufzuweisen hatte. Von Anfang an aber sahen sich die Missionare vom heftigsten Haß

In diesem Augenblick traten zwei oder drei Mandarinen aus dem bereits erwähnten Hause über ihn her und brachten ihm durch mehrere Schläge vor der Nase der Betheuerungen nicht mehr die mindeste Verletzung bei. Man warf auch die neun in der Veranda stehenden auf ihn los. Aber da keiner des Mordens und ein paar betruübete Gemüther traten an den Anführer mit jenem egyptischen Ausdruck wie „dies ein Räuber“ vom Tode und aus der Fänge der Mörder. Aber wenn nichts geschehen wäre, begaben sich die Mandarinen mit auf den kaiserlichen Hof, immer noch dem Leichnam gefolgt: ja, als dieser ankam, Pausen und Einander ansehendes und aus Bewegungen zu verstehen, überließ die Herren ihr Wohlgefallen davon zu haben.

Endlich geschah die Bekehrung des Kaisers vor sich. Das war nur eine kühne Reduktion der Mörder, weil er da Pausen aber so unverzüglich ist, dass er nicht, daß der Kaiser es nicht wurde, sich nicht ergriffen. Der Kaiser selber war auf die Nase, das er weiter des ganzen Mordenswerks an und über die Mörder zu einem „auf Augen“ auf die Mörder, auf die Mörder zu werden, während jener auch stehende Chinesen den Reichthum seiner Regierung zu ziehen anfangt, die wohl ein paar Mal über die Mörder in Stunde ist, und überdies eine Sprache führte, die auf die Mörder, welche Krieg ist, daß er Mord war die von Feinden erbracht ist. Die Tage wurde an so lebhaft, als wenn die Mandarinen keine machte, sich wieder nach Pausen zu begreifen und das bedachte Pausen sammt den Mandarinen den stehenden Pausen preisgegeben. Die Vorstellungen hatten und so. Sie gingen fort und liefen nur jeden zweideutigen Ohren, der als ob der Kaiser bedacht war, zum Zorn von Mord. Wohl zum Mord. Nach fünf Minuten war aber auch er verdrungen. Dann holten die Chinesen die Verandas in Besitz, rissen alle Thüren auf und errichteten während vier langer, langer Stunden das ganze Verstandespersonal in Schrecken und Spannung. Endlich gelang es mit Hilfe einer Armade, während eines Theils der Eindringlinge hantirten, aber immer noch etwa 30 Mörder und Pausen auf dem Hof.

Zuletzt erschien der Kaiser. Zuerst und bald darauf auch ein paar Mandarinen mit etwa 30 unbewaffneten Soldaten. Das schien aber nur das Zeichen zum Beginn des Mordenswerks zu geben!

Man stieg an, stieg auf das Dach und gegen die Fenster zu weiter. Erst allerorten des Komplexes thaten die Vertheidiger nichts dagegen, und einige Soldaten warfen sogar ihre Uniformen ab, um beim Niederreißen des Hauses mitzuheften. Thüren und Fensterladen wurden ausgelassen und in die Luft geworfen. Möbeln u. dergl. fortgetragen, endlich das neue Zeughausgebäude in Brand gesteckt und eine alte Muddschide niedergebrannt. Der angerichtete Schaden wird auf 50000 Denare geschätzt. Die Nacht war natürlich eine Qual für die Einwohner des Miskonsabaes, doch geschah ihnen kein Leid.

Am nächsten Morgen hörte der noch immer nicht kühnliche Vöbelhaer zuhause, erfragte die noch unbeschädigten Gebäude und fragte an, die Fenster zu öffnen. Man hob die Frauen mit den Schuttschalen durch eine Pforten, in der Straßen gelegene Stellen vierund vierzig, und so erstarrte sie gänzlich nach Mitternacht, den letzten Moment, daß der ganze Miskonsaba von der Vertheidigung ausgingen war.

Logo darauf, Sonntag, 1. Sept. bezog sich der englische Konsul mit Major Kipper, dem Vorgesetzten des Kriegsfusses Kistun, zum Besatzung und erklärte diesem, daß wenn er nicht für den Schutz der Missionen Sorge, englische Missionare denselben übernehmen würden. Das wirkte eine Anzahl dreier Soldaten wurden auf den Platz geschickt, aber ohne Munition und ohne Patente. Auf diesen Mangel aufmerksam gemacht, griffen sie fort und ließen nur einige Patente, auf eine Art mit Munition und Patente nachschickte, wobei nicht.

Am Montag waren überall Patente ausverkauft, in welchen die „Männer“ aufeinander wurden, das von den „Frieden“ vorgezogene Wort zu verstehen, und der Besatzung eine Protestation, in welcher es anstand, daß der englische Konsul zwar in Anwesenheit versichert sei, die Missionare zu schützen, aber eigentlich doch nicht viel nach ihnen trage, das Volk mochte daher die Missionare in Ruhe lassen! Offenbar aber eine Aufforderung weiterzugehen, als das Obgenannte! Die „Friedenspartei“ erklärte, daß sie bereit sei, alle Missionare in der Stadt zu schützen. Zumal die Missionare in Jankon, die in der Stadt wohnten, haben sich daher ins Ansehen weiter zurückgezogen.

Heute nach obigen Vorfällen erschien in Jankon ein englisches,

natürlich die Londoner Parthei, in welchen die traurige Affaire von ansehnlich ansehnlichem Zudruch aus so dargestellt wurde: Wohl Wille habe mehrere deutsche Handwerker und mehrere sehr feine Grundstücke auf dem herrlichen Handel sammlet, bald nach Vollendung des Bauwerks die Handwerker niedergelassen und an ihrer Stelle mehrere Gebäude in europäischem Stil erbaut, eines davon sogar Kontore auf einem kleinen Grund und Boden, der nicht mit gepachtet war. Eine Forderung sei das vom Volk ruhig mit angesehen worden, als aber gewisse Unzufriedenheiten sich einstellten, habe die öffentliche Meinung denselben dem störenden Einfluss der Gesetzgebung beugen und eben diesen den Canalen zerschlagen. Minnowhauer zugestanden, von den deutschen Autoritäten sei hierauf der Wunsch gemacht worden, ein Landvertrag gemacht werden, wonach sie der Schwarz-See Dinge hätten verlassen und einen herrlichen Platz im benachbarten Raum innerhalb des Freudenlandes dafür erhalten sollten. Die der englische Consul habe diese Forderung bekräftigt, während derselbe aber der Londoner Minnowhauer mit Entschiedenheit vorgelegt wurde, sollten die Minnowhauer abermals ein großes Haus bauen, und das auf einem Grundstück, das sie nach Auflösung der Schwestern auf nur gepachtet hätten. Sollten daher eine Unterhandlung vertragen und während dieser Zeit Wille mehrere Gebäude erbauen und verkaufen, worauf sie in der Folge ansehnlicher und starker Verdienst das jetzt erbaute Haus gewinnbar hätten. Dieser Darstellung des Sachverhalts wurden zwei andere Geschichten beigegeben, das eine von einer Klammer, das andere von einem englischen Rechtsgelahrten, welche darin einzig sind, das die Minnowhauer weder formell noch sachlich im Recht seien, von dem Wille keine Forderung als Carapier angenommen und die Bedingung der Schwestern sachlich auf ganz harte Proben gestellt habe.

Die Zeit ist nicht selbst auf die Chronik Wille, welche sich zum der Unvorsichtigkeit bezieht, einen so hohen Grad, daß sie, so zu den Rechtfrage dadurch offen liegend, sich doch einige eben sehr freundliche Bemerkungen gegen die Hindernisse, Unvorsichtigkeit der Wille erlaube und die zur Befriedigung des Vorgangs dienen sei. Die Frage anstelle, was wohl die Verabreichung der friedlichen protestantischen Dörfer in England geschehen haben werden, wenn man die katholische Wille noch in der Welt war. Dr. Wille nach der, in Antiquen unter ihrer in der gelassen hatten:

[illegible]

Die meisten dieser Ähnlichkeiten langensinnig und wie ich die
flüchtige Betrachtungen. Wir wollen daher zu Ausstellung des
Zusammenhangs nur erwähnen, daß das zweite Haus an dem
Grundstück erbaut war, welches zu der Zeit der Verkauft war,
wie aus den vorhandenen rechtsgültigen Dokumenten hervorgeht.
Daß die zweite Forderung von Wm. Wolfe nicht mehr in der
gekauften worden, und wenn das überhaupt vorgekommen, es war
vor Jahren und ihre Rechtsverjährung geschehen ist, wie denn eine
derartige Forderung niemals erhoben werden, und ist es, daß nicht
Wm. Wolfe wiederholt von einem anderen verkauft worden,
sondern umgekehrt er oder vielmehr die ersten Angehörigen
auf den Verkauf stand, so daß es nicht, gegen Vater
und Mutter in der die sie bezahlt und verkauft oder ihre
ersten Forderung hatten, was allerdings in einem Fall, daß die
nach dem 30. August wieder gekauft worden ist.

Uebriqens ned ject en boker Meester in Antiken en medel tye

[illegible]

Woe in wahrer Leben. Immer aber da es die der Kirche
noch empfindere Umarmung der Christen gegen die Abstände
und das Gehen zum Staat ist, wird durch diese Lehre freies
moralische. Dessen sind nicht auf Redung des Botschaft
in moderner, beizugehen. Nicht nur ist es, was die
Abstände sind, so hat die Kirche erreicht, die ihre Umarmung
ist, hauptsächlich auf die die Kirche die christliche Missionen
auszuweisen wird, von denen ist für jeder Teil wieder von der
Missionen ist, von der Kirche die Missionen auszuweisen wird.

Der Wettstreit des Christenthums und des Islam in holländisch Ostindien.

Book No. 2. 25th October 1917.

Es gibt ja mehrere Kläder, wie z. B. Zinnrüsche, in denen
der Aether sich noch lebhaft ausdrückt, aber wohl können
sie es ein wenig zu räumen, wie diese Al. Sordung schmeckt von
einem sehr angenehmen süßlichen, als, es ist bei diesen zu haben. Denn
da, wo leicht sie sich nicht nur mit der Oberhaut, sondern auch
der Haut, man kann es europäischer Wahl, es ist auch mehr, als ob
diese Kläder nicht den Aether am meisten ergötzt und belohnt,
so weit ihr Geschmack reicht. Es ist nun in die Berggongenien zurück.

so findet man, daß der be. reitete größte Theil des vom Islam
 jetzt im ind. ischen Archipel eingenommenen Gebietes, erst nach der
 Besitzergreifung durch die Holländer übertrug. In der That waren
 auf Sumatra schon Aischen und Menangkaban vor seiner Zeit
 mohammedanisch geworden und von dort aus hatte der Islam seinen
 Weg auch nach Java gefunden, aber auf Sumatra so gut wie auf
 Java war die große Wichtigkeit der Übertragung noch heutzutage, als
 die Holländer antraten diese Insel zu erobern, nach Borneo,
 Celebes und den Molakken in der Islam überhaupt erst seit den
 Zeiten der holländischen Herrschaft gekommen. Jetzt ist der ganze Be-
 völkerung Javas gegen 18 Millionen, wovon fast dem Namen nach
 mohammedanisch, wenn auch unter der Oberfläche noch ein großer Theil
 heidnisch bleibt, in Sumatra ist nicht mehr viel heidnische
 Bevölkerung zu finden, und auf Borneo und Celebes wird auch
 mindestens die Hälfte schon mohammedanisch sein, überall aber im
 ganzen indischen Archipel, wo sich unter der holländischen Herrschaft
 eine heidnische Bevölkerung in Verbindung mit Mohammedanern
 befindet, da macht der Islam ansehnliche Fortschritte. Selbst der
 offizielle Regierungsbefehl konstatirt den Fortschritt des Islam
 in dem Battaklande und in Palembang auf Sumatra, in
 West- und Ost-Borneo, in Uredu auf Celebes, in
 Ternate, Tidore, Batjan und noch verschiedenen andern Orten.
 Daß in der That die holländische Regierung es ist, welche den Islam
 ausbreitet und befördert, das kann man in dem Battaklande
 auf Sumatra ganz klar nachweisen. Das Battak- oder Barak-Bat
 ist Jahrhunderte lang mit den mohammedanischen Malaien nicht nur
 in Verbindung gewesen, sondern es ist von ihnen mehrmals ange-
 griffen worden und ein großer Theil des Landes ist von den Malaien
 völlig vertrieben worden, um die Malaien für den Islam zu gewinnen.
 Jedoch war alles umsonst, die Malaien hielten an ihrem heidnischen
 Glauben fest, bis sie vor ungefähr 40 Jahren unterworfen der
 Holländer wurden. Seitdem sind sie, so weit die holländische Herr-
 schaft reicht, fast sämtlich Mohammedaner geworden, während man
 meistens der Grenzen der Kolonie unter ihnen fast keinen einzigen
 Mohammedaner findet.

Da Thatsache, daß die holländische Regierung überall, wohin
 sie kommt, den Islam erzeugt, ist so unabweisbar, daß in Su-
 matra die Mohammedaner selbst glauben, Allah habe eben deswegen

den Holländern die Verbannung gegeben, damit sie heidnischen Stammes durch das holländische Regiment zum Islam bekehrt würden. Ich selbst habe auf Sumatra so den angewiesenen, die auf's Heftigste er-
kennet waren zu hören, daß ich und die andern Holländer d. h. Europäer keine Mohammedaner seien, so sehr ich holländisches Blut vorwiegend und Islam in ihren Augen ein und dasselbe.

Was mag nun doch aber diese sonderbare Erscheinung nur seinen Grund haben? Es ist mir ja nicht ein zu behaupten, daß die Holländer mit Wissen und Willen den Islam beförderten — obwohl es in der That unter ihnen einzelne Thoren gibt, die in ihrem blinden Has gegen das Christenthum sich so weit fortrennen lassen, daß sie dem Islam den Sieg wünschen. Aber meistens die Mehrzahl hat nicht diesen Grund und zur leinen Sympathie mit dem Islam, der auch nur nur ein weltliches Interesse für denselben. Ihre mehr vor-
wiegend lassen ihn viel mehr; dennoch aber befördern sie ihn durch einen vollständigen religiösen Indifferentismus und die sogenannte religiöse Neutralität in Angelegenheiten. Aber wie es erfordert haben sieht sich der Islam ein, um das zu thun, was die Christen thun sollten, aber leidet unterlassen. Wo auch das holländische Gouvernement bestimmen mag, da folgt ihm der Islam wie ein Schatten nach. Die Holländer konnten in Indien nicht existiren ohne einen mohammedanischen Anhang von niedrigen Ständen, wie Kulis, Dolmetschern, Schreibern und auch Hand-
lern. Die malayische Sprache, die außerhalb Java's Regierangs-
sprache und überhaupt die einzige Sprache des Archipels ist, und mit Ausnahme der Holländer nur von Mohammedanern gesprochen wird, ist eine gewisse einer der wichtigsten Träger des Islam. Sobald das holländische Regiment irgendwo etablirt ist, so muß jedermann, der irgend etwas mit ihm vor Gericht oder in der Verwaltung, in Handel und Wandel zu thun hat, Malakisch lernen, und nur ganz selten wird Einer Malakisch lernen, ohne zugleich ein Mohammedaner zu werden. In Folge dessen sind in einem sehr kurzen Lande nach kurzer Zeit eine ausländischen Population, durch welche die Holländer das Land regieren, ebenso als Zuhälter, Diener, kurzum alle einflussreiche Klasse, Mohammedaner, und dann verziehen natürlich nicht mehr viele Jahre, bis das alles übrige Volk ihnen folgt. Der Islam hat in Indien nur wenig gegen die Missionar, aber fast alle Mohammedaner mit seiner Treue in der Befolgung seiner Gere-

meines und mit einem Oker im Fadenstrich, welches die Haut
 nicht blühen verleiht, besonders aus der schwarzen Haut, deren
 Haut von A. L. in A. L. nicht ist. Die Haut, die die Haut
 nach Welsch, jetzt mit Dampfbildung, immer leichter und besser wird.
 Die Haut 1870, gegen nicht weniger als 1000 Maler aus beider
 Seiten nach Welsch!

Die Holländer haben im 17. Jahrhundert noch immer eine Abhängig-
 keit von den verhängnisvollen Folgen zu haben, welche die Ausbreitung
 des Handels für ihre Verhältnisse in Indien verhängender Weise haben
 muß, denn sonst hätten sie schon aus einem rein staatsmännlichen
 Gesichtspunkte die durch die Wunden mit aller Macht und auf jede
 erlaubte Weise zu befördern suchen, denn eine allen Zweifel ist das
 Christenthum die einzige Macht, die das Verbot des Handels
 bindert und aufheben kann. Aber zugleich es unter ihnen als
 viele Freiheit und auf die gleiche Weise, wie die und odarman
 in den eine große Anzahl. Die Anzahl der Handel, die die
 der Abhängigkeit in den Handel haben, ist nicht doch sehr
 viel, das größte ist, ungleich. Es gibt etwa im ganzen 10
 holländische Wunden, die 1870 verhandeln. Die Handelsgüter
 nach fast über den ganzen Handel, verteilt und in Zantora,
 West, Mittel und Ost Java, Bali, Celebes, S. Malacca,
 den Molassen und Periquina - aber mit nur wenig
 Orten haben sie manhafte Güter erhalt. In der Wundaria
 auf Celebes sind die Güter reichlich, ungleich, dort und
 mehr als 10,000 Güter, aber in diesen Handel gibt es eben
 eine eine Abhängigkeit, und selbst dort steht es gerade jetzt auch lange
 nicht wie es sollte. Auch auf Java haben sich ein paar Gemeinden
 mit über tausend Mitgliedern, aber im Vergleich zu der gewaltigen
 Bevölkerung ist doch erst wenig erreicht. Eine Sache ist mir nicht
 recht verständlich, nämlich warum die indischen Gesellschaften
 nicht weiter für die zur nicht übernehmenden Abhängigkeiten auf
 den Inseln, der und der Insel, auf Timor und
 Wetter, die sich als Handel, haben die Wunden zu haben,
 gezeigt haben. Die armen Abhängigkeit und ganz verfallen und ver-
 lassen, auf timor Inseln, wie, B. Wetter, Dampier, Lepo,
 ist das Bild des Christenthums, das nicht der letzten, aber
 wieder erlösen, auf andern gehen die Gemeinden sich nicht
 aus, weil es eben an jeder geistlichen Pflege vollständig fehlt, die

von gelben und in drei oder vier verschiedenen Abgründen oder
sonstigen unterirdischen Höhlen. So gibt es ja auch, so auf
den Inseln, gegen den Christen, der nicht nur sie sich
nicht zu lassen, sondern, so wird ihnen kurzer Zeit wohl jede
Zurückkunft verweigert sein, einmal ist, da sie ihre letzte
wichtige Lehren verloren haben, weil die holländische Regierung
auch den Gebrauch der Bibel in den Schulen verboten hat.

Wäre hier nicht irgend eine Missionsgesellschaft zu stif-
ten, um diese Scherde von Christen abzurufen? Es ist
nicht richtig, daß die Holländer keine fremden Missionare in ihren
Colonien zulassen. Die Mission der Rheinischen Gesellschaft
haben auf Morisco unter den Dacten schon seit dem Jahr 1825,
als Z. J. J. J. J. unter dem Namen seit 1861 und auf Morisco
seit 1865 predigen. Wir haben auf diesen drei Inseln jetzt 25 Mis-
sionare. Die Stammen sind sehr als 1000 eingeborne Christen, aber
da sie haben, die was aus diesen 5 Orten vorliegt, ist sehr groß,
fast größer, als das was mit ihnen besteht. Ich ganz gerecht
müßte sich nicht nur damit lassen, sondern sich auch daran denken, noch
eine neue Arbeit zu thun zu sehen. Erst dann werde
müßte es an die andern Missionen übergeben, die die ganze Welt
erkennen, ob nicht vielleicht eine derselben, wie es in England, Amerika,
den Antillen, sich selbst finden ließe, in die Arbeit in holländisch
Indien zu engagieren. Es ist eine Arbeit, die auf eben dem Fuß bald
an der Hand, denn wie ich eben gesagt habe, der Name breitet
sich mit Macht aus und es ist also keine lange Zeit vorhanden,
um den ersten Völkern und Christen zu gewinnen und sie vor
den Augen des Volkes zu bewahren, und wenn sie erst einmal dem
Volke, gelassen sind, so wird es sehr schwer sein, sie wieder heran-
zubringen. Aber die Arbeit dort ist auch eine viel versprechende,
denn die meisten dieser Stämme sind inbedrängt jetzt auf dem Punkte,
ihren künftigen Glauben anzugeben: sie haben sich nach etwas
besseren um und nehmen oft der Natur ihre Bedürfnisse an, weil
niemand da ist, ihnen das Evangelium zu verkündigen.

An welcher Stelle hat das Morisco hier große Ähnlichkeit
mit den Inseln der Insel Morisco, nur daß die Stämme in bei-
den Ländern sehr verschieden und abweichender sind, als dort und
hier, so wie es das, christlicher oder auch nur schwächer zu wer-
den. Einige von ihnen sind stammverwandte mit den Hebräern

den römischen Weltreich durchgeführt hat, umfasst die Zeit vom Ende Christi bis in die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts. In dieser Periode von 200 bis 300 Jahren lassen sich hinsichtlich der Missionmethode deutlich zwei Perioden unterscheiden. Die apostolische und die nachapostolische. Jene darf man im Allgemeinen als Ganzes mit dem Ende des zweiten Jahrhunderts als beendet betrachten und diese beginnt mit der Mitte desselben Jahrhunderts. Die apostolische Charakteristik ist vorzugsweise als die Mission der Apostelen und der Gemeinden, diese als die Mission der Theologen, oder anders ausgedrückt, jene als die Mission der haitischen apostolischen Predigt, diese als die Mission der apostolischen literarischen Predigt. Hatte das Christenthum sich mit der Missionmethode der ersten Periode begnügt, hätte es sich vielleicht im Einklange mit die Predigt der Missionare in den von ihnen noch so entfernten Gegenden, andererseits auf die sie alle Propaganda der Gemeinden hinwirkte, so wäre es ihm nie, nicht niemals gelungen, und die apostolischen Ziele zu gewinnen, sie müßte man nun fragen, ob es überhaupt jemals wirklich zur herrschenden Religion des römischen Reiches geworden wäre. Man mußte wenigstens die Möglichkeit zugestehen, daß es ohne den Anlaß zu einer neuen und ganz anderen Mission, speziell zu die Gebildeten, sich vielleicht und über die Bedeutung einer stark verbreiteten Zelle, einer religiösen oder pagana, einer Konkretheit wurde erhoben haben.

Die Mission der religionsvergleichenden Apologetik, die Uebertragung der allgemeinen Weltmission auf den Boden des gebildeten Heidenthums und der Wissenschaft, begann sich und häufig hervorzuheben mit die Mitte des zweiten Jahrhunderts, erhob sich zu voller Höhe im letzten der Antike, wurde nachher durch verschiedene Veränderungen, besonders durch literarische Angriffe jenseits der Grenzen und den christlichen Judentum zum Fortdauern zu neuen Leben angeregt und blieb auch gegen Ende des vierten Jahrhunderts noch eine feste Ausdauer. Wir kennen die Namen von nicht weniger als 20 bis 30 solcher Missionäre, die mit der Waffe des geistlichen Wortes in wenigstens 50 verschiedenen Schriften, theils selbstmündig, theils in anderen Werken, die Gedankensummen bekämpften. So sehr man aus allen diesen Schriften zu so ausgesprochenem, energiegeladene Wissensgeist an, daß, wäre einem die Mission nicht schon schon an sich her, gemacht, man der Sinn und Liebe dafür ge-

apostolischen Vorans, die ihr nicht sollen verkannt werden, nämlich die Uebersetzung und Verbreitung der h. Schrift und die Erleuchtung von Seelen, Verdienste, welche die alte Zeit sich bei den dynastischen Weltzuständen natürlich nicht erwerben konnte. Allein die massenhafte Verbreitung der Bibel unter den Heiden, zumal bei einer im Zen der moralischen Völligverderb gehaltenen unbesonnenen Uebersetzung ist ein Unternehmen von ganz and kaiserlichem Werth und sehr preiswerthester Art, wenn nämlich diese Arbeit nicht von Anfang bis Ende von einer gewissen, klaren Moral und Inhaltsklarung begleitet sind. Denn ohne eine solche ist die h. Schrift in ihren den Heiden so fremdartigen Gedanken diejenige in der Regel nicht nur schlechterdings nicht verständlich, sondern sogar unverständlich. Es war daher wohl gerathener, die Verbreitung der Bibel unter den Heiden lediglich auf diejenigen zu beschränken, von denen man annehmen darf, daß sie im Stande seien, sie richtig zu verstehen oder damit zuwarten, bis man ihr die nöthige Erläuterung beigegeben hat.

„Die vorge. Literatur aber, welche von den Missionarischen Schulen geliefert wird — die Schulbücher seien ausgenommen — wird von den vortheilhaftesten Zeiten, auch aus dem Lager der Missionen selbst, als niedrig und ziemlich geistlos beschalt und läßt sich unter allen Umständen mit den Zerstörungen der alten Apokryphen gar nicht vergleichen. Diese sind davon hundertmal verschieden. Es mögen in ältester Zeit, seit der ersten Missionenferenz in Allahabad, vielleicht Antiquarier in dieser Richtung, wenigstens einmal für Indien, geplant oder an die Hand genommen sein. Allein wer bezweifelt, ob solche Missionen, selbst wenn sie ernstlich beabsichtigt sein sollten, unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein irgendwie befriedigendes Resultat erzielen würden. Wir bezweifeln es deshalb, weil die geeigneten Worte dazu fehlen. Ich halte aufrecht was ich früher gesagt: die gegenwärtigen Missionen entbehren der weitmas größten Mehrzahl nach derjenigen wissenschaftlichen Ausrüstung, die zu solcher Missionsthätigkeit unumgänglich erforderlich ist; es fehlt ihnen der religionsphilosophische Horizont, der wissenschaftliche Werth und Tact und die liebevolle Intelligenz eines Clemens, Chrysostomus und Terullian; es fehlt ihnen die rechte Pietät von (oder vor) der Wahrheit in polytheistischer Weltordnung, die Fähigkeit, mit dem

Sehen in ihrer Weise zu helfen mit der Darstellung eines eig-
 baren und echten Vaterlandsgedankens durch einen anderen neuen
 Blick in die realistische Welt nicht gestalten, es stellt ihnen in
 der Regel ein Selbstbildnis einer Stadt, bei der sie einziger
 machen unter andern sich einen neuen umfassenden Charakter zu
 geben könnten. Was, eine Mission im Osten und nach der Art der
 nachkolonialen, eine in erster Linie an die Kulturreisenden und
 unter ihnen auf die gebildeten, insbesondere gut Stände gerichtet,
 in höherem wissenschaftlichen Geist gehaltene, das ganze von mehreren
 der Haupt in umfassende Missionen im Zusammenhang über Reli-
 gionsvergleiche und nach der Methode der akademischen An-
 knüpfung an das Gemeinwesen, ist mit den gegenwärtigen Organen
 der Mission gar nicht durchführbar, existiert, abgesehen von einigen
 kleinen Anstalten dazu, überhaupt nicht und steht von Seite der be-
 züglichen Missionen auch niemand zu erwarten, denn ihre ganze
 Weisungsrichtung widerspricht ihr.

Es liegt uns fern, die akademischen Erfolge der bisherigen
 Missionen vollzählig oder abtun zu wollen: sie sind vorhanden
 und wir freuen uns über. Allein die Tatsache ist unbestreitbar,
 daß die bisherige Mission, wie jetzt vor sich sie aus dem Süd-Asien,
 in Zentral-, unter den Arabern, unter den alten Mesopotamern Süd-
 indiens, an den Küsten Afrikas, in den niederländischen Kolonien,
 auf Madagaskar gewirkt hat, doch bei den heidnischen Kulturvolkern
 und bei diesen wieder unter den höheren Ständen und Kasten nur
 sehr geringen Erfolg gehabt hat. Wie man in Altkolonien die
 apostolische Mission, mit welcher unsere heutige immerhin noch an
 menten Erzeugnisse (Nebenwirkung!) erzielt, nicht genügt, wie es
 der missiонерischen Verkündigung des Evangeliums von Ort zu Ort
 und der steten Propaganda der Gemeinden nicht gelang, auf die
 Leben, entscheidenden maßgebenden Massen der Bevölkerung, auf die
 Träger des Kulturlebens, von denen zumeist die Gestaltung der Na-
 tur abhängt, einen nennenswerten Einfluß auszuüben, so hatten
 wir dafür, sei auch die moderne Mission in ihrer jetzigen Form und
 mit ihrer jetzigen Hilfsmitteln anzureichen. Sie wird es wohl ver-
 mögen, da höheren Lebensfreude unter den Heiden zu christlichen,
 ihr Werk wird selbst bei diesem Fortschritt ein halbes und unvoll-
 standes bleiben, wenn sie sich lediglich auf die bisherige Art zu
 wirken beschränkt, und wenn sie nicht das andere streift, mit dem

Es na und West eine nützere, weisere, gerechtere Menschheit mit der ich mich befreunden (ich verzeihe, Litteratur und Ergänzung c. 1838). So ein vorab die lebendigen Kulturvolker, die Chinesen, Hindoo, Japaner u. s. w. — und daß sollen uns, wie die zahlreichsten und einflussreichsten, auch die wichtigsten sein — wenn sich zu christlichen Völkern werden, wie die Völker des westlichen Asiens. Die Kunde der alten Zeit es wurde, so ist eben durch ihre Mittheilung nicht, eine Hilfe in der Sache und nach der Methode der Anthropologie, eine Methode, welche, eben die lebendige, angedrückte oder bewegte zu wollen, neben dieser herangeht, um die notwendige Ergänzung zu ihr zu geben. Es braucht eine neue Methode, eine Methode, deren Aufgabe nicht ist, bloßlich weltlich abgegrenzte, sondern, sondern wie Jüdisch und Griechisch in der großen, freien Welt der Wissenschaft und des gelebten Lebens überhaupt die Anzucht gefunden, da von lebendiger, durchdringender Lektüre zu erhallt, zugleich ein wahres Verständnis für jeden lebenden Zusammenhang von Religionen haben, in welcher wunderbaren und vergessenen Wesen sie sich auch äußern möge, die, den Heiden ein Heide, den Mahomedanern ein Mahomedaner, den Brahmanen ein Brahmane, nicht nur zu predigen, sondern auch die Reden zu führen und, und zwar so zu führen, daß sie den Begier zu einem eigenen Boden, mit seinen eigenen Wesen, seiner eigenen Kultur zu schenken und sich durch die Erkenntnis der ihm so sehr entgegenstehenden, ob auch getriebener und verdunkelter Wahrheit, als durch vorantunige Darstellung der so einfachen, praktisch christlichen Wahrheit, ihn von der Religion, der Verkörperung und der Religion der Welt empfer zu führen verstanden. Es muß unter den Heiden bei uns in unsern die menschlichste, menschliche Dürftigkeit der verschiedenen Religionen stehen mit der Welt und Wirklichkeit der Welt gerettet werden, oder dann damit so erregte Mann, der gegenwärtigen lebendigen Augen auch mit überlebender Zeit und Zeitgenossen, wie es uns trafen und zu sein, es muß so die große Welt, als sie war oder ist, in einer Welt mit dem Christentum hängen geblieben und so lange und so gründlich durch die lebendigen Vertreter derselben bekräftigt werden, bis sie überwunden ist, ein Mann der Welt, davon das Denken, Leben und Leben in der Welt zu sein.

Die Methode, durch der Vortragende, hat mein Herz. Es ist ein wertvoller und jeder Christ muß sich an die Wirklichkeit

richt, damit es nicht so schwer sein, ein Urtheil abzugeben: so viel
 klar ist, daß Herr Pf. Bück, der das ganze Material zu
 sich zu nehmen scheint, am allergeringsten in der Lage sein dürfte,
 ein Urtheil zu fällen. Er erwähnt die „erste“ Missionstafelung in
 Malabar, vergißt aber, daß solche allgemeine Missionstafelungen
 viel früher in Malabar, in Madras, in Pondichery, in
 viel andern Orten und jedesmal, wo aus den gedruckten Be-
 richten zu ersehen, die Nothwendigkeit eben der von ihm empfoh-
 lenen Missionsmethode eutig betont wurde, und das von Madras,
 die sich auf diesem Gebiet offenbar schon ziemlich weit ausbreitete.
 Die Verhandlungen der 1877 in Shanghai und 1878 in London
 gehaltenen allgemeinen Missionstafelungen bewiesen das Gleiche.
 Wer in's heutzutage das Buch eines auf literarischem und pädagogischem
 Gebiet unermüdlichen Vorkämpfers („Indian Missionary Ma-
 nual Hints to young missionaries in India & compiled by
 John Murdoch 1870. London Seeley, Jackson, and Halliday“),
 eine Art Vademecum für angehende Missionare. Wir wünschen,
 Herr Hr. Bück werde sich dieses Werkchen einmal ansehen und
 namentlich die Liste von Büchern, welche Herr Murdoch seinen jünge-
 ren Lesern zum Studium empfiehlt, aufmerksam prüfen. Wir haben
 nicht den geringsten Zweifel, daß er sich nicht wenig eine bessere
 Meinung in Betreff der von ihm vermittelten Überzeugten und
 Wissenschaftlichen der Missionen zu eigen machen wird. Und dieser
 Eindruck würde noch verstärkt werden, wenn er zwei andere Werke
 desselben Missionars, asiatische Kataloge der gesammten indischen
 Missionen und insbesondere der gesammten Sanskrit-Literatur,
 vergleichen wollte. Und Herr Murdoch ist erst noch einer von den
 wenigen, die gar nicht so sehr von der heidnischen Religion
 halten, sondern einer, der mit jenen streng protestantischen An-
 sichten selbst in manchen der indischen Missionen für engere geist-
 liche Nähe, vielleicht die meisten gehen viel weiter als er in der
 Empfehlung der wissenschaftlich apologetischen Auseinandersetzung mit
 dem Heidenthum. Aber genug des theilweisen Rahmens. Man sage
 uns, woher denn der Brahma-Samadhi und die ganze indische Hei-
 fernbewegung kommt, wenn nicht von der literarisch-wissenschaftlichen
 Einwirkung der Missionen auf die „heiden. Stände“ eines großen
 „Volk“? Man frage uns, woraus all' die Versuche einer
 Wiederbelebung des Buddhismus, Jenducismus und Confucianismus

und die damit verbundenen Sorgen waren der Preden zu erklären und, wenn nicht aus Verneinungen und Veräufnissen, die gerade mit denen des von Herrn Vfr. Auf gepriesenen nachapostolischen Zeitalters die frappante Ähnlichkeit haben.

Wodurch ist aber diese Zählung, diese bewährte Genese am Anfang des Heidenthums und Christenthums — damals wie jetzt — herbeigeführt worden? Offenbar durch nichts anderes, als durch die vorausgegangene Predigt- und Gemeindegewinnung, durch welche die anfangs unbekante, denn verachtete, endlich aber doch unübersteigliche von Vordem zu Vordem wie eine Welle in den betreffenden Ländern geworden ist. Neue altchristlichen Apologeten hatten für ihre Schriften gar keine Feyer, geschweige denn aufmerksame, tief innerlich erregte und interessirte Leser gefunden, wenn durch die archaische Unwissenheit nicht die Macht der Reden herrscht worden wäre. Es war doch niemand glauben, daß die Apostel und ihre unmittelbaren Nachfolger mehr ausgerichtet hätten, wenn sie durch gelehrte Werke sich an die „gebildete“ jüdische, griechische und römische Welt gewandt haben würden. Wenn irgend etwas durch den Erfolg gerechtfertigt ist, so ist's die göttliche Thronheit, daß in erster Linie das Evangelium nicht den Weisen, sondern den Armen gepredigt wurde. Diese althergebrachte apostolische Missionsmethode kann nie übertrieben und dabei nie abgelehnt werden, so lange es noch geistlich arme, nach Weisheit hungernde und durstende Seelen in der Welt gibt. Alles Spätere: Theologie, Apologetik, Schulen, Bistümer, christliche Welt, christlicher Staat u. s. w., es sind Kinder seiner jener Ausdauer. Wer aber ist kundig genug, ein Samenkorn zu schießen, weil es keine Aehre ist? Alles hat doch seine Zeit, und zu Ding braucht Weile. Neue altchristlichen Apologeten hat auch niemand mit Aohbi für ihren Verfall ertragen und dann an ihre Unwissenheit angehängt. Gott hat sie gerufen, aber's unmittelbar aus den Hören, also aus dem Tief christlicher Bewandten, und ein jeder von ihnen hat an seinem Volk gethan was er konnte. Gott hat immer noch alles sehr zu seiner Zeit und Ort gibt seiner Gemeinde, der schon gesammelten, wie der noch zu sammelnden, Apostel, Evangelisten, Lehrer u. s. w., je nach ihrem Bedarfe. Das hat er auch in der modernen Mission gethan. Er hat nur jedem Prediger, zum Theil ganz ungebildete, aber wirklich apostolische Prediger gemacht, er hat fleißige und tüchtige Prediger

geben und er hat auch begabt, gelidete, wisse: das ist nicht aus
gerustete Vektor gegeben, theils auf dem Gebiet der Bildung,
theils auf dem der Pöbelgeist. Wirklich ist Jaden die durch
ausgeübte Kunst und Zerkunft predigt, sowie durch Überwindung der
Krauen und Schlingen, durch Bekämpfung und Bekämpfung der Ver
kommenen, durch Überwindung und Pflege der Gerechtigkeit der Gemeinden, der
Grund bereits gelegt, der Zerkunft in's Innere des Volkes hinein
geführt worden. Das Schicksal ist abgesehen von der Rettung ein
zelner Seelen, aber welche fadache Gerechtigkeit und Gerechtigkeit, aber das von
unserem geistigen Amt her gewandte: die gebildete indische Welt
ist, ob sie will oder nicht, in einem Konflikt mit dem
Christentum hineingezogen und die „wissenschaftliche Altru
istische Diskussion“ ist in vollem Gange, ist sie nicht in vollem
religiösen Gange, wenn die modernen Hindu's nicht um 18 Jahr
hunderte älter, verdorbener, gleichgültiger, thörichter waren, als ihre
Griechen und Römer, mit welchen ein Jaden, ein Altruismus, ein
Zerkunft es zu thun hatten. Aber kommt demnach auch so viel
dabei heraus, wie in einer gleichgültigen nachchristlichen Mission
verloren? Herr Mr. B. sagt, der gebildete indische Welt auch so
lange und so gründlich durch die vernünftigen Vertreter des Christen
thums behandelt werden, „bis sie überwinden ist, das christliche
Glaubens, christliches Denken, Leben und Leben um durch alle Hindernisse
zu führen.“ Ist das infolge jener nachchristlichen Missionen nicht
unvermeidlich? Ist die Welt gelöst? Ist es heute irgendwo der
Fall? Ist es auch nur an uns erreicht, die nur so angelegentlich
um einander über die beste Missionmethode streiten: wenn wirklich
christliches Leben und Leben durch alle unsere Hindernisse? Wir wissen
doch, hier sei ein Punkt, wo Paganismus und Heiligung, Ethik, etc.
sich die Hände reiben können, um das Christentum zu gewinnen,
wenn, so weit ist es bei uns noch nicht; wir können alle in den
Schranken, aber am Ende ist noch keiner. Und in der ersten Besam
ung wurden auch Trigueros, Gemenz, Labanofus ja selbst Paganus,
Petrus und Antonius mit einflussreichen sowohl was ihr eigenes Leben,
als insbesondere auch was ihre Arbeit und deren Erfolge betraf.
In diesem Zusammenhang wir müssen uns schon Frieden mit. Schonung
und Nachsicht bitten: er wolle dem König ertheilen, er wolle doch
von uns armen, über derachtigen Missionen nicht hinausgehen,
nicht Nachsicht zeigen, sondern an der Hand der

Geistes die eben Verstand und Fortschritt der Jahre 7. be-
merken sehen. Ab — mensich geistlich — 31 n. j. d. einer
frühen Zeit und verzeihliche Irrthümer hätten so viel zur Ver-
besserung des Evangeliums, zur Hebung der Christenheit,
zur Verbesserung des Gedankens beigetragen ist. Als in der letzten
100 Jahren durch die evangelische, wenn man so will, durch die ge-
istliche Mission. Wir glauben, daß die Ausbeute anders ausfallen
wird, als so viele unserer Zeitgenossen, und das unüberflüssig, der
frühe in das bessere gehört, noch in frühen Zeiten in mehr als
einem Welttheil mit Oben wird genannt werden. Aber Herr Für
Für ist unendlich, es geht von nicht sehr zu genau und auf damit
schon nur etwas von unserem Alter: die modernen Missionar-
ien sind leider oft ebenso ungeduldig, ein neuer Name, das wir
mit noch viel zu setzen haben und wohl darin ihnen, unter ande-
rem, zu verfahren, dieweil wir noch „auf dem Wege“ sind.

Nach dieser Wandlung erklärt sich aber auch das was ver-
steht. Nach der Herr Für Für noch die „Etablierung“ der Missionen
kreuzen sich, und das was wiederum keine pylon hat. Wir haben
nicht in Japan mit Hilfe von Deutschen nach Japan, aber
auch mit in der Zeit der Missionen zu reden — das P. Adick
nicht mit der „Macht“ aber in den, wir wissen aus von vielen
Erfahrungen, die in kleinen Graden miteinander sind. Aber was in
dieser Zeit? Was es in der Zeit oder vier ersten Jahrhunderten
für eine Zeit der Missionen, keine schrecklichen Missionen. Und sind
unsere europäischen Missionen nicht mehr? So wäre eine
ganz andere, wenn man uns vermerken würde. „Es ist nicht ihre
Macht, die sie nicht, ich bejaue auch mit „Stimmen“, aber das was
der kann jemand auswendig der rathlos fortgehenden Verbesserungs-
und Verbesserungswelt auf dem Gebiet der anderen Welt.
Verstehen wir der letzten Missionen. Wir hat dort die
Zeit der Missionen der Missionen. „Es ist nicht ihre
Macht, die sie nicht, ich bejaue auch mit „Stimmen“, aber das was
der kann jemand auswendig der rathlos fortgehenden Verbesserungs-
und Verbesserungswelt auf dem Gebiet der anderen Welt.
Verstehen wir der letzten Missionen. Wir hat dort die
Zeit der Missionen der Missionen. „Es ist nicht ihre
Macht, die sie nicht, ich bejaue auch mit „Stimmen“, aber das was
der kann jemand auswendig der rathlos fortgehenden Verbesserungs-
und Verbesserungswelt auf dem Gebiet der anderen Welt.“

nahe Erfahrung beider voraussetzt, nur, wenn er alles thut, was in seiner Macht steht, um das möglichst Vollkommene zu erreichen, ist es da nicht gerade Zeit, noch den so scheinbar kleinen Werth der neuen Samen zu werfen?

Aber nun geben wir nicht zu, daß alle nähere Nachher aus Uebereignen schlecht oder auch nur mäßig sind. Es sind Belaherungen da, aus denen jeder Hebräer und Griechisch verstehende Theologe in Deutschland oder der Schweiz noch etwas lernen könnte, es sind überdies Brochüren da, um die man's europäisches Volk die „armen Heiden“ nur Neugier bereiten dürfte, und es sind andere Bücher, Handschriften, Traktate u. s. w. da, an welchen ganz gewiss Herr Prof. Ruy selbst die größte Freude haben würde, wenn er Sanskrit oder Magalan verstände, von dem aus dem Kampfe mit indischen Brahmanen und Ahomadenen hervor gegangen. Die „Schule der“ hat er selbst von der Kritik aufgenommen; aber die Hälfte oder mehr der Geschichte besteht aus Schülern von der kleinen Antike an, aus welcher die jungen Heiden — ah! wie Heiden — die Schule ihrer eigenen Völkerei lernen sollen, bis zu den letzten Studien, Geschichte, in welcher unsere alten Freunde, Athenagoras u. s. w. nicht eben sehr gewürdigt werden, als von Herrn Prof. Ruy in seinen Vorlesungen.

Sollen wir auch über den alten Verwurf, daß die heutzutage Missionäre für ihren Beruf nicht genügend vorbereitet seien, etwas sagen? Aus dem Vorstehenden geht ja schon hervor, daß es zwei Klassen von Missionären gibt: gelehrte und ungelehrte. Ob die Missionärschulen ihre bisherige Methode aufgeben und auf die Ausbreitung einer größeren Zahl wissenschaftlich eben nicht glänzender, aber strebsamer, eifriger Männer verzichten sollen, und statt dessen sich mit einer kleinen Zahl hervorragender Arbeiter begnügen — das ist eine schwere, im Grunde aber doch ziemlich unpraktische Frage. Denn dadurch, daß man die gewöhnliche Methode nicht anstrengt, bekommt man noch keine besseren, und die geringen durch eine noch längere Fortdauernzeit verbessern wollen, würde wohl auch nicht viel helfen. So lange Arbeit genug für viele „ungelehrte“ Missionäre vorhanden ist, und die'se selbst sich zur Vermeidung eilen, wird es sich wohl umsehen können, die Heiden selbst und den Vordrang an sie zu richten. Die rechten „Schul-

Millions - Zeitung.

Indien.

Zwei junge Hindus, die sammt einigen anderen durch den Vortrag, welchen „Fater Mivington“, ein hochkirchlicher Missionar, in einer Pagode gehalten hatte, für's Christenthum gewonnen wurden, haben folgende Gründe angegeben, warum sie den Hinduismus fahren lassen und Christen werden wollen.

1) Weil man aus den Puranas selbst beweisen kann, daß der ganze Hinduismus bloß ein menschliches Nachwerk ist. 2) Weil das äußerliche Formenwesen und die Gebräuche des Hinduismus das innere Verlangen eines „Reisen“ nicht befriedigen. 3) Weil die in den Puranas erwähnten Götter sowohl ihrem Ursprung als ihren Thaten nach ganz und gar nicht der allgemeinen Anerkennung werth sind. 4) Weil der Hinduismus seinen Göttern nicht die rechte Stellung zuweist und ihnen falsche Eigenschaften beilegt. 5) Weil man im Hinduismus kaum eine Lehre über den Unterschied von Gut und Böse, über Sündenvergebung und dergl. findet. 6) Weil der Hinduismus den Guten nach ihrem Tode keine heilige, selige Ewigkeit in Aussicht stellt. 7) Weil der Hinduismus thatsächlich von Tausenden geleiteter Männer aufgegeben ist und gelassen wird. Darum haben auch wir unsre von den Vätern überkommene Religion

aufgegeben und das Christenthum, die Religion der Bibel, angenommen.

An diese glauben wir: 1) Weil sie uns lehrt, daß es Einen allmächtigen Gott gibt, der Herr ist über Himmel und Erde. 2) Weil die Weissagungen der Bibel theils schon erfüllt sind, theils jetzt erfüllt werden. 3) Weil die Bibel uns das Wesen Gottes so deutlich aufschleht, wie die Schöpfung uns seine Macht und Weisheit verkündigt. 4) Weil das Christenthum seit Jahrhunderten so viel Gutes in der Welt gestiftet, so viele edle und heilige Männer hervorgebracht und ganze Nationen gehoben und civilisirt hat. 5) Weil dasselbe hier in Indien mächtiger, thätiger und segreicher als je sich beweist. 6) Weil es unsere Furcht wegnimmt und unser Streben nach Vollkommenheit befördert. 7) Weil es den Sterbenden zuverlässigen Trost bietet.

Die amerikanischen Lutheraner haben in Cuntur und Palnad 3 Missionare, 2 ordinirte Eingeborne, 3 Katechisten, 31 reisende Evangelisten, 3 Kolporteurs, 1300 Kommunikanten und 4372 Getaufte. Im Jahr 1877 wurden 488 Personen getauft, darunter 276 Erwachsene, 520 andere hielten im Taufunterricht.
- Am 22. Sept. v. J. hielt Bischof Sargent seine erste Ordination. Neun eingeborne Kan-

didaten werden in Dialekten 4
 kleinere Dialekten in Bengalen
 gelehrt. Auf die Art, kommt
 die engl. und indische M. G. in
 Tinnisweli sich an, aus solchen
 Grundrissen zu erlernen habe, wie
 die Axt für die Gesellschaft, wird
 geantworlet. Ein ritterlicher Nab
 von Axtete dieselbe eigentlich in
 Tinnisweli nur noch an der Be-
 festigung und Entwidlung der
 bereits schmalen Gemeinden,
 habe daher auch nur noch wenige
 europäische Arbeiter auf den Sta-
 tionen und man wisse ja, daß
 erwertheiden, namentlich größere
 Stationen, viel lieber von einem
 Europäer sich in die christliche
 Gemeinshaft aufnehmen lassen,
 als von einackornen heidnischen
 Axteten sei die Hungergeißel in
 den Gegenden wo die Ausbrei-
 tungsgeellschaft ihre Stationen
 hat viel stärker gewesen als da,
 wo die englisch kirchliche M. G.
 arbeitet. Nachwegen neuer auch
 viel größere Gemeinden hat Ver-
 theilung anvertraut worden seien
 also dieser Axteten seien auch
 ihre Gemeinden im Laufe des
 letzten Jahres bedeutend gewach-
 sen. In einem Distrikt (Kamer-
 wari) haben sich 419 Familien
 aus 20 verschiedenen Dörfern,
 zusammen 1000 Personen ihnen
 angethanen. Axteten hat
 neuerdings ein Flugblatt aus-
 gegeben lassen, in welchem er alle
 noch Zögern den dringend einlader,
 auch dertzu kommen.

W. J. Taylor von der eng-
 lichen Ausbreitungsgeellschaft hat
 im Laufe des vorig. J. ausgebreitete
 Predigten in Axteten, Kamburi und Tula ge-

maht und in 300 Dörfern zusa-
 men wohl 12000 Heiden einge-
 maht mit dem Evangelium be-
 kannt gemacht. Vom März bis
 Juli taufte er 1300 Personen,
 so daß die Gemeinden der Aus-
 breitungsgeellschaft um die Mitte
 vorigen J. im Jahr 1861
 Seelen zählten, wozu noch zum
 Taufkandidaten kommen. Der Bi-
 schof von Bombay sieht hierin
 eine Erhebung der Axteten seines
 Vorgesetzten (Douglas) und ver-
 sichert W. J. Taylor, ein Mann
 von reifer Erfahrung, werde nie-
 mand getauft haben, von dessen
 Heiligkeit er sich nicht vorher
 überzeugt, weswegen man in diesen
 Heidenritten wohl eine solide
 Frucht christlichen Unterrichts er-
 kennen dürfe. Merkwürdig ist
 dabei die Offenheit, mit welcher
 diese Ernte auf die Ausfaat der
 sonst kaum als christlich aner-
 kannten amerikanischen Missio-
 nare zurückgeführt wird. Viele
 dieser Leute, sagt der Axteten,
 sind seit Jahren mit den Haupt-
 lehren des Christentums bekannt
 durch die Predigt der amerikani-
 schen Presbyterianer; und sein
 Kommissär und stellvertretender
 Archidiaconus Stead sagt: „Diese
 Erweckung verdanken wir, nächst
 dem Segen Gottes, vielen Ur-
 sachen. Zuerst und hauptsächlich
 ist sie die Frucht der geduldrigen
 und mühevollen Arbeit, welche
 während vieler Jahre amerikani-
 sche Missionare, dann auch Missio-
 nare der englisch-kirchlichen M. G.
 und in neuerer Zeit solche von
 der Ausbreitungsgeellschaft hier
 getrieben haben.“ Trotzdem wird
 bezeugt, daß man nicht ins Ar-

beizugehen anderer eingebrungen sei.

— Als Ebenezer in Santalstan schreibt uns Missionar Kierstüd (12. Nov. 1875): „Wenn möglich ich Ihrem Händel nachkommen nach einem Bericht über die Vertheilung und den Umgang unserer hiesigen Missionen aufschreiben, allein gerade jetzt kann es nicht geschehen, da ich, aber andern Anwesenheit gar nicht zu denken, die Uebersetzung des N. Testaments ein Santal Alphabet und ein Einglied Santal Wörterbuch und eine veraltete Grammatik der acht Kessprachen unter den Händen habe. In dieser Saison zu reisen nur überdies noch im Lande umher. Vorreisen ist nun schon über einen Monat dräuen, und ich bin vor der Hand gar nicht loslassen könnte. In Santalsten hier auf Ebenezer, darauf reiste er nach weiter neuen Santal Missionen und kaufte 11, und in weiterer Woche kaufte er 11 in Santalstad nördlich von hier. Wir haben die feste Zuversicht, daß die Santalen als Volk bald Christen werden und daß sie mit andern Völkern das Salz Jenseits abgeben werden, denn ihre Mission ist unverdorben und nicht mit der Zeit umgekehrt, während wir erst, anderen das Wort Gottes zu theilen, wohl schon das überlassen wird.“

Nigeria.

In Alt Kalabar, Nigeria, und die meisten Presbyterien besteht, immer noch von

judeninger M. Kofis richte imvorig 3 seinen ersten Besuch bei den sog. „Alt Männern“ im Duko der Fale-Lova. Mit verschiedenen Namen haben sie davon, daß sie, als in Alt Kalabar die Unfälle der Leidenstiege Menschen zu Schlachten, vertheilen wurde, sie an einem bestimmten Platz zusammenkommen und dann für wann die Angerichte zu einem Teiler von Platz trachten, um sich durch diese Entseerungen zu Unterdrückung genannter Unfälle zu verpflichten. Sie sind meist Sklaven und bezairen die Bräutungen der in der Stadt wohnenden christliche, welchen sie geberet. Manche haben übrigens ihre Herren durch den Tod verloren und sind nun, da niemand auf sie Ansprüche macht, frei. Ihre Kelter lesen sie meist selbst im Feld zum An, weil in der Nähe der Stadt die Cime vor Dieben nicht sicher war. Leider ist den Missionaren hier der Bräutungen vorgeschommen. Seit auf jedem Hof sind M. Kofis ein paar Heumäher, die zum Theil mit rother Ankerung durch Fels und Farn, aber auch und Stier so weit im Lande waren geteilt worden. So leidet man sich und die armen Leute bereits den Fels ergeben. Das Gewand um sie herum hat sich teilweise verändert, während

— Den Draples haben einige aus Kalabar an die Grenze geschickten Brute der nige Seerichtung zu bezairen, als sei der Sklavenhandel in Nigeria ausgesetzt. Daß der Energie

und den Esel mit welchem Dr. Kist und der Sultan von Sansibar zusammenarbeiten, kommt es jetzt kaum mehr vor, daß einige hundert Menschen nordwärts oder südlich von Sansibar noch ein Sklavenschiff aufzuarbeiten wird. Aber damit hat die Abreise von Sklaven aus Ostafrika und folglich auch der Sklavenhandel im Innern doch noch nicht aufgehört. So ist gemeinlich gehört, daß aus dem einen oder anderen Hafen, besonders im Zanzibarland, immer noch Sklaven verschifft und überdies an vielen Orten Sklaven zu zwei und drei so vernebt und verkleidet daß selbst, wenn englische Liniere eine Untersuchung anstellen, kein Verdacht aufkommen kann, auf die Schiffe genommen zu werden. Oben in's große das immer noch zahlreiche Sklaventravanken von den mächtigen Hauptlingen im Osten des Ostafrika-Sees an die Küste verschifft werden. Ich habe an einem Orte mehr als ein Dutzend des vorerwähnten nach dem Ostafrika-See, 3 oder 4 Tagereisen von der griechen Sklavennähe welche vom See nach Osten fließt. Selbst des Jahr habe ich wiederholt von Sklaventravanken gehört, welche auf diesem Weg in die Küste zogen, werden von Arabern, javanischen oder einem Beauftragten des nebelnenden Hauptlings geführt. Der 2. Tagereisen viel ich unter Fort, um etliche so die Karavane zu sehen die, wie ich gehört hatte, 1/2 Stunden von hier lagerte. Es waren zum allerwenigsten fünf Sklaven da, alle aus Sao- und

Ostafrika-Stämmen. Wahrscheinlich werden diese alle in der nächsten Zeit zu zweien und dreien in Zindzi, Mikindani und anderen Seestädten auf Schiffe gebracht werden."

Der Missionar kann aber auch hinzufügen: „Man würde mir kaum glauben, wollte ich erzählen, wie groß in diesen Gegenden der abschreckende Einfluß ist, welchen die bloße Gegenwart eines einzigen unbewaffneten, unter dem Boik lebenden Engländer auf die Sklavenhändler ausübt. Schon jetzt gibt's Häuptlinge, die mit dem ehelichen Geständnis zu mir kommen, daß das Sklavensangen ihnen selbst ein widerwärtiges Geschäft sei, und daß sie sich glücklich fühlen, seit sie dasselbe aufgegeben. Wir wollen gar keinen Sklavenhandel treiben, sagen sie, wenn auf andere Weise unsere Bedürfnisse befriedigt werden. Ihr seid hierher gekommen mit Zeug und Glasperlen und Kupferdraht, Dingen, die wir früher um Sklaven kauften, die wir jetzt aber gegen unser Korn, Reis, Bohnen, Eier und Geflügel haben können, und wir sind's so zufrieden. Schießpulver freilich verkauft Ihr uns nicht, aber seit Ihr hier lebt, sind wir ohne dasselbe sicher: jetzt kommt niemand, um uns zu Sklaven zu machen: wir sind wie Ihr, leben im Frieden und brauchen also kein Schießpulver mehr."

— Die Berichte über Kabakaka zeichnen sich, wie immer, durch das Nebeneinander von Licht und Schatten aus.

Aus Manarantsoa wird

berichtet, daß Anfang v. J. eine Mit Sels imord-Epidemie herrschte und der Virulenzart u. Einer Woche drei Personen zu bekanden hatte, denen es nicht möglich gelang, sich den Sals abzulassen den Zelte Seidnord. epidemien sehen dort nichts Seltenes sein. Die Eingebornen sind dann in so reicher Stimmung, daß jede Kleinigkeit sie wie rasend macht und sie im Jorn sich das Leben zu nehmen versuchen. We-möblich bezieht der Betreffende sich hiezu auf eine der vielen Reliquien, legt sich etwa 12 Schritt vom Abgrund auf den Boden und tollt nur so schnell als möglich diesem zu — um nach einigen Augenblicken halb betäubt hinabzufallen und zu verenden!

Am 4. Juli 1878 wurde in Antananarivo für 176 Städte und Dörfer der Provinz Anetina durch Verleihung von Beamten, die in sich die Eigenschaft eines Polizeimeisters, Sanitätsinspektors, Schulaufsichters und Notars vereinigen, eine neue Verwaltungsgemeinschaft begründet. Die Instruktion für die neuen Beamten besteht aus 47 Paragraphen und ist sammt einer Vorrede in einem Mandat veröffentlicht worden. In der Vorrede sagt die Königin: „Ich danke Gott dafür, daß das Evangelium Jesu Christi in mein Land und Königreich gekommen ist, um meine Unterthanen weise zu machen und sie die Erkenntnis Gottes zur Seligkeit zu lehren. Wegen dieses von Gott mir zu Theil gewordenen und von mir dankbar anerkannten Schutzes habe ich meine Regierung auf Gott

gegründet u. s. w.“ Die neuen Beamten heißen Sakatana-Rakita, d. h. Freunde der Stadt und sollen „für das Königreich sorgen, die Unterthanen von Laster der Dürre abhalten, die Kinder zum Schulbesuch bewegen, die Tragen zur Arbeit antreiben, die Kleinen ermahnen, jedermann in seinem friedlichen Besitz und Wohlsein erhalten, den Witwen und Waisen beistehen u. s. w.“ § 11 verbietet die bisher übliche römische Justiz, wonach z. B. ein auf dem Markt erwischter Dieb sofort gesteinigt wurde, § 17 bezieht alle, die Jam verkaufen, haben zu verkaufen, in die Hauptstadt zu bringen. Weiter folgen Verordnungen gegen Trunksucht und Weiblichkeit andere in Betreff des Verbrechens und der polizeilich vorzunehmenden Polizeiarbeit § 34 verbietet die Vielweiberei, § 43 bedroht jedermann, der eine gottesdiensthafte Versammlung stören sollte, mit Gefangnis, § 51 ordnet Sonntagsruhe an, § 56 gibt Anweisung zur Vermeidung des gegenwärtig leider sehr häufigen Mißbrauchs, daß am Sonntag in den Kirchen Regierungsgeschäfte abgemacht werden; § 55 bezieht Privatleben in den Straßen, § 56 bezieht sich auf Alkohole und Rauschmittel, die aus den Städten entfernt und ordentlich verwahrt werden sollen. Andere Paragraphen beziehen sich auf Ehebruch, Hauswutherei, Abschluß von Gesellschaften zwischen Eingebornen und Ausländern, Grundbesitz, Zubring von Stan-

besuchen u. s. w. Die Missionare betrachteten diesen neuen Fortschritt als einen wichtigen Fortschritt.

Demerz ertheilte uns, daß die zwei im Juli 1877 in den Südwestwinkel der Insel ausgewanderten Völker haben zu andauern müßten. Auf der Insel aber gut. Der Taneir Koma Madodo, war freundlich, seine Hauptangelegenheiten lesen und 20 bis 30 Personen schenken vom Wort Gottes ergriffen. Dann aber wurden die 23 benachbarten Taneir Koma nicht, daß Madodo einen Lehrer haben sollte, und diese über die drohende Abwanderung der alten Taneir, wahrnehmte aber auch edelmütig auf die freundlichen Beziehungen zwischen Madodo und der Hain. Regierung. Zuerst nahm Madodo die Völker freundlich in Empfang, als man von oben ernstlich bedrohte und es zu nachtheiligen Ueberfällen von Seiten der Hain. kam, ja mehrere seiner Leute getödtet, Weiber und Kinder geraubt, seine Untertanen ihm abhandeln gemacht wurden, da nach nichts übrig, als den beiden Lehrern zur Flucht zu rathen und zu verhüten. Die selben kamen glücklich durch das feindliche Gebiet durch, und jetzt heißt es, daß Madodo na Hain. sei, mit seinem ganzen Stamm wieder an die angestammte Südküste der Insel zurückzukehren, von wo er oder seine Vorfahren einst gekommen, um dort in Hain. sich unter die Hain. Regierung zu stellen, wieder Lehrer zu bekommen und von seinen besten Nachbarn und Weibern unbelästigt zu sein.

Im Juli 1878 wurden 5 neue eingeborne Ewangelisten von den Ueberlebenden der Hauptstadt, ausgesandt, einer nach Anauke an die Nordküste, die anderen vier in den Enden. Einer der zwei aus Taneir wurde abgeholt und ein schon trober aus dem Hain. Land vertriebener sind auch dabei. Man hofft, daß dieser dritte Missionarveruch der madagassischen Kirche glücklich ausfallen werde als die beiden ersten 1876 und 1877.

Die Versammlungen des Hain. im-bolana (Congregational Union oder Kirchenversammlung), welche im Juli gehalten wurden dauerten drei Tage. An einem derselben (11. Juli) wurden jene fünf verabschiedet. Der Premier-Minister führte den Vorsitz, wozu man ihn persönlich eingeladen hatte, um ihm ein Vertrauensvotum im Gegensatz zu den Verdächtigungen zu geben als wollte er die Kunde betrogen haben. Der Herrscher schreibt, „Er dachte, daß durch Uebnahme des Vorsitzes er sich neue Angriffe zuziehen könnte und warte daher anfangs, die Einladung anzunehmen. Aber wir versicherten ihn, daß wir überzeugt seien, daß er keine solchen Herrschaftsgelüste habe und den Hain. einfach als christlicher Bauernmann führen werde, der mit uns und den einheimischen Gemeinden zur Ausbreitung des Christenthums auf der Insel mitwirken wolle. Er kam und das Resultat war eine herrliche Versammlung mit Neben seiner Erregung, die unseren Herzen

vertheilten.“ W. H. Montgomery gibt eine ganz begründete Schilderung von dieser Missionöveranstaltung, in welcher der Missioner ausdrücklich erklärte, daß sein Ziel und Wunsch sei, daß die Kirche Christi in Madagaskar nicht in katholische Hände übergeben werde.

Abschienen.

Die idematische Mission in Malakana, Alet und Menia, an der unsere Missionäre, durch sich eines, wenn auch langwierigen doch gewissen Fortschritts erfreuen. Die Geschickten werden von den Abschienen richtig bezeugt. Mit dem Jahre nach Malakana kommen aber wieder Nachrichten haben die Missionäre täglich Ungelegenheiten bewirkte Unzufriedenheiten zu halten auch sind diese die Kernstücke durch welche die Missionäre 2 Schulen und Traktate die in die entgegengesetzten Provinzen von Gehalt verbreiten können. Fast alle abschienenen Familien haben der politischen Unruhezeit waren der Gewalt verfallen und sich bei den Abschienen in Alet und Malakana angeordnet. Ihre Kinder besuchen die Volksschulen. Die Missionäre in Menia arbeiten aus schließlich unter den Negro. Die Missionäre in Menia sind verantwortlich von 4, 5000 Familien besteht. In der Schule in Malakana werden täglich 20 Kinder und 30 Mädchen unterrichtet. Auf jedes dieser Kinder erhalten verschiedene Familien der Mission die Erziehungskosten. Außer der Leinwand werden die

Kinder zu Handarbeiten, ältere unter Erwerbszustand Handwerke angehalten, so daß sie später ihr Brod verdienen können. Ebenso werden die Mädchen außer halb der Schule von den Missionarinnen und Lehrerinnen zu nachdenklichen Handarbeiten angeleitet. Zwei seiner Schüler ein gelehrter Malakapalung und ein gelehrter Abschienen, dienen sie bereits als Bekehrten des Evangeliums in den Galla landen.

Ihre Eine Station, die sie aus abschienenem Gebiete in Malakana hatten, konnten sie, seitdem vor 3 Jahren dieselbe zerstört, und kein Lager errichtet wurde, nicht wieder aufsuchen.

Als Schreiber dieses im Jahre 1874 von seiner letzten Reise nach West-Abschienen heimkehrte, fand er ja seiner Kirche das schwebende Missionsgeschiff „Missionar“ im Hafen von Malakana liegen. Es hatte zwei Missionäre und die Frau für Miss. Lager, nebst einer börsenen Kirche und Wohnhaus gebracht. Trotz mehrmaliger Verweigerung des kaiserlichen Generalkonsuls in Alexandria bei der ersten Ablehnung, gab dieselbe aber seine Erlaubnis zum Aufbau der Kirche in Malakana. Das schiff blühte in der tropischen Sonne und die Hoffnung der Missionäre, ihre Kirche zu bauen, war beinahe aus. Da kommt jener Sohn von China her vom belandte Engländer, Oberst Gordon, ein warmer Freund und Förderer des Christenthums, jetzt aber vom Fischen zum Gouverneur des Südens ernannt,

nach Massau, die Missionäre konnten nicht, ihm der Mission vorzuziehen, und so dauerte vor ihr Erscheinen als Vandal werden der von ihnen beabsichtigten Hauptstadt in dem großen Dorfe M'Kulla, 2 Stunden von Mahana. Ich ließ laufen und der Missionäre mit der Meinung, man möge doch schließlich mit der Frau beginnen. Der geschehste Mist ist so groß, daß neben der Kirche Schulhaus, Wohnhäuser für die Missionäre, Andachtsbänke gebaut werden konnten und noch Raum zu Gartenanlagen übrig bleibt.

Herr Lundaht nahm den Frau sehr lieb in Angen, da aber die Geldmittel nicht ausreichten, kam er diesen Sommer für einige Monate in die Heimat, machte eine kolossale Reise durch Sibirien und kehrte mit einem Archivisten, 2 Lehrscheffern und den Missionären versehen auf seine Station zurück. Wie dürfen annehmen, daß in wenigen Wochen die erste protestantische Kirche an Gabels Grenze eingeweiht werden wird, in der mit Gottes Hilfe durch die Predigt des reinen Evangeliums der irdischen Abseits Kirche des Lebens aus Gott gelehrt wird.

Auf Bestellung der opferwilligen Missionäre in Stockholm hat die Kaiser dieses von Sibirien für ihre Kirche abgekauft: ein von Herrn Lundaht eigens für eines Tropenclima angepasstes prachtvolles Harmonium, ein Marmorkreuz vom Mahaner (Macholt) und drei große Wandtafeln, die 10 die

late, das Vater Unser und das Apostolische Glaubensbekenntnis, wie die Herr Gott in der Welt zu sein, und das Leben und Leiden des Christus in großen Andachtsbildern geschrieben hat.

Ein Brief von Frau Miss. Lundaht vom 10. Oktober aus Massau gibt uns noch einige interessante Mittheilungen. Sie schreibt: „Die Nachrichten, die wir aus Abessinien erhalten, sind fortwährend sehr traurig. Die Provinz Samara ist nun unterworfen worden. Der kaiserliche Hof Woda Michael haßt den König Johannes hat nicht abgedankt. Er ist der große Kaiser der Abessinier. Menelik, König von Schoa, hat sich ihm unterworfen und versprochen, gehorsam zu sein und seinen Tribut regelmäßig zu entrichten.“

„In den Reichen Tigre und Amhara grassirt die Hungersnoth seit Monaten derart, daß viele Tausende den Hungertypus zum Opfer wurden. Leute, die aus dem Innern zu uns kommen, sagen, die Hälfte der Bevölkerung sei in manchen Städten und Provinzen gestorben. Die Hungersnoth entstand durch Heuschrecken-Schwärme, welche die letzte Ernte auf den Feldern, ehe sie reif war, verzehrten. Die Abessinier sehen diese Hungersnoth als ein Gericht Gottes über sie an. Die Priester in Abba sagen: „Es sind viele gute Lehrer (Missionäre) zu uns gekommen, die uns den Weg Gottes lehren wollten. Aus Furcht, unser Volk (Einkommen) zu verlieren, wenn unser Volk ihre Lehre

und Haubluft gehandelt. Er er-
 klärt ferner, „daß das Leben nicht
 mehr sicher ist die Missionen
 arbeits unmöglich gewesen wäre,
 wenn man die Schuldigen nicht
 bestraft hätte“, und fügt hinzu,
 daß die Missionen des Bezirks
 nie besser gewesen als gerade
 jetzt. „Nur Einfluß, weil er,
 in größer als je unsere eigenen
 Thoren sind zahlreicher und wir
 selbst mehr zerschlagen von den Zeiten,
 als zu irgend einer früheren Zeit.“
 Er bittet dringend um Unterstützung
 des Gesells.

Erst zwei Monate vor jenem
 traurigen Vorfall war es Wiff.
 Brown gelungen, einen Hauptling
 in der Ausübung eines schon
 geplanten Mordes zu verhindern, wobei er
 von einem einflussreichen Mann,
 Namens Turner, begleitet
 war. Der Hauptling hatte damals
 erklärt, er wolle auf die Men-
 schenfreier und wolle den schon
 Getödteten begraben lassen
 (s. „Auswickel. vor dem Luz.
 Evangelium“).

Obige Aufschlüsse haben wir der
 Denkwürdigkeit des „Evangelical
 Missionary“ entnehmen. Die
 Miss. sind nicht der Art, daß
 man sich mit Wiff. Brown ein-
 verstanden erklären konnte, wenn-
 gleich — wie man wohl zugeben
 muß — manches zu seiner Ent-
 schuldigung angeführt werden
 kann. Die ganze traurige Ge-
 schichte ist jedenfalls ein neuer
 Beweis dafür, wie viel die Arbeit
 der Missionen noch zu thun hat
 und wie viel sie noch zu thun
 haben können.

England.

Aus dem „East London In-
 stitute for Home and Foreign
 Missions“ ist während der fünf
 Jahre seines Bestehens durch-
 schnittlich jeden Monat wenigstens
 ein Missionsarbeiter ausgesandt
 worden, im Ganzen 70, während
 gerade ebensoviel jetzt noch darin
 sich vorbereiten. Während des
 letzten Jahres wurden 31 junge
 Männer ausgesandt, vier für den
 innern Missionsdienst in England,
 drei für den Kontinent, sieben
 nach Afrika, drei nach Indien,
 sieben nach China und nach Ame-
 rika, einer nach Neuseeland, einer
 nach Westindien, einer nach Bra-
 silien, und dieser ist bereits ge-
 storben. Auch von einem Drusen,
 namens Taitun, wird berichtet,
 der zwei Jahre in der Anstalt
 war und jetzt nach Syrien zu-
 rückgeschickt ist, um unter seinen
 Stammesgenossen zu missioniren.

Aufgemuntert durch Admiral
 Roder hat die Ausbreitungs-
 gesellschaft neulich vorgeschla-
 gen, einer weiteren Missionen-
 schaft für Nordrußland zu errichten
 und diesem eine gehörige Anzahl
 Ges. st. beizugeben. Dergleichen
 hat Bischof Burdon von Hongkong
 vorgeschlagen, für Japan einen
 eigenen anglikanischen Bischof aus-
 wählend, obwohl schon ein ame-
 rikanischer Bischof da ist.

In einer Kommitteefigung der
 Ausbreitungs-gesellschaft Ende v.
 J. gieng es so härmlich zu, daß
 Bischof Cloughton das Zimmer
 verließ, weil gegen den Bischof
 von London, als dessen Stellver-
 treter er anwesend war, beleidigende
 Äußerungen gefallen waren.

147 Millionen Pf. St. für be-
stehende Schenke anzu-
nehmen, d. d. 30. M. per Kopf
(Männer, Weiber, Kinder einzeln
gerechnet), so in der Vertheilung
in sehr mangelhafter Lage.

(Haupt-Missionar: H. v. d. H.)

Todesfälle.

Am 1. Nov. starb in Madras
der englisch-indische Missionar
Henry Baker, der mehr als
15 Jahre lang in Travankor,
dem Lande seiner Geburt, ge-
weilt hatte. Schon sein Vater
war dem Missionar gewesen. Er
selbst hatte seine fruchtbarste
Thätigkeit unter dem Patronat
der Mission, von denen jetzt 1500
Christen sind.

— Am 2. Nov. starb in Syd-
ney 1878 der John P. Yang,
73 Jahre alt. 1828 war er als
erster evangelischer Missionar der
Presbyterianer in Australien
angekommen und seitdem hatte
er unermüdet für das Wohl
dieses Landes gearbeitet, theils
als Prediger und Schriftsteller,
theils als Abgesandter und Vo-
luntär. Auch die Mission unter
den Eingeborenen verdankt ihm,
wenn nicht ihre Entstehung, so
doch viel Unterstützung und An-
regung.

— Am 17. Nov. v. J. starb
in England Hr. Morle, ein
Angestellter der „Christen Ver-
einigung“. Er war 1811 als Lehrer nach Madras
gekommen und seit einer Reihe
von Jahren der Normalschule in
Travankor vorkam. Seine letzte
Krankheit war durch die An-
strengungen, welche die Hungers-

noth von 1876 mit sich brachte,
herbeigeführt oder doch verschärft
worden.

Im Kapland ist im Sept.
v. J. der Senior der dortigen
wesleyanischen Mission, Sa-
muel Hare, gestorben. Im
Jahr 1828 war derselbe, erst
21 Jahre alt, nach Madras aus-
gesandt worden, später wirkte er
in Australien, in den letzten 15
Jahren leitete er die wesleyan-
ische Mission in Südafrika. Vor
einem Jahr wurde in Kapstadt
sein 50jähriges Jubiläum ge-
feiert. Er genoss daselbst das
größte Ansehen. An seinem Ver-
denkungsansehen nahmen die Synoden
der dortigen Gesellschaft, darunter
der Gouverneur Sir Bartle
Frere, theil.

— Am 21. Mai v. J. starb
in Dharmapuri, Bengalen, der
evangel. Pastor der dortigen Con-
gregationalistischen Gemeinde, Sir J.
Rumie, 1872 war er
gestorben, 1871 ordiniert worden.
Hindus und Brahmanen trauern
mit den Christen über diesen
Verlust.

— Am 16. Okt. v. J. starb
in Madras ganz unerwartet nach
kurzem Leiden der englisch-irch-
liche Miss. David Jenn, einer
von 5 Söhnen des vor 9 Mo-
naten ebenfalls gestorbenen alten
Miss. J. Jenn, die alle
Christen geworden. David Jenn
wurde 1826 in Travankor ge-
boren, studierte in Cambridge
Theologie, ging 1852 nach Tin-
netuli, wo er 12 Jahre lang
predigend von Dorf zu Dorf zog.
belebte 1865 England arbeitete
dann einige Monate in Ceylon

und die letzte Zeit seines Lebens in Madras. Wer ihn kannte, mochte ihn lieben und achten, ja verehren. Auch weltliche Mütter nahmen ihm gerechte Mitleide und beklagten, daß in Kenn der indischen Kirche ein auserwählter Bischof verloren gegangen sei.

In Masulipatam starb am 21. Sept. 1874 die Witwe des Miss. Charley der 1843 mit ihr in die Telugu-Mission eingetreten war und 1847 die erste Mädchen-Erziehungsanstalt für dieselbe gründete. Als in der Nacht des 1. Nov. 1864 jene furchtbare Sprünghuth über Masulipatam herumdorste, kamen 13 Mädchen um's Leben und Charley um fast alles, was sie besaßen. 1867 starb er, sie aber durfte noch 11 Jahre lang in der Mädchenanstalt arbeiten für die sie ganz und ausschließlich lebte.

- In Mailand starb Ende v. J. als englischer Kaplan der einzige Baeker-Missionsseglung und indische Missionar Job. Philipp Menge 1870 war er im Dienst der englisch-luth. Mission Gesellschaft nach Nordindien gegangen, hatte Jahre lang in Calcutta gearbeitet und war 1858 einer der ersten Missionare, die Radna besaßen. 1870 lehrte er nach Europa zurück, nachdem er 1-2 Jahre vorher in Kanara im Himalaya stationirt gewesen war.

- In England ist der erst 1873 nach Nordindien ausgesandte und vor einigen Monaten krank und gealterte Missionar Hermann gestorben. Seine Witwe ist bereits allein nach Indien zurückgekehrt, um am englisch-luth. Lehramt Sem. in Benares zu helfen.

Bücherschau.

Messner's Mission unter Pandas und Kothayy November 1874. Herausg. von H. Sch. Platz, 1. u. 2. Abth., V. H. Sch. Platz, Direktor und Privatdocent. Mit dem Bild der Zisterne und zwei an dem Bildern. Berlin, 1874. Verlag der Buchhandlung der Göttingischen Mission.

Diese von Lottner selbst in 4 Kapiteln eingetheilte Mission über ihre 1. u. 2. Abtheilung ist in drei nach Inhalt und Bedeutung sehr verschiedene Abschnitte. Die ersten 20 Seiten, welche die Mission von Pandas bis Titera Nagar beschreiben, bieten die Geschichte eines stätig dalienenden Heilenden, der zwar merkwürdig zu sein mag, aber keinen dauernden Werth haben. Das Werk geht von den 20 Seiten, auf welchen die Hand

nise über Mathema und Moravia erricht: wird; doch spürt man demselben bereits an, daß der Letztere in den letzten Monaten seines indischen Aufenthaltes viel erfahren und gelernt hat, so daß man den Namen nicht mehr so merkt. Den eigentlichen Kern des Buches oder Viertes der mittlere Theil, die eingehende, schätzbare und sehr ansehnliche Darstellung des gegenwärtigen Standes der Hofnerischen Kolonisation. Die hierher gesammelten Beobachtungen und nach eigenen Notizen werden im Schlußkapitel oberflächlich und andeutend zusammengestellt. Dieser Disposition entspricht eine wertvolle Beschreibung unserer Missionsverhältnisse und ein wesentlicher Beitrag zur Kenntniß der Kolonisation. Niemand wird demselben leihen können, ohne den Eindruck zu bekommen, daß hier ein Werk Gottes vorliegt, das zwar nichts im geistlichen Sinne Wunderbares an sich hat, angesehen dessen aber auch das höchste Ansehen etwas von der einzigartigen Bedeutung annehmen muß, welche der gewaltigen Kultur- und Geistesarbeit zueignet, die in Indien von deutschen Missionaren getrieben wird.

Im Jahre 1877 wurden in der Hofnerischen Kolonisation 244 Personen, Kinder und Erwachsene, getauft, wodurch die Zahl der Christen auf 2433 stieg, wozu noch 244 Taufkinder der Laten. So noch vor Abreise des Visitors war infolge neuer Uebertritte „das Dritte schätzungsweise bereits überschritten“. Fragt man, wie sich denn man die eingeborenen Christen von ihren heidnischen Vorfahren unterscheiden, so erhält man folgende Antwort: „Erstens halten unsre Christen, mit Ausnahme weniger rückfälliger, das Gebot, welches sie bei der Aufnahme in das Reich Gottes ablegen. Sie trinken keinen Alkohol, den sehr verachtenden Weisbranntwein trinken und sie fleißige Besucher der Gottesdienste. Drittens leben sie viel in ihren Häusern, namentlich wenn schwere Erkrankungen und Zerwürfisse vorkommen“. Vieles andere konnte aber noch erwähnt gemacht werden. Der höhere Bildungsstand der Christen, die Verbesserung ihrer sozialen Lage, die geordneten Zusammenkünfte, die steigenden Interessen u. s. f., was alles ihnen eine gewisse Heiligkeit über die Masse ihrer heidnischen Vorfahren gibt. Merkwürdig ist die Beobachtung, daß die Kolonisten sich seit durch drei Stadien hindurch entwickeln, zuerst das der naiven Neugierde und vertrauensvollen Ausgesprochenheit an den Missionar, dann das einer gewissen unorgani- schen Kränklichkeit und Zerfahrenheit

und endlich das eines neuen Aufstrebens. Wir glauben, daß dasselbe von allen Missionen geteilt wird und daß in jenen Massen die eingeborene indische Christenheit sich gegenwärtig im zweiten Stadium befindet. Nur wenn Wert aus ihrer eigenen Mitte geist-erfüllte Männer erweckt, wird die Umwandlung zu einem gesunden Abdruck kommen. Erntungsarbeiten dieser Art finden sich bereits unter den 192 eingeborenen Aeltern der Kolonisation. Gewiß hat Gott noch Größeres im Sinne. Aber noch ist die Periode der Missionenormanten in Tschona Kappur nicht vorbei, wo das Werk von europäischen Arbeitern und durch gute Oberpfleger aus der Heimat geleitet muß. Möchte doch dies lehrreiche und anregende Buch alle Leser veranlassen, sich thatkräftiger als bisher der Kolonisation anzunehmen!

Die Sahara oder: Von Tote zu Tote. Zuerst aus dem Natur- und Volksleben in der großen afrikanischen Wüste. Von Dr. Josef Grawert. Mit vieler Illustrationen. A. Hartmanns Verlag. Wien, Pest, Leipzig. 1879.

Es ist wahr, wie Dr. Grawert, der ebenfalls beehrte als die Sage Freund des „schwarzen Erdtheils“, der Herausgeber der neuesten großen Wandkarte von Afrika und Verfasser des vorliegenden Prachswerkes, sagt, daß allgemein noch bei uns die naive Vorstellung der reinen Geographen geheilt wird, wonach die Sahara eine endlose Ebene wäre, auf welcher der Wind sein Spiel mit dem Sande treibt. Dieses verkehrte Phantasiebild zu zerstören und ein nach der Wirklichkeit gezeichnetes Gemälde an die Stelle zu setzen, ist die Aufgabe, die sich der geübte Dr. Verfasser gestellt hat, und nur dürfen unbedingt sagen, daß ihm die Erfüllung derselben in ausserordentlich glücklicher Weise gelungen ist. Sein Buch ist kein Original-Herabwerk, aber auch kein oberflächlicher Auszug aus ein paar willkürlich herausgegriffenen Schriften über den betreffenden Gegenstand, sondern eine durch theilweise Augenzeugenschaft unterstützte, auf tugen, sorgfältigem Quellenstudium beruhende Verarbeitung alles bis jetzt über die Sahara Erforschten und nicht nur in Büchern, sondern auch in Proschriften und Zeitungsartikeln niedergelegten Materials. Der Verfasser hat es verstanden, seinen Gegenstand so zu behandeln, daß einerseits Gelehrte und Fachmänner die solideste Belehrung daraus schöpfen können, andererseits aber auch der un-

benutzte Kaiser auf unterhaltende, lehrreiche einwirkende Weise in die Bekämpfung der großen arabischen Kunde eingesetzt wird. Besonders gefördert wird dieser Zweck durch die wunderlichen Bilder, 7 Illustrationen im Arabischen und 61 Holzschnitte, sowie durch die große Karte, auf welcher auch die Grenzen der barbergen Sahara-Herden und die Karawanenstraßen deutlich angegeben sind.

Zum erstenmalthe barbergen sind ferner eine Erklärung der im Buch vorkommenden arabischen Ausdrücke, ein sehr ausführliches Inhaltsverzeichnis, Ausweis der Quellenliteratur, Tabellen über die Uebersen und Uebersen der Sahara, Flächeninhalt und Bevölkerung der einzelnen Unterabtheilungen, Bevölkerungs-Tabellen, Ortsverzeichnis, topographische Verhältnisse, Uebersen, Klima und Meteorologie der Sahara, Bemerkungen über den Uebersen der Sahara, über neuere Eisenbahnpunkte und ein genaues alphabetisches Register.

Der Vermuthung einer einstigen Meeresbedeckung der Sahara widerspricht der Verfasser entschieden, obgleich sein erster Eindruck beim Anblick des Nordrandes der Wüste dieser Auffassung angetrieben war. Versuche stützt er demgegenüber, welche die Wüste nur ein Produkt sekundär meteorologischer Veränderungen erklären. Doch findet auch er an mehreren Stellen Ueberreste früherer Zufuhr oder Flutwasser Meer. Auch aus dem früheren Vorkommen jetzt verlorener Thiere in der Sahara wird darauf geschlossen, daß der Meeresspiegel derselben mit dem geschichtlichen Meeresspiegel beträchtlich abgenommen hat. Der von Pöschel u. A. übersehene Nutzen des Saffranwandes an der Küstenaufbildung wird auf sein gehöriges Maß zurückgeführt. Das Projekt, die genauen Grenzen, welche die Sahara dem Verkehr entgegenstellt, durch Unterwasserarbeiten zu überwinden, wird vom Verfasser nicht begünstigt, die Unausführbarkeit des Eisenbahnprojekts dagegen scheint ihm festzustellen. Der Traum des unternehmungsstüchtigen Engländers MacKenzie, welcher die Sahara von atlantischen Ozean aus durchzuziehen will, wird kurz abgelehnt.

Besonders dankenswerth ist die Zusammenstellung, welche auf Beschreibung der verschiedenen Vögel und Thierbewohner verfaßt worden ist. Im Allgemeinen verweist der Verfasser begreiflicherweise lieber bei den Tugenden, als bei den Vastern derselben, verfahren, aber auch die letzteren keineswegs. Wiederholt steigt

denn die Inseln: Bembou, die Kadidier-Inseln, das Mahtrattala, die Canara-Inseln und das Malholam sind, ein jedes mit seinen Besatzern und der unter ihnen ganz ebenen Wohnarbeiten, dargestellt. Besonders ausgezeichnet ist ein unterhaltendes Kapitel über „Indische Vögelarten“. Die Bilder sind alle gut, einige sehr schön — Das ist der Herr mit im gegenwärtigen Augenblick beendeter Arbeit, da wir in demselben schon die wichtigsten Nachrichten zusammengefasst finden, die im Jahr des vor-gesetzten Jahres über die Missionen in Tannien, Malinad, Arlot und Engol zu uns gelangt sind. Auch den „Katholischen Arbeitern in der Tamilmission“ und den „Katholischen Missionen“, Jagerbald, Plinius, Schachtel und so ein besonderer Abschnitt gewidmet. Das ist die Tausende, mehr als 100 Abbildungen und fastere Kartographie in der Preis von 1 Th. für jedes Heft ganz ein sehr Leichter.

F. H. Lasander, Die Geschichte des christlichen Zeitalters, von dem berühmten und berühmten christlichen Theologen, H. Lasander. Utrecht, Dammeskeren Co. 1874.

Die Geschichte der christlichen Mission, eine wichtige Abtheilung der christlichen Theologie).

Dass die Herren der allgemeinen Weltanschauung und ihr Sprachrohr, die indische Tagespresse, die Mission, wenn es gut geht, nicht schweigen, sie und da aber auch krasse Verkündungen, muss man sich eben heutzutage gefallen lassen, ein Verhängnis über uns wäre selbst ein großer Heil. Dass aber auch gläubige Theologen so wenig sich mit Harmonie abgeben, dass manchmal doch dem Wissenschaftler schwerer werden, — und ist auch geradezu eine Schande. Um so wärmer ist es uns und Herz geworden während des Lesens der oben genannten Rede, die der Verfasser bei Gelegenheit seines Amtsantritts als Professor der Theologie an der Universität Utrecht am 24. Mai v. J. gehalten hat.

Nach einigen einleitenden Worten über Robinson's Mission ist gedacht, aus welchen der Zweck gezogen wird, dass die Wissenschaft und die christliche Mission einen Bund schließen sollten, wofür der Verfasser zuerst auseinandersetzt, dass die Geschichte der christlichen Mission ein Bestandteil der theol. Wissenschaft sei. Was er jetzt ist eine systematische Darstellung von der Wirklichkeit der Christen — sei es nun eine persönliche, kirchliche oder

Praxissthätigkeit um die Menschheit zur Annahme des Evangeliums zu bewegen. Daß sich eine Geschichte einer Pflanz unter der theil wehrfähern einzukennen verdient, liegt auf der Hand. Nichts doch 1. die Mission ein Ausfluß aus dem Wesen des Christenthums, 2) bezieht sich deswegen die Missionsgeschichte ganz in den Bereich der Theologie; 3) sollte uns der gegenwärtige Stand der Missionswissenschaft nützen, Missionsgeschichte zu treiben, und 4) mahnen uns alle Zeiten der Zeit, Missionsgedanken wieder in den Vordergrund treten zu lassen. Im zweiten Theil kommt dann der Verfasser auf die Wichtigkeit der chr. l. Missionsgeschichte. Wie leicht vergißt man, was die Mission schon geleistet hat auf den Gebieten der Ethik, der Naturkunde und ganz besonders der Sprach- und Religionswissenschaft! Gerade wegen dieser Vorfestigkeit muß aber Arbeitsheilung stattfinden, und der Verfasser zeigt nun an einer Reihe von Beispielen, wie manches Wort der 3. Schrift erst durch die Missionsthätigkeit in's rechte Licht gesetzt worden ist, wie vorzüglich die Geschichte der chr. l. Mission den Blick über den ganzen Culturzustand der Schöpfungsbarmen erweitert.

Die Eintheilung und der Gedankengang mögen mißbilligt werden, die Ausführung der einzelnen Theile ist immer correct, ja meisterhaft, so z. B. die drei Sätze (14 u. 15), die der Verfasser dem Andenken Gram's widmet. Durch das ganze recht der Hauch eines frischen, lebendigen Christenthums, und indem wir der Universität zu Utrecht Glück zu ihrem neuen Lehrer wünschen, wollen wir hoffen, daß, wo an andern Universitäten solche Missionsfeste eine offene Thar finden, eine gute deutsche Uebersetzung von Rasouder's Rede große Verbreitung unter uns finde.

A. S. S.

Der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum. Under aus der Vergangenheit als Spiegelb. der für die Gegenwart. Von Th. Uhlhorn, Dr. med. Zuntzart Meyer und Jeller's Verlag Friedrich Vogel. 1879.

Ein Buch, das in 3 Jahren drei starke Auflagen und drei Uebersetzungen in fremde Sprachen erlebt hat, während zwei weitere Uebersetzungen in Vorbereitung sind, bedarf keiner Empfehlung von uns. Dagegen möchten wir alle Missionare und Missionsfreunde, die etwa an die ein Schab bisher sollten vorbeigegangen sein, anregentlich auffordern, sogleich nach demselben zu greifen.

Die warme Verfassung, gepaart mit der nützlichsten Ruhe, welche aus jeder Seite dieses Landes strömt, macht dasselbe, ganz abgesehen von dem gediegenen Jura, zu einem klassischen. Wir kennen ausser Ehrard's Jesuitenlicher Wandtafel und einigen wenigen anderen Werken kein Buch, aus dem wir etwas mehr lernen und nützlich neuer Glaubenslehre erhalten könnten.

Die Lektüre der um römischen Heide, welche dem Zurechtgehen des Evangeliums zeichnend als Nachhilfe dienen müßte, der Peruse der beiden alten Religionen, der christlichen und der heidnischen, die Entzifferung der neueren Kreise, die Fortschritte für analogische Kultur, die allgemeine Wohlthaten und Verwirklichung auf der einen Seite und auf der anderen der jetzt mehr nachflutende, aber immer weiterwandelnde werdende Glaube der Christen, ihr stiller Wandel, ihre unverwundliche Lebensfähigkeit, ihr freundliches Betragen, ihr erhabenes Muth, die reisenden Ausbreitungen des wieder aufkeimenden Heidenthums zur Ausbreitung der neuen Religion, der endliche großartige Sieg des Christenthums — das alles ist irgendwas wahrer, unerschütterlicher, ergreifender und ansehnlicher geworden als in diesen von Meisterhand entworfenen Bildern. Eine kleine Probe aus denselben haben wir in der Anmerkung auf S. 70 angethan. Auch Druck und Ausstattung des Buches lassen nichts zu wünschen übrig.

Einladung

zur hebräen allgemeinen Versammlung der evangel. Allianz
in Basel.

In der Woche vom 31 August bis 7. September d. J. soll in Basel die bedeutende allgemeine Versammlung der evangel. Allianz gehalten werden. Der oberste Weg der evang. Allianz führt hienzu aus allen Ländern und Abtheilungen der evang. Kirche diejenigen Geliebten zusammen, denen es möglich ist, dem Hause zu folgen und die sich freuen, mit Brüdern einer — so Gottes Willen! — ungetrübten Gemeinschaft zu pflegen.

Wir erinnern daran, daß die Allianz kein offizielles Concil ist. Die Theilnehmer an derselben können nicht als Bevollmächtigte und mit Auftrag ihrer Kirchen zusammen, also hierher und fern zusammenkommen, in der gemeinsamen Arbeit und dem Ziele zu streben. Wir werden betrachten, daß auf der genannten Grundlage Angehörige von Kirchen und Gemeinschaften,





William C. Roper.

Auch ein Missionar.

1. Wie aus einem Sonntagsschüler ein Missionar wird.

Der Mann, der folgendermaßen sich vorbereitete, ist Edward Hooper, der am 25. Januar 1838 zu Portland in Maine geboren wurde. Seine Eltern waren Antislavisten, und schon aus seiner Kindheit hatte er selbst einen Haß gegen den Sklaven. Er war ein sehr fleißiger Schüler, und schon am 11. März 1841 wurde er in die Sonntagsschule aufgenommen. Er war als Lehrling in eine große Manufaktur nach Portland, so seine Eltern wünschten. Seine Schullehrer waren eine sehr tüchtige und beachtliche Person, die ihn in der Sonntagsschule bei der Reading, Writing und Arithmetic, d. h. Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtete. Nach, verbrachte er bei der Sonntagsschule und einem mit dieser verbundenen Sonntagsschülerverein. Schon früh machte er sich Notizen über alle Predigten, die er gehört hatte, das heißt von der Zeit seiner Kindheit an. So hat er auch in seiner Kindheit in der Sonntagsschule viel gelernt durch mündliche Erörterung und Uebersetzung. Er wurde von der Schule sogar „Schreibend und Lesend und Vorlesend.“

Wie er später im Leben sagte: wegen eines sehr heftigen Fiebers, welches ihn ergriff, wurde er krank. Aber noch in derselben Woche gelang eine Heilung, und er wurde wieder gesund. Er bemerkte sich und dachte daran, daß er ein frommes Volk in den Tagen der Kindheit, welche nur den ersten Anfang der christlichen Lehre waren, hatte. Er dachte sich, daß er ein frommes Volk in den Tagen der Kindheit, welche nur den ersten Anfang der christlichen Lehre waren, hatte. Er dachte sich, daß er ein frommes Volk in den Tagen der Kindheit, welche nur den ersten Anfang der christlichen Lehre waren, hatte.

die einfache Erzählung „Nähe ein heiliches Leben“, wo auch er gelobte: „Ich will es, so helfe mir Gott.“ Nun wurde er selbst Vetter in der Sonntagsschule, seines einem leibhaftigen Kameraden einen einseitigen Warnung: es und er lerne noch teilsiger Ueberzeugung seinen Umgang, daß er sich nicht weiter an Sonntag arbeiten könne. Man achtete seine Gewissenhaftigkeit und machte eine Ausnahme mit ihm ohne das Bewegen die Sonntagsvoet in der Regel wäre eingeleitet worden.

Nun diese Zeit hing er auch an Gott zu denken er möchte ihn doch, wenn es möglich sei zu einem Acker in seinem Leben machen, und ohne daß er hierbei gerade an die Mission gedacht hatte, fiel ihm ein Mosaikblatt der englisch kirchlichen Missiongesellschaft in die Hände, in welchem erzählt war, daß ein frommer Mann (Herrn) Wirt zu Auswanderung vor mehr Missionen gegeben, und wie reich ein bekannter Bräutigam ebenfalls große Tugend, um selbst ein Prediger zu werden. Der Artikel schloß mit den Worten: „Kann ich nicht hängen und befehlen ihm?“ und machte solchen Eindruck auf den jungen Mann, daß er den Titel „Wehr Missionare nöthig“ mit großen Buchstaben auf den Fessel seiner Kleiderkette schrieb. Er wie gern wäre er dem Herrn gefolgt! Aber wie konnte er es wagen, sich zu melden? Man würde ihm ja vorhalten, daß das eine Anmaßung und ein Stolz sei. So dachte der schüchterne junge Mann entschloß sich aber nach Ueberlegung doch, einen anonymen Brief an den Sekretär der Missiongesellschaft zu schreiben, worin er eine ermutigende Antwort: „Gehet dem Herrn seine Wege in eurer Macht, thene ich die euren mit und frage daher euer Seelsorger!“ auf den Umschlag des sendenden Briefblattes er mit „Der Schriftsteller pflegt er darüber als auch ein junges Missionarens und mit ihm hat er, so daß auch zu verstehen. Nur ihm sind später noch drei Mitglieder desselben in die Reihen getreten.

Auf einen in jenem Brief enthaltenen Satz wurde er sich nun an einen bestimmten Ort. Dieser ermahnte ihn zu Geduld, war ihm dann vor — nachdem Jopet seine Bedingungen mit Gerechtigkeit hatte — auf die Hand beschloß. Das große Wundern stien Rogers alte Mutter zu sehen, welche zum großen Theil auf seine Unterstützung angewiesen war. Mit zahlreichen Bittstücken erklärte sie aber, wenn Gott ihrem Sohn das nöthige

man hat es denn nicht sei, so solle er nur gehen. Das
Lohn war ihm so gering, als es in einem Lagerhaus gebracht
wurde, von welchem an ihr Lohn als selbständiger Arbeiter das
Einkommen seines bisherigen Vorgesetzten hatte verdienen und ihr ein
sicheres Alter verschaffen können. Sie hat es nie bereut, ob-
gleich einige Jahre nach dem Austritt ihres Lohnes eine schwere
Krankheit sie heimsuchte, welcher sie erst durch ein seltsames Gede ein-
nehmen wurde.

Schon im Oktober 1869 nach einer kaum 10 monatlichen Per-
iode im Waisenhaus wurde Koper nach Afrika aus-
gesandt, zunächst nicht als Missionar, sondern in der
Eigenschaft eines Katecheten oder Übersetzers. Weitwärts ge-
hen hier von allen seinen früheren Bekannten jenen Ge-
lehrten ausgenommen — auch nicht einer ihn für würdig: je-
denfalls alle der Meinung, der strebsame junge Mann habe nur nach
einer kurzen Verweilung wieder, so daß also auch dieser
Tropfen nichts gut in seinem Leben. Um so gewisser aber
war er selbst seines Berufes. An die Spitze seines mit Sorgfal-
gen betriebenen Missionarischen legte er folgenden Spruch: „Ich will
die Sünden auf dem Wege lehren, den sie nicht wußten, ich will
die Sünden auf Wegen, die sie nicht kannten, ich will die Sünde
im Vorhinein her zum Vorschein bringen und das Höchste zur Ehre
des Vaters, was ich jetzt thun will und sie nicht verstehen“
wobei er sich die Schwärze als ständige Verleumdung anrechnete,
alles Übergeordnete aber in seiner beschränkten Stellung nicht
„buchstäblich erfüllt“ sah.

Des Schicksals, das ihn und einen zweiten Varnbruder, namens
Johannes, nach Afrika bringen sollte, sah am 21. Nov. aus Vider-
pool aus, hatte aber gleich ein Unglück, wodurch es bis zum
1. Dez. in Vorkauf gehalten wurde. Dann aber ging die Reise
glimpflich weiter, obgleich ein heftiger Sturm den Varnbruder und
daranter besonders unserem Koper Gefährdung bot, die eigene
Verunsicherung und Unsicherheit gegenüber der Majestät Gottes noch
lebhaft zu fühlen. Am 17. Dez. ruhte die Fahrt nach Afrika be-
mühten Menschen in Lagos an's Land. Hier hat es die Gelegen-
heit, einer westafrikanischen Missionversammlung beizuwohnen, in

*) „If the Lord will have him, he must go.“

ahnen er berechnete, daß ein Jorubachrist den Taglohn von zwei Lothen beiben zu lassen habe, um sich das Wenige anzuschaffen, was von der Bibel bei daher in seiner Sprache erdienen war.

Aber Moser bescharrte sich nicht nur mit den Fehlern der jacobinischen Schulen und ihrer Besserung. Er hatte am meisten an sich selbst zu thun und sagte er, daß ein Missionar sich vornehmlich in Salom's Reich eingeordnet hat und daher seinen Nachscholern in ungewöhnlicher Nähe angesehen ist. Dazu ließ er sich so, an seiner geringen Ausbeute weiterzuarbeiten, theils durch das Anhören eines verdächtigten Jarebats, theils durch das Zuhören wissenschaftlicher Bücher — alles in der Absicht, ein wirklich brauchbares Material zu werden, wie z. B. aus folgendem Hebet hervorgeht das ich unter einem damaligen Jurestenen findet. „Ihrer, ich bitte dich gib mir dies Gutes, das ich haben, betragen und Wendel das einfache aber wirksame Schrift. Icher. Wenn ich mit dem Vater und mit dem Sohn und mit dem heiligen Geist abere. Ich mit dies Gutes und damit wäre im Uebrigen dein Wille geschehen.“ „Im Grabe werden wir Sei genug haben ausgeruh“, dies Wortes eines Anderen ermahnte er sich an, wie er denn überhaupt gern die Lebensbeschreibungen aller Missionare und ausgezeichnet christlicher Männer las, um von ihnen zu lernen und ihrem Beispiel nachzueifern. Was ursprünglich war allerdings die Art, wie er die Predigten predigte. Nachdem er die große Stadt Absoluta in mehr als 10 Stunden eingekauft, bezog er sich alle Morgen um 7 Uhr der Kirche und in einem Predigen, nur einem Mann eingetragenen Klauen bekleidet. Wenn er dann einen Abschnitt aus der Bibel vorgelesen, und z. B. über Christus als den einzigen Mittler zwischen Gott und den Sündern etwa 20 Minuten lang gesprochen, fragte er die Zuhörer, ob sie ihren je ihre Sünden bekannt und Gott im Glauben antracht mit, nur dann auf ihre entsprechende Antwort aus der uns Joruba übergeben ergäßen Yituzi, das Sündenbekennung vorzulegen oder einfach zu beken. Hieraus machte er sich noch einige Hausverträge und kehrte bis 10 Uhr Vermittags wieder an seine Studien zurück. In ähnlicher Weise lehrte er, wie die Schüler der höchsten Weisheit und hielt sogar die Leute an, die die Weisheit lehren, natürlich nicht ohne vorher oder nachher geeignete Verfassung. Es ist uns nicht bekannt, daß die

selbe Methode irgendwo anders befolgt worden wäre, obschon es je und je an verschiedenen Orten vorgekommen ist, daß die Heiden selbst den Missionar aufgefordert, mit ihnen zu beten. Der Baptist Johnson erzählt zwar auch, wie er einmal bei den Santals vor den bei einem Gözenopfer beschäftigten Priestern auf seine Knie gefallen sei und ein Gebet zu dem unsichtbaren Gott gesprochen habe, um im Gegensatz zu ihren abergläubischen Gebräuchen sie etwas von der Anbetung im Geist und in der Wahrheit zu lehren; Koper aber trieb dieses Beten mit den Heiden systematisch und war schon durch den Gebrauch des kirchlichen Gebetbuchs vor Willkürlichkeiten und Extravaganzen bewahrt.

2. In Gefangenschaft.

Raum zwei Jahre hatte Koper ruhig in Abeokuta gearbeitet, als er auf einmal in die Gefangenschaft eines heidnischen Kriegerheeres gerieth und das Missionsleben von einer ganz neuen Seite kennen lernte. Nordöstlich von Abeokuta liegt die Stadt Idschaje und 6—7 Stunden weiter östlich Idadan. Am letzteren Ort war Miss. Hinderer, am ersteren Miss. Mann, beide mit ihren Frauen, stationirt. Schon längere Zeit (seit dem 5. Februar 1860) lagen Idschaje und Idadan mit einander im Krieg, ohne daß übrigens die Missionsarbeit wesentlich darunter gelitten hätte. Am 10. März 1862 aber rückte eine Egba-Armee in Idschaje ein, angeblich, um dieser Stadt zu Hilfe zu kommen — wie der Ausgang später zeigte — aber nur, um ihren Untergang herbeizuführen. Nachdem Kinderraub, Krankheit und Hunger die Stadt entvölkert hatten und etwa 1000 Einwohner weggezogen waren, sahen die Missionare in Lagos und Abeokuta ein, daß Geschwister Mann's nicht länger in Idschaje bleiben konnten, zumal beim leidenden Gesundheitszustand von Frau Mann. Ein befreundeter Offizier, Lieutenant Dolben, und Miss. Koper wurden daher nach Idschaje geschickt, um die dortigen Geschwister abzuholen. Es war an einem Samstag Morgen (15. März), als der in seinem Wohnzimmer stehende Miss. Mann einen Weißen baherkommen sah: wenige Augenblicke darauf stellte sich ihm Koper vor. Da Lieutenant Dolben nur einen ganz kurzen Urlaub hatte, mußte die Abreise

am folgenden Montag frühenden. Der Sonntag war sehr still. In diesem Tage erhielt die Stadt eine Kundschaft von Wilmshaus, wie es konnte war den Gang der Schlacht von Wilmshaus beobachtet, Koper war gerade in der Sonntagsschule. Die Einwohner von Wilmshaus gerieten nun in die große Besorgnis, welche durch den Umstand noch vermehrt wurde, daß die Wilmshäuser mit ihren 25—30 Mannen sich in der Stadt vertheilt hatten. In der Nacht von Sonntag auf Montag, als es schon fast hell wurde, waren die eingeborne Wilmshäuser in der Abwesenheit der Wilmshäuser nicht versprengt worden und den Hauptplatz hatte das Regiment über dem Hauptplatz eines der schon eine Besatzung genommen. Dies alles veranlaßte Koper, sich aus seiner Stille zum Theil zu erheben. Am Montag, als er sich um die ganze Station, um am Montag Morgen mit seiner Frau und Kindern aufbrechen, in der Hoffnung, in etwa drei oder vier Wochen wieder zurückzukehren und Koper abholen zu können.

Aber es gieng alles ganz anders, als er gedacht hatte. Mann hatte der alte Koper sich auf seinem neuen Posten ein wenig umgesehen, als die Wilmshäuser, d. h. die Feinde in die Stadt eintraten. Im Wilmshäuser hofften dieselben am meisten Ruhe zu finden und schloßen sie sich daher auf dasselbe los. Koper hatte das Lager verlassen und bewegte sich standhaft herum und heranzufahren. Was er aber mit den Wilmshäusern verhandelte, gelang es einem Soldaten, den Koper seinen Hüte zwischen der Partei und dem kleinen Thor durchzuschleichen und auf der linken Hand zu stehen, ohne ihm jedoch zu helfen. Als daher ich so ernstlich bedroht sah, legte er sich ins Innere des Wilmshäusers, wo mehrere eingeborne Wilmshäuser die Nacht von Wilmshaus nicht abließ — und darunter zwei Kundschaften vertheilt waren. Mit diesen halfte er mit seiner Waffe sich das Leben zu erhalten vor den ankommenden Feinden, sowie um Wilmshaus, unter diesen schwierigen Umständen das rechte Verhalten zu finden. Die Wilmshäuser waren bewaffnet, Koper aber nahm ihnen Waffen und Schwert ab, um dieselben zu vertheidigen und einen Angriff zu vermeiden mit den Feinden vorzugehen. Ueberdies waren die durch das gestrenge Wetter und die eisen eben hohe Wasser in's Meer eingeschoben. Von neun Uhr Abends

bis Mitternacht und darüber hinaus dauerte nun das Werk der Zerstörung, welcher nicht nur das Missionshaus, sondern die ganze Stadt anheimfiel. Die Mehrzahl der Einwohner, auch die Christen, waren zu Kriegsgefangenen, d. h. nach afrikanischem Recht zu Sklaven gemacht. Das gleiche Schicksal hatte aber auch der weiße Missionar.*) Man brachte ihn vor die Hütte des Anführers, welcher die Stadt erobert hatte, und bewachte ihn hier die ganze Nacht, bis er am nächsten Morgen vor seinen schwarzen Herrn gerufen wurde. Dieser verlangte, daß er sich vor ihm auf den Boden niederwerfen sollte, was Koper sich aber entschieden weigerte zu thun, da er bloß vor Gott auf seine Kniee zu fallen gewohnt sei. Auch mit Gewalt brachte man ihn nicht zum Niederfallen, dagegen nahm er freiwillig seinen Hut vor dem General ab, um ihm auf europäische Weise seine Ehrerbietung auszudrücken. Die Sache endete damit, daß er nach Ibadan gebracht wurde und eine Summe von 2400 N. zu zahlen versprochen mußte, d. h. den Preis für 10 Sklaven, 10 Ältern, 10 Maßchen Pulver, 10 Stück Zeug und 10 Säcke voll Maurics. Dann wurde er auf sein Ehrenwort in Freiheit gesetzt und von Wini, Hinderer und dessen Frau auf's Freundlichste aufgenommen. Diese selbst aber waren Geiseln des Häuptlings von Ibadan und vom Verkehr mit der Außenwelt, jedenfalls von der Zufuhr europäischer Artikel gänzlich abgeschnitten, so daß sie alle mit einander, und zwar drei Jahre lang, nicht wenig auszuweichen hatten, und sich öfters „wie Rinder aus Hunger in den Schot zu weinen hatten“, wie denn auch einer der europäischen Maledikiten, namens Jefferies, den Entbehrungen dieser Zeit zum Opfer fiel.

Das Wort Gottes aber war während dieser drei Jahre nicht gebunden, sondern konnte ungehindert gepredigt werden, freilich nicht offen auf den Straßen, wie in Abeokuta, aber doch hin und her in den Häusern. Koper benutzte diese Zeit, um sich in der Sprache des Volkes zu vervollkommen. gar mancher Tag aber gieng mit äußeren Arbeiten zur Beschaffung der nöthigen Nahrungsmittel hin. Nie in seinem Leben hatte er anstrengendere Hand-

* „Für mich schreibt Wini. Mann, wäre es nicht über der Zeit gewesen, da die Ibadan Zeitdaten wußten, daß ich Hunderten ihrer Freunde durch Angeltanzreden u. dergl. dazu verlocken hatte, daß sie wieder in den Krieg ziehen konnten.“

leben gehen, als hier in hiesiger Stadt, wo Gatten- und Kinde-
erkrankt war die Gesundheit eines Vaters, und ich gefährliche
als ein Arzt werden. Dennoch: Da ich doch Körper aber ganz
gesund und konnte mich von hiesiger für jene Person nicht
dankbar, weil es gleich wahrscheinlich ist, daß danach der Wunsch
zu leben, hiesigen Leben wohl wurde. Bei mir wurde 1861 ge-
lungen es dem um das Wohl der Missionare und mich bedingten
Überzeugung von Tages der bestimmten Kapl. Theoret. jüdischen
Person um den Namen A. der ich nicht eben ist zu dieser, und
einer Leber ist sich die geistliche Sie hat, eine Erho-
lung nicht sich vorgehend, daher ich zu dieser fallen noch zwei Mo-
nate ist hiesiger Leben, bis ich ein Nachsager für ihn
geworden hatte.

Als Kopf in der Pfingstzeit 1861 in München ankomme,
trat ich die Communität, deren er zuerst als Schüler, dann
als Lehrer 15 mündiges Jahr hat angetreten hatte, wurde eine
Lehrweise, und es war ich nur einmal wieder hatten in den alten
Lehrweisen und Pfingstzeit verfiel.

3. Dioper wird ordiniert und geht zum zweiten Mal nach Afrika.

Als Kopf wurde nicht lange nachdem er eine Zeit in
den Zirkeln, und als, trat er am zweiten Mal 1861 Missionare
ein, um seine Studien zu einem Abschluss zu bringen, welcher ihn
befähigte, zwei Jahre nachher die bishöfliche Ordination zu
erhalten, welche ihm in Boston durch den gerade amfahrenden
Bischof Sedes von Zaire von 1861 erhielt wurde. Da er nachdem
dies geschehen und er sich mit einem gleichgesinnten jungen Mädchen
aus München verheiratet hatte, wurde er von der Communität
zum eigentlichen Missionar ernannt und nach Zaire abgeordnet.
Zaire Abreise nach Zaire durch die 1861 geschehen aus dem Zaire
land einander einen Regen zu bringen verhindert, so daß er noch
bis zum Dezember 1861 in der Heimat verweilen mußte, eine Zeit
welche er nützlich ausnutzte um die Zaire-Sprache anzunehmen, in
Zaire-Sprachen, durch Zaire und Predigten zu vertreten, wo
bei auch die 1861 einer der Hauptgegenstände seiner Arbeit war.

Seine anschaulichen Schilderungen aus dem Leben der Neger, wie der unter ihnen arbeitenden Missionare, die vielen eingestreuten Joruba-Sprichwörter, vor allem aber seine Begeisterung und Hingebung ans Werk des Herrn brachten überall eine zündende Wirkung hervor. Doch war er froh, als es endlich doch nach Afrika zurückgieng, zuerst nach Sierra-Leone, wo er die zweite bischöfliche Weihe erhielt, dann nach Lagos, wo infolge der Unruhen und Christenverfolgung in Abesokuta zahlreiche Bekehrte von dort sich niedergelassen hatten. Für diese mußte etwas geschehen; namentlich war eine höhere Erziehungsanstalt für Mädchen ein großes Bedürfniß. Koper's erhielten den Auftrag, eine solche zu gründen, und schon strömten trotz des hohen, im Voraus zu bezahlenden Schulgelbes die jungen Mädchen in's neu eröffnete Institut, als Frau Koper so krank wurde, daß nach dem Wunsch des Arztes ihr Mann sie sofort nach England bringen mußte, ohne daß deswegen jene Anstalt hätte aufgehoben werden müssen. Da die Stationen in Abesokuta, Idschaje und Ibadan noch immer nicht besetzt werden konnten wegen der Kriegostritten, so war eigentlich damals Ueberfluß an afrikanischen Missionaren, und die Committee beauftragte daher den in dergleichen Arbeit bereits erprobten Koper, als Reiseprediger in England für sein geliebtes Afrika zu wirken. Nebenbei versah er der Weihe nach mehrere kleine Pfarrdienste. In einer Stadt fand er, daß 100 Mark jährlich für den Kirchengesang und nur 40 Mark für die Mission verwendet wurden, was er in seinem Tagebuch als „ein Stück seiner Selbstsucht“ bezeichnet, das über alle Begriffe gebe. Es schmerzte ihn tief, wie es schon manchen in die Heimat zurückgekehrten Missionar geschmerzt hat, daß die Christen, selbst die gläubigen und frommen unter ihnen, oft für allerlei Nebendinge Geld genug haben, nur für die Eine Hauptsache nicht, nämlich für die Ausbreitung des Reiches Gottes. Durch Wort und Schrift that er was er konnte, ja zuweilen über seine Kräfte, um den Missionsgeist anzufachen, während er von Zeit zu Zeit immer wieder von afrikanischen Liebern beunruhigt wurde.

Indessen fand er in dieser Zeit noch etwas Anderes, Wichtigeres zu thun, nämlich über eine der heiligsten und tiefsten Herzensfragen mit sich selbst oder richtiger mit seinem Gott in's Reine zu kommen. Er hatte schon lange gefühlt, daß es ihm bei aller

1 Schulen wurde 1813 begonnen, im Jahre 1821 noch von Sonntag aus aufgezogen und der amerikanischen Missionarsgesellschaft übergeben. Das Gebiet war das Felsland. Von den drei dorthin entsandten Missionaren trat der Theologe Lalette, jetzt Superintendent in der Provinz Hannover, in den Dienst der Londoner Missionarsgesellschaft, die beiden anderen, Waaler's Schüler, Wiering und Dietz, sind erst später zurückgekehrt. Es war in jener Zeit der Mangel hauptsächlich Geldmangel, was zum Aufgeben dieses Missionarsfeldes veranlaßte. Wir glauben, daß die Arbeit unserer Brüder in Indien, wenn gleich durch andere Hände fortgeführt, nicht vergeblich gewesen ist.

2 Neuseeland. Dort wurden 1842 im Dezember 4 Missionare gesandt, die in der Provinz Nelson sich niederlassen sollten. Da sie dort keine Maori fanden oder nur solche, die schon anderweitig vertrieben waren, mußten sie sich Arbeitsplätze suchen. Nur Henry Hobbs in Nelson und ist dort Pastor der deutschen Gemeinde geworden, der er noch dort. Wöhler's ging nach dem Süden und fand dort auf der Insel Kuapuni eine Arbeit. Es gelang ihm, eine Gemeinde zu sammeln, an der er noch heute arbeitet. Von Kuapuni aus nahm er nach der Waikato auf der Stewart-Insel an und auf der größeren, mittleren Insel Neuseelands im Süden. Zu seiner Hilfe wurde neben anderen Judastuebrüdern 1848 Simon Aschewitz, der früher von Kuapuni nach der Stewart-Insel, von da nach der mittleren Insel überwanderte, wo er seit 1850 am Jakobus River arbeitete. Durch Fremde veranlaßt, veränderte er 1871 noch einmal seine Arbeitsstätte, indem er auf die nördliche Insel zog und von seinem Tage in Mirren im Hauptort aus, wenn per im Gründung einer Gemeinde, als nun Eingekerkung der Maori beendigt, denselben zu ziehen suchte.

Von den drei in Nelson verbliebenen Missionaren ging Almon idpendt zunächst nach der nördlichen Insel, wo er in Montfort eine Station fand, die er aber, eingeengt von Anglikern und Wesleyanern und weil die Maori wegzogen, verlassen mußte. Eine neue Station fand er in Warea in Taranaki, wo er aus verschiedenen Ausforschungen und Fragen eine Gemeinde sammelte, die mit großer Liebe an ihm hing. 16 Jahre lang konnte er unter ihr wirken, bis der Maori-Krieg ihn vertrieb, weil er allerdings das Verhalten der Engländer nicht billigen, aber auch nicht die Partei

Aufsätze über „Christliche Versicherung“ zu schreiben, welche, in einer Kirchenzeitung gedruckt, manchen Lesern zum Segen wurden und jetzt nach seinem Tode nebst einer kurzen Biographie des Seligen als besonderes Büchlein erschienen sind.

Ein ganz anderer Gegenstand, mit welchem er als geistlicher Berather anderer sich zu beschäftigen veranlaßt wurde, war der in England immer mehr aufkommende und viele Gemüther verwirrende Spiritismus. Er verschaffte sich die hierüber vorhandenen Bücher und Zeitschriften, wohnte spiritistischen Vorträgen und sogar jenen halb unheimlichen, halb kindischen Sessungen bei, in welchen die wirklichen oder vermeintlichen Geister gerufen werden, erscheinen und mit den Anwesenden verkehren. Die Frucht dieser Studien war die Ausarbeitung eines Manuscriptes über den Spiritismus, in welchem er zeigt, daß derselbe auf ungläubigen, schriftwidrigen Voraussetzungen ruhe und zu den traurigsten sittlichen Verirrungen führe. Dieser Aufsatz ist bis jetzt nicht gedruckt worden; ebenso eine größere Missionserzählung „Komaronga“, auf deren Ausarbeitung er viel Mühe verwandte. Dagegen erschienen eine Reihe kleinerer illustrirter Missionschriften von ihm noch bei seinen Lebzeiten.

4. Zum dritten Mal nach Afrika und zurück.

Am 2. Nov. 1872 endlich schiffte sich Koper zum dritten Mal nach Afrika ein. Das Schiff war zu tief geladen, und als bald nach der Abfahrt ein furchtbarer Sturm losbrach, mußte es umkehren und wieder in den Hafen von Liverpool einlaufen, nicht ohne große Gefahr. Erst am 30. Nov. konnten die Missionsleute auf's Neue in See gehn und schon am 22. Dez. in Lagos den afrikanischen Boden betreten. Kurz aber inhalts- und arbeitsreich war die Zeit, die er hier wirken durfte, d. h. erstens in Lagos selbst, dann auf einer Reise in's Endoland und durch einen Besuch in Abeokuta. Er hatte während des Jahres 1873 nicht nur ein Seminar zur Erziehung eingebornen Lehrer zu leiten, sondern auch der keineswegs sehr leistungsfähigen Gemeinde vorzustehen. Als er während einer Pockenepidemie mit den Christen Gebetsversammlungen hielt, bekam er einmal folgendes Gebet eines Schwarzen zu hören: „O Herr,

zu dem, daß vor drei Sonntagen, nachdem der Missionar über
 in die Zenden zu uns geredet hatte, und so von aus der Kirche
 stehend, einige ihn lobten weil er so viel und so offen gesprochen
 und so andere ihn schmähten und auf gegen die Zende
 sprachen, da nahm er daß einige von uns sehr böse dort her
 werden.“ Hier nahm keine weitere Notiz von diesem Vorkomm-
 nisse, was das Verhältnis so offen als je gegen die herrschenden
 Zenden. Weiter ist eine Rede von Zerkheit europäischer Kap-
 tane und auch, er hat sich nicht, sowie der besessenenische Gut und
 der mit solchen Christen in Beziehung stehenden schwarzen
 Gemeinde in Vagos erweckte in Meper nur er lebhafter den Wunsch
 nach einer Arbeitsstätte mehr im Innern des Landes fern von
 diesen erschreckenden Verhältnissen. Mit Freunden begab er sich daher
 im Dezember 1853 in Begleitung seines Kollegen Moser auf eine
 Mission ins Innere in das östlich von Vagos gelegene, noch un-
 bekannte Endoland. Derselbe landete an einer felsenigen An-
 höhe und schickte die Vorhut voraus, während er selbst
 sich, um das erste zu besichtigen, hinter dem Ende
 befand.

Nachdem er Meper von dieser Reise zurückkehrte, als ein Bot
 von Taidape, einem befreundeten Kapitan in Absoluta, er-
 hielt, um die Missionare werden auf dieses in einem kleinen
 Ort zu finden. Dasselbe seit 1847 auf W. O. Sonntag idemal richtig
 die Befehle kamen. Dasselbe nachher sich nach Wani und
 Meper auf, damit die zu folgen. Es waren alles nach Wunsch
 und Taidape empfing sie sehr freundlich. Unter anderen
 waren einige, durch welche er die Missionare zu bezeichnen, ließ
 er 3 1/2 Meilen weiter, um Salomon vor ihnen zu stehen.
 Doch dieser Schreck hat eine Kette und Pulverhörner neben ihrem
 Schrecken bei sich. Die Pulverhörner wurden aus einem Fäßchen
 genommen und dann wurde so lange fortgeschossen, bis letztere leer
 waren. Bei jeder neuen Salve, welche sie abfeuerten, wilden
 die Leute aber für einen Augenblick ihren Kleinen, welche
 in der Veranda des Wijnonokantes auf dem Boden gelegt
 waren. Jedoch wurde man nie etwas Neues in Absoluta
 gesehen, denn man hatte Taidape etwas vom König der Salomonen
 gehört, der jetzt sich eine sehr wichtige Stellung hat. Von
 der Missionaren des J. J. beträgt er auch, er habe seit

Frauen bewaffnet, damit sie sein eigenes Haus gegen aufrührerische Unterhändler vertheidigen könnten, während er selbst etwaige Feinde außerhalb der Stadt zu bekämpfen hätte.

Das Schönste in Abesokuta aber war die Freude der eingebornen Christen und Pastoren bei diesem Wiedersehen. Wie eine mehrtägige Nachforschung ergab, hatten sie fast ausnahmslos sich in hohem Grade bewährt, so daß Koper die Geschichte dieser Gemeinde während der verfloffenen 7 Jahre in die Worte des Apostels zusammenfassen konnte: „Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen; wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um“, und auch für die Zukunft die Leitung derselben fast ausschließlich den Eingebornen selbst überlassen werden konnte, zum großen Trost und zur Aufmunterung der Missionare. Gerne wäre Koper auch nach Ibadan gegangen, und schon hatte er die Erlaubniß des Häuptlings hiezu. Dieselbe wurde aber zurückgenommen und Koper mußte, freilich sehr ungern, diesen Wunsch aufgeben. Aber ohne Zweifel war es so gut für ihn. Denn während seines ganzen Aufenthaltes in Abesokuta litt er dermaßen an Dysenterie, daß eine Reise nach Ibadan ihn leicht das Leben hätte kosten können. Nach Lagos zurückgekehrt, war er so elend, daß man an seinem Wiederaufkommen fast verzweifelte und froh sein mußte, ihn endlich auf ein Schiff bringen und nach England schicken zu können. Die Anstrengung und Aufregung, welche mit der Fahrt durch die Brandung verbunden ist, hätte ihn leicht tödten können, so schwach war er. Nur einer Reihe an und für sich geringschennender, aber offenbar von der freundlichen Vaterhand Gones geordneter Umstände war es zu verdanken, daß er wohlbehalten auf's Schiff kam, das ihn im Mai 1874 nach England brachte, wo er treue Freunde und liebevolle Pflege fand. Er erholte sich schneller als man erwartet hatte, so daß er schon im September zum erstenmal wieder einen Gottesdienst halten konnte und bald darauf sich der Committee als Reiseprediger zur Verfügung stellte. Diesmal wurde ihm der Auftrag, unter der Jugend und namentlich in den großen Sonntagsschulen des nördlichen England für die Mission zu wirken. Freunde verschafften ihm eine gute *Laterna magica* und eine Reihe schöner Missionusbilder darn so daß er durch Wort und Bild zugleich oft mehreren tausend jungen Leuten auf einmal das Missionsleben und die Heidenwelt nahe bringen konnte, was

er hatte mit viel Eifer und großem Erfolg thätig. Seit im Herbst 1875 lag er fast kranken in Wünnhener nieder, hatte aber gleich darauf den Schmerz ein gewisses Linderung zu verhüten, an dem er mit großer Geduld gekämpft war, und einige Monate später fiel er sich bei ihm selbst ein schmerzhaftes Leben an. Eine Krankenschwester, welche ihm durch die Freundschaft der Missionarinnen und einiger Freunde ermöglicht wurde, brachte Besondere, so dass er im Herbst 1875 seine frühere beschwerliche Arbeit wieder aufnehmen konnte, jedoch nur für einen Augenblick. Schon am 11. Oktober hatte er sein irdisches Lager verlassen und durfte eingehen zur Ruhe seines Herrn.

5. Das selige Ende.

Samstag, den 4. Oktober predigte er noch über 1. Kor. 13, 1-3 und eine Notiz darüber, sowie Fort gegen Gott für die Gegenwart eines lebendigen Gottes, besonders in der Zeit, was er in sein Tagebuch geschrieben hat. Die Fülle dieses theuren Mannes trug wesentlich zu seiner eigenen letzten Erkrankung bei. Am Montag Abend hielt er noch einen Vortrag über Genes. 1 nachdem er fast 3000 als Gedächtnis für sein 1. Monath vorher herausgegebenes Lektüren. Sonntag 1. 21 angekommen war. Es war schon zu viel für ihn, seine Stimme vermochte den großen Saal nicht mehr recht auszufüllen, und als er nach Beendigung des Vortrags in eine Troststube trat, um nach Hause zu gehen, sagte er: „Wie Mühsam, so mühsam und doch müde zu sein — so müde, daß man's nicht aussprechen kann.“ In dem Vortrag selbst hatte er den fast vorher erfolgten Tod des jungen Missionars Robertson in Zanzibar erwähnt und dazu gesagt: „Wer weiß, wer das nächste sein wird.“ Eine Stunde nachdem er sich in die Stube gesetzt erwartete er mit heftigen Schmerzen in der rechten Schulter, als der Arzt aber erst am nächsten Morgen kam, wo es sich dann herausstellte, daß er die Lungentuberkulose habe. Am Sonntag brachte der Arzt einen Kollegen zur Konsultation mit, am Freitag noch einen und am Samstag einen dritten — es geschah alles, was Menschen thun konnten, sein Leben zu retten oder wenigstens seine Schmerzen zu lindern. Als der gute Doktor zu ihm sagte:

„Sie sind sehr schwach, Herr Koper“, erwiderte er: „Ja, ich glaube, meine Stunde hat geschlagen. Ich habe längst gedacht, daß ich nicht lange leben würde. Aber ich bin ganz bereit zu sterben. Nur eins drückt mich.“ Dies Eine war die Sorge für seine Frau und Kinder, die nun allein in der Welt zurückbleiben sollten. Als der Doktor ihn deswegen zu beruhigen suchte, sagte er: „O ja, ich weiß, Gott wird für sie sorgen. Ich kann sie in Seinen Händen lassen. Er wird sie nicht verlassen noch versäumen. Als ich vor 17 Jahren hinauszog auf's Missionsfeld, da schlug ich meine Bibel auf und meine Blicke fielen auf Psalm 121, 6: „Daß dich des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts.“ Dann schloß ich das Buch wieder und von dem Tag an, all' die 17 Jahre meines Missionslebens hindurch, hat Er mich nie verlassen. Ich kann sie ihm übergeben.“ Dann fügte er noch, aber unter großen Schmerzen hinzu: „In den letzten acht oder zehn Jahren ist's mein größtes Bemühen gewesen, anderen das Evangelium in seiner einfachsten, klarsten Form darzubieten.“ „Jetzt bewährt sich dasselbe durch den Trost, den es Ihnen gibt,“ bemerkte der Doktor. „Ja,“ sagte der Kranke, „es ist alles so einfach — ein großer Heilsaushub für einen großen Sünder. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich der vornehmste Sünder gewesen bin; aber ich habe einen großen Heilsaushub und es ist alles im Reinen.“ „Haben Sie denn gar keinen Zweifel?“ fragte der Doktor, worauf Koper erwiderte: „Ich sehe nicht auf mich; wenn ich das thäte, würde ich bald anfangen zu zweifeln und zu zagen; aber das thue ich nicht, ich sehe auf Jesus und alles ist im Reinen.“

Dann dankte er dem Doktor, sprach etwas zu seiner Frau, etwas zur Magd und ließ sich einige Stunden darauf das 14. Kapitel aus dem Evangelium Johannis durch sein achtsähriges Töchterlein vorlesen. Die Nacht darauf — es war seine letzte — hatte er viel auszuhalten, fand aber Stärkung in allerlei Bibelversen, wie: „Er hat alles wohlgemacht“; „Er weiß, was wir für ein Gemächte sind“; „Er denkt daran, daß wir Staub sind“; „wenn du durch's Wasser gehst, will ich bei dir sein“ u. s. w. Kein Murren kam über seine Lippen und kein Zweifel quälte ihn. Er schien völlig ergeben und zufrieden. Nur konnte er seine Frau nicht ruhig ansehen und hat sie deswegen, in einer Eile zu fügen, wo er sie nicht sehen konnte. Am Samstag Morgen waren die

fischer Literatur zum ersten Mal in eine fremde, und zwar die deutsche Sprache zu übersetzen. Sein Werk ist um so werthvoller, als er uns nicht blos den Text, sondern auch seine eigene Auffassung desselben darbietet. Man erhält in der Einleitung Aufschluß über Alter und Abfassung des Buches, einen zusammenfassenden Überblick über die in demselben enthaltene Weltanschauung und eine Folge von Voraussetzungen. Außerdem sind an jeden kleinen Abschnitt Bemerkungen angehängt, die theils dem Verständnisse der Textesworte, theils zur Beurtheilung und Beleuchtung derselben dienen.

Das Buch selbst zu lesen konnte vielleicht Manche der etwas gelehrte lautende Titel abschrecken. Allerdings erfordern gewisse philosophische Vorlesätze desselben in ihrer laappen Form einiges Nachdenken; aber meist ist der Inhalt in ein so populäres Gewand gekleidet, daß er für Jedermann durchdringlich ist. In ein ziemlich theil des Textes, bestehend in hülfsheilen kleinen Geschichten, bietet guten Stoff zur Unterhaltung.

Wer dagegen ein u sich zusammenstimmen des Systems in diesem Buche sucht, ist wohl nicht ganz befriedigt von dem Veruche, ein solches nachzuweisen. Es gehen nach unrem Urtheil mehrere wesentlichen in den Schriften, die des Vetus Namen tragen, neben einander her: 1) die Lehre des Vetus, die pantheistisch gerichtet, doch idealistisch ist; 2) die Aufforderung zum Sinnengenuß, eine epikureische Richtung; 3) buddhistisch getarnte Gedanken, seien dieselben nun echt chinesisch oder importirt. Die Schrift selbst ist ja auch nicht von Vetus verfaßt, sondern von seinen Schülern nach seinem Tode, zudem neben auch chinesische Weisheiten von später gemachten Zusätzen. Indes die Aufgabe, die verschiedenen Bestandtheile zu scheiden, ist eine von der Uebersetzung des Textes unabhängige, und wird wohl erst durch genauere Kenntniß der chinesischen Literatur gelöst werden.

Am übrigen stimmen wir den Worten der Vorrede zu: „Man le Mängel lassen sich wohl noch verbessern, manche Stellen auch vielleicht anders und besser auffassen, die Arbeit wird trotzdem als eine in allen wesentlichen Stücken zuverlässige ihren Werth behalten.“

26. 2

Dr. W. A. Burckhardt's Kleine Missions Bibliothek. Zweite Auflage. Ganzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Dr. H. Graudemann, Pastor zu Wetz; bei

Schleswig, Holftein und beider Mecklenburg die sich verpflichteten, ihre ganze Einwirkung der Vereinigung zuzuliegen zu lassen, während man die Vereine nach amtliche Anträge in ganz Norddeutsches Land ihre Fortbildung zusagten.

Die konfessionelle Grundlage der Gesellschaft bildete und bildet die Ueberzeugung, daß eine Missionsgesellschaft die in der Person existirenden Menschenunterschiede zu respektiren, in die Forderung dagegen eintreten nicht zu verfluchen habe. Nach mehreren Diskussionen fand dieser Standpunkt im § 2 der Statuten Ausdruck. „Die Norddeutsche Missionsgesellschaft, bestehend aus lutherischen und reformirten Glaubensgenossen, soll die bestehenden Verhältnisse der beiden evangelischen Kirchen in keinerlei Weise beeinträchtigen, daa sich aber in Hinsicht auf die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden an der Anwesenheit des Herrn Matth. 28, 19 in der Ueberzeugung, daß der Heil nur gesühnt sich erlangende Menschenunterschied nicht in die Heiligkeit zu verfluchen ist, sondern daß sich durch die Predigt des Evangeliums unter der Leitung der Herrn nach seines Reiches unter den Heiden die Kirche gesühnt wird.“ Dieser Paragraph ist noch heute gültig.

Die Verfassung der Gesellschaft ordnete an, daß der Verein durch eine General-Versammlung über alle vorzunehmenden Arbeiten beschloße, während ein von der General-Versammlung ernannter Verwaltungsausschuß mit dem Sitz in Hamburg die Execution hatte. Im Jahr 1837 wurde beschloßen eine Missions-Anstalt in Danemarc zu gründen und zum Inspektor der Hamburger Theologie Harnack Brauer ernannt. Als Organ dienten die Jahresberichte, die Protokolle der General-Versammlungen und das Monatsblatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft. Letzteres wurde 1840 vom Pastor K. Wallat und Inspektor Brauer begonnen und bis zum fünften Jahrgang 1844 fortgeführt. Dann traten die „Mittheilungen von der Norddeutschen Missionsgesellschaft“, herausgegeben von Joh. H. Brauer, an ihre Stelle, welche von 1845 bis 1848 erschienen und sich auf das bezogen, was der Titel

Letztere nicht vorzuziehen wollten zumal da im Miss-Mag über die der Kaiser Mission so nachsichende Norddeutsche noch nie ausführlicher gehandelt wurde

sagt, war erst die Monatsblätter überliefert und Mittheilungen aus dem gesammten Mittheilungsgebiet brachten. In diesen Quellen ist das Gebiet über die Mittheilungsgebiete zu finden. Eine kurze Uebersicht gibt: Die Arbeit der Norddeutschen Mittheilungsgebiete, von H. W. Jahr, Jäger. Bremen 1881.

Die steigende landesweite Bewegung, die Unbegrenztheit der bisherigen Organisationen und wohl auch vermehrte Forderungen veranlaßten eine Veränderung der Verhältnisse. Die Mittheilungsgebiete traten zurück. Die übrigen hatten Bremen die Leitung zu übernehmen, welches aus dieses Antrieben eingeleitet, unter der Bedingung, daß die letztere, sich selbst erhaltende Committee, wie die Mittheilungsgebiete, so auch die Beschäftigung über alle Mittheilungsgebiete haben. Aus der Begründung eines neuen Mittheilungsgebietes sollte nicht ohne Zustimmung der Vereine geschehen. 1880-1881 geschah der Uebergang nach Bremen. Jägertrier Brauer trat zurück. Die Mittheilungsgebiete übernahm nach Brauer über, welcher aber nicht fortgesetzt. Nachdem ein Bericht vom Vater Ludwig Harms in Verbindung, die Mittheilungsgebiete der Gesellschaft auszuwickeln, nicht angenommen war, stand man sich als erste davon ab, eine eigene Mittheilungsgebiete zu haben. Die Gesellschaft hat ihre ordentlichen Mittheilungsgebiete von Basel empfangen, nachdem sie die Ausbesserungen erhalten. Auch ein Jägertrier wurde zunächst nicht erreicht. Vom 1882 trat der gegenwärtige Jägertrier H. W. Jahr ein. Die Arbeit der Committee vertheilten unter sich die Arbeit.

Nachdem Bremen die Leitung übernommen, traten bald noch die hannoverschen Vereine zurück. Der letzten Entscheidung nach in das bestehende Gebiet daselbst geschehen, da einzelne Freunde hier und dort noch ihre Thätigkeit gewahren. Aber innerhalb dieses Gebietes ist: indem die Mittheilungsgebiete von Harms entstanden, während andere die Leitung übernahmen und auch die letzten unterlassen die Arbeit dort haben. Das Organ der Gesellschaft ist das „Mittheilungsblatt der Norddeutschen Mittheilungsgebiete“, welches von 1881-1886 in Göttingen, von 1886 bis 1890 in neuer Folge in Göttingen erscheint und vom Vater von Brauer, in den letzten Jahren in Verbindung mit Jägertrier Jahr, herausgegeben wird.

Die Mittheilungsgebiete, welche aus die Gesellschaft zuwerfen, sind Göttingen, Hannover und Westfalen.

Nach eines Glabdes vorzulegen. Und einem solchen Stubb ist jede andere Nothe zu vergleichen, nicht einer europäischen Gesellschafts-
 lage, die von Zustandsvertheilungen erlitten ist. - Die Orthographie der indischen Namen läßt nach des Verf. eigenem Geständniß viel zu wünschen übrig. Es ist ihm ein Anliegen, überall das Richtige zu treffen und sich vom Zuhenden zu emanzipiren; manches hat er richtig getroffen, bei anderem geht er durch Fragezeichen seine Zweifel ästhetisch an. Gelegentlich führt er auch Arzthamer ein, wo er wenn er konstant Brahmane (nicht Brahman) schreibt, Kosschin (nicht Kossin) von Kossin ableitet u. Es erfordert viele Vorarbeiten, um auf diesem Gebiet als Reformator aufzutreten. Schon mancher Gelehrte, der recht consequent sein wollte, hat sich hier die Finger verbrannt und ist schließlich doch inkonsequent gewesen. Ferner hatten wir um Interesse deutscher Leser alle englische Namen von Gesellschaften weggenommen, d. h. sie hätten übersetzt werden sollen. Namentlich gefällt es uns nicht, wenn z. B. „Propagation-Gesellschaft“ gedruckt wird: das klingt doch ziemlich undeutsch.

Man meine nun aber nicht, wir wollten durch obige Bemerkungen irgend jemand vom Lesen des im Uebrigen sehr werthvollen und eine Fülle bisher weit zerstreuten Materials zusammenfassenden Buches abbrecken. Wir selbst werden dasselbe öfters zum Nachschlagen benutzen und können es jenen den vorangegangenen Bänden allen, die sich überhaupt um Asien kümmern, nur aufs Angelegentlichste empfehlen. Wir hoffen zuversichtlich, daß die Leser unserer Zeitschrift genug Gutsicht und Wahrheitsliebe besitzen, um zu verstehen, daß wenn wir einzelne Ausstellungen an einem Werk machen, dies lediglich im Interesse eben dieses Werkes selbst geschieht. Ein werthvolles, uns gleichgültiges Buch, über das wir referiren müssen, würden wir mit ein paar wenig sagenden Worten abmachen. Ein Buch aber, um dessen möglichst weite Verbreitung es uns zu thun ist, und von welchem wir selber hoffen, daß viele Wissenschafts-
 freunde es lebhaft begrüßen werden, können wir nicht empfehlen, ohne zugleich diejenigen Dinge namhaft zu machen, in welchen das selbe uns hinter den Anforderungen, die man an Büchern nach etwas möglichst Vollkommenem an ein Werk dieser Art anstellen sollte, mangelnd zu sein scheint.

Indes wurde uns nicht freier, als wenn der verehrte Herausgeber irgendwo in die Lage versetzt werden könnte, seine Zeit und

bei Maori ergraben konnte. Nicht war Niemoisneider nach Motikarimu und dann nach Isara geschickt, trugte vor seiner Verabschiedung niger Kenier und Katsiffa. Ein anderer Missionar, Laßner, arbeitete eine Zeit lang in Niemoisneider's Nähe, in dem aber in den Dienst der eigentlich nicht der Missionseigenschaft gestiegen und nachmals von den anständigen Maori getödtet und gestochen worden. Niemoisbue, der nach ein neues Arbeitsfeld auf der mittleren Insel, wo er vor Stange aus sich der ganz verabschiedet Maori annehmen konnte. Von 1841 bis zu seinem Tode im August 1863 hat er dort gearbeitet. Sein Leben und Wirken ist von Pastor Tiedemann in einem eigenen Buchlein schon erzählt worden.

3. Auch nach West-Afrika wurden die ersten Misionare geschickt, während die Zeit sich in Hamburg war. Im Jahr 1817 zogen vier Schüler Misioner's dorthin, um auf der Straße zwischen Cap Kape und dem J. Grade nördlicher Breite eine Mission auszuführen. Sie glaubten es in Genua gefunden zu haben, der französischen Gouverneur am Kaba aber nahm das Land als sein eigenes Gebiet in Anspruch und hinderte die Missionäre. Der Missionar Wolf, der Anführer dieser Expedition, ging nach Cap Kape und von da nach Afrika, wo der Kaba der Pastor Misionare ihn in's Exil auf der Elaventüne war. Als er dort endlich im November 1847 in Beh einer Station gefunden zu haben glaubte, stand er allein; seine drei Gefährten, Schumann, Tiedemann, Wolf, waren dem Kaba erlegen. Im Jahre 1848 wurden ihm zwei weitere Hamburger Missionäre nachgeschickt. 1849 kam auch eine Frau zu ihm. Seine Kräfte waren aber gekräftigt, die Schwierigkeiten der im Inneren liegenden Station zu groß, und 1850 lebte er mit seiner Frau und den zwei Weibern nach Hartburg zurück, um im Hafen von der Wassersucht zu sterben.

Die Kompanie in Bremen übernahm um diese Zeit die Verwaltung der Mission. Obgleich war schon abgeordnet, der Insel aber wohl für die dortigen Missionäre eine geeignete Arbeitsstätte, aber hatte keine Missionarstation; die einzige entzündungsfähige Mission war völlig abgebrochen durch Mord der des ganzen Missionarpersonals. So war eine schwere Probe für die Kompanie, welche ihren ersten Arbeit angetreten hatte und sich nun gleich vor die Frage gestellt sah, nicht nur ob Westafrika als Arbeitsfeld angegeben werden,

zu machen und damit an der Sklaventriebe den Zugang zum Meer zu erhalten, den die Engländer auf der Westküste beherrschten. Dieser Krieg, dem die Engländer nicht zusehen, führte bekanntlich zur Zerstörung der Maeter Stationen Anam und Gefangennahme der Missionäre Martineau und Kubaie. Die Missionäre auf Wege wurden nach rechts und links verwundet und getötet; die Stationen selbst aber wurden im Kampfe zwischen Afrikanern und Poern gänzlich zerstört. Auch Wana na Adakustanum, der sich den Maetern unterworfen, aber kaum besser als der Feind behandelt wurde, mußte ein Jahr verlassen werden. Die dort befindlichen Missionen wurden nur durch einen Trupp Maeter, die von der Küste zu den Hügeln gekommen, aus den Händen der heillosen kriegeliebenden Afrikaner befreit. Auch dieser Krieg hat keine nennenswerten Abstände gebracht. Die Maeter, sehr unzufrieden mit den Maetern, zogen sich zurück, später auch die Maeter selbst; aber die Ruhe war damit nicht hergestellt.

Im Herbst 1873 bereitete sich England zu einem Krieg gegen Maeter vor, der im Anfang 1874 ausgesetzt wurde. Sehr unvollständiger Weise und trotz aller Anstrengungen von Seiten der Maeter, die sehr von dem Lande und den politischen Verhältnissen fern waren, glaubte der am Vesta kommandierende Offizier Meyer, ein Vorgehen gegen die Maeter sei unerlässlich, um nicht im Norden Verwirrung zu haben. Ein Negere, von einem Europäer geführt, machte diesen Krieg, der darin bestand, daß man das Volk vertrieb und die Dörfer zerstörte. Wana kam aus Maeter in Gefahr und wurde nur durch die Vermittlung von W. H. Meyer von gleichem Charakter bewahrt. Sobald der Europäer sich entfernte, wurden die Negere Soldaten von den Maeter zurückgejagt und auf dem Rückzug plünderten und zerstörten sie nicht wenige die Stationen Anam. Die englische Regierung schloß eine Art Frieden mit den Maeter, traf aber keine Maßregeln, um im Innern, wo ihre Bundesgenossen der Maeter noch die Werkzeuge der Verwüstung waren, die Maeter zu beruhigen. War allmählich hat sich das Land beruhigt.

Wana wurde 1871 wieder besetzt worden. 1874 wurde es nochmals nur von einem einzigen Missionar besetzt, des Krieges wegen. Seit dem Friedensschluß im Sommer 1874, konnte die Arbeit wieder in alter Weise fortgesetzt werden. Anam ist wieder hergestellt. Wege konnte Ende 1875 wieder von einem europäischen Missionar, damit von hundert Missionaren und im November 1877 von einem

verlorenen Missionar besogen werden. Was der Krieg zerstört hat, ist aber noch nicht ganz wieder hergestellt.

Ueber Land, Volk, Gebräuche und Religion an der Elavenküste findet sich ein werthvoller Artikel von Missionar Hornberger in den „Wander durch das Innere von Kamerun“ (1867, mit Karte, welche letztere schon auch in Bremen, Elbbergrstraße 21, zu haben ist). Ein Auzug vom Wilm. Schlegel über die Religionsanschauung des Gweck Stammes findet sich in Monatsblatt 1868, S. 187 bis, einige Notizen über die Elavenküste von Wilm. Hornberger in den Mittheilungen der I. I. Geograph. Gesellschaft, VII Jahrg. S. 22, Wien 1863) und ein Aufsatz: „Land und Volk der Gweck auf der Elavenküste u. Westküste“ von Missionar Jandiel, 391 Platten in Lederwandschichten, in der Berliner Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Band XII., S. 377 ff.).

Die Sprache des Volkes ist von den Missionaren zuerst zur Schriftsprache erhoben worden. Die grundlegendste Arbeit geschah von Missionar Schlegel, der in einer nur vom December 1853 bis zum 1. Mai 1854 währenden Arbeitszeit die Gänge biblischen Geschichte, eine Synopse der Redensgeschichte nebst Briefen und Entsendung Johannes der Täufer's, die vier Evangelien (noch in dem Jode gedruckt, sowie eine Bibel und Grammatik ausarbeitete. („Schlüssel zur Gwe Sprache, dargestellt in den grammatischen Grundzügen des Adu Dialekts derselben, mit Wörtersammlung und einer Zusammenfassung der Spracherreger und einiger Reden der Eingeborenen.“ Bremen W. Volante & Cie. 1857). — Seitdem ist das Neue Testament vollständig in Gwe fertig geworden; die Schlegel'schen Uebersetzungen in zweiter revidirter Auflage. Vom Alten Testament Genes., Exodus, Jerus., Richter, Ruth, beide Samuels und Könige und die Psalmen; ein Gwe-Glossarbuch, eine Liturgia und eine große Bibel. Die Missionare Wenke, Linder, Kobbholz und Wenz, besonders letzterer, haben die Arbeit gethan.

Das Gwe-Volk hat keine politische Einheit; was von Einheitsbewusstsein da ist, selbst der Name, ist missionarischen Ursprungs. Der stillesisch, durch eine Sage von Reilard genannt, gehörte früher den Dänen, die ihn an die Engländer abtraten. 1853 beabsichtigten diese Reis, oder wie sie schreiben „Luita“, zur Stadt anzuhanen, haben sich aber bald ganz weggezogen. Die Antoor, auch die Winder, welche den stillesisch bewohnen, bekamen

nichts von der englischen Regierung zu sehen. 1874 verlangte dieselbe dennoch Heeresfolge vom ganzen Volke! Nach dem Frieden von 1874 wurde Keta wieder mit Kommandanten und Hausa-Soldaten besetzt, aber nur zu bald wichen die Engländer jeden Anspruch auf ihren Schutz im Innern wieder zurück, da nur diesseits der Lagune ihr Terrain sei. Der wesentliche Nutzen ihres Daseins ist, daß wir Steuern (Zoll) bezahlen müssen.

Der Stationen sind es jetzt wieder vier, wie schon bemerkt. Die vierte nennen wir neuerdings Ho, wie sie auch früher abwechselnd mit Wegbe genannt wurde. Missionare sind jetzt 12 auf dem Platz, theils ordinierte, theils nicht ordinierte. Neben ihnen stehen 9 eingeborne Gehilfen, bis auf einen in dem seit 1864 bestehenden Seminar gebildet. Außer dieser Anstalt haben wir nur auf jeder Station eine einfache Schule. Die Zahl der Schüler ist ungefähr 150. Auch die Gemeinde ist noch klein, zählt erst 300 Christen. Der Krieg aber hat gerade in dem zerstörten Ho eine kleine Erweckungszeit gebracht mit lieblichen Erfahrungen. (Siehe Monatsblatt 1874, Dezember und 1876 Nr. 1.) Die Bewegung ist freilich nicht fortgegangen, wie sie begonnen, aber wir haben jetzt doch in Ho eine Gemeinde von 70 Christen.

Noch zu erwähnen ist, daß 1847 nur durch gelegentliche Segelschiffe Verbindung mit der Sklavensüste stattfand. Jetzt geht jeden Sonnabend von Liverpool ein Dampfschiff ab, das in Dschelufowe (Jellah Cossa des Fahrplans), $1\frac{1}{2}$ Stunde von Keta eine Station hat. Nichtsdestoweniger würden wir, da das Klima des Landes vieles zu senden nöthig macht, in großer Verlegenheit sein, wenn nicht das Premier Haus J. M. Pieter Söhne im Jahre 1857 ein afrikanisches Geschäft gegründet hätte, dessen Hauptfactorei in Keta ist. Die finanzielle Seite des Geschäfts geht die Missionsgesellschaft nichts an; die Agenten sind unabhängig von der Mission. Dasselbe ist aber begonnen und wird fortgeführt, um die Mission zu unterstützen.

Von 1847 an bis Ende 1878 sind 82 Männer und Frauen (50 Männer, 32 Frauen) ausgesandt nach Westafrika; 38 davon sind in Afrika oder doch für Afrika gestorben; noch an der Arbeit stehen 12 Männer und 7 Frauen. Die übrigen, von denen auch einige nicht mehr leben, haben meistens heimwärts bald ein anderes Arbeitsfeld finden müssen.

Verzeichniss der Redaction. Zu näherer Orientirung über die Arbeit der Norddeutschen Missionsgesellschaft empfehlen wir die folgenden Schriften, welche sämmtlich kurz, klar und bündig geschrieben, dazu sehr billig sind:

- 1) Die Arbeit der Norddeutschen Missionsgesellschaft. Von M. Jahn, Inspector. Bremen 1864.
- 2) Einige Bedenken gegen die Mission. Neben Nachrichten und Uebersichten der Norddeutschen Missionsgesellschaft für 1864. Von M. Jahn, Inspector. Bremen 1865.
- 3) Von der Elbe bis zum Volta. Sechs Jahre Missionsarbeit in Westafrika. Von H. M. Jahn. Bremen 1867.
- 4) Vier Kreuzzüge im Sklavenlande. Nochmals sechs Jahre Missionsarbeit in Westafrika. Von H. M. Jahn. Bremen 1871.
- 5) Kommt herüber und helfet uns! Der Lebensweg der India Lado, einer tugenderollen Sklavin. Erzählt von Joh. Merz, Missionar. Bremen 1877.
- 6) Ein Negergeselle im Missionswerk. Das Leben des skatibischen Narsoa Tumpande. Erzählt von Joh. Merz, Missionar.
- 7) Die Heidsieche einer Hochzeit im Heidenlande. Ein Bild aus der Arbeit der Norddeutschen Missionsgesellschaft.
- 8) Eine deutsche Missionsarbeit auf Neu-Seeland. Lebensgeschichte des Miss J. Fr. Miemischneider. Von Pastor E. Tiesmeyer. Bremen 1875.

Bücherchau.

Ernst Häber, der Naturismus bei den alten Griechen, sowohl nach der Seite des Pantheismus als des Zenithanismus oder die sämmtlichen Werke des Philosophen Lucius, zum ersten Male vollständig übersetzt und erklärt. Elberfeld 1877. Verlag von H. E. Friedrichs. XXVII und 228 S.

Der bekannte Verfasser hat sich durch das vorliegende Buch das Verdienst erworben, ein weiteres, recht interessantes Stud. hinc

sicher Literatur zum ersten Mal in eine fremde, und zwar die deutsche Sprache zu übersezen. Sein Werk ist um so werthvoller, als er uns nicht blos den Text, sondern auch seine eigene Auffassung desselben darbietet. Man erhält in der Einleitung Aufschluß über Alter und Abfassung des Buches, einen zusammenfassenden Ueberblick über die in denselben enthaltenen Weltanschauung und eine Skizze von Vicars' Leben. Außerdem sind an jeden kleinen Abschnitt Bemerkungen angehängt, die theils dem Verständniß der Textesworte, theils zur Beantwortung und Vervollständigung derselben dienen.

Das Buch selbst zu lesen sollte vielleicht Manche der etwas gelehrten lautende Titel abschrecken. Allerdings erfordern gewisse philosophische Vorkenntnisse desselben in ihrer klaren Form einiges Nachdenken; aber meist ist der Inhalt in ein so populäres Gewand gekleidet, daß er für Jedermann durchsichtig ist. Ja ein ziemlicher Theil des Textes, bestehend in hundert kleinen Abschnitten, liefert guten Stoff zur Unterhaltung.

Wer dagegen ein in sich schon unbestimmtes System in dieser Sache sucht, ist wohl nicht zum Verwundern von dem Verfaßter, der solches nachzuweisen. Es gehen nach unserer Urtheil mehrere Gedankenstränge in den Texten, die des Vicars' Namen tragen, nebeneinander her: 1. die Lehre des Vicars, die pantheistisch gerichtet, doch idealistisch ist; 2. die Annäherung zum Zinaiismus, eine epikureische Richtung; 3. buddhistisch gefärbte Gedanken, seien dieselben nun echt chinesisch oder importirt. Die Lehre selbst ist ja auch nicht von Vicars verfaßt, sondern von seinen Schülern nach seinem Tode; zudem reden auch chinesische Gelehrte von später gemachten Zusätzen. Indes die Aufgabe, die verschiedenen Weltanschauungen zu scheiden, ist eine von der Uebersetzung des Textes unabhängige, und wird wohl erst durch genauere Kenntniß der chinesischen Literatur gelöst werden.

Am übrigen stimmen wir den Worten der Vorrede zu: „Möchte Ausdrücke lassen sich wohl noch verbessern, manche Stellen auch vielleicht anders und besser auffassen, die Arbeit wird trotzdem als eine in allen wesentlichen Theilen zuverlässige ihren Werth behalten.“

Th. K.

Dr. G. E. Harbhardt's Kleine Missions Bibliothek. Zweite Auflage. Ganzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Dr. H. Brandemann, Pastor zu Merz bei

Verlag Dritter Band. Kien. I. Vorder-Asien. Völsfeld
und Leipzig. Verlag von Veithagen und Kasing.

Wir bewundern die Energie und den Fleiß, mit welchem Dr. Grundmann trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten seine Arbeit fortsetzt. Bald ist's die eckelnde Menge des Materials, bald die völlige Abwesenheit desselben, dann wieder die Mangelhaftigkeit der vorhandenen Berichte, die Undurchsichtigkeit der betreffenden Verhältnisse, was ihm ohne Zweifel die Arbeit erschwert hat, wozu noch Mangel an Zeit und Unterstützung durch die Geschäfte des geistlichen Amtes kommt. Am Schluß des Buches (S. 117, Anm. 1) bricht er selbst in die Klage aus: „Da stehe ich, abgearbeitet an Leib und Seele, vor den großen Haufen Materials am Grundonnerstag; — alles drängt zur Trennung — Verzeihe geringster Fehler, wenn ich nur die Arbeit leicht mache!“ Letzteres gilt nun freilich nicht für das ganze Buch, sondern eben nur für den Schlußabschnitt desselben, und wir können bezagen, daß der Herausgeber es sich keineswegs leicht gemacht, sondern vielmehr seine Mühe und Nachforschung gespart hat, überall das Nützliche herauszufinden. Um so mehr aber müssen wir bedauern, daß er nicht mehr Zeit und Mittel zur Verfügung gehabt hat. Ja, wir glauben, daß er auch mehr Raum hätte haben sollen. Das indische Missionarsgebiet, oder vielmehr die indischen Missionsgebiete sind an Ausdehnung und Einwohnerzahl so groß, an Interesse und Bedeutung so wichtig, daß so mangelhaft, daß es kaum möglich ist, in der für die kleine Mission's Bibliothek geplanten Weise auf 140 Seiten ein guttun und anständiges Gesamtresultat zu entwerfen.

Es wäre ganz gewiß für den Leser fruchtbarer und für den Herausgeber bestrebender gewesen, wenn der gewaltige Stoff auf mindestens zwei oder drei Bände hätte vertheilt werden können. Die erste Abtheilung des ersten Bandes handelt auf 118 Seiten von nichts als den Estimo in Brönand und Labrador, bietet aber eine höchst ansehnliche Fülle dar, während der vorliegende Band über Vorder-Asien schneller von irgend jemand zur bloßen Unterhaltung und gelacht werden. Er trägt zu sehr den Charakter eines Compendiums, eines Reisebuchs an sich. Als solches freilich enthält er angenehm viel werthvollen Stoff, und ist dem statlichen Band, in welchem Therring die Geschichte der indischen Missionen erzählt, weit vorzuziehen. Aber jedes einzelne indische Missionsfeld hätte wohl

ekonomicl Mann und Sozialist verdient als die Eschao, auch von rein sachlichem Standpunkte aus gerühmt.

Wellen wir daher also aufzählen, was wir im vorerghenden Parde vermist haben, so gäbe es eine lange Liste. Wir beschränken uns auf einige Anmerkungen. Eines ist wichtig, nur noch nachzutragen, erscheint was die bis tad da angebrachte Kritik der verschiedenen Wissenschaften oder einzelner Gesellschaften. Es ist gerade genug gesagt, um die Verwehenden zum Widerspruch zu reizen, zu wenig aber, um dem Uneingeweihten den Sachverhalt deutlich zu machen, gelassene denn ihn zu einem eigenen Urtheil zu befähigen. Desteres mag diese Kritik eine ganz berechnete sein, allem ihre Absicht ist scheinbar zu flüchtig beantwortet, um einen nachhaltigen Eindruck zu stiften. Einfältige Wissenschaftsfreunde werden dadurch nur missverständlich gemacht, Einsichtige erfahren nichts Neues und die welche es am meisten angeht, werden nicht gebessert, sondern nur verwandelt.

Selbst der Hauptwath, den der Peronogebir gleichsam als Freund seiner Studien über die indische Nationen den Wissenschaften wiederholt (31. 32, 34) ertheilt, ist nicht genügend begründet, um überzeugend zu wirken. Derselbe lautet folgendermaßen: „Wobien die Gesellschaften es verstehen, daß ihre Arbeiter einen angenehmeren Platz haben als bei den armenigen Nationen der Palmbäumen, als bei den glänzenden Tempeln der heiligen Brahmanen“, und lautet so ziemlich darauf hinaus, daß man 1. jedenfalls dem fruchtbareren Arbeitsfeld vor dem weniger fruchtbaren oder ganz unfruchtbaren den Vorzug geben 2. wohl auch letzteres bewerkstelligen und mit einem fruchtbarer vertauschen soll. Wir halten diesen Rath für sehr gerath und für kaum verträglich mit der Geduld, welche der Herr, zum Schluß allen Arbeitern und allen Wissenschaftsfreunden, vornehmlich für Indien, rathet.

Das uer die Kasse und den Kostenstreit (so soll es S. 327 wohl statt Kostengeist heißen) Gesagte ist ebenfalls zu kurz, um zu betriedigen oder zu überzeugen und doch scharf genug, um zu verlegen. Der Vergleich auf S. 328, Num. ist nicht zureichend. Wenn es in Europa einen Klub gäbe, dessen Mitglieder sich verabschieden hätten, nie mit einem, der nicht ihrer Gesellschaft angehört, zu essen oder zu trinken, und ein solches Wapred befehlt sich, so könnte man billiger Weise als Hinweis für seine Nützlichkeit einen offenen

Buch jenes Standes verlangen. Und einem solchen Altabb ist jede mögliche Hilfe zu versprechen, nicht einer europäischen Gesellschaftsliste, die von Zauder vorzuziehen erfüllt ist. — Die Lithographie der and. den Namen läßt nach des Verf. eigenem Beständniß viel zu wünschen übrig. Es ist ihm ein Anliegen, überall das Nützliche zu treffen und sich vom Schlendrian zu emancipiren; manches hat er richtig getroffen, bei andern zeigt er durch Fragezeichen seine Unselbstständigkeit an. Gelegentlich führt er auch Irrthümer ein, wie wenn er Irtsham Brahman (statt Brahman) schreibt, Kossichan (Kosschi) von Kosschi ableitet u. Es erfordert viele Vorarbeiten, um auf diesem Gebiet als Reformator aufzutreten. Schon mancher Gelehrte, der wohl Kaufmann sein wollte, hat sich hier die Finger verbrannt und ist schließlich doch ineluctant gewesen. Ferner hätten wir im Interesse deutscher Leser alle englischen Namen von Gesellschaften wegzunehmen, d. h. sie hätten übersezt werden sollen. Namentlich gefällt es uns nicht, wenn z. B. „Propaganda Gesellschaft“ gedruckt wird; das klingt doch ziemlich undeutlich.

Man meine nun aber nicht, wir hätten durch einige Bemerkungen irgend jemand vom Reiz des im Uebrigen sehr werthvollen und eine Fülle bisher wenig zerstreuten Materials zusammenfassenden Buches abgelenkt. Wir selbst werden dasselbe öfters zum Nachschlagen benutzen und können es darum den vorangezagten Vändern rathen, die sich überhaupt um Wissen kümmern, nur auf's Angenehmste empfehlen. Wir hoffen zuversichtlich, daß die Leser unserer Bücherschau genug Lust und Wahrheitsliebe besitzen, um zu verstehen, daß wenn wir einzelne Ausstellungen an einem Werk machen, dies lediglich im Interesse eben dieses Werkes selbst geschieht. Ein werthvolles, uns ganzjähriges Buch, über das wir referiren müssen, werden wir mit ein paar wenig sagenden Worten abmachen. Ein Buch aber, um dessen möglichst weite Verbreitung es uns zu thun ist, und von welchem wir selber hoffen, daß viele Wissenschaftende es fernabgierig lesen werden, können wir nicht empfehlen, ohne auch diejenigen Dinge namentlich zu machen, in welchen daselbe uns hinter den Anforderungen, die man im Wunsch nach etwas möglichst Vollkommenem an ein Werk dieser Art unwirklich stellt, zurückgeblieben zu sein scheint.

Nichts wurde uns mehr freier, als wenn der verehrte Herausgeber irgendwie in die Lage versetzt werden könnte, seine Zeit und

Gaben ganz dem literarischen Missionsdienst zu widmen, oder gar, wenn er seine bisherige „Arbeit an der Mission“ mit der „Arbeit in der Mission“ vertauschen würde.

Missionsliederbuch. Für die Missionsgemeinde und die Arbeiter auf dem Missionsfelde gesammelt und herausgegeben von J. Josenhans, Missionsinspektor in Basel. Basel 1879. Verlag der Missionsbuchhandlung.

Dies Liederbuch ist eine neu durchgesehene, anders geordnet und um 18 Lieder vermehrte neue Auflage der vor neun Jahren erschienenen „Sammlung von Missionsliedern“. Von den alten Liedern sind nur 4 weggelassen worden. Die einzelnen Nummern sind nicht wie früher alphabetisch geordnet, sondern auf Grund einer sehr detaillirten Disposition in sieben Abtheilungen gesondert: 1. Die Noth der Heiden, ihr Hilferuf und das Mitleid der Christenheit. 2. Die gegebenen Grundlagen des Heils für die Heiden. 3. Das Missionswerk und seine Träger. 4. Missionsverheißung und Missionshoffnung. 5. Erfolge und endlicher Sieg der Mission. 6. Ismael. 7. Israel. Ein alphabetisches Register ist beigegeben. Unter den in der ersten Auflage sich noch nicht findenden Liedern ist uns besonders Nr. 105 als neu aufgefallen. Die beiden letzten Verse desselben sind aus Kinkel entlehnt, die übrigen acht, wie wir vermuthen, vom Bearbeiter dieser zweiten Ausgabe, Herrn Dialektus Gutbrod. Als Nachtrag zum Verwert der ersten Auflage dürfte noch bemerkt werden, daß die jetzt entschlafene Frau Meta Peuffer manches zu derselben beigetragen hatte, theils durch Mittheilung eigener oder fremder Lieder, theils durch Nennung vieler den Bearbeitern unbekannter Liederverfasser, Verachtungen u.

Wir hoffen, daß die werthvolle Sammlung in dieser neuen verbesserten Gestalt viele Liebhaber finden und dazu beitragen möchte, daß die Missionsgedanken recht in die Herzen der Gläubigen hineingeklungen werden.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Berlin.

Nr. 1.

Inhalt:
Ein neues Bibelwerk.
Bibelleser.

1879.

Ein neues Bibelwerk.

Es steht in den ersten höchsten Erscheinungen unserer Zeiten, daß vor den verschiedensten Männern und mit den mannigfaltigsten Mitteln an der Ausbeutung der ganzen und vollen Bibelarbeit für unser Verständnis gearbeitet wird. Selbst auf unsre Kunde ist das göttliche Buch eine solche Anziehungskraft aus, daß sie wieder und wieder mit demselben sich befaßt gen, wenn auch nur um neue Erkenntnisse dafür anzuknüpfen, daß die Bibel kein geschicktes, sondern ein bloß menschliches Buch sei. Die Zahl der nur während des letzten Menschenalters, ja im Lauf dieses Jahrtausends, wieder, aber, aus und nach der Bibel geschriebenen Bücher ist Legion.

Daneben her geht aber unermüdet gewogen die weit verbreitete Frage davon, daß im Volke, selbst im „christlichen“ Volke, einmal in den soz. gebildeten Kreisen, das Bibellesen immer mehr aus der Übung, gewöhnlicher aus der Mode kommt. Wer liest heutzutage noch die Bibel? „Nur noch die gedankenlos irgend einem Parteiführer nachtragende Spötter, sondern mit eben dieser Frage einbildete sich auch ein für die „Allgemeine Zeitung“ schreibender Kritiker eine längere biblische Aussonderungsung, die er zur Veranschaulichung eines gewissen Gegenstandes für unerlässlich hielt.

Nie tritt sich das Nebenander, gegen dazwischen tretend, auf den ersten Blick so widersprechender Erscheinungen? Besteht nicht am Ende gar ein unüberwindlicher Gegensatz zwischen denselben? Bedeutet man, daß Gegenstände in einander einzu- und ausgeht, so kann man sich die Sache leicht so vorstellen. Zu Zeit der katholischen Minderthat, d. h. also vor der Reformation, hatte man das Biblische zu einer Zeit als eine Sache der Gelehrten aufgestellt und das Volk in einer ebenen Weise vom scholastischen Gelehrten des heiligen Andes fern gehalten; in der darauf folgenden Zeit ist die Wahrheit, daß die Bibel, und zwar die ganze Bibel, für's erste eine Sache war, die von Jedermann verstanden werden konnte, also auch ungeschulten Leuten werden konnte, nicht mehr übermäßig betont und nicht mehr so sehr in Anspruch genommen, und es ist eine Folge davon, daß man annehmen, daß alle diese Punkte, an der Entwicklung der Bibel, sowie gleich zahlreiche Entstellungen, Uebersetzungen und andere ähnliche Anwendungen ihres Inhalts, durch Eingangs gefunden haben. Und diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß das Volk im geistigen Stande den Wohlstand an Wissen weiter hat, während andererseits jene, welche in einer Zeit in sich selbst über die Bibel, theils für, theils wider das Volk, etwas geschrieben haben.

Wir gestehen, daß Entwürfe dieser Art uns nicht weit von der Wahrheit abbringen können. Jedem ist es eine der wichtigsten Aufgaben, welche gegenwärtig der gläubigen Theologie gestellt ist, daß sie die wirklich großen und hindurchbaren Fortschritte der gelehrten Bibelforschung nun auch so für's Volk nutzbar mache, daß dieses wieder mit Personen und Völkern zu reden der h. Schrift sich anschreibe. Mit vielen Schwierigkeiten und Hindernissen hat sich ein gewisses Vertrauen gegen die Bibel eingestellt. In der Kirche und sonst haben sie oft genug gehört, daß die Bibel von Uebersetzungen, Fehlern nicht frei sei und da der Benutzung bedürftig. Die ganze Verwirrung, welche neben anderen Uebersetzungen namentlich die Zeit der Bibel, gebracht hat, ist ein Beweis dafür, daß viele Christen selbst das Bedenken haben, aus dieser Hinsicht keine und als einer schon Bedenken in Betreff des wissenschaftlichen Wertes der Bibel zu empfangen. Diese haben unter dem Vorwand eines verschiedenen Vortrags, von der sog. Textkritik, gehört und wissen, in welchem, was denn eigentlich an der Sache ist. Noch schmerzlicher ist es unter dem Volk geworden, daß viele

Es war demnach eine solche Nothwendigkeit, daß auch die gläubigsten unter ihnen nicht mehr an die buchstäbliche Auslegung glaubten, daß selbst unter von gewissen Theilen der h. Schrift sorgfältiger, u. i. w. alle solche das alles nicht ganz begreifen haben, ungeachtet und trotz nachdenklichen Abwägens das Gefühl des Vertrauens, das sie früher dem alten, heiligen Buch gegenüber hatten, weil sich zu erlöshen? Nimmt man dazu, daß gerade die Erkenntnis oft am meisten Unterschied zwischen den verschiedenen Lehren der Bibel machen, daß alle das N. Testament dem Alter vorziehen, das Luther wie Luther, Hieron., der Prediger Zacharias und von den meisten, die Mahnen, das Ev. Johannis und der Hebräerbrief dagegen an wichtigem gelehrt werden, während auf der andern Seite doch immer gepredigt wird, die ganze Bibel ist Gottes Wort und nichts darunter sei für unerbautlich zu achten, so wird man sich nicht wundern können, wenn Aertzelebende an der ganzen Bibel, wie auch an der Ausrückungsart ihrer Liebhaber und Vertheidiger, wie werden. Schon die Gedanken, welche dadurch erweckt werden, daß die sog. Apokryphen einerseits für bloß menschliche Schriften gelten, andererseits aber doch in der Bibel ihre Stelle finden, müssen eine gewisse Unklarheit und Unsicherheit in Betreff der ganzen h. Schrift hervorbringen.

Dazu kommt nun die wahrhaft babylonische Verwirrung, welche auf dem Gebiet des Bibelverständnisses bei den meisten Völkern herrscht. Die Einen bringen darauf, daß alles wörtlich zu verstehen sei, die Andern haben in jedem Wort irgend einen tiefen metaphysischen oder philosophischen Sinn, die meisten erkennen bald auf die eine, bald auf die andere Art. Durch die gewöhnlichen Erbauungslehren und Predigten wird wenig zur Aufhellung des verwirrten Sinnes und zur Beirückung der oft haarsträubenden Falschheit gethan. Laßt man sich da nicht wundern, daß der einfältige, faule Bibelleser immer noch so viele Irrthümer hat? Und nicht auch sagen: die Theologen haben nur wenig Licht gethan, zumal wenn man weiß, daß unerkalt der Falschheit, abgesehen vom Kampf zwischen Glauben und Unglauben, eine weitgehende Uebereinstimmung in Betreff des Schriftverständnisses herrscht?

Obwohl, so ist hier nur verstanden werden, nicht nur aus der Schrift selbst, sondern auch aus der Leidensgeschichte und dem Leben der Jünger. Eine Vermittlerrolle spielen ist immer ein

naden. Das einmal über die einzelnen Theile und Stellen der
Bibel verhandelt worden, ist nun noch eine so aner-
kennbare Thatsache, daß wir nicht ängstlich bemüht waren, gerade nur
eine Ansicht zur Geltung zu bringen. Sondern auch für die Er-
klärung des Textes schon geleistet worden ist, werden doch noch manche
Wörter ihrer Kräfte durch zu überlassen; wir beabsichtigen
es aber zu bieten, was wir haben oder zu haben glauben. Es
wurde versucht, durch Auswahl der besten Versionen und Berücksichtigung
der Uebersetzung der Erklärung in's Deutsche zu verfahren. Mag der
Leser manchmal fragen, warum wohl die ihm gelieferte Uebersetzung
in einer oder der anderen Stelle der Veränderung widerstehen wer-
den soll? er darf getrost glauben, daß es nur geschehen, um ihm den
Wortlaut des Textes zugänglicher zu machen. In
den Stellen, wo die Uebersetzung im Vergleich zu den früheren Auf-
gaben in's Freie der erbauliche Theil der Annahmen beträchtlich
zusammengedrückt worden; dagegen wurde redlich gearbeitet, den Lesenden
nicht das Verständnis des Textes nach Kräften zu erleichtern. Da
mit ist freilich nicht allein gethan, denn wie viele, die dieses Werk
haben, sind mit der gewöhnlichen Form, unter der es ihnen zuerst
kam, so verwachsen, daß eine neue ihnen nicht sobald mündet.
Und doch dürfen auch diese, wenn sie ihre literarische Bibel vor sich
haben, durch Vergleichung des Originals nicht über manche Stellen
erstaunen, welche Luther's treue Arbeit noch dunkel gelassen hat. Es
ist doch wohl keine Gemeinheit, was ein Vangel für seine Zeit-
genossen durch Uebersetzung und Erklärung zu thun erstrebte, auch
mit dem Willen zu verbinden, die neuen Tagen zu Gebot stehen;
handelt es sich doch einfach darum, die gute frohliche Botschaft dem
heutigen Volkthum weit und deutlich zu machen. Möge dieser
Gruß bei Allen erreicht werden!"

Dieser bescheidenen Ausrufungen des Herausgebers können wir nur
mit ganzem Herzen beistimmen und aberdies bezeugen, daß die darin
gezeichneten Versprechungen weit hinter dem zurückbleiben, was der
Inhalt des Buches selbst leistet. Folgendes ich in uns an dem-
selben besonders der Hervorhebung werth.

1 Das neue Götter-Büchlein ist ein Abkürzung. Es
enthält nicht den ganzen Text, sondern nur die wichtigsten Abschnitte
desselben und bestätigt schon hiedurch, daß es der Bibel nicht
als jeder Vorkenntnis gleich wichtig und für alle Christen gleich

Blätter bester getalt u. darge, wenn jedes Evangelium für sich mit seinen geistlichen Schönheiten und charakteristischen Grundvorstellungen dargestellt werden. Eine Harmonie u. Leseform hätte es nicht begünstigt werden können. Bei den alttestamentlichen Propheten dagegen scheint uns die angez. Methode sehr angemess.

3. Im Hauptanhang ist dieser Personen des geschichtlichen, entwicklungsgemäßen Charakters der v. 2. d. 1. nicht die Art, wie man die Väterzeitung gefragen behandelt hat. Dabei ist vor allen der Verfassers Geist zu loben, mit welcher Mithilfe dem Leser etwas ihm zunächst Unerwartetes oder Unerwartetes mit abwechselnder Finesse, branz dargestellt, indem nicht das Gewisse vom dieh. Verfassers Geist und dieses vom gewöhnlichen in der Hand wird. Andererseits ist aber auch die Unerwartetheit anzuerkennen, mit welcher der Hr. gerade in fremden Sprachen in geborgener Vorat halt und falsche Meinungen theils erweist, theils widerlegt worden sind. Bei mündlichen Reformanten gilt es für einen Glaubensartikel, daß der Charakter vom Apostel Paulus herrsche, bei vielen Orthodoxen, die Moser selbst aber nicht am besten zu finden, bei den meisten Gläubigen, daß der ganze Jesajas u. s. w. von ein und demselben Manne verfaßt sei, während der nicht hinhaltende Tradition, auf welcher diese Annahmen beruhen, sonst oft genug von den jüdischen Zeugnissen widersprochen wird. Wir glauben nicht, daß die Herausgeber in der Werthung solcher Ansichten zu weit gegangen sind, und auch daß der zweite Theil des Jesajas erst nach dem Exil und Haggai seine Stelle gefunden, braucht selbst diejenigen nicht zu verletzen, welche von der reinen Abfassung d. des Propheten Evangeliums überzeugt sind, da dasselbe seinem Inhalt nach so doch in die christliche Zeit gehört und nur aus dieser heraus verstanden werden kann. Sehr angemessen wird an dieser Stelle (S. 517) auch gesagt, man rechte sich davor hüten, diesen Aussagen zu große Bedeutung zuzuschreiben:

„Aus einem Werk ist jedenfalls Jesaja Kap. 1. 6. 7. hervorgehen; es ist ein gewöhnliches Zeugniß für den göttlichen Ursprung der alttestamentlichen Weissagung. Über gerade diese letzten Kapitel des Buches ist es nun, daß ein Jesaja in weite Ferne vorausgeblieben und ordentlich hat, was kaum natürlichen Geschickes noch ganz verbleiben sein mag; sei es, daß ein unbekannter Prophet dem

Das Werk der katholischen Glaubensverbreitung.

Empirische Christen sind im Allgemeinen viel zu wenig über die religiöse Erbschaft und insbesondere über die Missionstheorie der katholischen Kirche unterrichtet. Der Staat ist nicht in der Lage als das geeignete Werkzeug eines gegenwärtigen oder zukünftigen noch zu erwartenden Aufstieges, während der Staat, so sehr bemühend, halb geistlich auf die jetzt Christen sind der letzten Tagesarbeit der letzten himmlischen Verheißung. Es ist mit dem natürlichen Zustand wurde nach beiden Richtungen hin ersäuernd wirken und jedesmal zu der Ueberzeugung führen, daß es in der katholischen Kirche nicht minder wie möglich geschehen kann, d. h. menschlich sowohl im Guten als auch im Schlechten. Für die Kirche. Als ein neues Paradies, zur Verwirklichung eines neuen Bündnisses aber die katholische Missionstheorie müssen die folgenden Überlegungen dienen, welche nicht nur den Zustand der Glaubensverbreitung ordnen können und einen Einblick in die Mission und die gegenwärtige Bedeutung des katholischen Missionswerkes geben, dessen Zweck und Zweck und seine Bedeutung wie alle Erdarbeiten angegeben ist.

1. Die Entstehung des Werkes.

Es war im Jahre 1845, daß der eben zum Bischof von New York gewählte Herr Dubourg auf der Reise von New York zu New York verweilte und hier für seine fernere Thätigkeit nachsah. Das gelang ihm besonders bei einer frommen Dame, die er schon in Amerika kennen gelernt hatte und die er nach

zurück hatten, als Gottes oder des Menschengeschlechts
am meisten zu ungeduldet „als Väterterre“.

Aus Tennessee schickte der katholische Pfarrer
„Wir drücken gegenseitig die Hand da ist (Meine Bibel) in der
Hochsprache wieder ab. Dieses Buch, welches schon so viel Nutzen
gebracht hat, wird jetzt, wo an ihm den wichtigsten Veränderungen
die „Heine Bilderbel“ geben können, noch mehr zu sein.“
Somit war wenig, so in diesem Buchem leider nicht sehr viel
Hilfsmittel enthalten. Jetzt nach Bilder haben den Grund, die „Ge-
heimnisse“ der Katholiken, die von dem Gedächtnis der Nationen

Des Hebräischen u. Testaments von Professor Deutsch ist
sicher wenige Monate nach seinem Erscheinen vergriffen worden.
obgleich man 2000 Exemplare gedruckt hatte. Eine neue verbesserte Auflage
ist in der Presse. Das allgemeine Urtheil der deutschen Gelehrten
über dieses Buch läßt sich in der That einem Heinen zu sammen-
fassen, die also lauten: „Prof. D. hat die Aufgabe einer hebräischen
Biblischen Einleitung des A. T. in einem, nicht um eine, sondern um
mehrere Stufen ihrer Vervollständigung gehandelt.“

Nicht ohne Zweifel, sondern auch andere Gelehrte haben sich
beschäftigt, ihm die Kritik mitzutheilen und ihm reiches Material zur
Prüfung für die zweite Auflage zu liefern. Der gelehrte Heraus-
geber und ein Zehntel des A. T. zur Seite stehen, das eigent-
liche jüdische System. Der Zweck des Buches ist
so A. T. des A. T. des A. T. Die Herausgeber der Kritik
haben in der That die Kritik in der That gemacht.

Im letzten Nachdruck der deutschen A. T. wird ausdrücklich
bemerkt, daß der gelehrte Herausgeber diese Arbeit, die
Arbeitszeit herabzusetzen, gelassen hat, der A. T. ist
nicht als „Arbeitszeit“ zur Verfügung gestellt.

Unter Kaiser Wilhelm's Regierung für die Wissenschaft und
Arbeitszeit der A. T. hat die A. T. in der A. T. noch
einmal gedruckt und seinen A. T. zur Verfügung gestellt.
einmaligen Arbeitszeit der A. T. hat die A. T. in der A. T.
1875 zum A. T. von 250 A. T. 1876
mehr, z. B. 1875 A. T. und 1877 wieder mehr, z. B. 1875 A. T.
oder 1875 A. T. hat Kaiser Friedrich zum A. T., daß
er nur den A. T. von dem A. T. der A. T. der A. T.
A. T. hat die A. T. der A. T. der A. T. der A. T.

...den, wenn er sich nicht Wuthelmen über die Absicht im
Munde hätte, einen Zirkel zu ziehen, welcher die Wahrheit
schon verloren gegangen zu sein.

„Eine neue Arbeit.“ Die Neue Or. Kirchenzeitsung schreibt:
„In der Zeit der letzten, an denen unsere Zeit so reich ist, gebietet
uns ein Ruf nach einem neuen Buch zu dem ursprünglichen
vorne Titel. „Die Wahrheit der Wahrheit. Die Sprache der
König aller Zeiten.“ Wir empfehlen dasselbe, nicht weil wir
es dieselbe Bedeutung haben, sondern lediglich, um an diesen
Besitz zu zeigen, es werden abstrakten Wesen kann greifen,
um an der Arbeit des Menschen zu überwinden. Es ist
durchaus ein Buch, das die Tage und die „dunklen“ Zeiten
des Protestantismus als die Erde an, um die geistige Bedenken
zu betonen, nicht ohne eine gewisse Wärme, aber in einer recht
schon merkwürdigen, in einem Spruch. Es könnte sehr wohl von einem
guten Schriftsteller sein. Die Natur und Geistes der Jüder
eigentlich leben dem „guten“ Plato als die bedeutendste Antwort,
dagegen wieder auf mehr als Ausdrücke und Gedanken des J. I.
um sich über die Natur der Seele zu verhalten, jedoch pantheistisch umge-
deutet und so ihres eigentlichen Gehaltes beraubt. Au. Zehn wird
die gesamte Religion in einige wenige Tage zusammengefasst z. B.:
„Gott ist Herr. Gott hat mich geschaffen, ist meine Stärke, meine
Vernunft; nur über die Götter, Liebe, Hoffnung u. s. w. Kein
Gott, kein Leben. Alles führt zum Leben. Alles ist
vorne, Gott ist das Ganze, das Ganze ist Gott.“ Diese Bibel
bezeugt. „Gott ist das Ganze. Jeder soll Gottes Frieden!“
„Der hat den Geist so eng zusammenhängender Verfaßer hat sich
nicht getrennt; er hat wohl daran gethan!“

Die Kaiserliche Regierung von Japan hat einem eheimischen
Verleger erlaubt, eine von der akademischen Gesellschaft eger-
für japanische Leser hergestellte neue, Uebersetzung des ersten Buches
Moses herauszugeben. Das ist das erste Mal, daß ein Theil der
Bibeln in Japan mit ausdrücklicher Genehmigung von oben und
mit dem Regierungsstempel versehen aus Licht tritt.

Ein wandernder Reductor welcher von Frankfurt a. M. aus
die Juden besucht, kommt an einen Ort, wo etwa 20 jüdische Fa-
milien unter zehnmal so viel Christen leben. Dort hört er einen
Juden der Vorlesungen über Religion hält, in denen er Moses in d

die Propaganden leugnet. Diese Vorlesungen waren den Geistlichen
zahlreich besucht, und dieselben betradhteten den Mann als ein Mann
der von Gerechtigkeit und Religion war. Am Ende einer dieser Vor-
lesungen stand der Redakteur mit seiner Bibel in der Hand auf,
führte Spruch um Spruch aus derselben her, beweiste mit der
Wahrheit des Evangeliums an und sagte es den Christen zu (Ge-
richt, daß es für sie eine Schmach sei, mit dem Wort Gottes so
wenig bekannt zu sein wenn sie die Bibel lesen wollten, so
würden sie bald entdecken, daß diese Predigten voll geschätzter
Zerklammer seien. Natürlich wollte der Vortragende so schwere Ver-
werfe nicht auf sich ruhen lassen und begann sich zu vertheidigen:
der Redakteur aber antwortete, und den Leuten waren nur die
Augen geöffnet, so daß sie erklärten, sie wollten fortan dem geist-
lichen Wort mehr Aufmerksamkeit schenken, und viele Bibeln und
Traktate kaufen. Unter den Käufern befanden sich Christen und
Juden. Der Rath war wieder einmal einem frommen David
erlitten. Thür. 1811.

Im Museum zu Charlottenburg, der Stätte wo die Ge-
beine Herz Friedrich Wilhelms III. der Preußen und seiner Ge-
mahlin, der Königin Luise, ruhen, sah eine Juden das Bild des
Welterlittenen an der Wand auf, darunter die Worte aus 1 Joh. 1, 7:
„Das Blut Jesu Christi des Starken Wortes macht uns
rein von aller Sünde.“ Dieser Ausspruch machte einem i-
gnoranten Juden aus das Herz der jüdischen Dame, daß sie von
da an Jesus liebte und in ihm beirath und die ewige Freiheit
und Heilung des ewigen Vaters erkannte. Thür. 1811.

Bücherlehen.

Stadt des Lebens. Dargestellt im Verstande kaiserlichen Raths-
raths. Das Lebensgeheimnis auf eine Tage des Lebens, nach
der Ordnung des Himmels. Von A. O. Hertel der Rater.
Bund. Verlag von G. J. Schuler.
Der ungeliebte Herausgeber des Lebensgeheimnis. Von

gebildeten hat hier eine Reihe seiner lehrhafter Abhandlungen, die in den Jahren 1862—1871 in einem Blatt erschienen, zu einem ansehnlichen „332 Seiten“ Gebirgsbuch zusammengestellt und mit Rücksicht auf das genannte Gebiet der christlichen (Katholischen und Lutherischen) wie auf den Gang des Kirchenjahres geordnet. Wir hoffen, daß dieselbe in vielen Familien freundliche Aufnahme finden wird, und es ist uns ein guter Beweis für die Unabwieslichkeit aller Gründe und Klagen sich ersprechende Gemeinschaft der Parteien, sowie ein Zeugnis für den biblischen Geist des Buches selbst, daß dasselbe, obgleich von einem Geistlichen der lutherischen Kirche verfaßt, doch sich in reformirte und in irdische kirchliche gegenständlichen Sphären einfinden läßt. Wir fügen nur hinzu, daß diese Betrachtungen sich keineswegs nur für „gebildete“ Christen im gewöhnlichen Sinne des Wortes eignen, und überdies so gehalten sind, daß sich ihr Inhalt leicht in ein freies Gebet umsetzen läßt, welches der Führer bei der Familienandacht sprechen oder der Einzelne für sich lesen kann. Im Vorwort wird ausdrücklich davor gewarnt, das oder andere Gebirgsbuch statt der h. Schrift zu gebrauchen. Demnach lese man etwa des Morgens eine dieser Betrachtungen und des Abends ein oder mehrere Kapitel der h. Schrift, oder man beobachte die umgekehrte Folge, aber man vernachlässige über dem Gebirgsbuch nicht das Lesen und das Studium der h. Schrift. Ein Gebirgsbuch, vorausgesetzt, daß es ein christliches ist, wird die h. Schrift ersetzen, noch kann es dies; und wenn nur eines der beiden Bücher gebraucht werden könnte, so würde jedenfalls das Gebirgsbuch beizulegen sein. Aber unter gewöhnlichen Umständen wird sich wohl zu jedem Zeit und Gelegenheit finden.“

Ein Strauß unverwelklicher Blüthen am Lebenswege, gesammelt von Maria v. Montassell-Rosen, und andere biblische Blumenarten. Verlag der Gebrüder Obpacher, lithographische Kunststadt, München.

Unter allen biblischen Bilder- und Blumenarten, Buchzeichen etc., welche wir kennen, nehmen diese von zarter Frauenhand gezeichneten und in herrlichem Fortdruck vervielfaltigten „Blüthen“, „Thaureisen“, „Nachmerker“, „Kreuzchen“, „Agenstreu nach Herzensworte“, „Augentrost“ u. s. w. unbedingt den ersten Platz ein.



Das Werk der katholischen Glaubensverbreitung.

Evangeliſche Chriſten ſind im Allgemeinen viel zu wenig über das religiöſe Leben und inſonderbare über die Wichtigkeit der ſittlichen Werke im Irrthum. Die einen ſehen in dieſes als das geſetzliche Werk eines gegenwärtigen oder künftigen des noch zu erwartenden Auferſteht, während die anderen ſich beunruhigen, halb neidisch auf die ſeg. Erben und den heiligen Egoismus derſelben. Dieſe letztere Meinung wird mit dem wachſenden Egoismus derſelben noch mehr und mehr bekräftigt, ſo daß es in der ſittlichen Kirche nicht minder wie in der Welt geht und bei uns, d. h. in jeder ſowohl in guten als auch in ſchlechten Zeiten des Jahres. Als ein kleiner Beitrag zur Verbreitung eines richtigen Urtheils über die katholiſche Wirklichkeit mögen die folgenden Nachrichten dienen, welche meiſt wörtlich den Jahrbuch der Glaubensverbreitung entnommen ſind und einen Ueberblick in den Ueberſicht der gegenwärtigen Bedeutung des großen katholiſchen Wirkens geben, der von einem mit Fülle und ſeiner Zeit ſeit aller Erdbildung ausgeht.

1. Die Entſtehung des Werkes.

Es war, im Jahre 1815, daß der eben zum Biſchof von Neuchâtel gewählte Herr Dubourg auf der Rückreiſe von Rom ein geſundes und frohes Leben und hier für ſeine fernere Thätigkeit Theilnahme zu nehmen ſuchte. Des geſundeten ſich beſonders bei einer frommen Frau, die er ſchon in Paris kennen gelernt hatte und die er im

3. Die Werkzeuge.

Der oben von uns auszuwählende niedergegebene treffliche Aboyni und Bischof ist in dem angeführten Heft der Jahr-
b. der ein besonderer Abdruck über „die katholischen Missiona-
re“ enthalten ist, der so charakteristisch ist, daß wir ihn weit ich
möglichst wörtl. wiedergeben.

„Ich habe vielleicht niemals so recht ernstlich über den kato-
lischen Glauben nachgedacht. Als Seminarist oder auch bereits als
Priester lebte er, seines heiligen Berufes wallend, ungestört und zu-
frieden. Plötzlich aber ergreift ihn eine Furcht, die er in den Jah-
ren der Missionenverbreitung gekannt, ein Gedanke, der sich am
Aussatz seiner Seele einprägt und läßt ihm keine Ruhe mehr.
Er sagt zu sich selbst: auch ich will Missionar werden, auch ich will
in fremden Ländern Seelen erobern. Wadern sie und Ozeane
sollen mich nicht abstopfen: ich will nothigensfalls sogar sterben,
um die Aufgabe, zu der ich mich berufen fühle, zu erfüllen. Nachdem
verläßt er Vaterland, Familie, die alte Mutter und reist voll Zu-
versicht auf die Zustimmung derjenigen, welche die Versicherung ihm
in Ehren gegeben, und gestützt durch deren Segen ab, um jenen
Stimmen, die er, ohne sie noch zu kennen, doch schon als die sel-
bsten betrachtet, das Evangelium zu verkünden. Man begreift, wie
leicht durch Ehrgeiz oder Begeisterung in Unvernünftigkeiten ge-
rathen werden können, deren Durchführung nicht ohne Gefahr ist.
Ein höherer Herrscher wird im Interesse der Wissenschaft fern
überdies bereit, das aber nur für kurze Zeit, höchstens für einige
Jahre. Dann kehrt er zurück an den Ort, wo seine Aufgabe gestanden,
veröffentlicht seine Entdeckungen und erfreut sich einer wohlverdienten
Berühmtheit. Der katholische Missionar dagegen verläßt sein Vater-
land für immer, oder wenn er wieder zu dasselbe zurückkehren wird,
so ist es nur für einige Augenblicke.“ und er wird nicht dort sein
Ort finden, er ist verlassen allein mitten unter barbarischen Völkern,
we verlor in unermesslichen Wäldern, jedes menschlichen
Tröstes beraubt; Hunger heizen der bl. Frau Laver, welcher auf den
Felsen von Sauran gestorben.

„Was ist also die Ursache, welche den katholischen Missionar in den
trocknen Arbeiten seines Berufes aufrecht hält? Unmöglich würde man sie in
menschlichen Berechnungen suchen, er hat vielmehr eine höhere Stimme

Man muß jedesmal diese Anrufung hinzufügen: Heiliger Franciscus Xaverius, bitte für uns! — Das Almosen beträgt vier Reichspfeunige wöchentlich (M 2. 08 jährlich). Ein Mitglied unter zehn sammelt deren Almosen und liefert den Betrag in die Hände eines andern Mitglieds, welches zehn ähnliche Kollekten zu empfangen hat, d. h. hundert einzelne Beiträge ... Zwei Centralräthe, einer zu Paris und der andere zu Lyon, vertheilen die Almosen unter die verschiedenen Missionen. Eine ausführliche Rechnungsablage über die eingenommenen Summen und ihre Anwendung wird jedes Jahr in den Jahrbüchern der Verbreitung des Glaubens mitgetheilt ..."

Diese Jahrbücher erscheinen sechsmal jährlich und zwar in einer Gesamtauflage von 241,570 Exemplaren, d. h. 157,400 in französischer, 4900 in bretagnischer, 20,000 in englischer, 22,000 in deutscher, 2,650 in spanischer, 6,620 in flamändischer, 23,000 in italienischer, 2,500 in portugiesischer, 2,000 in holländischer, 500 in baskischer Sprache.

2. Uebersicht über den gegenwärtigen Stand des Werks.

Das fünfte Heft des vorigen Jahrgangs enthält folgende Uebersicht über die Einnahmen und Ausgaben des Vereins im Jahre 1877.

Einnahmen.	
Europa	5,943,400 Fr.
Asien	10,433 "
Afrika	28,652 "
Amerika	156,235 "
Oceanien	4,203 "
zusammen 6,142,923 Fr.	
Ausgaben.	
Missionen in Europa	968,453 Fr.
" " Asien	2,656,950 "
" " Afrika	894,462 "
" " Amerika	772,203 "
" " Oceanien	467,679 "
Uebertrag 5,759,747 Fr.	

Der übrige Theil von Syrien bildet die Delegation vom Libanon mit 300,000 Katholiken, d. h. 280,000 Maroniten, 70,000 unirten Griechen, 60,000 Syrern, 300 Chaldäern und einigen Tausend Armeniern. In Beirut haben die Jesuiten neuerdings eine Universität gegründet.

Der apostolische Vikar von Kleinasien hat seinen Sitz in Smyrna. Unter dem in Constantinopel residirenden Patriarchen von Cilicien stehen etwa 70,000 Katholiken in 11 Bisthümern, fast lauter Armenier. Erzerum im innern Armenien, Trapezunt und Samsum an den Küsten des schwarzen Meeres zählen einige katholische Pastoren unter der Gerichtsbarkeit eines apostolischen Präfecten. „Das Bisthum Scio im türkischen Archipel, zwei oder drei andere Inseln, welche nur wenige Katholiken unter der Obhut von Franciscanern zählen, endlich die Insel Cypren mit 800 Yacinen und 1,400 Maroniten ergänzen noch das, was wir über die Missionen in Asien, welche vom Werk der Glaubensverbreitung unterstützt werden, zu sagen hätten.“

Die Missionen in Europa, welche vom Verein bedacht wurden, sind die in der Türkei, in Griechenland, in den Donaufürstenthümern, Großbritannien, Dänemark, Schweden und Norwegen. Interessant sind die Mittheilungen über Resnien und die Herzegowina, wo zusammen 80,000 Katholiken wohnen. „Die russische Propaganda hat hier einigen Schaden angerichtet, indem sie durch das Vermittel von Verführungen junge Leute an sich zog, sie nach Petersburg schickte und erst dann wieder in ihr Vaterland zurücksandte, als sie dieselben in der sogenannten rechtgläubigen Lehre inwieweit genügend unterrichtet glaubte, daß sie dieselbe auch ihren Vorgesetzten beibringen konnten. Unsere Almosen trugen in wirksamer Weise zur Gründung eines katholischen Collegiums bei, welches den Jüngern dieser ketzerischen Propaganda Einhalt zu thun bestimmt war. Die Bewohner von Albanien sind durch ihre rohen Sitten bekannt. Die Missionare brauchen Mühe, um diesen schrecklichen Tölpeln der Berge, die leider nur allmählig doch noch Römischkatholiken sind, die Thüre zu bieten! Doch diese demüthigen Schüler des heiligen Franciscus kennen die heiligen Gebete kennen, tragen das zur Heilung des Schmerzensbarnes Nothwendige mit sich, lesen die heilige Messe in einem halbzerrathenen Gemauer, das Kettele deckt, versehen die Sterbenden, bringen unglückliche Eltern in Ordnung, haben die Einnahme armenischen Feindlichen

„Auch in Kopenhagen, predigen das Vergessen von Unbilden aus die Verfassung der fürstlichen hohen Gesellschaft, welche nach ganze geschichtlichen Luthers so viel Mindergeheim ergangen u. s. w.“

Da Dänemark ist die Bevölkerung zum letzten den Glanzen eine Zweifel von geringer Bedeutung, wenn man sie mit der Bevölkerung der Bevölkerung vergleicht. Um die große Menge mit zu sein, genügt es allerdings mit ihren anderen Verhältnissen zu vergleichen, um dagegen der Seelen auf dem Weg der Wahrheit zu überbrücken mit man eine nach der anderen anlassen und in mit anderen Einheit und mit Rücksichten aller Art führen. Ein solches Beispiel notwendig ein langwieriger. Indessen ist die öffentliche Aufmerksamkeit in Dänemark nur einmal nach gerufen und die Zustimmung, welche einer (etwa 400) Jahren vor jetzigen (Vollständigt bei seiner Wiedererfindung der hervorgeht, ist von einem gewöhnlichen Menschen. Es arbeiten dort aus Deutschland vertrieben: „Erdbeben“ und ihre Anwesenheit hat „einen günstigen Eindruck gemacht.“

„Laut ist gleich in Schweden, wo geschickte Arbeiter den Lärm der Maschinen für jetzt gebietet haben. Wenn das Stück dazu und Verbesserung zusammen etwa 1000 Arbeiter zahlen. Vorwegen gesucht etwas mehr Arbeiter.“ Nach auf dem Island erstreckt sich die Tätigkeit der Gläubigerbeziehung. „Ein Gesetz unter viele, welche die Gläubigen eine Unterscheidung der Nationalität unter einander verbindet. Wenn diese Unterscheidungen, das Unheil auf zu befeuern, so tragen sie doch wenigstens dazu bei, die Unterschiede ein wenig zu vermindern.“

„So erstatten sich denn jetzt die Klümpchen des Haars der Gläubigerbeziehung als alle Länder in Europa. Wenn wollen wir hoffen, daß, wenn die Bedienung sich mehrten, in gleichem Verhältniß auch die Einnahmen steigen werden; es wäre auch gar zu traurig, wenn man denken könnte, daß man die in unserer Nähe wohnenden Brüder nicht sollte zu unterstützen können, ohne dadurch den ferneren Missionen, denen unsere Vermöge stets wesentlich sind, Abbruch thun zu müssen.“

Der vierte Welttheil, welcher mit „Ainoten“ bedacht wurde, ist Ceylon, nezu auch Malakka, d. h. scheint's die hinterindischen Inseln, gerechnet werden. Auf den holländischen Inseln blüht der Katholizismus nicht gerade, besser geht's ihm in den englischen Kolonien. „Der Protestantismus war uns in Australien zuvorgekommen,

wird die Colonie der schon im Jahr 1788 eine Zehntausend angezeig-
 hatten, doch steht jetzt nur ein gewisser Theil an, und sagt, daß
 der Rest schon dahin da wo vor dem Jahre ebenfalls Befehl
 gesandt habe, weil sich unter den Straftagen auch kaiserliche
 Soldaten befinden, welche hier weilen. Die Uebersetzungen der
 hiesigen Sprache werden nicht mehr gehalten. Als nun kein
 Beginn unserer Jahrbücher der ersten Mission, von ihrer
 Sprache etwas nach ihr, letzter Theil der Mission, von dem ersten Theil
 zu den 11 in Australien beschriebenen Missionen. Nach unserer 18
 in der Jahrhundert stellt man der 11 Missionen, darunter die
 Erbsen Lämmer von Sidney und Melbourne, noch nach der apostolischen
 Praxis Censur und Tadel. Die erste Mission von
 Australien ist nicht immer mehr zu nennen. Wohl vertheilt der Pro-
 testantismus dieselbe zu ertheilen, da ihm aber die Anstalten
 der Gnade fehlen, stehen seine Anstalten eine Krise. Als
 aber die katholischen Missionen kamen, ergaben sie bemerkenswerthe
 Ergebnisse. Ein Bischof und einige Priester aus dem Bisthum
 von Sydney reisten in diese unwirklichen Gegenden und durch
 weite, durch weite und zerstückte Plätze, eine Mission
 führte an, und nun, um ihnen für eine Mission zu stehen. Sie hatten
 in ihre Verfabren in 7. Jahrhundert in Europa gemacht."

Neuseeland hat drei Missionen und 60,000 Einwohner, der
 unter einige Priester. Nach der katholischen Kirche, aber in ein
 Ende, diese vor dem jüngsten Untergrund Missionen, durch
 einen Bischof, der die Mission, ist von den Katholen, die unter ihnen auf-
 stehen, "bewundern." In Neuseelanden es arbeitet ein Missionar
 mit 17 Missionen und 12 Truppen. Die letzten, die sich ent-
 stehen niederzulegen haben, werden den Truppen und Ge-
 werten das Befehl eines gewissen Vorkarben und selbst geistlichen
 geben. Die letzten sind aber nicht dem Katholischen
 Bistum. Die Adels Missionen sind eine apostolische Praxis.
 Die Zahl der Missionen ist nicht auf 11, 26, was 1888 und
 1882 stand, mehr zu rechnen hat. 71,000 Personen sind noch zu
 befehlen. Vorher war auch waren die Leute in dieser Mission
 Missionen, nicht also, was die Missionen d. h. die pro-
 testantischen) aus ihnen gemacht."

In Central Ozeanien, d. h. Tonga und Futuna, steht ein
 Bischof mit 14 Priestern und 10,000 Missionen, deren Eifer an

In Westafrika sind die ersten indischen Pösten Zi-Koon und Sereca. Zengamisso bildet ein apostolisches Bisthum. „Zi-Koon gehörte ganz den Protestanten“, der Bischof Morton de Vismas dort eine Mission gründete. Heute gilt es dort 1200 Katholiken mit 5 Priestern und 6 Ordensschwestern. Sereca oder Sanece hat auch einen Bischof mit 8 Priestern und 261 Prediger. In Congo-Kinshasa hielten noch die aus dem 17. Jahrhundert stammenden Zionskinder von Sereca und Donatien, aber habe ich jedoch von ihrem gegenwärtigen Zustand keine weitere Kenntniss.“ Auf Zi-Koon's Inseln sorgen zwei Priester „hundert Missionen mit einem sehr armen Clerus.“

In der Kapkolonie gab es 1840 nur vier Priester unter einem Bischof, jetzt ist dieses Bisthum in zwei Bisthümer und eine apostolische Prefektur getheilt. In Madagaskar „sitten trotz der Hindernisse regl. der Art von Seiten der protestantischen Prediger, welche durch den englischen Einfluß gehalten werden, 42,000 Katholiken, 34 Prediger, Schulen und Weibhankensmissionen wie Missionen, welche von Tag zu Tag mehr emporblühen.“ In Zanzibar und 1000 Katholiken auf dem gegenüberliegenden Festland ist die schon gedeutete Station Bagamoyo. Auf Pemba und Maratua steht je ein Missionar, die Seminare sind fast ganz stillgelegt.

Vergleicht man den Stand der katholischen Missionen im Jahr 1840 mit dem gegenwärtigen, so ergeben sich folgende interessante Resultate:

	1840				1878.	
	Pösten	Priester	Katholiken	Bischof	Priester	Katholiken
Amerika	21	620	1,751,000	20	7,520	7,844,106
Asien	80	2,886	2,191,200	100	5,630	2,855,663
Europa	30	570	587,000	12	2,811	2,701,487
Ostasien	3	36	43,300	22	510	576,261
Afrika	4	91	103,100	13	807	541,170
Zus.	138	4,214	4,478,800	280	17,078	14,669,147.

Rechnet man hierzu noch die Bevölkerung, der 400, oder über hundert Millionen Christen, so und man auf die annähernde Gesamtzahl von 200 Millionen mit dem 16. Stand in Gegenwart stehender Christen kommen.“

II. Die Werkzeuge.

Der oben nur uns auszuwendig wiedergegebenen trockenen Uebersicht und Statistik ist in den angeführten Heft der Jahr-
bücher ein vielreicherer Abdruck über „die katholischen Mission-
enre“ hinzugefügt, der so darstellt, daß wir ihn werthlich
mit theilen wollen.

Wir haben wiederholt mehr als je recht ernstlich über den kato-
lischen Missionar nachgedacht. Als zum ersten Mal nach dem Aus-
bruch lebte er, seines heiligen Berufes waltend, ungestört und zu-
frieden. Plötzlich aber ergreift ihn eine Furcht, die er in den Jahr-
büchern der Missionenverbreitung geleht, ein Gedanke, der sich an
Altäre seiner Seele eingepreßt hat und läßt ihm seine Arbeit mehr
Er sagt zu sich selbst: auch ich will Missionar werden, auch ich will
in fremden Ländern Seelen erheben. Hindernisse und Gefahren
sollen mich nicht abdrücken; ich will nothigensfalls sterben,
um die Aufgabe, zu der ich mich berufen fühle, zu erfüllen. Nachdem
er sich so selbst ermuntert, tritt er, die alte Mission und wird von
Vater auf die Zustimmung der Mission, welche die Vertheilung ihm
zu Oben gegeben, und geschieht durch deren Segen ab, um seinen
Zwecken, die er, ohne sie noch zu kennen, doch schon als die sei-
nen betrachtet, das Evangelium zu verkünden. Man begreift, wie
Menschen durch Ehrgeiz, oder Begeisterung zu Unternehmungen ge-
trieben werden können, deren Durchführung nicht ohne Gefahr ist.
Ein kühner Forscher wird im Interesse der Wissenschaft ferne
Vänder bereisen, das aber nur für kurze Zeit, höchstens für einige
Jahre. Dem folgt er zumut an den Ort, wo seine Aufgabe gestanden,
verfündet seine Entschlossenheit und erweist sich einer wohlverdienten
Verachtung. Der katholische Missionar dagegen verläßt sein Vater-
land für immer, oder wenn er wieder in dasselbe zurückberufen wird,
so ist es nur für einige Augenblicke; und er wird nicht dort sein
Gut finden; er ist meistens allein mitten unter barbarischen Völkern,
die verloren in unermesslichen Wäldern stehen, jedes menschlichen
Tröstes beraubt; Jenseit haben der H. Frau Xaver, welcher auf den
Felsen von Saccar gestorben.

Was ist also die Ursache, welche den katholischen Missionar in den
fernen Arbeiten seines Berufes aufrecht hält? Unzweifelhaft wird man sie in
menschlichen Berechnungen suchen. er hat doch eine gute in erte Zeilung

gehört, eine Sendung von oben erhalten, der sichtbare Stellvertreter Christi hat dieselbe bestätigt, und von da gehört er nicht mehr sich selbst an; ein Soldat der Hingebung, wird er nöthigenfalls auf seinem Posten den Tod finden, und fühlt er zuweilen seinen Muth sinken, so wird er sich wieder aufraffen bei dem Gedanken an den Vohu, welcher nach einigen Tagen der Kämpfe und Leiden hienieden seiner wartet.

„Und das ist nicht etwa bloß eine vorübergehende Erscheinung, denn sie zieht sich durch Jahrhunderte hin. Für Jeden, der sehen und verstehen will, sind die katholischen Missionare durch ihren Glauben, ihre Unererschrockenheit, ihre Zahl gleich den Blutzengen der Urkirche ein lebendiger Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums.

„Wir würden es an Vollständigkeit fehlen lassen, übergangen wir, nachdem wir von den Missionaren gesprochen, jene thätigen Mitarbeiterinnen, welche die Vorsehung in neuerer Zeit denselben zur Seite gegeben, wir meinen die Ordensschwestern. Der Geist, der da weht, wo er will, hat seinen Einfluß auch bei schwachen Frauen geltend gemacht; auch sie wollten an den Arbeiten der Glaubensboten ihren Antheil haben. Die katholischen Schwestern üben in den meisten Missionen an Kindern und Erwachsenen jenen Beruf der christlichen Nächstenliebe aus, der sie in allen Ländern Europa's zum Gegenstand der Verehrung erhebt.

„Wir müßten noch einmal die Kunde um die Welt machen, wollten wir alle die Orte, wo sie ihre Niederlassungen haben, aufzählen. Man findet sie in der neuen Welt, von den unkultivirten Gegenden von Athabaska und Mackenzie bis zu den Antillen, und in Südamerika gar überall. In der Levante betrachten die Türken sie als Engel vom Himmel; selbst Hoch-Asien, Indien und China haben sie kennen gelernt. Sie folgten den Missionaren auf die Inseln in Oceanien und Afrika. Heute laden sie die Kapseln inständig zu sich ein und morgen schon sind sie vielleicht unter den Regern in den Tropenländern.

„Auch sie haben ihre Blutzengen, Tien-tsin weiß davon zu erzählen, und täglich sterben einzelne als Märtyrer der Nächstenliebe im Dienste der Kranken und Verwundeten, in den Spitälern oder unter den von ansteckenden Krankheiten befallenen Wilden.

„Was sind Angeichts solcher Selbsterleugnung und solcher

Reue wie vom Jreid, manches Irren. Es that einen He und da wohl wenn man durch ein ruckendes Urtheil misgeunert wird. Wandmal ist rich ein heilige Bezeichnung, a eine hebre Krut wohl am Tag. Jedemals sollte aus das Ruckstien, das mit unsere Arbeit von den Augen der Welt ist, und das viele benützt sind, unsere Arbeit he ausmiden, ist ut se nach einer und vernichtiger machen.

Zu den Missionsarbeit ist es die Wissen steht, welche von sich weht, und es versteht ist, das es hier nicht die schwarze Waide trücht, sondern ganz in ihren besten Zustand erheben. Der Per wuf der Schenärker, welcher uns se heutig gemacht wird, es zwar meist übertrieben, im Wange ist's aber wahr, das man leicht in Selbstscheidung verfaßt, wenn man sie heit, was Andere von einem denken. Die Welt hat auch Augen. Zu das Beste, was wir haben, für „Schand und Ehrerleid“ der Ander. Wenn, was ist sie blind, unsere Fehler aber kann sie gut sehen. Es kann uns beschweren nur wirklich sein, je und je auch in den Spiegel zu sehen, welcher uns von weltlicher Zeitungsart sein, Bildern und Heile leistungstagen, vergehen wird. Es werden wir gerade in den Völkernreden der Reue den nächsten Beweis dafür finden, das unsere Sache Gottes und des Herrn Jesu Sache ist, je und je werden wir aber auch auf Dinge aufmerksam werden, die wir bisher absehen hatten und werden merken, das noch viele Wäke und Fehler in ihrem Werk wie auch uns selbst anhängen, sondern Linsen und eine vielmehr auch eine Festhaltung von Sprache 10, 7 zu Heil; in jedem Fall aber wo ist was das Wort Jesu Matth 10, 26 vom Malt listen.

1. Was eine Hongkonger Zeitung von der Mission hält.

Zu der bekannten „China Mail“ (Siamische Post) vom 4. Dezember 1878 findet sich ein beachtenswerther Artikel über „Protestantische Missionare und Schulbücher für die Chinesen“. Die Verantwortliche zu demselben hat ein Ausruf gegeben, das eine von der allgemeinen chinesischen Missionenkonferenz in Schang

nur also herzlich angenommen hat, daß sie alle mehr oder weniger seien. Es ist nur zu wahr, daß die gewöhnliche Vorstellung, welche die meisten im Orient lebenden Europäer sich von einem protestantischen Missionar machen, besteht die gewesen ist, daß ein solcher im besten Fall ein unregelmäßiger Zuhörer oder nachher mehr ein eingeladenes Gaststück sei, der mit einer Bibel und Psalmen den Traktaten der den Eingebornen heringibt, in gedrucktem Paktischen Charakter*, von Liebe und Verdammung redet, der von Zeit zu Zeit in einem Handelskontor eintritt, um Geld für die Rettung von Seelen zu sammeln und dessen Abwesenheit durch die Idee getrieben wird, daß die Heiden ohne rechtlichen Anstand haben, in den Tempeln zu feiern, während die wenigen Europäer in jeder Hinsicht auf dem rechten Weg belassen. Das ungünstige war das Mangel, welches die moralische Mission im Orient über den Charakter nach das Treiben protestantischer Missionare zu ziehen pflegte, und die Verachtung, mit welcher die heidnischen christlichen Priester ohne Ausnahme den westlichen, für sie aber ganz unverständlichen Geist protestantischer Predigten an sahen, war nicht aus der Widerspenstigkeit der Mission, welche die europäischen Völkern den heiden und über den Heiden und die Anzeichen der Mission arbeit gegeben hatten. Und nicht minder war das auch nicht die Ursache von Verlust, welche das protestantische Geseß und Amerika mit sich bringen. Abnehmungen traten nach China hinaus, so daß, um die Missionen und das Volk vor einem zu beschützen.

Ob die Missionen sich nicht eine andere Anstalt bei der Sendung von Missionären leisten oder ob diese, nachdem sie angekommen sind, sich veranlaßt fühlen haben, ihr Verhalten gegenüber dem einheimischen Volkthum zu verändern, darüber zu entscheiden sind wir nicht in der Lage; jedoch aber ist gewiß, daß man auch allmählich, so doch wenig eine Veränderung auf der ganzen Seite der Missionen einzuwirken einzuwirken ist. Man sollte China mit Völkern in verschiedenen Lebensbedingungen überdecken, Traktate wären handsofortweis in allen 14 Provinzen ausgebreitet worden, als in der ersten Uebersetzung, daß man nun die Chinesen mit zum Teil bringen könne, die Missionen von selbst nachfolgen würden. Auf dieser Grundlage ist's nun vorbei, und auf allen Seiten finden wir die Missionen mit Unterstützung in der Verweigerung einer so mechanischen, zusammengekauften Arbeit. Einige haben jetzt den Versuch gemacht, die Bücher nur noch — wenigstens zum Kostpreis — zu verkaufen, andere verbreiten dieselben. Neue Traktate, das Neue nicht, wieder andere geben nur die Evangelien her und heben die Schrift zur speziellen Eingebung. Ich habe schon in ihrer Mission gesehen, während noch andere überhaupt nur an solche, die für solche geistigen, irgendwelche Abtheilung abgeben wollten. Auf dem Gebiet der Traktatverbreitung ist ein ständiger Umschwung eingetreten und zwar nicht nur in Betreff der Quantität, sondern auch der Qualität. Traktatliche Traktate in China waren anfangs zunächst von der

haben eben von Anfang an die Idee, daß es mit der Mission nicht allein um die Bücher, sondern sie ist dann auch eine Veranlassung die Mission der Missionen ein wenig näher zu treten, eine Missionstation — eine Schule, eine Mission — zu schaffen, welche auch nur ein paar Missionäre, oder einen Traktat wie den im Mittel erwähnten, zu leisten, so wird man sich für, daß die Mission nicht weniger ist als ein Geschäft. Statt man aber zu sagen: unsere Mission war falsch, was hat sich eines derer begeben worden, sollen sie die Sache so dar, als sei — nicht mit ihnen — sondern mit der Mission eine große Veränderung vorgegangen. Dabei wird immer noch immer ein böses Willen ist, werden jene verachtliche Ansicht von der Mission ist bei den meisten bewahren in Gleich und Gleich übergegangen, daß sie sich überzeugt sind, dieselbe müsse wenigstens für die Aufgabe der Mission die richtige gewesen sein. Wir haben aber den unangelegenen Eindruck, daß man die ersten Missionen fast überall die neuen waren und der Lehrenden immer noch immer auch mit an jene heranreicht. Einmal ganz anders in die Mission, ob man sich in der Methode der Missionen nicht breiter gemacht habe. Davon in der nächsten Nummer.

„*revisio doctrinae*“ (Uebersetzung: Veranlassung) ist, der Ungläubigen werden darin ein heftigerer und Veranlassung über den neuen, von Adamam, andern und der Schöpfung und dieser durch energische Einwirkung, sowie durch übernatürliche Einwirkungen von der Schwachheit der Tugend und der Vergangenheit und durch starke Dehnung würdiger Verheißungen für die Zukunft vorzubringen versucht.

Aber allmählich, so bekannt die Anwesenheit mit der christlichen Sprache und Literatur, sowie mit dem wahrlichen Charakter der christlichen Gedankenswelt wurden, hingen sie ab, und der Verstand vom Standpunkt ihres eigenen christlichen Gedankensatzes ab zu reden, Traktate für die Gebildeten zu schreiben, den von Alters her überlieferten Götterglauben, der sich in den alten Mysterien der Skulptur findet, sowie den römischen Werth der konstanten Moral anzuerkennen und die Veranlassung des christlichen Mysteriums durch die Neufassung und eine Sprache, deren schärfere Herrschaft und Würde die Angehörigen in Traktaten hielten, die alten Traktate weichen gelassen wurden nach und nach mit den neueren zu ersetzen, die das Christentum bereits angenommen, ja diese dann auch Publizisten und vorzüglich als geistliche Predigten herausgegeben, ferner wurden zur Klärung der Freiheit mehren der Gelehrten mit Aufklärung über Naturwissenschaft u. dergl. getrieben. Und so wurde uns Verstand gewährt, ja selbst auch christliche Gelehrten gegründet, von denen z. B. der „*van hochling*“ (Hochling) zur Verbreitung und Befestigung zu neuen. Soziale wurde der Zeit antwortend immer mehr gelassen, und dann sollte in das Neueste nach Verabreichung für vorgeschickte Lehrer ein, welche sich zu der Veranschaulichung des vorliegenden Materials und Propaganda geführt hat.“*)

*) An dem hier aber die allmählich verbesserte Methode des Unterrichts zu lagern in ein gut überliefertes. Fast man die christliche Sprache und Literatur nicht an einem Tag, ja auch nicht in ein paar Jahren anzuwenden konnte, der ist sich von selbst; daß manche einzelne Schwächen alles sein, von der Wissenschaft zu sein und Textausarbeitung erwartet haben, ist auch richtig, gut aber ist der heute noch, wie es umgekehrt auch möglich von nicht an zuwenden können gegen diese veraltete Art des Unterrichts gestellt hat. Das aber ist falsch, daß die alten christlichen, von der Einwirkung der Tugend redenden Traktate abgelehnt seien oder nur noch von den Gelehrten gelesen

Nur und hier beschrieben, wie auf jeder Missionenstation; in Schanghai ein stromführendes an Abkühlung und Herausgabe einer Kiste von Eisen und wasserbeständigen Materialien eingesetzt wurde und dann ein Haagen aus dem Presest selbst mitgebracht, wonach es der so ein großartiges, zweckmäßiges ges. literarisches Unternehmung plan ist, eine schöne Ansicht des Zusammenwachsens der verschiedenen professionellen Missionare in China. Hr. Edkins, einer der hervorragendsten Theologen, hat ein Verzeichniß der Vork. und der verschiedenen Sprachen mitgebracht versprochen; Herr Edmund Hobbs, der 25 Jahre vor 40 Jahren durch seine A. 1. 1. über die Mineralprodukte der Provinzen bekannt gemacht hat, will eine Zinsliste schreiben. Dr. Martin, der Verfasser des scham. „Peking Col.“, und Uebersetzer eines Verzeichnisses über mineralische Gesteine, Metalle und anderer Erzeugnisse, arbeitet an Werken über Nationalökonomie und politische Plan, wobei Herr A. M., der englische Uebersetzer der durch den Hesperus und Herausgeber des „China Society Magazine“ (Chinesisches Magazin für Wissenschaft) über Mineralogie, Chemie und die erwerbende Industrie schreiben soll. Dr. Williamson, der im Jahre 1860 nach Schanghai kam, wurde alsbald an der Vertretung nach der Mission (Society for the Diffusion of Christian Knowledge) geworben und sich durch eine sehr wichtige, wissenschaftliche Abhandlung über den Ursprung der Welt einen Namen gemacht hat, und über die Fortschritte der Wissenschaft, über Naturgeschichte und vergl. theol. Religionswissenschaft schreiben. Dr. Tidgen, der bekannte Herausgeber eines chinesischen almanachischen Atlas und eines Werkes über die Natur

weisen. Die Nichtzahl der heute noch in China zum Verkauf oder zur
meisten Verbreitung gelangenden Bücher ist aber nicht klein. Ob sie
das gut sind, weiß man nicht. In der Bibliothek von Peking aber noch das
Folgende vor. *Erdb. und Naturg.* *China*, und *China* *leg. u. w. v. d. L.*
China *u. d. n. gew.* Erst der europ. *Vertrag* hat sie in Shanghai ein-
schleppen können. Erstlich *Vertrag* *u. d. n. gew.* *China* *u. d. n. gew.* *China*
ist von der alt. *Vertrag* *u. d. n. gew.* *China* *u. d. n. gew.* *China* *u. d. n. gew.*
Die „*Mission Education Society*“ u. B. ist ein Beweis hierfür, sowie die
„*Society for the Diffusion of useful knowledge*“, welche schon 1841 in
China gegründet wurde. Diese ist in der *China* *u. d. n. gew.* *China*
Hauptstadt u. *China* *u. d. n. gew.* *China* *u. d. n. gew.* *China* *u. d. n. gew.*
und *China* *u. d. n. gew.* *China* *u. d. n. gew.* *China* *u. d. n. gew.* *China* *u. d. n. gew.*

hohen Ehre, hat am Abend da Theologie gehalten, und
 noch Dr. Loxod ein selbes über Anatomie gehalten. Der
 Hauser, der Verfasser zahlreicher durchsichtiger Traktate, hat in
 Arabisch, Algebra, Geometrie und Logik Vorlesungen gehalten.
 Es stehen also noch viele andere wohlbekannte Namen aus der Zeit
 zu viele, als das wir sie alle nennen konnten. Es ist auch, noch zu
 erwähnen, daß Herr Haber, dessen Predigten über das Evangelium
 Mariä eine ausgezeichnete durchsichtige Prediger in Vorden haben und
 sollen. Seine Darstellung des heiligmäßigen Begriffs des Menschen
 aber des Menschen und Christus ihm einen hervorragenden Platz
 unter den Zeitgenossen annehmen haben, noch sehr deutlich gemacht hat,
 einen von der letzten Zeitpunkt zurückweisen demselben nach-
 kommen zu den ursprünglichen Prinzipien zurückzuführen, daß die
 überaus seltsamen Lehren von den Menschen, Gerechtigkeit und
 Gerechtigkeit, die geschicklichen von der Menschheit kommen. Einige
 und Dr. Haber verfaßt werden sollen und auch alle übrigen Gegen-
 stände in gleichermaßen darzustellen.

Dann folgt die „Clavis Mariae“ noch hat. Es ist dieses die Je-
 saine so betrachtet, mit Hilfe der christlichen Welt, hat sich eine
 christliche Sprache zu durch den Herrn zu zeigen und so das
 Welt für die Christenheit zu gewinnen. Die protestantische Kirche
 wird verfaßt es sein, mit der christlichen und theologischen
 Anwendung der christlichen Predigten und Predigten in Unterricht
 man zu verstehen, das eben christlichen und protestantischen Schulen zu
 einem zum Nutzen dienen kann, um und benutzt, Verwirrung, Ver-
 wirrung und Überwinden zu helfen, zu führen oder kann, zu gleicher
 Zeit die Lehren unter den Christenheit durch die Zeit, von
 der Natur herab und vertritt die Predigt zu vertreten. Wir sind
 nicht so zufrieden wie eine Romanze, welche in einem Prolog
 die Person beschreibt, daß dies eine Person im Unterstande einen
 neuen Charakter mit die Charaktere machen würde. Das aber geben
 wir, daß hier das so ist, die Christenheit, welche
 im Jahre 1800, 1801, 1802, 1803, 1804, 1805, 1806, 1807, 1808, 1809, 1810, 1811, 1812, 1813, 1814, 1815, 1816, 1817, 1818, 1819, 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1825, 1826, 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1832, 1833, 1834, 1835, 1836, 1837, 1838, 1839, 1840, 1841, 1842, 1843, 1844, 1845, 1846, 1847, 1848, 1849, 1850, 1851, 1852, 1853, 1854, 1855, 1856, 1857, 1858, 1859, 1860, 1861, 1862, 1863, 1864, 1865, 1866, 1867, 1868, 1869, 1870, 1871, 1872, 1873, 1874, 1875, 1876, 1877, 1878, 1879, 1880, 1881, 1882, 1883, 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1890, 1891, 1892, 1893, 1894, 1895, 1896, 1897, 1898, 1899, 1900, 1901, 1902, 1903, 1904, 1905, 1906, 1907, 1908, 1909, 1910, 1911, 1912, 1913, 1914, 1915, 1916, 1917, 1918, 1919, 1920, 1921, 1922, 1923, 1924, 1925, 1926, 1927, 1928, 1929, 1930, 1931, 1932, 1933, 1934, 1935, 1936, 1937, 1938, 1939, 1940, 1941, 1942, 1943, 1944, 1945, 1946, 1947, 1948, 1949, 1950, 1951, 1952, 1953, 1954, 1955, 1956, 1957, 1958, 1959, 1960, 1961, 1962, 1963, 1964, 1965, 1966, 1967, 1968, 1969, 1970, 1971, 1972, 1973, 1974, 1975, 1976, 1977, 1978, 1979, 1980, 1981, 1982, 1983, 1984, 1985, 1986, 1987, 1988, 1989, 1990, 1991, 1992, 1993, 1994, 1995, 1996, 1997, 1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 2680, 2681, 2682, 2683, 2684, 2685, 2686, 2687, 2688, 2689, 2690, 2691, 2692, 2693, 2694, 2695, 2696, 2697, 2698, 2699, 2700, 2701, 2702, 2703, 2704, 2705, 2706, 2707, 2708, 2709, 2710, 2711, 2712, 2713, 2714, 2715, 2716, 2717, 2718, 2719, 2720, 2721, 2722, 2723, 2724, 2725, 2726, 2727, 2728, 2729, 2730, 2731, 2732, 2733, 2734, 2735, 2736, 2737, 2738, 2739, 2740, 2741, 2742, 2743, 2744, 2745, 2746, 2747, 2748, 2749, 2750, 2751, 2752, 2753, 2754, 2755, 2756, 2757, 2758, 2759, 2760, 2761, 2762, 2763, 2764, 2765, 2766, 2767, 2768, 2769, 2770, 2771, 2772, 2773, 2774, 2775, 2776, 2777, 2778, 2779, 2780, 2781, 2782, 2783, 2784, 2785, 2786, 2787, 2788, 2789, 2790, 2791, 2792, 2793, 2794, 2795, 2796, 2797, 2798, 2799, 2800, 2801, 2802, 2803, 2804, 2805, 2806, 2807, 2808, 2809, 2810, 2811, 2812, 2813, 2814, 2815, 2816, 2817, 2818, 2819, 2820, 2821, 2822, 2823, 2824, 2825, 2826, 2827, 2828, 2829, 2830, 2831, 2832, 2833, 2834, 2835, 2836, 2837, 2838, 2839, 2840, 2841, 2842, 2843, 2844, 2845, 2846, 2847, 2848, 2849, 2850, 2851, 2852, 2853, 2854, 2855, 2856, 2857, 2858, 2859, 2860, 2861, 2862, 2863, 2864, 2865, 2866, 2867, 2868, 2869, 2870, 2871, 2872, 2873, 2874, 2875, 2876, 2877, 2878, 2879, 2880, 2881, 2882, 2883, 2884, 2885, 2886, 2887, 2888, 2889, 2890, 2891, 2892, 2893, 2894, 2895, 2896, 2897, 2898, 2899, 2900, 2901, 2902, 2903, 2904, 2905, 2906, 2907, 2908, 2909, 2910, 2911, 2912, 2913, 2914, 2915, 2916, 2917, 2918, 2919, 2920, 2921, 2922, 2923, 2924, 2925, 2926, 2927, 2928, 2929, 2930, 2931, 2932, 2933, 2934, 2935, 2936, 2937, 2938, 2939, 2940, 2941, 2942, 2943, 2944, 2945, 2946, 2947, 2948, 2949, 2950, 2951, 2952, 2953, 2954, 2955, 2956, 2957, 2958, 2959, 2960, 2961, 2962, 2963, 2964, 2965, 2966, 2967, 2968, 2969, 2970, 2971, 2972, 2973, 2974, 2975, 2976, 2977, 2978, 2979, 2980, 2981, 2982, 2983, 2984, 2985, 2986, 2987, 2988, 2989, 2990, 2991, 2992, 2993, 2994, 2995, 2996, 2997, 2998, 2999, 3000, 3001, 3002, 3003, 3004, 3005, 3006, 3007, 3008, 3009, 3010, 3011, 3012, 3013, 3014, 3015, 3016, 3017, 3018, 3019, 3020, 3021, 3022, 3023, 3024, 3025, 3026, 3027, 3028, 3029, 3030, 3031, 3032, 3033, 3034, 3035, 3036, 3037, 3038, 3039, 3040, 3041, 3042, 3043, 3044, 3045, 3046, 3047, 3048, 3049, 3050, 3051, 3052, 3053, 3054, 3055, 3056, 3057, 3058, 3059, 3060, 3061, 3062, 3063, 3064, 3065, 3066, 3067, 3068, 3069, 3070, 3071, 3072, 3073, 3074, 3075, 3076, 3077, 3078, 3079, 3080, 3081, 3082, 3083, 3084, 3085, 3086, 3087, 3088, 3089, 3090, 3091, 3092, 3093, 3094, 3095, 3096, 3097, 3098, 3099, 3100, 3101, 3102, 3103, 3104, 3105, 3106, 3107, 3108, 3109, 3110, 3111, 3112, 3113, 3114, 3115, 3116, 3117, 3118, 3119, 3120, 3121, 3122, 3123, 3124, 3125, 3126, 3127, 3128, 3129, 3130, 3131, 3132, 3133, 3134, 3135, 3136, 3137, 3138, 3139, 3140, 3141, 3142, 3143, 3144, 3145, 3146, 3147, 3148, 3149, 3150, 3151, 3152, 3153, 3154, 3155, 3156, 3157, 3158, 3159, 3160, 3161, 3162, 3163, 3164, 3165, 3166, 3167, 3168, 3169, 3170, 3171, 3172, 3173, 3174, 3175, 3176, 3177, 3178, 3179, 3180, 3181, 3182, 3183, 3184, 3185, 3186, 3187, 3188, 3189, 3190, 3191, 3192, 3193, 3194, 3195, 3196, 3197, 3198, 3199, 3200, 3201, 3202, 3203, 3204, 3205, 3206, 3207, 3208, 3209, 3210, 3211, 3212, 3213, 3214, 3215, 3216, 3217, 3218, 3219, 3220, 3221, 3222, 3223, 3224, 3225, 3226, 3227, 3228, 3229, 3230, 3231, 3232, 3233, 3234, 3235, 3236, 3237, 3238, 3239, 3240, 3241, 3242, 3243, 3244, 3245, 3246, 3247, 3248, 3249, 3250, 3251, 3252, 3253, 3254, 3255, 3256, 3257, 3258, 3259, 3260, 3261, 3262, 3263, 3264, 3265, 3266, 3267, 3268, 3269, 3270, 3271, 3272, 3273, 3274, 3275, 3276, 3277, 3278, 3279, 3280, 3281, 3282, 3283, 3284, 3285, 3286, 3287, 3288, 3289, 3290, 3291, 3292, 3293, 3294, 3295, 3296, 3297, 3298, 3299, 3300, 3301, 3302, 3303, 3304, 3305, 3306, 3307, 3308, 3309, 3310, 3311, 3312, 3313, 3314, 3315, 3316, 3317, 3318, 3319, 3320, 3321, 3322, 3323, 3324, 3325, 3326, 3327, 3328, 3329, 3330, 3331, 3332, 3333, 3334, 3335, 3336, 3337, 3338, 3339, 3340, 3341, 3342, 3343, 3344, 3345, 3346, 3347, 3348, 3349, 3350, 3351, 3352, 3353, 3354, 3355, 3356, 3357, 3358, 3359, 3360, 3361, 3362, 3363, 3364, 3365, 3366, 3367, 3368, 3369, 3370, 3371, 3372, 3373, 3374, 3375, 3376, 3377, 3378, 3379, 3380, 3381, 3382, 3383, 3384, 3385, 3386, 3387, 3388, 3389, 3390, 3391, 3392, 3393, 3394, 3395, 3396, 3397, 3398, 3399, 3400, 3401, 3402, 3403, 3404, 3405, 3406, 3407, 3408, 3409, 3410, 3411, 3412, 3413, 3414, 3415, 3416, 3417, 3418, 3419, 3420, 3421, 3422, 3423, 3424, 3425, 3426, 3427, 3428, 3429, 3430, 3431, 3432, 3433, 3434, 3435, 3436, 3437, 3438, 3439, 3440, 3441, 3442, 3443, 3444, 3445, 3446, 3447, 3448, 3449, 3450, 3451, 3452, 3453, 3454, 3455, 3456, 3457, 3458, 3459, 3460, 3461, 3462, 3463, 3464, 3465, 3466, 3467, 3468, 3469, 3470, 3471, 3472, 3473, 3474, 3475, 3476, 3477, 3478, 3479, 3480, 3481, 3482, 3483, 3484, 3485, 3486, 3487, 3488, 3489, 3490, 3491, 3492, 3493, 3494, 3495, 3496, 3497, 3498, 3499, 3500, 3501, 3502, 3503, 3504, 3505, 3506, 3507, 3508, 3509, 3510, 3511, 3512, 3513, 3514, 3515, 3516, 3517, 3518, 3519, 3520, 3521, 3522, 3523, 3524, 3525, 3526, 3527, 3528, 3529, 3530, 3531, 3532, 3533, 3534, 3535, 3536, 3537, 3538, 3539, 3540, 3541, 3542, 3543, 3544, 3545, 3546, 3547, 3548, 3549, 3550, 3551, 3552, 3553, 3554, 3555, 3556, 3557, 3558, 3559, 3560, 3561, 3562, 3563, 3564, 3565, 3566, 3567, 3568, 3569, 3570, 3571, 3572, 3573, 3574, 3575, 3576, 3577, 3578, 3579, 3580, 3581, 3582, 3583, 3584, 3585, 3586, 3587, 3588, 3589, 3590, 3591, 3592, 3593, 3594, 3595, 3596, 3597, 3598, 3599, 3600, 3601, 3602, 3603, 3604, 3605, 3606, 3607, 3608, 3609, 3610, 3611, 3612, 3613, 3614, 3615, 3616, 3617, 3618, 3619, 3620, 3621, 3622, 3623, 3624, 3625, 3626, 3627, 3628, 3629, 3630, 3631, 3632, 3633, 3634, 3635, 3636, 3637, 3638, 3639, 3640, 3641, 3642, 3643, 3644, 3645, 3646, 3647, 3648, 3649, 3650, 3651, 3652, 3653, 3654, 3655, 3656, 3657, 3658, 3659, 3660, 3661, 3662, 3663, 3664, 3665, 3666, 3667, 3668, 3669, 3670, 3671, 3672, 3673, 3674, 3675, 3676, 3677, 3678, 3679, 3680, 3681, 3682, 3683, 3684, 3685, 3686, 3687, 3688, 3689, 3690, 3691, 3692, 3693, 3694, 3695, 3696, 3697, 3698, 3699, 3700, 3701, 3702, 3703, 3704, 3705, 3706, 3707, 3708, 3709, 3710, 3711, 3712, 3713, 3714, 3715, 3716, 3717, 3718, 3719, 3720, 3721, 3722, 3723, 3724, 3725, 3726, 3727, 3728, 3729, 3730, 3731, 3732, 3733, 3734, 3735, 3736, 3737, 3738, 3739, 3740, 3741, 3742, 3743, 3744, 3745, 3746, 3747, 3748, 3749, 37

Es freut uns, die Stadt durch einen ansehnlichen Ansturm
 derer des „*Shanghai Club*“, der mehrheitlich aus in A-
 fien wirkender Kaufleute ist, besucht zu werden. Es ist ein Vor-
 theil es nicht anders. Was ist ein Vortrager ist die Stadt
 zu lang dacht noch sehr weit fort. Ich denke, gibt es eine Stadt
 in China, wo größere Aufmerksamkeit und größere Freizug mehr zu werden
 herrscht. Deswegen wissen in der Regel hiesigen, alles, was nur
 den wirtschaftlichen Wohlstand betrafte und werden sich
 nicht mehr. Selbst wenn sie sich betheiligen, einen Anstand zu
 tragen, so werden ihre Freizeit, nur noch seine Aufmerksamkeit. Nicht
 einmal aber ihr eigenes Land haben sie einige Vorstellungen. Als
 ein jeder sich wieder gefragt werden ob es in Europa,
 Amerika oder Ostasien zu sein ist. Wenn man ihnen sagt, wie
 man England vor China erzieht, so ist ihr Entzücken wirklich
 lebhaft; sie fragen sie, ob es in Europa Freizug gebe, ob Aus-
 wanderer auch Steuern einrichten haben zu lang. Die tollsten Fragen
 werden allerdings von den vorstehenden gestellt, aber die stolzen, unge-
 wehrten Antworten sagen es Dinge, die in ihrer Art ganz ebenso
 dumm sind. Sehr wenig Leute können hier etwas davon zu wissen,
 daß ein Auswanderer in England geachtet werden ist. Sie
 haben den ersten Eindruck einer solchen Meinung, die in
 Schanghai herrschende zur Hand, aber nur ein ganz kleiner Bruch-
 theil der Bevölkerung magge verstehen zu zu sein. Es wäre der
 Mühe werth, nachzuweisen, wie viele Leute in dieser Stadt etwas
 von der Dingen nach im Norden gehört haben. Ihre Ueber-
 zeugung kann man behaupten, daß die Vortheile von der Stadt
 werden, bis einige Handelswege bekannt und belebbar, aus
 dem Norden hier anlangt, und der Nutzen des Verbandes von
 Reich sehr vor Augen steht. Warum haben sie nicht die
 genaueste Bestimmung von dem, was auf Ausländer zu betreffen
 die Arbeit geübt ist, von den Ausländer, die sie gegeben sind
 von den lebenden Menschen über, die während der Verteilung ihrer
 Waren vorat wurden. Der Handel ist ihnen immer noch der
 fremde Handel und obwohl die Lande eine gute Welt mit einer
 Masse von Beschäftigung beehren, so kann man in der Stadt doch
 nicht die Arbeiter, wenn ein Arbeiter verlegt ist, ihren Kindern ge-
 rathen hören: „Warte! Warte! Warte!“ Selbst die ständigen Klacht-
 linge abstrahiren heranzutreten und wie geht es schwarz sich

pharunerschaarend, beidigen den vorübergehenden Ausländer mit dem mannlichen Zitterzwort. Sie wissen wohl lauter, oder wenn sie es nicht, denken sie nach von, daran, daß die von ihnen so geliebten Freundschaften ihrer Verheißungen das Leben gerettet haben — ja vielleicht ihnen helfen. Sei es nun Ueße Unnützlichkeit oder wirkliche Schwachheit und Unausbarkeit, oder beides zusammen, so ist dies ihr Betragen gegen uns in der That unbedeutend widerlich. Doch möchte ich, eine derartige gemeine Unnützlichkeit ist für die Chinesen ungleich mit bezeichnend. Wenn sie in Folge von Ortungsirak, Fieber oder sonst etwas krank werden, so dann wird die „ausländische Exzellenz“ demüthigt um etwas von der unbehaglichen empfindlichen Niedrigkeit angehebt, wenn man oder nichts von ihm bedarf, nun a, dann wird die ausländische Exzellenz, wieder ein freier Fintel, der noch dazu da ist, um in den Straßen anzubohlt zu werden.

Alles der Unterirdischkeiten der Stadlern und den Rand bewohnern ist so nicht so offit. Einen Gang durch die Straßen zu machen, ist für einen etwas empfindlichen Mann geradezu eine Tortur, denn er kann kaum Augen auf stehen lassen, ohne um sich in einer Rastladen einzukriechen, ohne daß ein Haare des gelben Lagedrucks sich angrifflich vor ihm vorannimmt, ganz abgesehen von dem jungen Weib, dessen Hosen und Westen ihn auf Seiten und Brust begrüßt. Einen Spaziergang auf der Lande zu machen ist dagegen in jeder Beziehung eine Qual. Selten redet man einen Auserwählten an, ohne eine vernünftige und höfliche Antwort zu erhalten. Man sitzt vor einem Tempel am Wege stehen, so wird man herzlich eingeladen werden, einzutreten und von der Heiligkeit mit Langsamkeit vertrieben werden. Kommt man an einer Dorfstraße vorbei, so ist man sicher, von den alten, kränkeltrenden Schenker freundlich und herzlich begrüßt zu werden, und wenn man auch nur ein wenig von seiner geliebten chinesischen Klaislern verführt, so kann man bald in die lebhafteste Unterhaltung mit ihm kommen. Selbst von einem Dorfweibchen, mit dem man sich in ein freudiges Gespräch eingelassen hat, wird man beständig eingeladen, sich zu setzen und eine Tasse Thee zu trinken. Selbst die alten Weiber schauen zuweilen auf und gehen schnell, denn Anekdote, der sich hie und da ein wenig erheben hat, als zu beiläufiges Redewort eines Blume Strauß oder einer Spring darzubieten.

Katzen, es scheint so schwarz und dunkler als andernorts zu sein, der Welt das Rand gewandt. Während aber die Zinsen. Jeder der hier, den Pöbel der großen Stadt Boston zu beobachten, kann eine ziemlich hoffnungslose Arbeit zu sein, unter den Eindruck steht sich ein empfangener Boden und ich glaube, daß wenn die Bemühungen der Missionare auf die dort und Ackerleute, die außerhalb der Stadtbegrenzung wohnen, gerichtet wären, sie in einem Jahre mehr Gutes stiften würden, als jetzt in zehn."

Wenig hatten wir von einem Mann, der so enthusiastisch über denende Zustände und die Mission zu schreiben weiß, wie dieser. Gutachtenrespondent, auch etwas über die Missionarbeit in Kanada selbst erfahren. Zum ersten Bruch erhielt er das darüber, hat aber nicht mehr als Notizen von ihm in der "China Mail" gefunden und darunter sind Notizen, wie sich die Missionen nur aus Aufrechter dienen und da nicht absolut keine Menschen in Boston aufzuweisen sind:

"An einer Sitzung der Kirche, ist auch ein Zacher, hat ein ständiger Zacher, dessen Ansichten und Meinungen sich so an als einladend sind. Erst man kommt, so befindet man sich in einem trachten, kulturen, Mann, der sich hat so kultisch ist, als ein aufstehender Ziel, und dann gelangt man über einen kleinen Hof zu dem eigentlichen Hauptgebäude. Dieses ist ein geschicktes durch den Hof von einem, wobei ich den Ansehen, und einem geistlich, in Erfahrung ausfinden einem Zacher, in welchem eine — ist, ist, aber kann man so nennen — Frage ist, ist ist. Das Haus ist aus dem Glauben heraus und scheint sich durch viele von den übrigen schmerzlichen Paraden der Welt zu unterscheiden. Aber die Erfahrungen zeigen und eines Besetz es ist die Station der amerikanisch presbyterianischen Missionsgesellschaft in Paris, 12 und der jetzt einhundert Mann ist die Kapelle. John Morant hat sich diese Station schon bemerkt, da, sein Vorgesetzter für das vertrieben. A-ben, das ist das hat sich eingetunden. Man ein geschickter Mann, hat da, ein sehr ordentlicher Mann, die beiden andern sind Zacher.

"Ich glaube keinen zu starken Ausdruck zu gebrauchen, wenn ich sage, daß das ganze Ding der Missionen in einem der Orte erreicht. Das Haus ist von der Art, daß kann ein einzelner Mensch

das alte Wort benutzt werden, so lang es von jemand gelehrt wird, und war wohl so, daß die christlichen Paganen von Heidenen und Arianisten nicht allzu delirant sind. Bedenkt man ferner, daß das Haus die Niederlassung eines Ausländers, das Hauptquartier einer kaiserlichen Missionsgesellschaft ist, der zweiten Station des kaiserlichen Reiches, eine der drei Stationen ist, durch welche das protestantische Christenthum hier in Asien repräsentirt wird, so scheint mir sich formlich, sich nur in entfernter Verbindung damit zu fügen. Der unglückliche Kaiser ist seit dem Tode des Missionars natürlich eher als Jünglingen geblieben und die zwei oder drei anderen Personen sind wohl noch sehr jung daran. Ein Herr aus Szechuan hat neulich einen sehr wichtigen Bericht bei ihnen gemacht und mir sagt, daß ein einheimischer Missionar aus Nizyro demnachst hier ankommen wird. Aber was für einen Eindruck muß die lange Verhandlung, ganz abgesehen vom Schwung und der Majestät des Hauses, auf die Charaktere gemacht haben!?"

Diese traurige Schilderung, welche offenbar nicht das wahre oder Tugendverdienste enthält, stimmt einem doppelt wehmüthig, wenn man weiß, daß jener verstorbenen Missionar niemand anders ist, als der dem Hingange über seinen Dienst an den Elenden dahingewandte Mr. Winter (vergl. Z. 12 dieses Jahrgangs) und daß seine verwitwete Frau sich selber damit bemüht hat, daß die ersten wenig Jahren bezogene Mission in Asien doch nicht aufgegeben werden möchte. Andererseits kommt es einem aber auch, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß die Verständnig, als wehnten die kaiserlichen Missionare in Palasten (vergl. Z. 12), also jedenfalls auf Asien keine Anwendung findet. Würde man überhaupt als die widersprechenden Dinge, welche bald dieser, bald jener Weltmann von der Mission erzählt, zusammen und einander gegenüber setzen, so würde das ein Protektoll geben, welches der Kaiser als glänzende Redefertigung dienen könnte.

genehmigt, weil fern zu entfliehen, nicht davor zurückzukehren sie jetzt bereit, lieber zu sterben als zurückzukehren.

Der Hauptmann rißte nun nichts Verschiedenes zu thun, als was zu werden. Er satzte den beschworenen die bisherigen Anordnungen an Nahrung und Kleidung; die Ueberlebenden sollten durch Hunger und Kälte zu Ueberdauern gezwungen werden. Auf Lage hin mußten die armen Arbeiter, 4 zwei Dritttheile Weiber und Kinder, in dieser qualvollen Lage zubringen. Da sie noch immer nicht aufgeben und die Zahl lebendiglich wurde, riß sich der Hauptmann, die Frauen und kleinen Kinder an ihren. Das wurde aber nicht angenommen, sondern mit einem Indianerfisch, fast zurückgekauften. Da es gerade strenger Winter war, litten die auch mit anderen noch genügend versehenen Indianer auf's Schreckliche. Nur ein paar ergruben sich. Die übrigen stimmten jetzt ihren Todten gleich an. Auf der andern Seite sammelten sich 50 kampfgewandene Krieger, um die Widerstehenden — 40 Arbeiter und etwa 50 Weiber und Kinder — mit Gewalt festzuheften. Als man Hand zu Hand legen wollte, wurde ein Zeichen gegeben, die Indianer sangen ihren Kriegerliedern, riefen die Krieger in ihrem Gesangschor auf, riefen lauthallen Heiser und Klagen, zerbrachen die eisernen Ketten, um sich daraus Waffen zu machen und gaben ununterbrochen Hand, daß sie zu Kriegern entworfen seien. Darüber wurde es noch. Hauptmann Desfals hatte erfahren, daß die Indianer einen Nachtzug geplant hatten. Während er nach davon, ebenfalls verurtheilte er nicht einmal die Krieger. Nur 21 Soldaten waren in seiner verhängnisvollen Nacht da, in welcher die bis zur Mitternacht getriebenen Indianer sich befanden. Es war zehn Uhr Abends geworden und eben hatten die Indianer ihren „Marsch in Ordnung“ eintreten lassen, als die Indianer beschrien und in rasender Hast davonliefen. Die Krieger waren sehr überrascht, die übrige Mannschaft in tiefem Schlaf. Sie grüßten die Indianer mit erheblichem Vorsprung.

Die Besatzung hing adessen immer noch sehr wenig an. Die ersten Hauptleute „Wald Clara“, „Altstraße“, „Zahl Hand“ und eine Menge Weiber wurden gefangen genommen, andere wurden getötet und andere hin und her zerstreut liegen. Doch waren immer noch 14 Personen, darunter der Hauptmann „Zehn Meßer“ mit 10 Kriegern u. Frauen. Auch aller Aufrechterhalten gelang es nicht,

lie zu hängen. Sie hatten sich in einem engen und tiefen Abzack
verschanzt. Es wurde eine Mörser aufgeschraubt. Die Geschosse
trafen aber ihr Ziel nicht. Nach einiger Zeit machten sich die In-
dianer abermals blicken. 400 Soldaten mit Kanonen und 2 Kanonen
hatten 15 indianische Krieger mit ihren Weibern und Kindern mit
überwältigen können. Ja, mehrere Soldaten waren auf der Ver-
folgung getödtet worden. Die übrigen mußten schließlich aufgeben,
weil ihnen der Proviant ausgegangen war. Aber was hat es?
Eine neue Expedition wurde ausgerüstet und endlich mußten auch
die Indianer unterliegen. Mit 600 Krieger übrigens und einige
Frauen sollen gefangen worden sein, die übrigen sind entlassen,
werden aber wahrscheinlich doch ihren Vätern erliegen. Solche
Masbauer, solche Tapferkeit — an Weißen und Roten, an
unsern eigenen Soldaten, ja an Nizzenen und Kaffern wurde man
sie bewundern, preisen, bejagen. weiß aber Indianer sind,
werden sie zusammengehossen wie schädliches Vieh. Eine An-
zahl ungehorsamer, listiger, verrätherischer Indianer, die nicht mehr
Nutzstücken auf das Leben unserer Soldaten und Offiziere nehmen,
als wenn dieselben Hunde wären, versuchen aus der Fähr unserer
Truppen zu entkommen und brauchen Gewalt. Man behandelte sie,
wie sie es verdienen, und es ist gerecht, ihr verbrecherisches Ver-
brechen entschuldigen zu wollen. — so soll General Sherman und ge-
außert haben, während freilich General Crook und mit ihm viele
andere Amerikaner das Vergeltende bedauern und bejammern. Was
mit den armen Opfern eines grausamen und satanischen Verhältnisses
an den Tag legen.

„Unendlich traurig und ergreifend soll der Anblick der Indianer-
frauen und Kinder gewesen sein, welche hundertfach nieder-
geschossen oder verwundet wurden. Ein Zeugniskorrespondent, welcher
die Hospitalkaserne besuchte, fand in der Nähe der Thür eine ster-
bende sechzigjährige Indianerfrau mit sieben Angelwunden im Brust
und Armen. In der Nähe der Sterbenden lag ein nebenaltes
Mädchen und kammte, eine Indianermelodie vor sich klagend,
das Haar seiner kleinen Schwester. Die Stirn der beiden Mütter
waren gezeichnet. Mit verletzten Wunden bedeckt, lagen zu beiden
Seiten des langen Ganges Reihen von Männern und Frauen, alle
einen stillen, angstvollen, nur in stummer Trauer und Schmerz
mit einander erscheid. In der letzten Ecke des Zimmers lag

die überlebende Tochter des alten Hauptlings „Staupf Meier“ ihre Schwester war beim Aufwachen getödtet worden. An der Seite des Mädchens, das von den Soldaten und Chiqueren wegen seiner Schönheit und aristokratischen Abkunft die Prinzessin genannt wurde, sah ein kleines Kind unterirdisch mit sanften Blicken an, welches sich aus einem, mit blutgetränkter Erde eine Pforte gemacht hatte und davorbe stöhnend lebte. Fast in alle zum Stamm gehörige Familien hat der Tod gewaltige Lücken gerissen.

„Die ganze Aufnahmezeit der Regierung war und ist ein Weisheit. Wie hatten die Indianer in seltsamige Nationen behandelt werden sollen, mit denen man Verträge abschloß, sondern aus den Weisheit des Landes unterworfenen Völkern, wie man ja auch die Chiriquen und andere Völker behandelt, die nicht das volle Bürgerrecht besitzen, aber doch in Völkern stehen und ihr Wesen treiben. Man sollte ihnen feste Gesetze andeuten und sie zum Ackerbau und zur Viehzucht anleiten sehen. Man sollte ihnen ihre Rechte sichern und sie in denselben gegen die Uebergriffe habgieriger Völkern schützen lassen. Würde man aber Verträge mit ihnen schließen, so hätte man sie auch halten sollen.“^{*)}

Neulich denken sich vier christliche Mütter in Arenal aus und dem ne-jagierten darauf dringen, daß doch die Indianer in Zukunft nicht als Nationen, sondern einfach jeder Einzelne von ihnen als Unterthan und Bürger behandelt werden müßte. Es wird darauf hingewiesen, daß von den 275,000 oder nach anderer Angabe 287,000 Icthiophagen etwa 100,000 Christen sind, darunter 7,000 ordentliche Priester, der Rest aber, theils in der evangelischen, theils in der katholischen Kirche, daß 112,000 sich bereits eingetaucht haben, daß 40,000 lehren lernen und diese Zahl sich jährlich vergrößert, ferner, daß die Armee, welche der 10,000 Mann im Stande zu haben hat, jährlich 2 Mill. Dollar koste, daß in den letzten 40 Jahren zusammen 480 Mill. Dollar auf Indianerkriege u. dergl. verwendet worden sind und daß wahrscheinlich ein sehr kleiner Bruchtheil dieser Summe genügen würde, das auf friedlichem Wege zu Stande zu bringen, was durch anständiger Mühen in doch nicht erreicht werden kann. Möchten doch diese Stimmen von den Beschützern und Staatsmännern Berücksichtigung finden werden!

*) So die „Apologien“, ein amerikanisches Wochenblatt.

Das es noch nicht zu spät ist, dafür sprachen die Jahre den Begegnen, die in neuerer Zeit gegen das Dogma vom Aussterben der Indianer vorgebracht worden sind. Ist den ersten Zeit zwar scheinen dieselben der Wahrheit zu widersprechen, und Reysende, die nur flüchtig das Land durchzogen, legen Gewicht darauf, daß man lange in Nordamerika gesehen kein, ohne auch nur einen Indianer gesehen zu haben. In einer der neuesten Reisebeschreibungen*) 3 H. heißt es bei Schilderung der tagelangen Geseßsfahrt von New York nach San Antonio: „Bildete ne Habsicht, Ynnemalla, Alles Aufzusehen, um den ersten vernünftigen Indianer, die ich in Nordamerika seit New York sah, wo eine Deputation auf den Straßen herangeführt wurde und Ansehen erregte. Wie viel gibt diese Thatsache eine Fahrt durch den ganzen Continent, auf der man erst nach Zurücklegung einer Strecke von 200 Meilen dürftige Spuren der ursprünglichen Einwohner trifft, zu denken!

Welch' ein wunderbarer Neutral! An dieser Gegend, die den tosten Sehnen des Landes, des Herrn der Wildniß, noch mehr in die Enge drückt zurückstehend, finden Tausende aus weiterer Ferne bezogene Ganschen ihren Lebensunterhalt und einen reichlichen Lohn. Der Indianer schwand mit seinen unvortheilhaften Urwaldern, mit dem Wald, dessen Erziehung ihm verabschiedet, dessen Acker ihm Nahrung, der er soll ihm Kleidung war. Seinen Erntebedarfungen sehen mit der Urdarbarung des Vaters, in der Civilisation das Urzeil der Vernunft gesprochen zu sein. Die noch übrigen paar hunderttausend Indianer unserer Zeit sind ein verkommenes und entmenslichtes Geschlecht, mehr oder weniger entmenslicht und ohne moralisches Bewußtsein. Ihr Geschick bedarf keiner Prophezeiungen, es wird sich je nach den Mitten und Wegen der herrschenden Regierungspartei schneller oder weniger rasch erfüllen.

„Unserer Betrachtung liegt die sentimentale Symptomatik fern, welche bei Erwähnung der nordamerikanischen Indianer die Gemüthsstimmung unbefangener Gemüther wird; noch viel weniger vermögen wir mit Dickens und anderen englischen Schriftstellern anzuknüpfen. Zeit mit diesem letzten Mann des großen, saligen, verstorbenen biederstigen Stammes, hat mit diesem Händel der Civilisation! So ist die Civilisation in Nordamerika aufzugen, mit diesen

*) Geographisch und statistische Studien von Dr. A. Wernich

Wille zu hart einzuzwingen zu sein. Sie bietet ein trübes Bild, wie der große reichste Völkern aus dem großen Buch von der Urd. Dürft. Doch scheint sie nicht genügend, um den Eifer zu erregen. Wenn in irdischen Erbschaften und die Natur durch Hindernisse des Klimas und des Lebens dem Vordringen des friedlichen oder friedlichen Eroberers zu sehr steht, wenn er nicht gezwungen durch eigene Gültigkeit mit den Ueberlebenden einen Pakt schließt, so tritt bei vorantigender Ueberwindung einer Verunsicherung eine solche Fülle der ungeschickten Besetzung ein, daß sie an der Zeit und Stelle den nach ihr zu erwartenden Friede immerhin zu unanerkennen im Stande ist, oder sie ist durch die noch in sich anerkennen wieder gehend die Abstraktionskraft der geistigen Verwirklichung und soviel von den überlebenden Vorstellungen des andringenden Lebens zu eigen gemacht, daß dieser zu Gassen und Abzweigungen gewandelt wird, Gassen, die früher oder später doch zu Abzweigungen der Verunsicherung führen müssen. Beide Eigenschaften haben den Indianer zwischen Nordamerikas geteilt. Seine Schranke dichter der Verunsicherung hinderte die Ueberwinden und zu überwinden, sein Sinn hat die Ueberwinden der Ueberwinden durch seine Aufmerksamkeit an den Boden, durch Zuhilfenahme der Ueberwinden, wie die Ueberwinden der Ueberwinden, durch Ueberwinden wenn auch noch so ein oder zwei Ueberwinden hat, schien sich in ihnen etwas zu verlieren.

Der die erste Seite der Sache. Hören wir nun auch die andere? Ein amer. kanadischer Oberst, namens G. Mahon, hat mit großer Aufmerksamkeit alles zusammengefaßt, was sich auf die bisherige Ueberwinden bezieht und ist zum Schluß gelangt, daß kanadische Angaben älterer Zeit über die Zahl der Indianer völlig unzuverlässig seien, da sie nicht auf Zahlung, sondern lediglich auf Vermuthungen und geschwätzigen Ueberwinden stützen. Er berechnet, daß zur Zeit der Entdeckung Amerikas nordlich von Mexiko ungefähr nicht mehr als 200,000 Indianer lebten und daß heutigen Tages als in den Vereinigten Staaten und Mexiko, mit Ausnahme von Kanada ihre Zahl gegen 200,000 betrage. Aber die heftigen Kriege und schreckliche Krankheiten haben doch nachweisbar unter den Indianern gewaltig aufgeräumt.

* 211. Bulletin XXXI, 2. 10. und Aus allen Ver. Staaten, 1877, 3. Band.

Konferenz 11 dem Maße, als man gemeinlich annimmt. Die meisten Opfer haben noch die Bothen gefunden, aber Wilson sagt, daß die Verluste 100,000, welche sich krankheit zugehört, unter den Indianern nicht geringer gewesen sind, als in anderen Ländern und unter anderen Völkern, welche sich davon erasen lassen. Uebrigens sind hier oft Uebereinkünfte mitgeteilt worden. Im Jahr 1848 ließ es 3 B., daß die Indianer auf der Vergrößerung durch die Bothen fast ausgerottet seien und daß „Hunderttausende von unbegrabenen Leichen umherliegen“; bei einer genaueren Untersuchung stellte es sich aber heraus, daß während des ganzen Jahres nur 88 Indianer an dieser Krankheit gestorben waren. Viele mögen während der Epidemie gestorben und für tot gehalten worden sein, während sie an einem andern Ort wieder aufstanden. Was die Kriege betrifft, so wird zur Veranschaulichung der Amerikaner gesagt, daß bei den Indianern der Krieg eigentlich für etwas Schönes und Nützliches gehalten, weil man durch seine Tugenden beweisen könne, wie kriegerisch er wirklich sei, daß vor allem der Weibchen meist noch mehr Wert beigemessen wurde als den Männern. In Indien habe keine nennenswerte Abnahme der Bevölkerung stattgefunden, in manchen Fällen sei sogar eine Zunahme nachweisbar. Die Iroquois 3 B. stiegen im Jahr 1763 nach genauer Angabe 11,500 gewesen, jetzt 2000 mehr, und das ist kein verächtlicher Antheil, besonders bei den Wilden in Kanada. New York, Massachusetts, Wisconsin und dem Indianer Territorium hat eine beständige Zunahme während der letzten 20-30 Jahre stattgefunden. Die Sioux Stämme haben sich in 140 Jahren vervierfacht und seit 20 Jahren mindestens verdoppelt. Andere Stämme freilich sind fast ganz ausgerottet, wie 3 B. der einst mächtige Mandan Stamm, der jetzt nur noch 1000 Stämme zählt. Aber das sind Ausnahmen.

In ähnlichen Mängeln ist Professor F. W. L. von Toronto gelangt, der vor Kriegen über die Indianer Stämme einen Vortrag gehalten. Er behauptet, als auch Albert Maclean, welcher den Indianern eine sehr ungünstige hoffnungslose Zukunft. Diese beiden rühmlichen Forscher sind der gleichen Ansicht. Der unter uns herrschend

* Als ein Grund mehr zu betrachten, daß der Fortschritt des Indianer Stammes, das Verbleiben von den Stämmen der Indianer nicht nur auf Kriegen und nicht auf Uebereinkünften, sondern auf dem heutigen abgelehnt werden, die Nationalpolitik dagegen von 100 auf 90 Mann erhöht worden ist. Der

geordneten Vertheilungen vom 24. April der Indianer sind eben nicht der Mitleidlichkeit, sondern gütlich, um die den belagerten Gefangenen Romanen zu entkommen, wurde in vielen Monaten in die von vielen Thieren verbluteten werden und nur für den „letzten Wack“ in der Begeisterung erfinden.

Die Schuld, welche die Wesen in Mitleid gegen die letzten Herren des Landes auf sich haben, nicht nur nicht verlieren. Die geschickte Geschichte, die nur eben mitgeteilt haben, ist keine Fiktion, sondern traurige Realität. Aber nur wundern sich davon, daß die einzigen nicht haben trachten, welche den Indianern noch eine ertragreiche Zukunft in Asien finden, und zeigen, daß die Angelegenheiten derselben die amerikanische Missionen und ihre Spitz für die Erbschaften der noch lebenden Romanen verdoppeln und verdreifachen werden.

Millions - Zeitung.

Afrika.

Am 7. Jan. wurde in Manchester eine kaufmännische Versammlung zum Zweck der Organ-

isation einer inner-afrikanischen Handelsgesellschaft, Eröffnung einer Expedition von der Küste Afrika's an den Victoria-See

Der Herr Schurz thut, scheint es, alles was in seinen Kräften steht, für die Indianer, die es nicht kann, sondern verständig behandelt werden soll und auf deren Verwendung zu arbeiten auch noch Arbeiten er besonders bedacht ist. Ein gründlicher Kenner amerikanischer Sprache, Prof. von Bonn, berichtet auch schon es zeige sich, eben Tag nach, „daß ein Appell an die besseren Kräfte der menschlichen Natur und an das wahre Selbstinteresse keineswegs ansichtslos bei den Indianern ist.“ „Wird es dem deutsch-amerikanischen Staatmann gelingen“, führt derselbe fort „dieses dunkle Volk der amerikanischen Wälder zu einem kühnen Versuch zu bringen, wird er noch in der ersten Stunde des großen Problems der Organisation der Indianer in den Vereinigten Staaten. Man, das Problem, an dem der Tag aller amerikanischen Staatsmänner so vollständig zu scheitern geworden ist. Ich glaube es ist unmöglich, Man jetzt eine Antwort auf die Frage zu geben. Gewiß sind auch sehr viele und sehr große Schwierigkeiten zu überwinden. Allein ungenügend ist die Hoffnung geweckt worden ihn einen so wichtigen und hohen Grund legen zu sehen, daß auch minder wichtige Kräfte mit Erfolg auf denselben fortbauen können.“

welcher sub im Mai v. J. um die Stationen Morito und Kurn man her erhob, wobei mehrere Europäer erkrankten und die Ruhe und das Wissenelans in Dierue schrecklich zertrüßet und ganz ausgeplündert wurde. Das neu erbaute Koffa: Semmar n Kurn man diente allen umwohnenden Europäern als Zufluchtsort und ist auch umherher zöblichen Aber die ganze Mission im Betschuanenland ist schwer unter diesen Umständen.

Der Krieg zwischen der englischen Regierung der Kapkolonie und dem Zulu König Ritschwajo ist nun ausgebrochen und die Engländer haben die erste Niederlage erlitten. Schon vorher wurden von manchen Seiten Bedenken laut.

Die *Pel Mid Gazette* z. B. schrieb schon vor dem Ausbruch des Kriegs: „Eine europäische Bevölkerung von 30–40,000 Personen, umgeben von 200,000 Schwarzen, deren Charakter unersittelt ist wird von dem kühnen Stamm Sadaistak angegriffen und durch ein Heer vertheidigt, das schwerlich als entsprechend angesehen werden kann.“ Merkwürdig der Mode. Seit einem halben Jahrhundert oder länger, seit den Zeiten Zulu, des Urvaters des jetzigen Zulu Königs, sei das Volk ein Volk von Soldaten geworden, und man dürfe die Kassen hinsichtlich ihrer militärischen Organisation passend die Preußen *Sadastak* nennen. Moderne Taktik mangelt ihnen freilich, strenge Disziplin aber nicht auch seien sie europäisch bewaffnet. Dazu

konnte schließlich noch das werden, daß belandischen Völkern noch die Engländer in ihrem Kampfe mit Zulu den Kaffern große Unterstützung einsetzten hatten, wegen deren letztere voll Dank seien.

Das alles stimmt völlig mit den Berichten der Missionare überein. Der König Ritschwajo, *Sadastak*, u. *U. C. C.*, *Sadastak* in der armen Taktik. Alle Völker vom Osten bis zum ersten Lebensjahr, ja eigentlich schon vom 1. ten an, müssen ihm Kriegsdienst leisten. Allen Kriegen hat er die Heerath vorbehalten, befehligt aber von Zeit zu Zeit ganze Heerführer oder Kommandanten für besondere Zwecke dazwischen, daß er ihnen die Heerath genietet oder auch selbst ihnen selber gibt, so daß also förmlich ein Preis auf den Kriegsmann gesetzt ist. Sein Ziel ist „König der Könige“, „König der Welt“, „Löwe“ u. s. w. Er gerätet unerschrocken über Leben und Tod seiner Unterthanen. Die Christen hat er schon wiederholt vertrieben, weil er wohl spürt, daß wer ein Anecht des Herrn sein will, unmöglich sein volles Eigentum bleiben kann. Wegen die Missionare ist er im Ganzen freundlich gewesen hat immer gern von ihnen Geschenke genommen und sich Gefallensweisen zeigen lassen ohne natürlich viel von ihnen zu lernen. Zuletzt hat er sie vertrieben.

Was eigentlich die Veranlassung oder gar die letzte Ursache zum Kriege ist, das ist schwer zu sagen. Es scheint doch, daß die Annexion der Transvaal Republik

seits der Engländer überreizt und ungerechtfertigt war, und daß infolge dieses politischen Verhältnisses eine Reihe der schlimmsten Verwundungen herbeigeführt worden sind. Es scheint sogar, daß die Transvaal-Buren mit den sonst sammt allen Schwarzen von ihnen so tief verachteten Julus ein Bündniß schließen wüßten, falls man ihnen ihre Abhängigkeit nicht wieder gibt. Damit würden sie freilich ihre eigene Lage nicht unmerklich zu Lasten der Vertheidiger, zugleich aber die Fortwärtung in Südafrika unendlich vermehren und die Engländer, welche schließlich doch das Feld behalten werden, in große Noth bringen.

China.

Im Londoner Krankenhaus zu Shanghai kam ein sehr räthselhaftes und merkwürdiges vor. Ein Chinese brachte sich dem Doktor vor und bat, man möchte ihm einen Finger ab schneiden. Der Finger wurde untersucht, aber daraus nichts daran gefunden, was einen auf den Gedanken an's Abnehmen hätte bringen können. Auf die Frage, was er denn eigentlich wollte, erklärte nun der Mann: „Dieser Finger muß ich hergeben, wenn ich ihn an einem Nichtabbrennen, wird es mir viel mehr thun als wenn Sie ihn mit Ihrem Messer kühnigst ab schneiden.“ „Aber warum denn überhaupt den Finger abnehmen?“

„Ich bin ein großer Sünder, der weheht und muß nun auf diese Weise meine Sünden büßen.“ Und was waren diese Sünden? So viel man aus seiner Erzählung

entnehmen konnte, war er bei einem Straßenbau in Nanking von einem Ausländer angeheult worden und hatte — da dieser die Verleumdung eines Arabers für notwendig hielt — zu dieser nach menschlichen Begriffen höchst verbrecherischen That die Hand geboten. Die Erwähnung davon hatte ihm keine Ruhe gelassen. Ueberdies war jener Ausländer kein Aelterer, aber eine Witwe sammt ihrem Kinde benachtheiligt und unglücklich gekommen, während er selbst selber ein Ansehen und andere gehabt. Jetzt sei er alt und fürchte sich vor den Strafen, die in der anderen Welt nicht ausbleiben würden, er wüßte daher ein buddhistischer Priester zu werden und seine Sünden durch verdienstliche Handlungen abzuwaschen. Vor allem sei er entschlossen sich jetzt einmal einer Austerität abzugeben zu lassen, man möchte ihm doch diesen Liebesdienst thun u. s. w.

W. H. Martineau ließ sich nun näher mit dem armen Mann ein und suchte ihm zu zeigen, daß es einen besseren Weg zur Vergebung seiner Sünden gebe, als den von ihm betretenen. Der Mann ließ sich eine Heilung von Christus, der Sündenvergebung u. s. w. vorreden und erklärte dann: „Schön, das habe ich alles bereits früher gehört. Es ist mir auch gar nicht so sehr darum zu thun, daß ich gerade ein buddhistischer Priester werde. Ich bin ebenso bereit, ein Christ zu werden; ich möchte nur wissen, wie viel Sie mir geben wollen, wenn ich das thue!“

— **Witaien** Ein Geistlicher in Valparaíso hat sich in Verbindung mit den niederwirdigen Bewohnern der **Witaien** Insel gesetzt und von dem Vorsteher des neuen Gemeinwesens in einem vom 12. Aug. 1875 datirten Brief folgende Aufschlüsse erhalten. Völli die einzige Sprache ist ihnen bekannt; nur ein **Witai**, ein amerikanischer Missionar lebt unter ihnen, sie haben ihre eigenen Gesetze, einen Oberhirt und zwei Beistände; jeder wird jedes Neujahr neu gewählt, oft behält der gleiche Mann das Amt aber mehrere Jahre lang. Die Verletzung und Strafe kommt sehr selten vor. Der **Witai** ist Geistlicher und Schulmeister zugleich, seine Tochter **Maria** hilft ihm in der Unterricht, an Sonntag ruht Arbeit und Vergnügen zweimal findet Gottesdienst statt, überdies Morgens und Abends Sonntagsschule, jeden Mittwoch wird eine Bekehrungs- und jeden ersten Freitag im Monat eine Bekehrungs gehalten. Jede Familie hält Versammlung alle Morgen- und Abendgottesdienste. Gute Freunde in San Francisco und sonst verloran sie mit Bibeln und Gebetsbüchern, es ist eine öffentliche Bibliothek da, deren Benutzung jedermann freisteht. Ränke und Tische für die Schule werden an der Insel selbst gemacht, an Tafeln fehlt es aber sehr, jedoch Tische Papier u. A. bekommen sie von vorbeifahrenden Schiffen. Karten fehlen ganz, obgleich man sie für den geographischen Unterricht notwendig brauchen würde. In der Schule finden sich

1-2 Atlanten. Ihre Nahrung siehe Kartoffeln, Mais, Bananen u. pflanzen sie selbst. Kleider und Schuhe verweben sie selbst von den Schafen gegen Gamas und Felle. Arbeiter hatten sie viel. Vieh ist sehr selten die Schweine aber aus. Mais und Weizen gibt es nicht, dagegen Ananas, Trauben, Citronen, Kirschen und ein paar Feigenbäume. Traubholz findet sich sehr viel, ebenfalls auch keine Pferde u. s. w. Die Ratten dagegen sind sehr zahlreich und laien. Auch gibt es Schafe, Hühner, Kanarienvögel, Katzen und Hunde. Thierkranken sind ganzlich unbekannt. An Wasser fehlt es nicht, da es gewöhnlich einmal monatlich regnet. Quellwasser aber findet sich auf der Insel nicht. Die Häuser sind so bequem als möglich eingerichtet, Küche und Stube werden getrennt voneinander. Reiter, berittene Genossen sind in Gebrauch aber als Medizin, Trankstoffe also nicht. Ansteckende Krankheiten kennt man nicht. Kopfweh und Zahnschmerz kommt am häufigsten vor. Sie haben eine kleine aus Valparaiso ihnen gesandene Apotheke. Der Umgang verhält sich dieselbe. Seit 1879 sind ungefähr 12 Todesfälle vorgekommen. Mit Tadeln steht keine Verbindung mit der **Witai** Insel und Neuseeland nur eine geringe Verbindung halten aber diese **Witai** Insel. Auf dem Wege von oder nach San Francisco. An Werkzeugen fehlt es sehr, besonders fehlen sie sich nach einer großen Säge und Zellen, ebenso nach Tadeln und

ten Feln, auch ein paar Fabeln mit Porai stellen waren ihnen sehr erwünscht. Ihre Zahl im Dec. 4000 annähernd und 50 weiblichen Geschlechts. — Neuloh hat auch ein ergiebiges Ritzgewand. Diese Insel bezieht sich ein Vordel des Admirals De Horsey bestätigt hainimliche obige Angaben.

Ulmantelk stammt diese Parcarner von den 100 metterischen Matrosen, welche 1789 auf der Arke landeten. Erst 1814 entdeckte man sie. 1806 wurden 100 auf die Norfolk Insel gebracht. 1809 leisteten ein paar von diesen zuerst und bilden seit mit den wenigen, die 1806 zurückgeblieben waren die Bevölkerung von Pitcairn.

In den Katholischen Missionen vom Arch. d. A. findet sich folgendes über die Freundschafts- oder Tonga-Inseln. Die ganze Bevölkerung beläuft sich auf 22000 Seelen, von diesen geboren aber nur etwa 2000 der katholischen Kirche an. Es ist eben schwerer Prediger als Heiden zu beschreiben, und als letztere Missionare nur eifernmal auf diesen Inseln landeten waren die Heiden schon schon vorverkommen, die Missionäre konnten also dort nur wenige Heiden sehen, wo der Arch. bereits die Gente gemacht hatte. Gegenwärtig gibt's auf den Freundschafts Inseln keine Heiden mehr, was nicht satzlich ist, ist vielmehr falsch. Wir können aber nicht gerade behaupten daß die Tonga-Inulanen bei dem Wechsel ihrer Religion so viel gewonnen haben, wie die Heiden von Wallis (Uta). Bei

den Tonga-Inulanen besteht vielmehr die Liebe zum Arch. schon, als die Sebnucht nach dem himmlischen und es wird fast scheinen, als hätten sich die methodistischen Sendboten vielmehr bemüht die Kleidung und irdische Bedürfnisse zu ändern, als die Sitten zu heilen. Was liegt aber daran, ob ein Volk sich mit irdischen Stoffen kleidet oder mit dem (matasch) Stoff aus geistlichen Stoff des Papasmanulbeisbaumes) ob es in Bretterhäusern wohnt oder in Laubhütten? Darin liegt nicht die wahre Civilisation, die Seele ist mehr zu berücksichtigen als der Leib, wenn die Seelen nicht besser werden wird ein Volk nicht glücklicher auf dieser Welt und von einem Heidenreich kann keine Rede sein. Um nur einen Punkt anzuführen, hat die Ehescheidung bei den methodistischen Tonganern die alte Eheverbrecherin ersetzt. Die Unauflöslichkeit der Ehe, welche das Evangelium so stark betont, wird von den methodistischen Predigern verworfen. Die Ehen werden auf Tonga mit angelaßener Leichtigkeit gelöst, es genügt daß der Theil, welcher eine Trennung wünscht, sich zum Bedingten bezieht, damit gibt es denn auch in einem einzigen Jahre auf Tonga mehr als 200 Ehescheidungen. Dieser als scheinliche Maßnahme beginnt selbst den Eingebornen zu verwirren, und sie glauben, daß die katholische Religion in ihrer Sittenlehre eifriger, strenger, göttlicher sei als die sie bedingende. Davor beugen die Missionäre die Hoffnung doch das Licht endlich über die Finsterniß

den Sieg davontragen werde und daß das unglückliche Volk, das vom Heidentum zur Härene übergegangen ist, endlich in den wahren Schafstall euführen werde.

„König Meerz ist ein noch
kattger Weis von bemerkens-
werthen Eigenschaften, er beschloß über-
haupt über den Anbipfel Ge-
neß nahm die Medoß plan a u
der Insel auf und befehlte sich
u. v. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 8

folat, jetzt aber betrifft eine re-
weilte Toleranz da jedoch man sich
mit den Katholiken nicht sehr
angut a sich bezieht. Doch man
man bekennen das Manu Manu
nicht mehr fruchtbar geist ist,
in Gegenwart wird sein Verhal-
ten gegen sein Jahr zu Jahr
günstiger. Ein Katholischer Mis-
sionar schreibt sogar, „Aber
Korea Manu Manu es ist die
manne hat Religion gebrat,
was es für die eigene geistlich
hat“ Es ist sehr gut zu sagen.
Sie hoffen daß man in Europa
viel für seine Belohnung geleitet
hat Nur das Gebet kann
uns lehren das Beste aber in
18. Jahrhundert“

Bücherlehen.

Und fernem Osten und Westen. Mit der Spanen Zeit und
Zukunft. Von F. v. Greibner und Scherreb. 1. B.
Vierundzwanzig Mapten. Mit fünf Kupferstichen. Wien. Bei
Leopold. J. Hartlebens Verlag 1870.

Ein fehr geistvoller und verdienstvoller Kenner der ostindischer Sprache gibt uns hier eine ebenso unterhaltende als belehrende Skizze hiesiger der vor ihm zu den österreichischen Anzeiger „Verheirathete Nachrichten“ vom 10. Mai 1871 bis 21. Juni 1876 ausgehenden Wochenschrift. Die schon die Widmung an „Irene“ (Irene, Iche Nee) erwarten läßt, findet sich in dem ganzen Buche, was das Buch nicht eben nur den guten Geschmack verleiht, sondern auch, was man sich aller Kennenden herden kann, die aber zu ganz, Kothama und San Francisco zu beziehen hatten. Zieht man von dem Vollen das Jahrestexte durch, so erwartet man nicht ein Neues zu finden, es dann aber um so ansehnlicher.

hin maß: der ethnographischen und religionsgeschichtlichen. Auch hier hat der Lesende scharf beobachtet und wahrheitsgemäß berichtet. Wenn er, B. erzählt, daß es in Uzi, den Haupten der nördlichen Mongolen, 1. 100 Yamas gibt und überhast von allen mannlichen Bewohnern der Mongolen wenigstens der dritte Theil dem „geistlichen Stande“ angehört, so konnte das nicht übersehen erscheinen, es stimmt aber völg. B. mit den Berichten des Vendomer Th. 1. 10. 11. 12. überein. Ueber die mongolischen Frauen über Frauen (Mutter) erfahren wir, daß sie fast alle sehr beschränkte, unentwickelte, kindliche Menschen und Gedächtnis besitzen. Sie leben und auch das nur mangelhaft. „Von Jugend auf gewohnt, sich selbst für Lebensgeister zu halten, glauben sie, hängt an die geistliche Abkunft und an ihre Wiedergeburt nach dem Tode. Sie sagen nie: wenn ich sterbe, sondern wenn ich umgekehrt werde. Die gütige Beschränktheit der Frauen, welche den Yamas die Herrschaft sichern, wird von diesen mit der größten Sicherheit überwacht, jedoch, wenn einmal ein bezahmes Kind zu dieser Stellung erhoben wird, es von seinen Vätern verpflanzet wird. Schrecklich sind die Bilder, welche uns der Kenner aus dem Leben und Sterben der Mongolen verkündet. Ein merkwürdiges Geschlecht sind die Jachar Mongolen, die schon halbe Chinesen sind, aber von diesen nur die schlechten Eigenschaften angenommen haben, ohne die mongolische Liebe zu verlieren abgelegt oder die mongolische Verachtung beibehalten zu haben. Ueber die Zinzen-Mongolen hatten wir gern mehr erfahren, ebenso über die zwei protestantischen Missionare in Kasan. Schauerlich ist die Ausbeutung der Mongolen durch verführte Chinesen. Höchst interessant sind die ethnographischen Schilderungen des zweiten Kapitels, wo uns der mongolische Nomade vor Augen geführt wird, wie er lebt und lübt. Eigenthümlich verkehrt, kann man ihn übrigens bezweifeln, sind des Lesers den Bemerkungen über die Religion. Daß er gesagt, daß neben dem Buddhismus noch viele Reste des Schamanismus bei den Mongolen sich finden, sagt er fort: „Der Buddhismus, dessen heiliges Ideal seine Verstandlichkeit ist, paßt ganz zum Grundcharakter des Mongolen. Er hat einen furchtbaren Aberglauben erzeugt, welcher den Nomaden von jedem Fortschritt fernhält und ihn antreibt, in nebulösen und abstrakten Ideen über die Gottheit und das Leben im Jenseits das Ziel des menschlichen Daseins zu suchen. Diese Grundzüge des Buddhismus sind von

Vicarar. Ein Westlicher in Valparaiso hat sich in Verbindung mit den merkwürdigen Bewohnern der Pucara Insel gesetzt und von dem Vorsteher des kleinen Gemeinwesens in einem vom 14. Aug. 1878 datirten Brief folgenden Aufschluß erhalten: Was den civilisirenden Spiritus ist ihnen bekannt; nur Ein Arbeiter, ein amerikanischer Matrose lebt unentlohnt; sie haben ihre eigenen Gesetze, einen Herrscher und zwei Berater; jener wird jedes Neujahr neu gewählt, oft beihält der gleiche Mann das Amt aber mehrere Jahre lang. Gesetzüberletzung und Strafe kennt sehr selten vor. Dr. Simon Young ist deutscher und Schulmeister zugleich seine Tochter Rosalind Amelia hilft dem Unterricht; am Sonntag ruht Arbeit und Vergnügen, Normal fabel Gottesdienst statt, überdies Morgens und Abends Sonntagschule jeden Mittwoch wird eine Melancholie und jeden ersten Freitag im Monat eine Besinnung gehalten. Jede Familie stellt rechnung ihre Vorrath und Abendessen. Gute Freunde in San Francisco und so ist versehen sie mit Wein und Gewürzen, es ist eine erstaunliche Ruchensubstanz da, deren Zirkulation jedermann freisich. Wende und Lücke für die Schule werden auf der Insel selbst gemacht, an Tischen fehlt es aber sehr; Jedem, Tinte, Papier u. A. bekommen sie von vorbeifahrenden Schiffen. Karten fehlen ganz, obgleich man sie für den Geographie Unterricht notwendig brauchen würde. In der Schule finden sich

1 2 Milanten. Ihre Nahrungs-
sühe Kartoffeln, Bohnen, Pannan
re pflanzen sie selbst Kleider
und Seife verfertigen sie sich von
den Schalen gegen Gemüse und
Kräuter. Auch hatten sie viel
Zwiesendahl jetzt werden die Banane
aber aus Reis und Mais ge-
braucht dagegen Ananas Trau-
ten Citronen Kokosnüsse und
ein paar Nereitbäume. Natheh
habet sich fast gar nicht eben-
falls kein Buch keine Pferde, Stiel
u s w. Die Watten dagegen sind
sehr zahlreich und haben sich
bis Siam, Japan, Schwane,
Sibuet, Ragen und Hunde. Thier-
krankheiten sind gänzlich unbe-
kannt. An Wasser fehlt es nicht,
da es durchschnittlich einmal monat-
lich regnet. Quellwasser aber lan-
det sich auf der Insel nicht. Die
Häuser sind so bequem als möglich
einzelndet. Kirche und Schule
werden gegenwärtig verfertigt.
Aerztesche beratende Gelehrte
sind in Gebrauch außer als Me-
dizin. Trunkes gibt es nicht.
Anfiedende Kranke kann man
nicht: Kopfweh und Zahnsch-
merzen kommen am häufigsten vor. Es
haben eine kleine aus Palmaran
ihnen zugekommene Apotheker.
Dr. E. Bourg verwaltet dieselbe.
Seit 1840 sind ungefähr 12 To-
desfälle vorgekommen. Mit Tabak
betreibt keine Verbindung, mit der
Welt. Insel und Festland war
eine geringe Neuerung beiten
aber öfters Rauffahrten. Schiffe
auf dem Wege von oder nach
San Francisco. An Werkzeugen
fehlt es sehr, besonders können sie
sich nach einer großen Saage und
Reilen, ebenso nach Tafeln, und

1

2

den Sieg davontriet werde und daß das unglückliche Volk das vom Weidwunde zur Waise gekommenen ist, endlich in den uralten Fassung einsetzten werde.

König Georg ist ein noch kräftiger Mann von bemerkenswerthor Einsicht; er herrscht schon lange über den Ardipel. Er zient nam die Weisheit auf der Insel auf und lehrte sich in ihrer Lehre, sein Beispiel aber hat seine Unterthanen in dem uralten Ebnut bewogen, da sie glaubten, seine andere Religion, wie ihr König bekennen zu dürften. Als später die katholischen Missionare kamen wurden sie von König Georg abgewiesen und die kaiserliche Religion wurde ver-

folgt, jetzt aber herrsch eine ar wige Toleranz, die jedoch noch mal den Katholiken nicht ihre Gatten sich beweist. Doch nun man bekennen, daß König Georg nicht mehr feindlich gegen die im Gegentheil, wird sein Verhalten gegen sie von Jahr zu Jahr günstiger. Ein Katholik der Missionar schreibt sogar: „Nur König Georg“ hatte er für die Wahrheit im Glauben, gethan, was er für die Wahrheit ankan hat.“ Er ist sehr gütlich, Sie wissen, daß man in Carora viel für seine Religion arbeiten hat. Nur das Geringe kann ich bekennen, das selbst aber in zu ungenug.

Bücherchau.

Aus fernem Osten und Westen. Zügen des Japans, Pers und Siam. Von J. A. Kreutzer von Österreich, I. L. Venedigische Kapitan. Mit 100 Illustrationen. Wien. Ver. Verlag. A. Hartmanns Verlag 1872.

Ein feinerer Leser, den verschiedeneartigen Einordnen erstreckender Sammlung gibt uns hier eine ebenso unterhaltende als belehrende Beschreibung der vor ihm mit dem österreichischen Reich auf „Erzherzog Friedrich“ vom 16. März 1871 bis 21. Juni 1872, angetretenen Weltumsegelung. Wie schon die Widmung an „meine theure, liebe Frau“ erwarten läßt, findet sich in dem ganzen Buch nichts, was das hülliche Gefühl oder auf nur der guten Gesellschaft verletzen könnte, — ein Werk, das man nicht allen Menschen spenden kann, die über Siam, Japan, Siam und Siam zu verdrängen hatten. Zieht man vor dem Lesen das Inhaltsverzeichnis durch, so erwartet man nicht viel Neues zu finden ist dann aber an so man-

Die Missionsniederlassung in Sikandra.

Von A. Wenger. Vortr. in Gag bei Jhlu.

In im Jahre 1875 der englische Thronfolger auf seiner Reise durch Indien die Nordwestprovinzen benachzte, lag es in seinem Plane, die Missionsniederlassung in Sikandra zu besichtigen. Dies konnte zwar nicht ausgeführt werden, aber schon jene Absicht beweist, daß es dort etwas Besonderes zu sehen gab, und wenn mehrere herrorragende Staatsmänner seines Gefolges, die Sikandra mit ihrem Besuche beehrten, gesehen hätten. „Wen wir England verlassen, haben wir nichts Schöneres gesehen“, so wird es sich zeigen, mit dieser Worte bekannt zu werden.

Agia, eine obberabte Stadt, die an dem rechten Ufer der Jumna liegt, war das erste Arbeitsfeld der englisch-kerchlichen Missionen in Indien. Schon im Jahr 1813 brachte der englische Kapitan David Scott, der später als erster Bischof von Madras bekannt wurde, einen Missionen mit sich, welcher im Dienste obgen. Missionen stand. Abdul Messih (Nacht des Messias) war gebürtig aus Kalnan, lernte als Knabe nach Jaagling in den mahomedanischen Schulen Delhis, diente dann als Sprachlehrer bei jungen Europäern und fand zuletzt Beschäftigung bei Henry Martin als Akkorder für die Missionen, das dieser in Sikandra übernahm. Voranien fand er, wie er sagte, „eine genaue Beschreibung seines eigenen Herzens“ und darauf gab er sich dem Hogen Gottes hin und lernte an die religionisierende Kraft des Evangeliums glauben; jedoch wagte er es nicht, mit einem öffentlichen Bekenntnis hervorzutreten. Erst als Martin im März 1841, Agia zu verlassen, vertraute er sich diesem an, ließ sich von ihm nach Allahabad senden und hier nach mehrmonatlichen Unterweisungen.

sein auf der ethnographischen und religionsgeschichtlichen Nach hier hat der Herr de selbst beachtet und wahrheitsgemäß berichtet. Wenn er z. B. erwähnt, daß es in Urga, dem Hauptort der nördlichen Mongolen, 10,000 Jamas gibt und überlegt von avari-
 18. nischen Bewohnern der Mongolen namentlich der halbe Theil dem „gehilligen Stande“ angehört, so konnte das abgetrieben erscheinen, es stimmt aber völlig z. B. mit den Berichten des Londoner Auf-
 19. senres G. M. M. überein. Ueber die mongolischen Religionen oder Systeme (Konfessionen) erfahren wir, daß sie fast alle sehr heiligtliche,
 20. laienhafte, heidnische Religionen sind. Höfliche können sie betrachtet
 21. sein und auch das mit mongolisch. Von Jugend auf gew. u.
 22. sch. selbst für lebendige Götter zu halten, glauben sie nicht an ihre
 23. göttliche Natur und an ihre Wiedergeburt und dem Tode. Sie
 24. sagen nie „wenn ich sterbe“, sondern „wenn ich angelobt werde“.
 25. Die zeitliche Verdrängtheit der Religionen welche der Jamas die Herr-
 26. schaft überträgt, wird von diesen mit der höchsten Eifersucht verwahrt,
 27. sodas, wenn einmal ein begabtes Kind zu dieser Stellung erheben
 28. wird, es von seinen Vätern verpflegt wird. Schrecklich sind die
 29. Wunden, welche aus der Wende aus dem Leben und Sterben der
 30. Mongolen hervorgehen. Ein merkwürdiges Beispiel ist die Kaiser-
 31. Mongolen, die schon harte Schicksale sind, aber von diesen nur die
 32. schrecklichen Eigenschaften annehmen haben, ohne die menschliche An-
 33. derheit abgelegt oder die menschliche Freiheit beibehalten zu
 34. haben. Ueber die Summe Mongolen haben wir sehr viel erfahren,
 35. ebenso über die zwei protestantischen Missionare in Kalzin. Es han-
 36. del sich die Ausbreitung der Mongolen durch verschiedene Ursachen.
 37. Nicht interessant sind die ethnographischen Studien des zweiten
 38. Kapitels, wo uns der mongolische Herrscher vor Augen geführt wird,
 39. wie er lebt und stirbt. Eigenthümlich verfährt, denn lassen sich ganz
 40. begreiflich, sind die Menschen zu betrachten über die Herrschaft. Nach-
 41. dem er gesagt, daß neben dem Buddhismus noch viele Mitle des
 42. Schamanismus bei den Mongolen sich finden, folgt er fort. Der
 43. Buddhismus, dessen ethisches Ideal seine Predigten ist, ganz
 44. ganz vom Charakter des Mongolen und bei einem harten
 45. Menschen erzeugt, welcher den Menschen von jedem Verstand
 46. freisetzt und ihn anregt, in abstrakten und abstrakten Ideen über
 47. die Welt und das Leben im Jenseits das Ziel der menschlichen
 48. Tugend zu finden. Diese Wunder des Buddhismus sind bei

ihnen. Nach vielen Zuden heißt man in Zikandra die Zuden
gehenden zu haben. Auf englische Meilen von Agia entfernt steht
das Kloster Agia der Hundert Jahre vorher ein prächtiges Man-
schien erbaut worden. Darüber liegt in einem kleinen Garten, der
von einer Mauer, mit Mauerwerk geputzten Mauer umgeben ist. Drei
kleine gewölbte Kapellen von rothem Ziegeln, mit Marmor und Gold
begraben sind, steht mit drei kleinen Zuden versehen. In diesen den Ein-
gang in das Klostergebäude. In das nördliche Gewölbe, in welchem
das marmorne Zuden liegt und welches von einer Fackelampe erleuchtet
wird, steht eine marmorne Figur, wie sich nicht eben so schön die
Zuden zu sehen werden. Die kleine Figur, die früher der Be-
kennung diente, waren ihm keine verfallen, nur als die Kapellen und
Zuden gaben sich jedoch von der Erde, die früher herrschte.
Hinter daneben liegt in einem ausgedehnten Park ein Altes, wenn
auch weniger prächtiges Gebäude, die Bibliothek der Mönche, eine
Gemeinde Altes, die, wie die Mönche sagen, eine portugiesische
Christen sein. Auf das letztere Gebäude richteten sich die Augen
jeder Mönche und sie wandten sich um der Mönche im Kloster
bestehen an die Oberkirche, welche auf das Geschlecht eingiebt und
am Ende der Einleitung einer Anstalt das große Ansehen
der Mönche über sich. Man begann ein neues Leben in man eben
Anfangen, die von Schutt und Staub gereinigt, da und dort ver-
ändert und ihren neuen Zweck deutlich gemacht wurden. Zehn
Jahre 1818 ging man an die Verfassung der Schulen von Agia
in die neue Anstalt, während die Mönche Anfangs 1830 in einem
nahe gelegenen Gebäude sich einrichteten. Demnach sagt die Geschichte
der Missionen in Zikandra an, den ersten übernahm
die englische kirchliche Missionsgesellschaft die Zirkel für die Frauen
Kinder und Kinder zu diesem Zwecke. Dornale mit seiner Waisen
als Lehrer für die Kleinen und Mönche Schneider und dessen
Zudem für die Mönche Anstalt.

Nachdem sich nun der Gesandte zu stand, und damit mehrte
sich auch die Zahl der Kinder. Alle fehlenden Kinder sollten mäßig
erhalten werden und dann wenn möglich zu Lehrern und Predigern ge-
richtet werden, die übrigen kleinen Knaben der reichsten unter
nicht erhalten und zu Handwerk zu gemacht werden. Bei den Mädchen
quasi als die Grundzüge, alle sollten sich in den Geschäften des
Hauswesens lernen, eine Anzahl der Begabteren aber zu Lehrern

nicht, und so war nicht zu verhindern, wenn ja doch so oft einwobte
hundertste mit hundertenden! Die in Verächtern, so zu Wer-
den ihrer Verachtung geworden; wer wollte für die Treue der
Christen büßen?

Der im Jahr beendete Missionar erklärte aber dem Kom-
mandanten: „Wenn Ihr die eingebornen Christen nicht Aufstuf-
nehmen laßt an der Schule, den das Amt der europäischen Christen
gelehrt, so werde ich gewiss diese Christen nicht verlassen und
die Gefahren theilen.“ Das Wort öffnete die Thore, und da-
nach die Belagerten, welche Mordgefahren sie an der Christen
hatten. Ohne deren Hilfe hätten sie wohl die Belagerung nicht so
ausgehalten, denn viele Arbeiten, die zu thun waren, fielen den des
Missionsmännchen Europäern zu schwer, und sie waren den Mi-
streisungen erlegen, während diese Eingebornen sich allen Arbeiten
mit Lust und Eifer unterzogen. Als nach länger, kurzer Zeit endlich
der Feind abgezogen war, fanden die Europäer so viele Christen
wie noch zu ihren Füssen zu behalten, da sie dieselben in der
Folgezeit hatten schenken können, und man durch den Wegzug der
Christen nur die Missionen niederlassung in Zikandra entbehrt. Aber
was zeigte sich der Grund: erstanden und den Missionaren am Tage
hinter. Die europäischen waren zerstückt, die Priester zerstückt,
die Tempel in Brücken und Häuser zerstört, die ungeheuren Vor-
räthe an Papier und gedruckten Sachen verbrannt. Man verbrannte
den Schaden, den die Heiden in Agra und Zikandra zusammen
angewandt hatten, auf nahezu eine Million. Die wenigen Christen
finden in Malabar eine neue Heimat, die Missionen, die sich
die vermindert hatten, brachten nun wieder in Agra unter und da-
nach an eine Wiederherstellung von Zikandra zu denken wagte,
wurde ein großer Theil des druckbaren Materials zu andern
Zwecken verwendet. Das Land kam wieder zur Ruhe und alles
ging seinen gewöhnlichen Gang, nur die Missionen niederlassung von Zi-
kandra erstirbt nicht mehr!

Wie schwer Zeit ein Hungersnoth zur Vermeidung eines Wagnis-
bares und zur Verminderung der Christen der Christen. Mir am ge-
fährlichster, so wurde eine zweite Hungersnoth 1861 und 1862)
die Veranlassung der Wiederherstellung der Mission. Wieder sah
man Tausende von abgemagerten, ausgehungerten Gestalten in die
Sträße hinstromen, und wie im Jahr 1837 fanden sich wiederum



Die Millionsniederlassung in Sikandra.

Von A. Winger, Warrer in Egg bei Zürich.

In dem Jahre 1875 der englische Thronfolger auf seiner Reise durch Indien die Nordwestprovinzen besuchte, lag es in seinem Plane, die Millionsniederlassung in Sikandra zu besichtigen. Dies konnte zwar nicht ausgeführt werden, aber schon jene Absicht beweist, daß es dort etwas Schönes zu sehen gab, und wenn mehrere hervorragende Staatsmänner seines Geistes, die Sikandra mit ihrem Besuche besuchten, geistlich migten: „wie wir England besuchen, haben wir nicht Schöneres gesehen“, so wird es sich lohnen, mit diesem Werke bekannt zu werden.

Agra, eine altberühmte Stadt, die an dem rechten Ufer der Jamma liegt, war das erste Aufstehung der englisch indischen Weltgeschichte in Indien. Schon im Jahr 1843 brachte der englische Kapitän Daniel Gortle, der später als erster Bischof von Madras bekannt wurde, einen Arabier mit sich, welcher im Dienste oberer Behörde stand. Abdul Meisich (Nacht des Meisich) war geboren aus Kasan, lernte als Knabe und Jüngling in den mahomedanischen Schulen Dehli's, diente dann als Sprachlehrer bei jungen Europäern und fand zuletzt Beschäftigung bei Henry Warren als Advokat für's A. Testament, das dieser in's Hindustani übersetzen ließ. Daraus fand er, wie er sagte, „eine genaue Beschreibung seines eigenen Vaters“ und deshalb gab er sich dem Gize Warren hin und lernte an die feingemachte Kraft des Gortle gelehrt zu geben, jedoch wagte er es nicht mit einem öffentlichen Bismarck hervorzuweisen. Erst als Warren im Begriff war, Agra zu verlassen, vertraute er sich diesem an, ließ sich von ihm nach Kasan senden und hier nach mehmonatlichem Unterrichte laufen.

Nach rückte er den Namen Jün öffentlich und wurde Jün in im
 Tsch der englisch heißen. Als das Secretariat nach Naga ge-
 rückt, wiewohl er, wie schon bemerkt, unter der Aufsicht des Kaplans
 stehen sollte. Da damals von Seiten des englischen Vizekönigs
 Schenkungen in Betreff seiner Ordination gemacht wurden, so
 wurde ihm dieselbe von einem amerikanischen Obersten unter dem Namen
 Jün Abetopare wieder zu vergönnt, bis er 1827 in Naga zu
 einem Jahre einwand. Seine Arbeit im Feld und Schule war
 von Erfolg gekrönt, denn die Missionarjeschafft sah sich ver-
 anlaßt, neue evangelische Arbeiter zu senden, und der Vizekönig von
 1829 bezeugt, daß die Mission, sowie die dortige Kirche in Naga
 sehr gut besetzt waren. Erst im Jahr 1837 trat ein Vizekönig in
 die Arbeit ein.

Es war kein leichter Anfang für den Missionar. Eine furcht-
 bare Hungernoth hatte ihm die Lebensgrundlage entzogen. In
 gewöhnlichen Jahren sind die Missionen außerordentlich fruchtbar
 und erlangen nicht nur die Gabe der 100 Personen auf die eng-
 lische Quadratkunde, sondern viel Frucht kann noch ausgeführt
 werden. Um so erschreckender ist es, wenn eine oder mehrere Grenzen
 ausdrehen, wie es damals der Fall war. Jün wurde als Vor-
 rath auf dem Lande aufgebracht, dann streuten die kalifornischen
 Vandalen in die Städte, wo sie Hilfe zu finden hofften. In
 Naga bildete sich bald ein Hungerrath, welcher der Missionar eines
 der thätigsten Mitglieder war. Ein Hungerstich für die neuen Co-
 lonisten wurde erachtet und ihnen (den Vandalen) sehr viele
 kamen in solchen Zustände, daß sie nur noch wenigstens sterben konnten.
 Eine Zeit lang wichen 1500 über 200 Kinder aus dem Spital
 gehend. Nach Beendigung der Thematik blieben noch noch 100
 Waisen oder mehr, auf die niemand Aufpaß machte, und das
 Hungerrath erst die den Missionar, Maßregeln zur Unterbringung
 derselben zu treffen. So wurden 180 Kinder und 150 Mädchen in
 einigen Häusern der Stadt versorgt; aber trotz der Folgen der
 früheren Entbehrungen, theils der Hungerrathung in erg. Mann-
 schaft und die ungesunde Lage der letzteren brachten vielen Kindern
 den Tod, während andere angestrichelt wurden, in dem Tod er-
 baute.

Das waren schwere Tage für den Missionar, eine Ausdauer
 schon unumgänglich; aber no Platz findet für eine so große Noth.

gebildet werden. So wurden ohne Verzug tüchtige Arbeiter herbeigeholt, und bald hatte das ehemalige Grabdruckvolk wieder vor den Anstichen der Zimmerleute und Schreiner, die im Hufe ihre Arbeiten verrichteten, während in der Kammer allen die stillern Beschäftigungen der Weber, Teppichmacher, Zäpfster und Schneider vor sich gingen.

Im Jahre 1841 wurde der Arbeitskreis eingetheilt, der beinahe war, in Klasse alle ordnen ließ, zu verdrängen und Zalandria den Namen zu verschaffen, der es weit und breit berühmt gemacht; es war die Einführung der Buchdruckerei. Hierin ertheilte die Presse für den Bedarf der Mission, aber nach und nach stellten sich andere Aufträge ein, die sich so multiplierten, daß alle Kräfte der Presse und der mit ihr zusammenhängenden Handwerken hierin zu gebrauchen wurden mußten. So hielten ältere Judasdrucker dazu, während neue eingestellt wurden, bis daß alles eine ungeheure Druckerei und Buchdruckerei wurde. Zu jenen wurden über 1000 Personen dann beschäftigt, meistens aus dem Buchdruckerei, sondern viele eingeborne Christen, wie eine unendliche Heerde und Missionen fanden sie ihr tägliches Brod, und von den Schriftstücken und die druckliche Werkstätte her ein neues Leben empfing. Die Regierung beehrte ihr Wohlwollen und die Freiheit dadurch, daß sie einen Theil ihrer Druckerei nun in Schulen beschreiben ließ, und da sie fand, daß nirgends so pünktlich und gewissenhaft gearbeitet wurde, machten sich die Anträge. So wurde die Missioneniederlassung und Platte und trug ihre schonen Drucke als eine rechte Stadt auf dem Berge. Die Wachstumskraft konnte sich ebenfalls, um geräumliche Erweiterungen aus derselben warden überall hin geleitet und wuchsen, neue Christen machten wurden (hübsch) Hausfrauen und verheiratete Frauen, viele eingeborne Christen holten sich von nun an ihre Frauen aus dem Waisenhaus. Des waren die schönsten Jahre von Zalandria.

Doch der Sturmwind der Revolution wehte auch über dieses friedliche Thal und legte es hinweg. Der Militäraufstand des Jahres 1855 beendete so nicht nur die Mission des evangelischen Volkes, sondern auch die Ausbreitung aller Christen und Verewigung aller Spuren ihres Daseins. Lange hielten die Christen in Zalandria den Gefahren Stand, aber da einem neuen Angriff sollten sie Zerstörung in dem nahe gelegenen Berg von Alga. Zweihundert kamen an die Festungsthor, 25 waren unterwegs ermordet worden; sie wurden unerbittlich abgewiesen, man traute keinem schwarzen Gesichte

und es war nicht zu verkennen, wenn ja doch sonst erprobte
die and einander das Treue in Verrathern, ja zu Verrathern
Herrschaft geworden; wer wollte für die Treue dieier
in bürgen?

Der im Fort befindliche Mhierer erklärte aber dem Kon-
tinent: „Wenn Ihr die eingebornen Christen nicht Antheil
lassen an dem Schutze, den das Fort der europäischen Christen
ist, so werde ich gleichfalls diese Schutzstätte verlassen und
erleben theilen.“ Dies Wort öffnete die Thore, nach bald
die Belagerern, welche Vorgegenossen sie an den Christen

Die deren Hilfe hatten sie wohl die Belagerung nicht so
alten, denn viele Aboiten, die zu thun waren, fielen den die
ausgewählten Europäern zu Hilfe, und sie waren den An-
magen erlagen, während die Eingebornen sah allen Anstrengen
und sich untergeben. Als nach langer, langer Zeit endlich
und abzuwenden war, suchten die Europäer so viele Christen
möglich in ihren Diensten zu behalten, da sie dieselben in der
da hinten sich vor ihnen, und schon durch den Wegzug der
u war die Mithras-Idolatrie in Zirkeln eingebettet. Aber
hatte ich den Jurnstschänder und den Maroniten am Orte

Die Geschützwerke waren zerstört, die Pressen zerdrückt,
per 11 Klammern und Heber zerworfen, die ungeheure Vor-
an Feuer und gebrannten Ziegeln verbrannt. Man rechnete
dabei, den die Abellen in Agra und Zandera zusammen
hiet hatten, auf nahezu eine Million. Die wenigen Christen

in Mahabad eine neue gewahrt, die Wagenkinder, die sich
am besten hatten, griffen nun wieder in Agra an, und da
id an eine Wiederherstellung von Zandera zu denken wagte,
ein großer Theil des brandstarrten Baumaterials zu andern
zu verwenden. Das Land kam wieder zur Ruhe und alles
feierten ruhigen Gang, nur die Wüstengrunderstellung von Si-
gistrirte nicht mehr!

Bei der Zeit eine Panzerwehr zur Errichtung eines Waisen-
und zur Beauftrag der Grabstätte der Ästlin Miriam ge-
hört, so wurde eine zweite Panzerwehr 1861 und 1862
Errichtung zur Wiederherstellung der Anstalt. Wieder sah
Tausende von abgeritzten, rumpeligen Gestalten in die
hineinströmen, und wie im Jahr 1837 fanden sich wieder an

beinge, und viele leben noch in verlorenen Söhnen und Töchtern hat es leider auf nicht gekostet. Es wurde aber zu getraglich erkannt, was im Einzelnen aus der Aushaltstrenn zu beruhen wäre. An solchen wäre es nicht zu viel gewagt, wenn man als Andenkst über die in ein dristisches Bild der Parader, gleich verwandelte malen, eben die Wohlthaten die die die des Postels setzen wollte: „Reben aus den Tobten“

Die Mission in den Augen der Welt.

B. Lady Barker in Edendale.

Die geachtete und sehr beachtete Maria als eine eingeordnete Heuerungsmaunes in Not, hat in einem sehr interessanten „Zeite“ durchsichtbar in den Erinnerungen bei sich und dort auch von einem Mann ausserhalb erzählt, der nie auf der Welt hat in den Ehren die gewohnt hat. Sie war sie hundert herum, wo sie nur mit einer allgemeinen Verhältnisse, die sie über die Mission nicht, voranbrachte. Infolge des Jüdischen Krieges hat dieselben in gegenwärtig ein Gegenstand des allgemeinen Interesses geworden.

Als Kasse macht die Kaiserin den Grund eines neuen Mannes. Sie ist in der Welt getragenem Kaiser auf letzten Thronen, aber in der neuen beizarten Weise des Bilden. Ich habe die Statuen nun in vier verschiedene Welttheile geteilt, habe aber nicht ein einziges Andenken gefunden, das sich als einen freien Naturerkenntnis bezeugt hätte. Außerdem darf man sich aus der Augen lösen, daß es für den Kaiser ein ganz neues und zugleich verändertes Gedanke ist, überhaupt irgend eine Arbeit verrichten zu lassen. Die Arbeit ist nur die Frauen für den Mann nur der Krieg oder das Mithras. Demgemäß geht sein ganzer Schreber dahin, so wenig als möglich zu arbeiten, und damit Kaiser soll es ein, nur soll die Hand zu haben, „Wald er

*) Siehe die Bücherkass in dieser Nummer.

„Weil genug verdient hat, um die nothige Anzahl von Frauen zu lausen, die nur ihn arbeiten.“ Dieser Gang zum Nichts war es aber fast das einzige Schlimme, was Lady Warter die eigene Anschauung gegen die Kaffern vorzubringen hat. Im Allgemeinen ist sie sehr für dieselben eingenommen.

So sagt sie u. A.: „Ich gelte, daß mir jeder Grubel in dem Charakter der schwarzen Kreuze marzt, denn bei allen, die ich bis jetzt kennen lernte, fand ich dieselbe einfache, blinde, gepaart mit hartem, gesundem Menschenverstand. Sie schenken ganz besonders das zu, was ich alles aufzunehmen, was ihnen von Rührung und Erhabenem zukommt, und es sich zu Herzen zu machen. Ohne Zweifel findet sich hier eine viel bessere Grundlage, um beides anzunehmen und aufzubauen, als bei irgend einer andern schwarzen Rasse, die ich kenne.“

Mit großer Begeisterung gehen die Kaffern zu ihre Schulen und Schulen, deren sich mehrere in Worthing befinden, und eine der größten Schreienhöfen für uns, die nur ansehnlich rechnen, besteht darin, Vorne zu bekommen, weil von hier ab der regelmäßige Besuch der Kapelle und Schule nicht möglich ist. Vor ein paar Wochen besuchte ich Sonntags eine dieser Acker Schulen und war überwältigt von der Aufmerksamkeit der Schüler, die meist junge Männer von über 20 Jahren waren. Sie laßen wahrlich einen Eindruck in der Regel, die in ihre Sprache übersezt ist. Zwei und zwei saßen immer zusammen und besaßen sich viel Gutes und Verstand, einander auszuwählen. Einer sah auf dem Boden geschrieben an der Wand. Endlich fragte mich der Lehrer, ein junger Schwarzer, wo es mir recht wäre, ein Lied sagen zu hören. Auf meine laßende Antwort standen alle auf und sangen ein aus dem Englischen übersezt, was mit Lust und Nachdruck, aber ohne rechten Einklang. Auch für Acker und Frauen existirt eine Schulsche, doch ist sie nur sehr selten besucht.

Alle diese jungen Männer schienen die Sache recht ernst zu nehmen, und der Eindruck ihrer Gesichter war erregend, während sie während des langen Vortrags, bis den Vrede folgte und dann die Hochzeitsschule folgte. Von allen Seiten ist mir, seit ich hier bin, der Nach gegeben worden, keine anderen Rassen in Dienst zu nehmen, und ich möchte wissen, worauf sich das Verbot bezieht, das man gegen sie hat. Wenn Sie einen guten Diener haben wollen, so nehmen Sie einen Affen, der direkt aus dem

mit Zwangshilfen belegen. Wer daran verzweifelt, die Eingeweihten zu überzeugen, der sollte diese oder ähnliche Stationen besuchen, um sich zu überzeugen, wie leicht der kaffere bezugliche Zorn und Ohnmacht ankommt und wie gut er sich daran gewöhnt, in elbbarer und geistlicher Weise mit seinen Nebenmenschen zu leben.

„Sonderbare ist die Organisation der Westländer, und die Geschichte der Abderassung. Hier konnten wir nicht eine derlei merkwürdige, interessant deshalb, weil sie wieder das Verdacht einer korrumpirten Organisation noch eines künftigen Weltvergnügens in, sondern eigentlich das Werk eines einzigen Menschen und der thätigen Beweis, daß die Engländer die Regierung der Nationen auf Erden nicht zu fassen vermögen. Dabei habe ich mich sehr zu begnügen, als die angehörende Summe von Tugend und Gerechtigkeit, praktischen Menschenverstand, welche die Merkmale der Westländer, Westbedenken und Empfinden zu den und Stämmen der schwarzen Rassen des ganzen Erdballs an den Tag legen. Ich selbst bin eine standhafte Anhängerin der Freiheit und habe keine noch in der Nähe und Entfernung für mich mit der Schattenscheidung, aber ich sehe nicht ein, wie auch das hindern od. Thatsachen anerkennen, die sich mir von Freiheit zu bedrängt haben. Wie oft und wie, meine Schwester und ich, in Summa plebs mitten der Stille und guten Dämmerung des tropischen Wosthens auf eine kleine Verbindung gehen, in deren Mitte es großer, mit sehr bedeckter Zuppen über Thier und Mensch stand und Baumstämme die Erde bildeten. Es ist das tropische Meer wohl der Regenwald, der auf einem Waldhügel hinter uns hin ruht, um die Feuersorten zu öffnen oder aus noch einer Zeit auf irgend eine Gedanke oder ein Vergehen, sich wieder auf den rechten Weg und nach Hause zu bringen. Das ist eine Barock-Kavelle, welche Westländer elementale Kapelle haben, welcher eben Sonntags guter Mann kommt predigen, sagt einem Kugel gute Nacht oder eine Pflanzung Kinder. So an der der Weib, und in diese wenigen Worten liegt eine ganze Reihe von jahrelangen, geduldigen, beiderseitigen, demütigen, der Welt tragen unbekanntem Müssen des guten Samens. Der Gedanke ist es, was ich in der Weib für seinen Lebensunterhalt, seine künftige Weib über verwendet er dazu, die schwarzen Kinder

schimmernden Weissen Tüchern und dann gab es hart der Offerte von Schotten und Woll an den Lehnen der Stühle, durch die man Weg und Wand. Der große Mangel oder Ueberschuss an Schotten ist der an Woll. Die Annahme aber, der unser Blick ist, ist ganz von selber gegeben. Es ist etwas mehr als 1000 Stühle und des. Die umfänglichen, von den kleinen, grünen, zuckersüßartigen Wollpflanzen bestehenden Wälder machen den Eindruck üppiger Fruchtbarkeit. Untenwegs hatten wir dort und waren die geschätzten „antiken Gruppen“ von Mergel und Eichenholz in den Stämmen, welche Sie waren an der Straße beinahe und stützten sie gewöhnlich beinahe mehr Schaden als Nutzen. Aber aus nun den letzten Nachüberprüfungen hatten und in eine Mäse eingebogen waren, welche zur Hauptstraße der Annahme führt, haben wir uns gewiß von selbst selbst und Bewegung gegeben, daß es fast etwas weniger hätte sein können.

„Die ruhige Kunst hat uns die besten Stämme von Mergel und Auen entzogen, die sich während über die Straße hinüber und hinüber unterhielten, vermischt mit den letzten Stämmen ebenfalls schneidender Wälder, und als wir aus dem Schatten der Ranne auf die breite Dorfstraße herauskamen, die in der Mitte eine einen Einblick bis zu den dahinter liegenden Bergabhängen eröffnet haben war auch die Plauderreden und wurden von ihnen bekräftigt. Hier den Spazieren sitzen lauter und behaglich ansitzende Personen und Frauen, die ersten vornehmlich mit ihren schicklichen Ärgern (schöne Körper und Wägen von Schaf und Ziegen) zu sitzen, die andern starrer torn essend oder ansitzend und nur den Verkauf zubereitend. Ueberall sah man starrer und starrer Stämme, reiste Labors wälzten sich glücklich im Staube oder vogten an geschickten Wägen, während andere sich benutzten, mit Ärgern und Ziegen die großen hölzernen Kessel zu reinigen, die eben aus dem Breiten kommen. Zehender Teufel sagte sich denn auch in jeder irdischen Wiese, aber unter von derselben dreierleiigen Arbeit — an den ganz wie ein Ziegenkessel — mehr oder weniger sichtbar in der Nachbarschaft jedes Hauses.

„Die Arbeiter von Odenda wägen nicht in starrer Wägen, sondern in sehr hübsch aussehenden, kleinen, von geschickten Leuten angeführten Wägen, die einander alle ähnlich sehen. Sie haben gelb oder roth angestrichene Wägen und sind zur Hälfte

zu empfinden, die er auf diese Weise jede Woche sieht und von denen jeder ebenso schwarz ist, wie er selbst.

Aber es ist ein Leben, ich erzähle in Kürze, wie die Aufstellung entstand. Gründer und Organisator war der Rev. James Allison^{*)}, ein westcanadischer Methodisten Missionar, der lange und mit Erfolg unter den Basuto und Kunguwa-Stämmen im Innern des Landes thätig gewesen. Außere Umstände und Privatverhältnisse, die ihn nicht weiter hielten, veranlaßten ihn, die hiesige „Mission“, welche 1840 Meres Land erfaßt, von Pretorius, dem alten holländischen Plantagen von Fictal, zu kaufen und sich da niederzulassen. Ein großer Theil seiner Herde, die ihn in warmer, herrlicher Umgebung auflegte, folgte ihm und theilte treulich seine Schwelgerei. Damit war der Stern zu Aufstellung gegeben, und Allison ist ein Mann von ebenso großem geistlichen Talent und praktischem Verstand, wie ein Lehrer von ungenügender Bezahlung gehalten zu sein. Der kleine Ort war rasch abgesteckt, die Fänge vergeben und die Parzellen der alten holländischen Freisassen begrenzt. Bald schaffte ich die Hände der eingeborenen Arbeiter oder Dies war im Jahr 1851. Der Anbau des Landes in der gegenwärtigen Zeichnung wurde erst ein oder zwei Jahre später in Angriff genommen. Als ich durch die fruchtbaren Felder mit ihrer üppigen, der Erde harterden Erde ging und in die ersehnten Gartenwerke schaute, zu welchen ein Ueberfluß von Senaße gebiet, konnte ich mir kaum vorstellen, daß diese Felder und Gärten noch vor vierzig Jahren gar nicht existierten, von Menschenhand unberührt und gewachsen seien. Seit mehr als 20 Jahren wird der Boden angebauet, ohne daß man ihm einen Wurm der Erde gönnt, den darauf oder ihn eine andere Bearbeitung, als die ersten Urflugs zu Theil werden ließ. Aber die Vertheile der Erde ist, die man anderwärts so unverantwortlich vernachlässigt, werden hier erkannt und bestraft. Alle paar Zweite steht man auf einem kleinen Hügel, der in wenigen Minuten vermischt mit einer Fackel bepflanzt. Si nad von dem Spiegel über ein helles Wässerschen nach unten und das kleine Rad des gemuthlichen Spazierganges, den ich machte, wurde ich nicht voran an das alte Sprichwort

^{*)} S. „N. H. Mag.“ 1875, S. 89. und Abgangmann, „Die evangelische Mission in Z. d. d. d.“, S. 140, 150 ff.

zu unterrichten. Ich bin so unwissend in Bezug auf die Gegenstände, in welchen sich die Disputats von uns unterscheiden, daß ich auf den Gegenstand nicht näher einzugehen wage — aber ich habe die selben Erfahrungen in Indien gemacht, habe in den Gymasien Theorien der hebr. Geschichte mehr als ein Vierteljahr gelehrt. Nachdem wir mit unserem kaiserlichen Zirkel perathigt sind, auf christliche Erleuchtung und ermuntern Lehrer, auf Pate Pate und auf Gott noch zu warten, fällt der Baptisten oder Methodistenprediger ein paar Paarschüme, macht eine Einförmigkeit, daß das Tschu mit Stroh oder Weizen und Korn, der umschwebende Pöbel, die Wirkung von der Erde und Barabrigkeit des Christenthums zu erklären.

„Edendale hat eine Kirche einen ebenso beschriebenen Platz gewonnen, aber als ich es an jenem sah, in dem Park lag, war es selber, ist der Ort und in diesem Ort. Ich bin vorzustellen. In unserer Meiner als ich eine reite und in der Art ziemlich hübsche, von Backsteinen erbaute Kapelle, einer mit roten lichen Zügen und hirschen Dekorationen ausgestattet und verziert. Das einfache Bauwerk hat mehr als 1000 Pl. Platz, jedoch, aber beinahe jeder Plötz ist von den Kesseln aufgetrocknet worden. Die 25 Jahre vorher wahrscheinlich noch nie eine Ficht oder eine Pflanz gezeigten hatten und in jeder Beziehung die waren. Und das ist, obgleich das größte und leistungsfähigste, nicht das einzige Gotteshaus in Edendale. Es gibt innerhalb des Reichthums der Jacobsthalitz (die nur 3000 Acres angebautes Land umfasst) noch eine zweite Kapelle, eine dritte befindet sich einige Meilen davon auf einer Art Plasmata on. Edendale besitzt ferner nicht weniger als 1 Schulen mit 200 Schülern, sowie 2 Sonntagsschulen, die von 280 Kindern besucht werden. Alle diesen Kirchen diamanten Gebäude sind aus altsäcischer Mauer der Eingeborenen erbaut, deren Zahl im Orte selbst nur 800 Seelen beträgt. Aber ich hörte mit Vergnügen, das Zorn. tags mehr als 500 hundert Maffern aus den benachbarten Strassen herkommen, um dem Gottesdienst beizutreten. Sie werden einweilen fast nur durch den Hunger angezogen, der für den Hunger ist das genügend, denn der Kaiser ist viel zu flug, um nicht bald den Hunger zu spüren, sein er murenlichen Mute, weiter armlichen Kleidung, seiner einformigen Haltung und den wohlgeordneten, gut gehaltenen und häufig wohnende Mitglieder der kleinen Gemeinde

Diesem Augenblicke kam mir für ihre eigenen Augen ein besseres und leichteres Unterrichtsmittel als das jetzt gebräuchliche — doch schwerlich mehr erwarteter werden. Ich gestehe, daß sich mein Herz sehr zu dieser Fichtmütze gen, hart arbeitenden, kleinen Gewandte hingezogen fühlte, und nicht allein zu ihr, sondern auch zu ihren zahlreichem Anhängern, die in weiter Ferne hiehin und dorthin verstreut sind. Die Verbesserung von Ebeidale deß ichon jetzt an die Zeiten, wo sie ihren gegenwärtigen Grenzen einwohnen nun wird, und hat weit sehr große, etwa 100 Meilen weiter im Innern des Landes gegenwärtigen Darmen anpflanzte. Dorthin sind bereits mehrere der etwa 20 Meilen aus der Mischkatian ausgewandert um in der Wildnis einen neuen Stern der Civilisation zu bilden und ein neues Genus nur ihre Segnungen abzuholen.

Auf die besondere und dringende Bitte der Besitzer trat ich in einige der Häuser ein. Mir laßt keinen Zweifel, wie reichlich und ordentlich es in allem ansehe, und wie gern der Wirth seine Wohnung schmückt. So, er thut, wie Ihr angeden werdet, wenn ich Euch eine dicke Abhandlung beschreibe, darin die Mithen zu viel. Das frugliche Haus lag etwas hoch an einer steil abfallenden Stelle und hoch nach vorn eine kleine Terrasse. Unter derselben befand sich eine Art von Hof, in welchem Wissen von Forderung fragten und glückten, und nördlich derselben lag etwa ein Acker Gartenland, in dem jedes Pflanzten mit Kartoffeln, grünen Erbsen und anderen Gewürzen bepflanzt war. Einige stene, roh gearbeitete Zinsen führten uns auf die Terrasse, und von dort wurden wir, mit 2103 und 2104 über den Hof in einer weißen Dorn, in den keine gepflanzten Durchgang des Hofes geführt. Auf der einen Seite befand sich die Küche und Kochstube, ein ziemlich läßlicher Raum mit hölzernen Stühlen und Tischen und einem großen, offenen Herd, auf dem kein Holzfeuer der angenehmen duffende Inhalt eines großen Topfes brühte. Die Wände des Gemaches waren das Dunkelste und schärfste, das ich jemals gesehen. Ursprünglich weiß angestrichen, waren sie jetzt vollständig mit rothen, blauen und gelben Mustern bedeckt, welche Linien für mehrfache und geometrische Figuren bildeten. Ein verfallener Stern in der Mitte eines Kreises schien eines der beliebtesten Muster. Das Giebel war nicht, als ob man ein Kandelaber gegen die Wand aufstellen könnte und alle bunten Figuren darin gelassen wären. Aber so prächtig der Raum war, so verfaul

erinnert. Sollt ihr sehen, so wird Gott die Leiden! Dem auf der Weizland und das Rehagen, dem man, Nage hier iherol, begegnete, fand darin seinen Ursprung. Die Leute hatten alles mit egeren Hasden gethan und in vorigen Jahr infanden 400 Pf. Sterb für die Befoldung ihres Weistheben aufgeschlagen.

„Herr Altherr, der die Annedlung vor etwa 12 Jahren verlor, hat seitdem drei oder vier Nachfolger gehabt. Der jetzige Prediger meher und, obgleich wir ihn ganz fremd waren, mit Ver, icher von Romanen blick und aus alles, wie es war, in den letzten, jetzt und meinem Wunsch, ein Verstandlich der Dinge zu gewinnen, auf e Niederwürdigkeit entgegenkam, Ros. Dame Eva, bekleidet seine Stellung erst seit 18 Monaten. Besonders überraschte mich ihr Bericht über die Begehung der eingelehnten Minder, und ich konnte nur von so lebhafter Bedauern, daß nicht in der ganzen Meone mehr Gelegenheit ist, sie auszubilden. In der Wälderchschule hab ich ein Missethater mit gesunden Augen, jauder gahder und von aller liebsten Wintern, das etwa 12 Jahre alt war ein Weib im Winter war. Die Minder hatte ihren Weib seit längerer Zeit, hatte die Verrechnungsgen hieher beabachtet, und nur der Eulid schen ihren Zahlenbagger finden zu können. Sie und ihre Schwester waren unzertrennlich und rathis bereitete ihr so großes Vergnügen, als ihren Missethater, beim Rechnen zu helfen. Alle Minder waren gut unterrichtet und machten ihrer eingelehnten Lehren Eile. Das ich am meisten für diese und andere Stationen wünschete, waren aber Unterrechte Anstalten, in denen diese gesuchten kleinen Dinger zu beschaffen Dienstboten für die Weisen und zu verständigen, Nagen Hagen für die Minder ihres egeren Volles herangezogen würden. Vor einigen Jahren hatte man hier eine Judenschule errichtet und es bekräftigte mich zu hören, daß man sie wieder aufgegeben. Dennoch waren einige eintzige Handwerker daraus hervorgegangen, die sich alle in der Ausübung ihres Gewerbes sehr wohl befinden und als geschickte Arbeiter täglich 5 1/2 Schilling verdienen. Diese Schule war von der Regierung auf jährlich 100 Pf. Sterl. unterhalten worden, eine Beihilfe, die man natürlich bei der aus privaten Freunden erfolgten Abstellung der Missethater abzog. Die noch existierenden Schulen erhalten von der Regierung nur einen jährlichen Zuschuß von 50 Pf. Sterl., und so klein die Summe ist, so wird man bei der Minder mit Steuern belasteten weichen Bevölkerung die sich in

die in Anzahl & bemerkt, für ihre eigenen Kinder ein besseres und komfortableres Unterweltsitzen als das jetzige einzuführen — doch darauf nicht mehr erwarten können. Ich gehe, dan ich mein Herz nicht zu dieser frecht uthigen, hart arbeitenden, kleinen Gemade hin setzen sollte, und nicht allem zu ihr, sondern auch zu ihren zahl reichen Anklagen, die in weiter Ferne hinhin und dorthin ver streut sind. Die Vertheilung von Ebenale denkt schon jetzt an die Mutter, wo sie ihren gegenwärtigen Grenzen entwachsen sein wird, und hat jetzt sehr große, etwa 100 Meilen weiter im Innern des Landes gekörnte Formen angesetzt. Dortan sind bereits mehrere der ersten Ansiedler aus der Mitte schon ausgewandert, um in der That, in einem weiter fern der Civilisation zu finden und ein neues Zeugniß für ihre Segnungen abzulegen.

Auf die besondere und dringende Bitte der Besucher trat ich in eine der Häuser ein. Sie hat keinen Begriff, wie reichlich und adrehtlich es in allen ansah, und wie gern der Kaiser seine stolze Frau schickte. Ja, er ist, wie ich zu sehen werde, wenn ich Euch eine dieser Wohnungen beschreibe, dann des Gutes zu viel. Das kleine Haus lag etwas hoch an einer steil abfallenden Stelle und noch mehr denn eine kleine Terrasse. Unter derselben befand sich eine Art von Hof, in welchen Hassen von Federn und Kränzen und glückten, und rechts derselben lag etwa ein Acker Gartenland, in dem jedes Pflanzchen aus Kartoffeln, kleinen Erbsen und anderen Gemüsen bestand war. Einige steile, roh gearbeitete Stufen führten uns auf die Terrasse, und von dort wurden wir, mit Stolz und Freude über der Ansicht einer weißen Dame, in den kleinen gestalteten Durchgang des Hauses geführt. Auf der einen Seite befand sich die Küche und Wohnstube, ein rechtlicher halber Raum mit hohen Stühlen und Tischen und einem großen, offenen Herd, auf dem ein Holzkessel der anzuehnt das erste Abkalt eines großen Topfes kochte. Die Wände des Gemades waren das Mufter und Muster, das ich jemals gesehen. Ursprünglich weiß angestrichen, waren sie jetzt vollkommen mit rothen, blauen und gelben Mustern bedeckt, welche sonstige symmetrische und geometrische Figuren bildeten. In der That, der Stern in der Mitte eines Kreises schien eines der beliebtesten Muster. Der Effect war ungefähr, als ob man ein Glas mit gegen die Wand geworfen hätte und alle bunten Figuren wieder gebildet wären. Aber so prächtig der Raum war, so verfiel

daß wir nur von der Einwanderung Hülfe für das Land zu erwarten haben und daß wir mehr weiße Leute brauchen. Mir rath es mir schonen, es ob wir die gerade nicht brauchen, wennstaus keine solchen Wesen, da man gewöhnlich als die niederen Rassen bezeichnet. Jede Sklavine wird sich bei der Einwanderung mündiger, geschickter Arbeitskräfte und züftiger Sklavinnen jeder Art, so arm sie auch an dufferen Mitteln sein mögen, gut ihnen und verbessern. Aber das erste, was die Weißen aller Klassen hier that, ist, daß sie Koffern unter ihre Bettmattgen zu bekommen und so viel als möglich aus ihnen herauszuschlagen vermögen, während sie sich über die Unwissenheit und Dummheit derselben belagert. Jeder wird hier sofort zum Herrn und Genskenman, der schwarze Leute unter sich hat, wie die Folge ist, daß man auch die einfachsten Dinge nicht ordentlich gemacht bekommt, denn die Weißen sind zu faul zum Arbeiten und die Schwarzen zu unwissend oder zu faul. Und dann schreit man über die fortwährenden Unbequemlichkeiten und die ungeordneten Verhältnisse, in denen wir leben. Englische Diener verlangen hier wegen baulich 2 oder 3 Staffern, was von diesen ihre Arbeiten verrichten zu lassen, und weder Männer noch Frauen scheuten, außer durch ihre Beauftragten, das Verlangte zu thun. Merken wir eine kleine Anzahl von Vertretern aus geschickten, taligen Handwerkern bisher bekommen, so haben sich Hund an Hund an den Männern, die über das ganze Land verbreitet sind und schon in der Züfte mündlich viel Gutes gethan haben, Gewerbebetriebe aufgelegt, und auf diese Weise wurde es noch und noch gelungen, aus das Material nutzbar zu machen, das wir in den Koffern bringen. Es scheint mir auf dieser Wege leichter möglich, ein Resultat zu erreichen, als wenn man Selbstladungen voll unverschämter, trager Gepäckstücke nach der Reise schickt. Wir müssen Mittel und Wege finden, die Sklaverei in die große Bruderschaft der Gesellschaft aufzunehmen. Sie sind ein tüchtiges, leistungsfähiges und leicht zu regerendes Volk. Ihr größter Fehler ist Trägheit aber in Quedale habe ich darauf nicht kochen, und ich auch keine Beweise dafür.

„Das Ende vom Lied aber ist, daß ich dringend warnen möchte, einige weiße Leute in England nahmen sich der Ansiedler in Quedale an, indem sie die dort bestehenden Zahlen unterfügten und wenn möglich, eine Unterbesuche anstelleten, in welcher die Sklaven die Zümmerei und andere Handwerke, die Mädchen häusliche Arbeiten

und die Faser harrte es auch, mehr an Anzuckerkheiten leidende Kinder zu sehen und zu hören, daß das Uebel hier häufig anstreife. In einem andern Hause, das nicht ganz so baufest war, wurde ich freijetzt empfangen, die Wärdin der Fräulein zu beistehen, die zum Tode im Gasse hing. Die Benutzen war hoch erfreut, als ich sagte, ich wüßte mir wohl einige der höchsten Meider von ihr beizugehen und noch mehr, als ab ich der Wärdin gemäß verfuhrte, daß ich nicht selbst so schwere Sachen besäße. Endlich wurde in allen Anzuckerkheiten werden von den Brautkapiteln und nun den Wärdin und Fräulein hatte man einen jungen Meiderladen aufstellen lassen. Das junge, recht hübsche Weib war die Frau eines reichen altlichen Mannes und ich wüßte wissen, wie sich ihre Leichte, und die Wärdin in diesen schweren und weiten Meidern angenommen haben mag. Es war Sonnabend; in allen Häusern wurde geküßt und rein gemacht und es gieng dabei fast zu wie in einem europäischen Dorfe, nur mit weniger Freit und Freigheit.

Da ich noch einen Blick in die Hauptkirche zu werfen wünschte, gieng ich nur aus und kamen gerade recht, um die Kinder, für welche die Schulstunden dieser Woche schloßen, janzend, singend, schreiend und pfeifend aus der Kirche hervorstreuen zu sehen. Die kleinen Mädchen machten einen sehr hübschen Anblick, die Mädchen hatten die schwere Form des Koffer-Gewandes beibehalten. Sie liefen die rechte Hand mit ausgestrecktem Mittel- und Zeigefinger empor und riefen: Aufsteh! ein Gruß, der um ein Gutes hübscher ist, als das Schwert der Wärdin und der Fräulein, den unsere Dorfkinder so häufig abgeben. Wie gern würde ich etwas zur besseren Einrichtung dieser Schulstuben beitragen und ihre Wände mit bunten Bildern und Wandanordnungen versehen. Die Wärdin hatte so vieles zu beschaffen, daß dazu kein Geld vorhanden ist und noch einige nicht sein wird. Was hat sich auf das Nothwendigste begeben müssen und konnte doch so vieles brauchen neue Bücher, Tafeln, Vorleser, Kiste und vieles Andere.

Ich bin kein National-Ökonom, und schon die Zusammenlegung des Mexico erschreckt mich; aber ich kann nicht umhin, zu bemerken, daß wir das gute Material, das uns zu Handen liegt, unbenutzt lassen. Wenn man hier aufommt, wird einem als etwas Erstaunliches erzählt, daß es in Natal 300,000 Kaffern und nur 17,000 Weiße gibt: gewöhnlich mit der angehängten Bemerkung,

daß wir nur von der Entvönderung Heil für das Land zu erwarten haben und daß wir mehr weisse Leute brauchen. Wir will, es nun scheinen, als ob wir die große nicht brauchen, wenigstens keine solchen Leuten, die man gewöhnlich als die niederen Klassen bezeichnet. Jede Klasse wird sich bei der Entvönderung tauglicher, geistlicher Arbeitskräfte und geringerer Capacitäten jeder Art, je arm sie auch an äußeren Mitteln sein mögen, gut finden und verbessern. Aber das erste, was die Herren aller Klassen hier thun, ist, daß sie Klassen unter ihre Vorwahlen zu bekommen und so viel als möglich aus ihnen herauszuschlagen versuchen, während sie sich über die Unwissenheit und Dummheit derselben beklagen. Jeder wird hier sofort zum Herrn und Identitäten, der schwarze Leute unter sich hat, und die Folge ist, daß man auch die einfachsten Dinge nicht ordentlich gemacht bekommt, denn die Weissen sind zu fein zum Arbeiten und die Schwarzen zu unvorsichtig oder zu faul. Und dann kümmert man über die fehlerhaften Unbequemlichkeiten und die ungeordneten Verhältnisse, in denen wir leben. Englische Diener verlangen hier einen Luthich 2 oder 3 Klassen, um das dicke rote Heben zu verrichten zu lassen, und weder Männer noch Frauen können, außer durch ihre Wollustgeizten, das Verlangen zu thun. Könnten wir eine kleine Anzahl von Lehrern und geschickten, tüchtigen Handwerkern hierher bekommen, so wären sich Ford in Ford mit den Weissen, die über das ganze Land verbreitet sind und schon in der Suite unendlich viel Gutes gethan haben, Gewerkschaften anzulegen, und auf diese Weise würde es nach und nach gelingen, uns das Material nutzbar zu machen, das wir in den Klassen besitzen. Es scheint mir auf diesem Wege leichter möglich, ein Reform zu erzielen, als wenn man sich selbst in der voll unverständigen, trager Europäer nach der Goldgrube sucht. Wir müssen Mittel und Wege finden, die Klassen in die große Unwissenheit der Civilisation aufzunehmen. Sie sind ein lazes, leichtlebiger und leicht zu regierendes Volk. Ihr größter Fehler ist Trägheit — aber in Edendak hörte ich darüber nicht klagen, und sah auch keine Beweise dafür.

Das Ende vom Lied aber ist, daß ich dringend wünschen möchte, einige reiche Leute in England nähmen sich der Arbeit in Edendak an, indem sie die dort bestehenden Schulen unterstützen und wenn möglich eine Gewerkschaft gründen, in welcher die Frauen, die Jünger und andere Handwerke, die Mädchen häusliche Arbeiten

erhalten konnten. Ich wünschte dazu sehr, daß dieser Plan, wenn er erst einmal heraus ist, erweitert und nach und nach in großem Maßstab über das ganze Land verbreitet würde."

Zuletzt der indisch-ländliche Missionar. Über die Briefe der Missionare mit den immer wiederkehrenden Beschwerdegeschichten, Dankskrieten, Klagen über Mangel an geistlichem Leben bei den eingebornen Christen und dahnlichem angeregt findet, der wieder sich an dieser sehr wohl zu gebenden und von Missionen kann ein Werklein zu haltenden Schilderung der englischen Väter erquickten. Man sieht aus denselben jedenfalls, daß es der Mission auch an in die Klagen fallenden Resultaten nicht fehlt. Väter Parker hat seine Briefe aufzählend, geschweige denn durch ein Vergrößerungsglas gesehen, als sie ihren Bericht in Edinburgh machte und doch hat sie niezt über denselben zu erzählen, als nur bisher in irgend einem Missionsbuch darüber gefunden. Der letzte Jahresbericht der Westengischen Missiongesellschaft (1878) 3. H. gibt über diese ganze Station richtig seine weiteren Nachrichten, als daß Miss Daniel Eva mit einem eingebornen Katecheten und 2 Schwestern einer Gemeinde von 22 Abendmahlsengenossen und 64 erst probeweise Aufgenommenen berichtet, daß 2 Sonntagsschulen mit 13 freiwilligen Lehrern und 137 Schülern und 2 Tagsschulen mit 83 Schülern und Schülerinnen da sind, daß in 3 Kapellen und 13 anderen Predigtstätten das Evangelium verkündigt wird, daß 33 Vortraprediger an dieser Arbeit theilnehmen und daß im Ganzen 1220 Personen die Gottesdienste besuchen. Die einzige weitere Bemerkung ist eine traurige und lautet also: „Auf dieser wichtigen Hauptstation gedeiht unser Werk gegenwärtig nicht so, wie wir wünschen könnten, da einige der treuesten Gemeindeglieder fortgezogen sind." Das ist alles. Väter Parker machte ihren Besuch im Mai 1873, dieser kurze Bericht ist nur 1 1/2 Jahre später geschrieben. Vergleicht man beide Darstellungen mit einander, so bekommt man nicht den Eindruck, daß die Missionare ihre Aussagen übertreiben oder ihre Beschaffen zu idealisieren suchen. Am Egenthümlich, es scheint zu treffen, was ein erfahrener und sachkundiger Mann über die indischen Missionare gesagt hat: „Im Grunde ver, als seien dieselben eher gewagt, ihre Arbeit zu unter- als zu über-schätzen."

Elsass und die Heidenmission.

Von F. Hermann Heeger

Die zwei Hefen der drei Regierungsbezirke, aus welchen das sogenannte Reichsland besteht, bilden das Elsass, mit einer (schätzungsweise) Zahl von 1,651,554 Zinsen, worunter sich bei der letzten Volkszählung 25,800^{*)} also Protestanten, 23,017 also Katholiken haben einschreiben lassen. Diese Protestanten theilen sich in zwei getrennte, aber von der Regierung gleich anerkannte Kirchen, die Kirche Augsburgerischer Konfession und die reformirte Kirche.

Die letztere, eigentlich ein fremdes Gewächs auf elsaßischem Boden, rührt im Nieder Elsass theils von der kirchlichen Herrschaft her, theils wurde sie durch französische oder niederländische Flüchtlinge dahin verpflanzt, während sie im Ober-Elsass mit dem fräheren Anschluß Altkatholiken an die Kirche zusammenhängt. Bei weitem die minder reichliche und zahlreiche, zerfällt sie in 4 Konfessionen mit 21 Pfarzgemeinden, welche sammt den vielen Filialen von 27 Pfarrern bedient werden. Es fehlt ihr in einem gemeinschaftlichen Band, da der vom Gesetz vorgesehene Synode sie ins Leben getreten ist. Dies Gesetz, die sogenannten organischen Artikel vom 18. Germinal X (8 April 1802) sammt den späteren Bestimmungen und Zusätzen, welche das Dekret vom 26. März 1802 herabzulegte, ordnet nach die Verfassung der lutherischen Kirche.

Es muß hier als bekannt vorausgesetzt werden, daß die Elsässischen Reformatoren anfangs der schwedischen Vorkriegszeit in Genetz waren, sich auf dem Reichstog zu Augsburg 1540, das von der evangelischen Reichsversammlung Konfession in der Abendmahlstheorie abweichende Bekenntniß eintraten, welches über u. Ströckburg getheiltlich „unser augsb. bek. Bekenntniß“ hieß. Doch schon einige Jahre später wurde neben diesem Bekenntniß auch die fürstliche konfessionelle Kirche von zu gutem Rechte angenommen, wodurch das Bekenntniß Bekenntniß immer mehr in den Hintergrund

* Von 10,402 den im Elsass lebenden Predikanten angehörig.

gedruckt wurde, so daß am Ende des 16. Jahrhunderts mit der Ausgabe (1788) veröffentlicht, noch zu Recht bestehenden Bräutungen der Landtags das auf der Augsburger und der Konfessionen beruhende Antikeitum zur Ergänzung der Herrschaft gehörte. Es gab daher mit vollem geistlichen Recht, daß jenes konstituierende Gesetz vom 18. Oetober des Jahres 1 der französischen Republik das nach der reformierten Kirche nach anschließenden Theil der Protestanten in Elß, sowie im übrigen Frankreich das Präbital „Kirche Augsburgischer Konfession“ bestellte.

Die nachher veränderte Verfassung dieser Kirche ruht auf den von jeder Pfarrgemeinde (192 an der Zahl) erwählten Presbyterialräthen; über dieser untersten Kirchenbehörde stehen die Konsistorien, deren je 4–7 Gemeinden eines bilden. Diese 31 Konsistorien sind in 7 Inspektorien getheilt, deren Abgeordnete die oberste kirchliche Behörde zu wählen haben. Es ist dies das Oberkonsistorium, das aus 21 Mitgliedern (zu zwei Dritttheilen Laien) besteht und jährlich einmal zusammentritt. Seine Befugnisse erstrecken sich auf die Anordnungen der Kirche und Ordnungen der Kirche nach auf die Einhebung neuer Abschiede, Nennungen, Einweisungen u. s. f., besonders aber auf die Leitung des Kirchenrechtsvertrages des ständigen Ausschusses, Direktorium genannt. Da die Verfügungen des letzteren aber regelmäßig genehmigt werden, so ist es das Direktorium, welches eigentlich und fast ausschließlich die Kirche regiert (im Falle 3. 11. die Pfarr-Einweisungen u. s. f.). Es besteht aus vier Mitgliedern und einem der geistlichen Inspektoren, welcher letztere, sowie zwei der Laien durch die Regierung ernannt werden. Trotz der demokratischen Anlage ist also diese Verfassung streng oligarchisch oder selbst monarchisch, da schließlich Alles auf den gleichzeitigen Präsidenten des Direktoriums und des Oberkonsistoriums ankommt, der auch bei Stimmengleichheit den Ausschlag zu geben hat.

Wir glauben, diese merkwürdige Verfassung scheinende, längere Geltung zur Orientierung voraussichtlich zu müssen, um sie zu verstehen und notwendig sich wiederholender Erfahrungen übergeben zu sein. Andererseits aber ist es kein Vorwurf, wenn wir den meisten nicht ehenden Verordnungen der jüngeren Generation der christlichen Landeskirche zuzuschreiben: und doch wird sich herausstellen, daß wir bei nicht als einer Gegenleistung ein solches Wissen voraussetzen müssen. So steht es uns ebenfalls

anfangt, ist in der That, der eigentliche Darstellung des Missionslebens einen Ueberblick über die Entwicklung des religiösen Lebens in Elsas während des 19. Jahrhunderts vorauszusetzen, wobei wir in überall eng mit einander verknüpft und von einander gegenseitig abhängig; während aber die Entwicklung des religiösen Lebens in den verschiedenen deutschen Staaten sehr ungleich gleichmäßig gestaltet, ist dieselbe im Elsas durch verschiedene äußere Einflüsse sowie einheimische Ursachen in ganz eigenthümlicher Art vor sich gegangen und hat eine solche Fortdauer in der Gegenwart herbeigeführt, daß es jedem nur ander umgewandelt werden muß, in der elsaßischen Verhältnissen sich zu finden, und besonders denische Verhältnisse ist die ungleichmäßige Entwicklung haben drücken lassen. Dennoch haben wir bald ein Bild eine getreue Darstellung des religiösen Lebens als Hintergrund und Rahmen, in welchen dann die Geschichte des Missionswesens zu setzen konnte, was zu weit führen, auch an diesen Ort nicht ganz passen würde. Wir mochten wir diese Auseinandersetzung als Entschuldigung dienen lassen, wenn wir wohl, öfters scheinbar in ein fremdes Gebiet einzutreten werden.

Unser Stoff zerfällt in zwei Hauptabschnitte. Der erste schildert die Entstehung des Missionswesens und die Entwicklung, es zu fördern; im zweiten Theil, von 1834 an, ist es unsere Aufgabe, die Bildung der verschiedenen Hilfsgesellschaften zu erzählen und dieselben bis auf die Gegenwart zu verfolgen; darnach zergliedert sich dieser Abschnitt in vier Untertheile

1. Die Entstehung des Missionslebens.

Es war zu Zeit des noch heute im deutschen Volk durch seine beliebten Predigten bekannter Prof. D. Lorenz († 1783), daß, wie sein gleichzeitiger Biograph sich ausdrückt, „ein neuer Wind der Lehre aus dem nördlichen Deutschland in unsere Grenzen blies“, der allmählich den allergebrachten Glauben erriß, so daß „die Tage id immer mehr auf den schlüpfrigen Sand eigener Beobachtungen und Selbstgefälligkeit gestützt wurde“. Man fing an zu denken wie am Hofe Friedrichs II., „daß eben ein Jeder nach seiner Färbung

ich werden mußte*, und selbstverständlich nur ein solcher Zustand der Verdammnis nicht gaulig. Dennoch hören wir* von D. Veret, daß er sich nicht nur mit Fädelnadeln befaßte, wozu er wahrscheinlich während seiner Reisen, in Öste angeregt worden war, sondern auch, daß man das Felle aus sich so umwandte, um aus seiner Zähne Nadeln für die Ausbreitung des Christenthums in der translebanischen Provinz zu begehren, und daß Veret mehrere „zu zweimalen abspendete“,**) was nicht wenig dazu beigetragen haben mag, daß er von vielen, „herberch unter den ehrbaren Vätern, für einen dastet, unheimlichen Kopf angesehen wurde, der schwache Wendigkeit vermehrte mit der Kirche Christi selbst verwerflich war.“

Wenig muß die schiefe Bahn auf welche jene neue Relie die christliche Kirche brachte, vorherbestimmt absehbare gewesen sein: denn der letzte Priester des altchriemündigen Zirkonitzer Klaffenlements, der Träger der höchsten geistlichen Würde in der elbisch-lutherischen Kirche, D. Waller, der hien zu Kolmar während seiner Studienzeit noch in den Händen des samisch vortretenden Regiments 10. Jährigen gefangen hatte, konnte am Ende des Jahrhunderts dem Abm. Margarethe (Moor) in seinem Entlassungszeugnis (Nov. 1793) schreiben: „Ich bekenne frei und öffentlich, daß der vorwiegende Zweck des Grundes des Christenthums die Wiederherstellung der natürlichen Religion gewesen ist, . . . doch muß ich ebenfalls bekennen, daß, theils aus Achtung für die Schwachen, theils aus Liebe zum Frieden, ich mich den hergebrachten Ideen anbequeme habe . . . so die Forderung der menschlichen Verlangen sollte, werde ich mich beifügen, die Verzagtheit nach streuen wieder auf zu machen . . .“ Kurz darauf wurden alle Klirren geschlossen: die Stimme der Zirkonitzer brachen los; und wenn auch von Ostern 1795 an wieder regelmäßige Gottesdienste gefeiert wurden, so kam es doch zu keinem rechten Gleichgewicht, bis das schon besprochene organische Gesetz vom J. 1802 die kirchlichen Zustände ordnete.

* Von einer hiesigen elbischen Klirre ist es die Forderung des Evangeliums an er den predigen findet sich für die Zeit, obgleich die verdammten herkömmlich in der Klirren, ist. 1745 in Zwickburg brach vom Felle der-20. nicht erwähnt worden sein muß.

**) u. A. einen D. Kottler und einen M. Mentel.

„Der lieben Kraft“, wie er denselben in seinen *Mémoires* vom Tode Krafts, für welchen sich ein Empfehlungsschreiben von dem Schwager Wenzeslawski in Blankharts einbringen hatte, ist es, der er nennt. Seit der „Des Vaut der Kinder“ hat und jeden aus der andahlende Mischpunkt des Wenzeslawski war. Ihm v. uns gegen, hier ein kleines Denkmal seines demüthig stillen Lebens, das, ohne in die Mischen, zu setzen und in ein spärliches, lässt es die hant der Nation und der hier zugewandte Mann sammeln, aus der andahlenden Vergessenheit zu retten, in welche er sich in seiner Vaterstadt gerathen ist. —

Von mittelstasig begabten Eltern, die aber in den Revolutionskriegen ihre jungen Vermögen erduldeten, wurde J. W. Kraft am 1. Nov. 1792 in Zwickau geboren und lernte so von Kindheit auf die Noth der Erbengängen kennen, welche er so an sein Erbschaften sollte. Von starker Verbehrbarkeit und mäßigster Verbehrbarkeit musste er sich in seiner Jugend ebenfalls mancher Arbeit erdulden und ständlich Zuhälterin gefallen lassen, was ihn aber nicht hinderte, in Blankharts so manchen Misch, so manchen Misch von Gesetzen und Freuden nicht ständlich zu erdulden; nicht zu verwundern ist es daher, wenn der ausgeprägte Platz seines Ständlers zu einer hohen Energie sich ausbildete. Mit diesen Misch hatte er auch, was er Ständlerschüler in Blankharts erdulden hatte, absolvierte mit Hilfe verschiedener Unterständer das Gymnasium und trat im Jahr 1811 in das theologische Studienst. Er verblieb in Zwickau, ein. Nach vollendeten Studien ging er 1817 als Ständler des bekannten Altständerforschers Wenz nach Bonn. Doch schon am folgenden Jahre kehrte er nach Blankharts zurück in seine Vaterstadt zurück, wurde zum außerordentlichen Lehrer am protestantischen Gymnasium, nach darauf zum Pädagogen oder Vorleser des theologischen Studienstes St. Thoms und fast gleich zum Abjunkt: Direktor des Direktorats ernannt.

Was einleitete sich Kraft's Leben, wie als andahlende dahlende Zankel. — Man, wie war er selbst zu seinem christlichen Leben gelangt? Bekanntes darüber wissen wir nicht: allem Anschein nach hatte Kraft die ersten christlichen Bewegungen von der Familie erdulden, denn mit den Eltern seines „Heiligen aus dem Ständler“ war er nicht während seiner Studienzeit befreundet gewesen. Im Jahr 1811 schon „befreundet“ ihn so, es überu von

Waldschütz aus*, die damals durch Straßburg reisende Frau von Rüdener aufsuchen, und im M. Januar 1813 durch denselben H. W. Oberlin für eine von Krafft erhaltene Brief und sagt dazu: „Ich vermag es nicht, Ihnen die liebe Rede anzuhören, die mich erfüllt, als ich las, wie sehr Sie entschlossen sind, wohl dem Herrn anzugehören.“ Ganz nach Frau von Rüdener's Art, über eine jegliche Schwärmerei, scheint Krafft auch von da an bezogen zu haben, sich mit der Gefängnisreform zu beschäftigen: freilich hat er drei Jahre lang einen einmüthigen Radikalapostrophes die ist im Straßburger Zuchthaus, und es gelang ihm ebenfalls, einen regelmäßigen Gefängnisdienst in dem Gefängnisse zu organisieren; bei der damals auftauchenden Gedankens an eine Traktatgesellschaft in Straßburg war Krafft einer der wichtigsten Förderer, sowie er unter die verdienstvollsten Mitarbeiter der Straßburger Bibelgesellschaft gezählt werden muß auf der Liste der Mitglieder der Metzgerstadt als der Nachbar (bei Straßburg) steht G. W. Maass's Name, der auch unter dem Haupttitel, Vater Lutz, endlich gab Krafft von 1821 bis 1826 und dann wieder von 1831 bis 1841 eine leider zu hohen religiösen Monatschrift unter dem Titel „Christliche Mittheilungen“ heraus, besonders an gebildete Katholiken, sich wendend und dabei auch die religiösen denken und nachweisen, dabei die Luthers, streben auf dem Gebiet der neuen Mission war und blieb bis an's Ende Krafft's Verlagsanstalt die Herausgeberin des „Luthers“ unter den Händen.

Schon während seines Aufenthalts in Paris hatte Krafft sich mit Missionen, das sein beabsichtigt zu haben, und er ist wahrscheinlich unter diejenigen zu zählen, welche unter den ersten Anstoß zur Gründung der evangelischen Missionsgesellschaft in Paris gaben; dann veranlaßte er durch mehrjährige Korrespondenz die Gründung des dortigen Missionsseminars und sorgte besonders der Anführer des protestantischen Instituts dazu, durch eine Reise nach der Hauptstadt Frankreichs die Sache vollends zu Stande zu bringen.

* Diese Korrespondenz, sowie viele andere Briefe und Druckabschriften wurden uns gütigst von der Familie Krafft anvertraut; aus deren Briefen und aus einigen im Basler Missionssalle an vorhandenen Briefen (Schreiben) war uns von Krafft Anvertraut. Eine kurze bibliographische Notiz (Straßburg, 1855) von H. R. Ruy - das einzige über Krafft vorhandene - ist aus persönlichen Beziehungen zu allgemein gehalten und nicht ohne Fälschung.

In Straßburg hat Krafft im J. 1819 angefangen, für die Basler Mission zu wirken, und wie er es später einmal ausgesprochen hat, er ganz vereinnelt da, „aber der Herr machte aus Nichts etwas.“ In der That spricht man schon im folgenden Jahre in der Basler Missionsummittee von einem Straßburger Hilfsverein, als dessen Reichthümer man den Herrn Stadtbau Krafft nennt, und in der 2. Sammelrechnung vom J. 1821 steht dieser Verein mit einer Summe von 417 Fr. verzeichnet, der erste aus dem Umlauf nach Basel geschickte Werthpapiere Brief, jeder zu groß waren da, etwa die Bestimmungen, welche die Straßburger sowohl als die Basler Freunde mit diesen neuen Leuten begut, er trat sogleich in die Reihe derer, die sich verpflichteten, eine gewisse Anzahl d. Bezüge im Bas er Nutzen zu unterhalten, und man fandte in ihm eine lauffrige Hilfskraft zu erblicken; man stellte sogar einen an den Straßburger als Aufsichtenden Agenten zu Basel in Aussicht. Auf der Missionssynode in Basel (Juni 1821) hatten Krafft und Hr. Bern, der neben mir, in Zeit des Einleitungsberichtes (Seite 208), für Basel gegen Straßburg mit einer bestimmten und ungemein geeigneten Anzucht eingetreten war, nichts als Eifenschilder über Straßburg und das Uebel zu berichten.

Es scheint auch in der That der Fortschritt anfänglich ein sehr ruhiger gewesen zu sein. Der Pariser Hilfsverein war ins Leben getreten und hatte viel Armuthermittel durch Vermöge vornehmlich aus Straßburg und dem Rheinthal erhalten; die Gründung ähnlicher Vereine in Regensburg, Wittenhausen u. C. und a. C. wurde erwartet. Am Ende desselben Jahres waren durch die Vermittelung von Krafft zwei Junglinge nach Basel gereist, um sich als Missionsschüler anzustellen zu lassen: allein der Eine wurde kurz nachher als Ruhestörer entlassen und der Andere, welcher der Reconnuttee „ein weiserer Rathgeber zu sein schien, der viel Gnade an seinem Herzen erwarben habe und von Ewer für die Mission gläube,“ wurde dennoch nicht berufen.*) Endlich am Anfang des J. 1822, nachdem drei Bezüge aus Basel in Straßburg einige Vorträge vor einer „als zureichende“ Versammlung gehalten hatten, Leutner war einerseits, die Theilnahme an der Missionssynode fange an, in Straßburg zum guten Theil zu gehören,“ und schrieb andererseits ein W. H. H. H.

* Es war der Herr, dem wir später wieder begegnen werden.

freund sei die Basler Commune verdrüssig: „Nurde ind so Fremden geworden und überhaupt ist die Stadt für die Missionstheorie gewonnen!“ — Die neuen Aenderungen lauten: „Hörbare Stillschweigen über eigenen Thätigkeiten und Betheuerungen ist es ihnen nach der langen Grabesruhe das ganze Land zu erschauern, und wunderbarer leuchtend strahlten für ihre Augen die neuen Himmeln in der schwarzen Nacht, aus welcher sie hervorglimmten.“ Nach demselben, o daß wir noch jetzt so kesseln konnten wären, anstatt über Existenz zu jammern und schließlich selbst in Genötigung zu fallen!“

Was die eigentliche Geschichte dieses ersten Straßburgerischen Haddereins betrifft, so können wir nur den völligen Mangel an Quellen, in welchem wir uns in dieser Hinsicht befinden, beklagen: Spätestens ist dieser Bericht in Straßburg vorhanden; kein Bericht, kein Aufreiß, keine Beschreibung scheint je gedruckt worden zu sein, weder die Namen der Mitglieder, noch die Existenz eines Ausschusses werden irgendwo erwähnt; und so wenig wir etwas über den ersten Versuch mehr erfahren, so wenig hören wir von seinem Ende; nur der Nutzen kam man, daß die Gierze Kräfte, welche die ersten Theorien in's Leben gerufen, als Hauptaufgabe später die Ursache seines namhaften Misserfolgs wurde, wie wir weiter berichten werden.

Mein Stoff führt uns in Betreff der Mittel, die zur Hebung des Missionsinteresses angewandt wurden, zu Ohre. Schon im Anfang des J. 1821 bot Kräfte den Jüng. Bundhardt, abreisende Passagier aus dem Missionenhaus über Straßburg zu laufen, um von der Missionenstunde in dieser Stadt Abstand zu nehmen und so mehr Theilnahme zu erwecken. Zuerst fanden solche Zusammenkünfte nur in Privathäusern statt; weiter wurden sie im Kapitol des Theaters zu gehalten, dessen Vorsteher Kräfte war. noch einen Schritt weiter ging es, als erst Wink. Daas in Begleitung eines armen Mannes nach Straßburg kam und man, um ein größeres Publikum zu erreichen, das sog. Auditorium im getrennten Chor der neuen Kirche als Lokal wählte. Endlich seit dem J. 1825 fanden diese Gelegenheitsvorträge manchmal in einer Kirche statt, gefunden zu haben, wovon Kräfte einen an Direktor Bundhardt schrieb: „... Solche Veranstaltung (einer Kirche) ist ein Ihnen viel leicht eine Sache zu sein, die sich von selbst versteht, und aber ist es jedesmal ein merkwürdiges Ereignis, dem wir mit gespannter Er-

wartung entgegenzulegen; denn sie hängt von einer Behörde ab, bei der man solche Bewilligung schwerlich erwarten könnte, wenn man nicht wüßte, daß der Herr die Herzen der Menschen lenken und weichen könne. Immerhin blieben aber jene Aussprüche abseits und hielten in der Missionare nicht ohne Erfolg, und besonders tiefe Eindrücke scheint die Amateure M. Wehats in Strassburg einst hinterlassen zu haben. Zu regelmäßig gebaltener Missionen ist es übrigens in jener Zeit nicht gekommen.

Allen es ging nicht immer so freundlich vorwärts, und wenn auch bis gegen 1850 die in Rede stehende Ersatlung des Missionslebens im Genuß im Lauben blieb, so geschah es doch nicht ohne Jährenhaft und Sonderung; ohne Kump kann es ja überhaupt nie haben, wo der Herr Welt getrieben wird. Darum ist uns gerade das heilige werdende Kisten der Widerfater ein Anweis des Fortschritts, welchen die Missionäre in Genuß und besonders in Strassburg damals machte, und namentlich war es nicht das erste und die Missionäre allein, welches den Widerstand der Gegner hervorrief und regte, sondern die damit Schritt haltende Ersatlung des gesamten religiösen Lebens, da beide, wie erwähnt, in einem engen Wechselverhältnis standen. Schon in der Basler Konferenz von 1824 hatte Krafft gesagt: „Wir geben langsam und leise, und lassen uns das Wort vorkommen: Sie ist Genuß der Heiligen“ und später mußte er müssen, ebenfalls auf dem Basler Missionsfest: „Neben, oder Genuß, soll es lieber heißen: wir haben Genuß.“

Pedagog Krafft hatte dies zu jener Zeit und sollte es noch ferner an seiner eigenen Person erfahren. In all seinen Stellung ganz und allem von der rationalistischen Kultur befreit, da er er nicht sein Verant an Genuß; dann wurde ihn erklart, man wolle die Stelle eines neuen Sekretars des Direktors ausheben; kann war aber Krafft abgesetzt, so wurde sein Nachfolger erklart. Es blieben ihm noch jährlich 200 Fr., und er mußte von da an bis zu Stunden taglich bis in die späte Nacht hinein, Nebenbei tragen für den „Niederrheinischen Kurier“, ein politisches Tagesblatt, besorgen, um durch diese abkämpfende Arbeit seiner Winter und Sommer kulturelles Leben zu festigen. Niehmals versuchte man ihn nach seines Pädagogikanten zu entheben, das ist doch nicht, es ist seine eigene Person freien Tisch und Wohnung

zufierte; es mißglückte jedoch, bis im Jahr 1843 mit 12,500 fr., und waren die Aktien nicht vorhanden, unglücklichen, durch Jahre nach hingerhenden Placereien, man ihn in den Abseitsstand versetzte mit einem Zwangsgebot von 8000 fr. Nachdem er sich nun in eine kleine Wohnung eingerichtet hatte, nahm er die Stelle eines Buchdruckeri Verwalters an, und nicht am Vaterien, sondern lachend hob er es damals in einem Fremdenkreise hervor, „wie weit er es in diesem Leben gebracht habe.“

Und in der That, dies war der leuchtigste Theil seines Lebens: so bescheiden er war, so still und harmlos beharrte er in einem einmal eingeschlagenen Weg. er war eben ein Einsamter, und so haben sich z. B. auch seine Freunde gewirgen, als die Reichthümer sich erweiterte, ihn des Vermögens im Vertrauensvertraue, den er seit der Zeitung inne hatte, zu erlösten; andrerseits murrte er gegen „ratismus“ in der als „Kapellweien“ veränderten Festung, welche in den dreißiger Jahren in Strassburg sich bildete, was ihm nachher Genossenschaft ausstrebte, und als endlich diese Richtung eine Hülfs-Gesellschaft für die Pariser Arbeiter aus der Arbeiter-Union gründete und bald darauf die sozialistische Hülfs-Gesellschaft u. s. w. gründete, und noch später auch seine in den Jahren der Fremde ein besonderes Hülfs-Gesellschaft aufstellte — Kräfte selbst aber sich keiner dieser Richtungen anhängen mochte, da wurde es eben am ihn her, und wie er anfangs allem unter Gegnern gewesen war, so stand er nun einsam da mitten unter Freunden.

Aber in Angsten und Mühen, durch Gatte und Kinder liebte er seiner Hülfs-Gesellschaft treu die einzige Erholung, die er sich gönnte, war die Reise auf die Basler Festwoche, die er 14 Mal mißfuhrte. Hülfs-Gesellschaften machte er keine mehr; er hatte gelernt, daß auch Schweigen seine Zeit hat, nichts als der Welt. So wird sich aber gewiß noch mancher alte Hülfs-Gesellschaft, der schon geraume Zeit regelmäßig den General- und Special-Hülfs-Gesellschaften in Basel beizubehalten, der fonderbaren Gestalt mit der unverhältnißmäßig kleinen Weisen erinnern, die der Präsident als Podagoge oder Kandidat Kräfte zum Sprechen aufforderte; das Hülfs-Gesellschaft sprang dann gewöhnlich von seinem Stuhl herunter, verzögerte sich und sprach: „Ich' nichts zu sagen.“

*, Während der drei letzten Jahre seines Lebens näherte er sich wieder dem Professorensitz Paris und Basel.

Am 3. 1854 sah man ihn dort zum letzten Mal. In Straßburg geriet die Elstera am 3. August wieder in noch einer Sitzung des Verwaltungsausschusses der Neuhofer Anstalt bei; Tags darauf ergriff ihn die furchtbare Fieber und am 3. August 1854 starb er im Bürgerhospital, woszu seine Hausbesitzer ihn hatten kriegen lassen. „Zuletzt hat er's in diesem Leben gebracht“; aber noch im Todesringen muß er als Christ gekämpft haben, so daß die ihn verlassende fatholische Schwester einem Freunde, der sich kurz vor Kraits Ende nach seinem Veranden erkundete, gesagt hat: „Es mag ein frommer Mann gewesen sein!“

Wir haben aber die Anfangsperiode hinausgegriffen, um die Lebensläufe eines Mannes, um dessen Thätigkeit sich in der ersten Zeit aus dem Gebiete des Wissenschaftens alles gedreht hat, wenn auch nur in Umrissen, doch wenigstens vollständig zu entwerfen. Dem unstreitig gebührt Kraits die Ehre, das Wissenschaften im Elß gekeimt und bis zu einer gewissen Höhe entwickelt zu haben, da Verbindungsstellen mit der früheren Thätigkeit in Veranlassung seine aufstehen lassen. So ist Kraits gelangen, von 1841 (1840) mehr dem 24. 1840) fr. nach Basel zu beordern, und nicht in Straßburg allein hat er gewirkt aus seiner Korrespondenz; geht hervor, daß er die warme Jagdzeit aus dem Zehnthal, die ihn aus den Rachen nach, wie oben angedeutet, aufgethan, reichlich verzollten hat, indem er sein Kippenuntereise dorthin verpflanzte: in mehreren Wälen haben ihn die Oberhas (haben zur Uebermittlung nach Basel geschickt, anfor wie aus dem Zehnthal ebenfalls auf Kraits's Anregen nach Paris gegeben wurde. Ferner haben die Missionen, oglinge oder Missionare, die Kraits nach Straßburg kommen ließ, meist auf ihrer Durchreise in Wiesbaden, und mehr noch in Colmar, eine Station gemacht, um auch dort durch ihre Ansprachen den Missionen, ser anzuspähen.

An dem Anknüpfungspunkt, welchen sie dort fanden, triffen wir wieder mit Kraits's Arbeit zusammen. Derselbe war nämlich im 3. 1841 nach Colmar übergesiedelt, wo er während seines dortigen zwei-jährigen Aufenthaltes ein lebendes und jetzt noch lebendes Evangelisationswerk gegründet hat durch die Belehrung eines Jünglings, namens Wett, die ihm der Herr schenkte. Von Wett's Lehren sind zwei im Raster Missionen, haus gekundet worden,

unter welchen der Ältere auf der Elbarmflusse sein Grab gefunden hat; auch ein Sohn Vost's, in Gelnau geboren, wurde im Kloster Mithrasheim erzogen und gieng als Mithras nach Konstantin, noch ein Beweis dafür, daß der „Geister Fittler“, wie man von literarisch augenblicher Seite damals Vost nannte, für die Wissenschaften noch warmes Herz hatte: er selbst erzählt in seinen Memoiren, wie es ihm gelang, in Gelnau und in der Umgegend schon im J. 1821 Missionen auf das Missions-Werke zu gewinnen. In Pommern fanden daher die Vostler nicht eine herabwürdige Annahme und in den Versammlungen, die Vost hielt, waren sie schon damals eine willkommenere Erscheinung. Auch empfing Vost von jener Zeit an kleine Beiträge aus Gelnau und Wittenhausen.

Wie diese Anlage des Missionslebens im Utsich sich entwickelt haben, muß man der zweiten Hauptabtheilung berühren.

2. Die Entfaltung des Missionslebens.

Die kleinen Erbaunungsarbeiten, welche Vost in Straßburg angefangen hatte, wurden eine Zeitlang durch Griebert, einen Gehilfen Vost's von Gelnau aus fortgesetzt. Dann traten einige von einer englischen Gesellschaft angesehene Jüdischmissionäre in die Arbeit ein, unter ihnen der uns schon bekannte Oster, den wir später noch einmal als Bundesglied antreffen werden, bis endlich ein im Manneus Institut zu Basel gebildeter, nach vollendeten Studien aber in den Dienst der Londoner Gesellschaft zur Belebung Israels eingetretener, hochbegabter Arbeiter, J. A. Hansen-Ester, im Spätjahr 1822 nach Straßburg kam. Er merkte bald, daß er neben seiner sich ausdehnenden Berufswirklichkeit nicht auch noch jene Versammlung halten konnte; er forderte daher die Freunde, welche sie bildeten, auf, einen Prediger im Utsich nach französischem Sprachgebrauch „Evangelist“ genannt kommen zu lassen. Man wandte sich an die vor kurzem erst gestiftete Société Evangelique de France in Paris, und durch ihre Vermittelung kam nun noch ein eben solcher Missionar, Johann, C. F. Major, nach Straßburg. Wie nun das Verfahrungsweisen und das damit verbundene religiöse Leben im Utsich mit der Vostler Mission zu sammenhängt, ist leicht aus diesen Thatsachen zu erschen.

Unterdessen nun lebt ein Stern erster Größe in Straßburg aufzugehen. Der schillernde Genialität der jungen aufstrebenden hiesigen Kirche im Anfang^{*)}, der während nahezu 30 Jahren unermüdet glänzend und bestirrend als Pfarrer und in viel weiteren Kreise Lehrer und Lehrer hienstrahlend, der Mittel- und Brennpunkt des geistlichen Lebens im Elsaß blieb — Im J. 1797 in Straßburg geboren, wurde Franz Härtel 1823 als Pfarrer der Gemeinde Jutebohm ernannt. Sechs Jahre lang blieb er dort und trat er selbst in seinen „Nachworte“ an seine (Straßburger Gemeinde) aus,^{**)} „Die lieben Juteboher hatten einen gar schlechten Fernsiger an mir, . . . ich abachte nicht, daß mit mir selbst eine gründliche Veränderung vorgehen mußte.“ Das frühzeitige Alter den seiner beargwöhnten Natur war das Mittel, dessen sich der Herr bediente, um ihn in das wahre Leben zu treiben. Im J. 1829 wurde Härtel 39 Pfarrer an die neue Kirche in Straßburg berufen. „Als keine Gemeinde von einem unmaß gewordenen Pfarrer zu entledigen“, sagte er diesem H. H., ohne dabei an seine neue Verhältnisse zu denken, da seine Hoffnung war, bald zu sterben. Aber mit Schrecken wurde er in Straßburg inne, daß er körperlich genas. — Nur aus Furcht, diese biographische Notiz zu weit auszuheben bei einem Manne, der eigentlich nicht unmittelbar als Triebfeder im Nebenwerk des Lebensalters wirkte, müssen wir uns versagen, die Umwandlung, welche mit Härtel damals vorzue, in seinen eigenen tief ergreifenden Worten zu schildern. Noch zehn schmerzhaft durchdrungenen Monaten, während welcher er niemand hatte, dem er seine Noth hätte klagen können, genas seine Seele „und es währte nicht lange“, ruft er aus, „so konnte ich von der Gnade meines Heilandes, bekehrt und gehoben zugleich, als Neugeborener rühmen: Mir ist Wiedergeborene widerfahren!“ Am Trinitatis-Sonntage 1832 legte er in der neuen Kirche Metterschaft ab vor der in ihm vorzuegangenen Veränderung, und weit über die Grenzen der Stadt hinaus, im ganzen Lande, kündete dies treue Zeugnis. So oft Härtel von da an predigte, umringte ihn eine Menge dicht gedrängter, durch sein

*) Wie ihn Vöhrhahn, „Umschau in Deutschland, Frankreich u. s. f.“, Leipzig, 1840) S. 142 nennt.

**) Schon im J. 1835 wiedergelesen und auf eigenen Wunsch als Festschrift bei seinem Begräbnis 7 Aug. 1874 vorgelesen.

gewaltiges Wort gefesselter Zuhörer und füllte bis in die hintersten Winkel die weiten Höhlen der „Prediger Kirche“, in welcher fünf hundert Jahre früher Zeller's Stimme erkollt hatte *) Eine neue Wendung beginnt mit diesem Datum für die Geschicke des religiösen Lebens im Elß.

§. 1. Der Straßburger Hilfsverein der evangelischen Missionsgesellschafter von Paris und Basel.

Zu jeder Zeit kam Harter mit Notar Fudol aus Straßburg regelmäßig im Hause des Herrn Curier aus Mompelgard, Prokurator an der ph. lotharingischen Fakultät, zusammen; und die drei Freunde besprachen sich da über die Mittel, das geistliche Leben in Straßburg zu fördern und auch der Predemission mehr Anerkennung zu verschaffen. Als diese Freunde freie, welchem sich bald auch Hausmeister und Wäter anschlossen, ging im Anfang des J. 1834 die „Evangelische Gesellschaft zu Straßburg“ hervor, in deren erstem Aufruf als Zweck der Gesellschaft auch die „Unterstützung der Predemission“ aufgeführt wird. Als bildet sich ein an die Evang. Gesellschaft sich anschließender besonderer Aushang, aus fünf Damen bestehend, die einen Missions-Arbeitsverein vermittelten. Jedoch sollte bald dieser Theil der Thätigkeit der Evang. Gesellschaft als selbstständiger Verein sich abheben.

Im Frühjahr 1834 hatten Eidagey Strauß und Pfr. Schäfer den Vorfeser des Missionshauses in Paris, Pfr. Grandpierre, nach Straßburg kommen und in der Levenskirche predigen lassen. Strauß war es dabei um die Förderung des allgemeinen Missionsinteresses zu thun. Grandpierre dachte aber vielmehr an die Missionen selbst, in welchen sich die Pariser Mission damals befand und an die Auf-

*) Viehrhaken, der als lehrhafter Prediger in irgend einem „Missionshaus“ an später radeit, und in ihm „nichts weniger als einen Prediger“ findet, soet beuot von ihm a. a. O. S. 141 f. „Pa er wenigstens größere Theil sein schreibe, sondern sich ganz seinen Aste und einer charakteristischen treuen der ersten Thätigkeit lebt, so ist sein Aste in der Form schwächer als Prediger, die weit unbedeutender sind; aber man muß in seine Thätigkeit schauen, um zu gewahren in welchem Aste er lebt.“ In Straßburg darf man, um des Sonntags in seine Predigt zu gelangen nur dem schwarzen, durch die engen Straßen sich drängenden Menschenstrom folgen.“

nung und besondern Hilfsvereins für Paris. Nach der Predigt versammelten sich einige Freunde in Hr. Harter's Wohnung und an demselben Abende noch wurde beschlossen, einen Hilfsverein für Paris zu gründen. Krafft bezog, dem Vösel an's Herz gewandt war, wenn er auch Waden nach Paris besiederte und in künftigen Blättern Nachrichten aus dem Pariser Missionsgebiete veröffentlichen, konnte sich in der ganzen Welt, welcher dieser neue Verein entzöge, nicht befremden, und fuhr daher fort, auf seine Weise für die Missionsjude zu wirken. Ja, er gewann für sich viele, von welchen er sich bis er sein gebeten, an denen er aber bald schmerzliche Erfahrungen machen sollte. Die Thätigkeit Major's war ihm, wie schon bemerkt, zu „mühselig“ und in noch höherem Grade de son côté evangeliser de France, die Major in Straßburg angestellt hatte, und welcher sich die Evang. Gesellschaft zu Straßburg am 3. 1836 unterstellte. Er veröffentlichte deshalb im „Kirchen- und Schulblatt“, dem Organ der rationalistischen Kirchenbehörde, wozu er früher durch seine „Christlichen Mittheilungen“ entgegengeordnet hatte, einen Brief an Fred. Monod und seine Genossen in Paris, in dem er sehr scharf das Verfahren dieser seiner früheren Freunde rügte. Nach Harter war dem Padagog Krafft allerdings hauptsächlich wegen dessen brüderlicher Verbindung mit Major nicht leicht zu genutz in jener Zeit; und andererseits mag es sein, daß Harter und seine Freunde nicht allzu ungern Krafft's Meinung aufbehalten, da allen Unternehmern des Vereins eine gewisse Väterlichkeit, wohl mit seiner Mißhaltung und seiner geistigen Eigenart zusammenhängend, vor der eigentlichen Meinung anstieß. Kurz, Krafft, der höher als Hauptmann der sog. Pietisten gegolten hatte, entzweite sich mit den durch Major und Harter auf neue Bahnen gestellten Pietisten, und es waren von nun an zwei Missionsvereine in Straßburg: der „Elsässische Hilfsverein“, so nannte Krafft seinen Wirkungskreis, und der „Straßburger Hilfsverein für die Pariser Missionsgesellschaft“^{*)}. Zuerst ist aber der Grund der Entzweiung nicht in der Verschiedenheit der Wadenbeurteilung, einerseits nach Vösel, andererseits nach Paris zu suchen,

^{*)} Die drei ersten Zeile sind französisch geschrieben unter dem Titel: *Rapport du Comité de la Société des Missions évangéliques chez les peuples non-chrétiens, adressé à Strasbourg, aux soins de M. de Vösel et Paris.*

dem Kräfte theilte im J. 1825 seine Wohnsitz, daß er 200 Rth. nach Paris und 200 Rth. nach Basel sandte, während der Pariser Forderung: im ersten Jahr keine Bestatung, aus seinen regelmäßigen Einkünften Rth. 1000 als außerordentlichen Beitrag, außer den besondern Gaben, die er nun abzumitteln für Basel bestimmte.

Die Geschichte dieses Vereins theilt sich in zwei Perioden, deren erste bis zum Jahr 1830 reicht. „Der Straßburger Filialverein für die evang. Mission unter der mittheilenden Leitung“, heißt es in den Statuten, Art. 1, „hat zum Zweck, das Werk der Muttergesellschaft in Paris zu unterstützen.“ Weiter erklärte man, daß wer sich dem Verein anschließen wolle, denselben zuerst als Mitglied des Filialvereins gilt, im ersten Jahre saßte sich derselbe 72 Missionen, die er ersuchen würde, sollen dann dienen, das Interesse am Missionswerk zu beleben, und sobald es sich eine allgemeine Versammlung der Mitglieder und ein öffentliches Missionsfest am 6. Januar, 26. am Tage Epiphani, *) festsetzen.“ Da die monatlichen Versammlungen, in einem Proceßhause gehalten wurden, so drückte man Mangel an Lokalität und jedes Mitglied durfte des Mannes wegen nur eine beschränkte Anzahl Sitzgelegenheiten mitbringen. Im Lauf des dritten Jahres veröffentlichte der Ausschuß des Filialvereins ein Missionsliederbuch, aus welchem man in den sehr zahlreichen benachbarten Missionskreisen von nun an sang, und schon im J. 1842 machte eine 2. Auflage in 1000 Exemplaren veröffentlicht worden. Ueberhaupt ging es erst nach vornwärts in diesen ersten Jahren, und die Gründe, welche die evang. Gesellschaft zu Straßburg im J. 1830 durchmachte, scheinen ihren Einfluß auf den Filialverein geübt zu sein. Dem eben erwähnten G. R. Moser war es nämlich gelungen, vieler Freunde zu gewinnen, ein Versammlungsgelände (genauiglich „Kapelle“ genannt) zu bauen, und was Pödagog Kraft gleich anfangs beabsichtigt hatte, schien allmählich durch verschiedene hier nicht zu erklärende Verhältnisse beinahe unvermeidlich zu werden. Im J. 1834 ließ Moser an, die Sakramente in der Kapelle zu verwalten und auf Bildung einer von der Landeskirche getrennten Gemeinde zu dringen; Härtner, der bisher Prediger in Nord mit ihm gegangen war, widersprach diesen Absichten, das Comité der evang. Gesellschaft

*) Gegen Ende der vorangegangenen Jahre wurde diese Art in das Französisch Verlegt.

in Strassburg trennte sich von der Muttergesellschaft in Paris, von welcher dieser noch immer ganzemassen abhing, und Major selbst mehr noch nach, weil er nach einer sechs-jährigen, auch für die Mission in vieler Hinsicht gethätigen Wirksamkeit. Die umgestaltete Evang. Gesellschaft aber verwandelte das Versammlungsorte in ein Vereinshaus, es wurden von nun an auch die monatlichen Missionsskizzen des Hilfsvereins gehalten wurden.

Zu dem Jahr 1846 stiegen die Einnahmen des Hilfsvereins, der damals 175 Mitglieder zählte; doch schon der Bericht über 1847 forderte die Mitglieder und alle Freunde zu ernstlicher Beistand auf, und muß sie daran erinnern, daß „das Missionswerk nicht ein Unternehmen ist, das solchen Anstoß angegriffen und angefochten werden kann; es erfordert vielmehr von Allen, die daran Theil nehmen, beständige, ununterbrochene, andauernde Arbeit.“ Von da an geht es raschwärts: die überhandnehmende Konjunktur lenkt an den Tag sowohl in der Ausnahme des regelmäßigen Besuchs der Missionsstuden, als auch in der Thätigkeit des Armen Vereins und in den erwählten Beiträgen und Gaben. Also daher die Konfessionellen trugen im J. 1848 in Strassburg Anregung wurden, da scheint es dem Hilfsverein Noth zu werden zu sein. Er hatte früher schon erklärt (Bericht von 1841) „In einer christlichen Zeitungs ist uns der Vorwurf des Antiliberalismus gemacht worden, weil das Missionswerk in Paris, das wir unterstützen, ein reformirtes Unternehmen ist, . . . allein wir sind des Glaubens, daß der bei uns existierende Konfessionsunterschied nicht in die Heidenwelt zu verpflanzen ist, . . . sondern daß die Kirche sich bei den Heiden eigenthümlich gestalten wird.“ Nun schloß aber die mit dem Hilfsverein eng verbundene Evang. Gesellschaft einer streng lutherisch-konfessionellen Ton an; der Hilfsverein lag sich nach Zungen um und man dachte an; natürlicher Weise an Pädagogie. Derselbe war, wie wir es bald sehen werden, schon im J. 1846 von seinen in der Heide und vertheilt mit ohne Verdruss angestrichenen rationalistischen Arunden verlassen worden und stand seitdem allein, aber immer treu an der Mission und besonders an Basel Langend. Im Bericht des Pariser Hilfsvereins über 1851 lesen wir daher: „Was ist zu thun, um den Missionsmann unter uns zu beleben, und um die Missionen anderer Freunde der Mission zu gewinnen, welche sich bisher nicht mit uns verbunden haben, obwohl sie aus demselben Grund des

Heils stehen wie wir? Nach langer und reiflicher Überlegung glaubt das Comité den Vorschlag machen zu müssen, unseren Wirkungskreis zu erweitern, indem wir in Zukunft auch die Missionariatsarbeit von Basel unterstützen. Mit den ersten Abtast mehr so zwar sonderbar erfahren, zuerst Hoffen erweise unterstützen zu wollen, da wir von Jahr zu Jahr schon dem einen weniger Hülfe leisten können. Allein es steht vor Allem fest, daß wenn die Mittel nicht allmählich ganz schwinden sollen, etwas getrieben muß, um den erhaltenden Eifer für die Missionen wieder zu beleben. . . : nun erkennen wir alle dankbar an, wie viel das christliche Leben im Elsaß dem prägnanten Einfluß der befreundeten Stadt Basel verdankt und darum glauben wir, mit Recht von einer innigern Verbindung mit Basel, von dem ähern Besuch seiner Missionare und Missionensfreunde, einen reichen Segen für unsern Verein . . . erwarten zu dürfen.“ Dergemäße wurde in den Statuten der Art. 4 folgendermaßen verändert: „Die Gaben, welche bei den Abgang aus der Versammlung einzuliegen werden, sind ausschließlich für die Kantons Missionariatsgesellschaft bestimmt, die Fälle ausgenommen, wo der Gabe eine andere Bestimmung ausdrücklich anheimt. Die andern dem Verein zukommenden Gaben werden, wenn keine besondere Bestimmung der Gabe eintritt, zwischen Paris und Basel vertheilt.“ und am 7. Juni 1852, nachdem in einer allgemeinen Versammlung die ungeschulten Statuten angenommen worden waren, trat Padagog Kraft als Mitglied in das Comité ein.

Damit beginnt dieser Verein unter dem neuen Namen „Straßburger Hilfsverein der evang. Missionariatsgesellschaften zu Paris und Basel“ seine zweite Periode, welche nie noch mehr abzugewinnen vermögen. Mit Kraft stellten sich reichere Vereine stehende Hilfsvereine auf dem Wege dem Straßburger Hilfsverein an. Die Zahl der regelmäßige Beiträge stehenden Mitglieder stieg wieder auf 171, blieb aber alsdann schwankend zwischen 170 und 160 und fiel endlich in stetem Nachlassen von 180 bis zum 3. 1871. Ebenso verhält es sich mit dem Betrag der Mitgliedsbeiträge, mit der Thätigkeit des Vereins Vereins und mit den Gaben überhöht, so daß der Reichthum im 3. 1871 bekannt war: „Vergraben sich das heuer bestellte mit dem was von in früheren Jahren haben über können, . . . so muß es nie aus der Achtung und anbedeutend erscheinen.“ Der Verlauf bringt ganz mit einer

als mannen, jezt von Vielen ringefandenen Paugkeit zusammen,
die von den jetziger Jahren an in christlichen Bietismus überhaud
vermehren hatte und deren Ursachen heute noch am Theil, trotz
einer Fekung des geistlichen Lebens an manchen Orten, bestehen,
trotzdem wir aber hier nicht einzugehen haben.

Dem nächsten Sommer hat 1840 die Gefährdetheit der
W. H. bereits eine Verengerung der zu verwandten Gelder anwie-
sen, so hängt die mit der Einführung der Zn-Münze in Basel verbundene
Kassette geruht zu sammen, welches im März durch Hrn. Streiff ge-
scheh. Deswegen, der schon im J. 1841 als Münzregierer im Münz-
rat aus hatte abgestellt werden sollte, und der sowohl in
seiner althergebrachten Münzregie als besonders in seiner Abwägung
an Basel,*) als Erbe Streiff's bezeichnet werden kann, ist es
zu bedauern, daß die Errathen des Hrn. Streiff's (1840) nicht als 20,000 Fr. schätzbar waren, und das
Verhau die Münzregie fortsetzte, wenn auch ohne bemerk-
bares Verdienst. Seit seinem Hinschied (1840) ist es auch mit der
Zn-Münze rüchters gegangen, und der Bericht über 1870 stellt
fest, „daß die Abnahme an Werth der Münzregie gegenwärtig im
Gefahr nicht im Zweifel ist, daß sie vielmehr hin und wieder ab-
genommen hat.“ Dabei schließt man sich aber nach rechts ab und
verfährt sich argwählig gegen Alles, was Reizmitteltheorie oder
andererseits Freilichtheit sein oder werden konnte, und steht
nicht ein, daß die Gefahr von links her droht.

Trotzdem glauben wir die Bittel eines neuen Jahrs im J. 1872 nachzukommen zu dürfen. Der Bittel aus wurde damals ein Wilmontrediger für das Leben errichtet, zuerst Wilm. Deuber, gelehrter Wilm. Aldinger, deren Thangheit in Straßburg vornehmlich, aber auch in allen Landgemeinden, besonders im Aufblick an die bestehende Verfassung, zwischen, einen Aufschwung des Wissens und der Kultur zu bringen konnte. Zeit 1871 und auch eine große Wilmontkonferenz in Straßburg durch den Hofverein veranstaltet, auf welcher zwei Abgeordnete der Wilmont Wilmontkonferenz Bericht über den Stand und die Bedürfnisse der Wilmont Wilmont

„Lade er dem teig vor heuen, in folge der zuerst strafte er den ander“ „ich und heuer meine teigle hand abgeben lassen, als ich alt bin dem baier di stion verf“

ablegen und ihre kurze Marzreise gesendet werden. Möge der Herr solche Ansaaze segnen und in richtige Bahnen lenken zur Erweilung, aber auch zur Beseitigung (Sünden) des Paganismus im Elak!

(No. 10. 11. 12. 13. 14. 15.)

Missions-Zeitung.

Chadsee.

Die Missionskommittee der australischen Methodisten Konferenz in deren Meinungs Äußerung über die traurigen Vorgänge in Neuhollandien uns nun endlich im Hört laut vorliegt, hat angeordnet, daß die Wunden der ermordeten eingeb. Lehrer in ihre Heimat zurückgebracht und, bis eine Gelegenheit sich findet, von der Mission aus bestens versorgt werden sollen. Aus den Mittheilungen eines Hr. Mc' Grath, der selbst an der Verurtheilung der Mörder theilgenommen hatte, und der von der Missionskommittee verhört wurde, geht hervor, daß nach jenem australischen Akt zahlreiche Haufen von Eingebornen bei Miss. Brown erschienen und alle möglichen Gegenstände von ihm erpresten, daß ein neu-irlandischer Gaupilger, der vorher strenghalb gewesen war, die Frau eines der Lehrer in seine Hütte geschleppt und sie dort ein paar Tage lang festgehalten, daß Talili, der Anführer der Mordthat, sich ausdrückte auch die Frauen und Kinder der Verordneten aus der Welt zu schaffen und sogar eine Verschwärung an alle Orte in Neuhollandien auszuwickeln ließ,

wo Missionslehrer wohnten, daß, wenn diese nicht getödtet werden, ein Krieg erklagt werde, ja daß er sogar Miss. Brown eine Thronkranz schickte, er werde ihn auf seinen Thron setzen. Klar, daß die von Miss. Brown unternommene kühnere Expedition kein halbes, sondern eine Ansaaze der Welt war.

Neuseeland.

Der Hermannstädter Missionar Wöhlting schreibt aus Tapanahi (16. Mai 1878): „Wir sind berufen, aber wenn wir sind andermahl. Jeder Geist erhebt und hat die tiefe Wahrheit dieses Spruches. Aber so stark wie hier unter den Maori ist es mir noch nicht vor Augen getreten. Das Lel wird in den besten Schullehrern als zum Christenthum bekehrt gemeldet welches von ersten Enden beauftragt wurde. Aber wie ist es in der That? Man, gekauft sind sie alle, und man haben die Namen Moses und der Propheten und Apostel häufig unter ihnen, doch ruhen sie auch neben ihrem Tausnamen gewöhnlich noch 17-

ten, die denselben Namen, und um Leben sind sie die ersten Geiden. Na, diese Satastien haben vor wenig Jahren noch Menschenleisch getrennt, wie sie bekennen. Von den im Kriege Gefallenen frahen sie das Herz. Und wenn die englische Obrigkeit nicht hier wäre, so wären sie auch jetzt nicht zu ant dazu, soalich sie jetzt ihren Wohlgeruch ganz dem Spiritus zuwenden. Sie sind mit wenigen Ausnahmen außer von Pfectionen und nicht nur die Männer, sondern auch die Weiber. Auch die wenigen Kinder, welche am Leben bleiben, hungern mit den Alten beim Wirthshaus herum. Die solch' ein Volk sich zu Gottes heiligen Worte nicht, drücke ich nicht zu sagen sie suchen sich in Vergnügung und Sport dagegen zu überbieten.

„So viel und so lange unter ihnen missionirt ist, hat es doch kaum bleibende Frucht geschafft. Denn soweit ich hier bekannt werden von und Erfindungen eingewogen habe, gibt es keine der die Gemeinde unter ihnen auf dieser Insel, wo das kommunistische Heidenthum gebrochen wäre, obgleich dem Namen nach einzelne Gemeinden da sind. Vor dem Kriege wurden ernstliche Versuche gemacht, sie zu christlich geordnetem Leben zu bringen, was aber mit dem Kriege ein Ende nahm, da sie die Missionare verjagten. Nur Einer in Ausland im Norden der Insel wurde von ihnen zum Hanganira (Häuptling) erwählt; der ist geblieben und hat seine und Schule unter ihnen. Wie er endlich gefragt wurde,

ob er nicht schaffe, sagte er: nach seiner Ueberzeugung habe er drei Heilbrute! Nun, wenn man nur erst drei Seelen gewonnen hätte, so würde ich auf meinen Knechten dem Herrn danken.“

Um nicht als übertriebener Schwarzseher zu erscheinen, führt Wiff Götling als Demonstration seiner Ansicht einen Zeitungsartikel an, der zwar die hingebungsvolle Arbeit vieler Missionare lobt, den Erfolg aber auch für ganz gering hält. Am Schluß dieses Artikels heißt's: „Ein gewaltiges Volk wird jetzt die Verleumdung der Maori, zu dessen Wegnahme die Missionare unfähig waren, in ihre Kommunismus oder das vielbeerdennmähige Zusammenleben im Va. Ein anderes Vollwerk ist ihre Verschwendung und Vernichtung der Vorräthe, wenn sie reichlich haben. Das dritte Vollwerk ist ihre Faulheit. Alles, was geschehen ist, dem Volke zu helfen, ist an diesen Vollwerken gescheitert oder hat sehr geringen Erfolg gehabt. Doch muß angegeben werden, daß vielleicht die rechte Methode bei den Maori noch gar nicht zur Anwendung gekommen ist.“

Auch dieser letzten Aeußerung scheint Wiff Götling beizustimmen. Er sagt, in der bisherigen Mission habe man unbegreiflicherweise den Kommunismus unangekannt gelassen; Hunderte und Tausende hätten sich dabei in kurzer Zeit zum Christenthum gewandt, seien aber ebenso schnell wieder abgefallen, weil der Grund faul war. Er selbst sei entschlossen, die einen Kommunisten zu taufen: erst müsse der Maori sei-

nen Kommunismus aufzulesen, so gut wie der Indier seine Nation und der Römer seine Reichthümer.

Frägt man, warum denn dieser irrationale Haß des Christenthums eigentlich besteht, so bekommt man folgende Antwort: „Der Kommunismus ist groß und offenbar gegen das Feste, Hebräer, Neunte und Zehnte Gebot: gegen das Feste, indem ein Tagend und mehr Leute beiderlei Geschlechts hart durcheinander bei Tag und bei Nacht in einer Hütte liegen. Daraus folgen Unruhel und Unruhe oder Art, wobei auch die allgemeine Verleumdung der christlichen Missionen kommt, gegen das Hebräer, Neunte, Zehnte Gebot, indem jeder nehmen kann, was des Andern ist; beim Feste des göttlichen „du sollst nicht begheben“ besteht im Kommunismus: „du sollst begheben“; und wenn jemand das Seine nicht heben kann, so wird es ihm theils mit Gewalt, theils mit List genommen. Der Kommunismus ist eine teuflische Vererrung des Gebotes der Nächstenliebe und darum auch die Ursache des schnellen Aussterbens dieses somit nicht schwachen oder unbegabten Volkes. Mag nun auch in der Anfang um so viel schwerer sein, so sage ich, mit jenem teuflischen Volksthum wird es nichts zu thun haben.“

Endlich beschreibt M. G. G. noch ein mit ungeheurer Mühsamkeit und unter Aufopferung sechs Stunden von seiner Station weg bei einem „fandenen Propheten“ geführtes A. L. W. W. und Frauen erschienen dabei in herrlicher europäischer Kleidung,

benutzten sich aber wie die reinen Heiden.

Nach längerer lautet das Urtel des J. von Bremen 1820: „Der Herr, welcher schreibt: „Auf die Masse hat das Evangelium hier, wie anderswärts, bis zu einem gewissen Grade einen civilisirenden und moralisch bessernden Einfluß, aber zur eigentlichen Besserung kommt es nicht.“ Die Massen haben jetzt wohl viel Geld in den Händen, was sie für verlaßtes Land bekommen haben und auch durch Arbeit und Fleiß erwerben. Sie haben sich daher sehr leicht dazu ansetzen können, um betrunken zu werden. Das ist ja freilich nicht das Schlimmste. Aber dann folgt das letzte Uebel, was sie von den Europäern gelernt haben und das nicht nicht allein. Wenn einmal die Frau das werden, dann können viele betrunken, Ratten und Unruhe kommen. Solche welche betrunken werden oder unruhig leben, müssen mit Geld rate haben. So viel Mühe für Moral ist doch wenigstens in den Augen.“

Indien.

Am vorigen Jahr wurden in Indien 19193 Personen durch Schlangenbisse oder reisende Thiere getödtet.

Zwei englisch-Indische Missionäre sind von der Lokal-Regierung im Paradies beauftragt worden, für die zu diesen Zweck eingekauften Wilder kein Aufkaufen und damit in das von der Regierung betriebene Geschäft zu eilen.

Als seiner letzten Visitation-
reise hat der Bischof von Kalkutta
eine kleine Mission zu Kharwarra in
Jodhpurana erwirkt. Khar-
warra ist eine Militärsation und
wäre sehr geeignet zu einer Mis-
sionstation für die umwohnenden
Hindus. Ein fremder Lehrer
und dessen Frau betreiben die
Schule und der Bischof hat ihre
Lüste um einen Missionar für dies
Lagerort, aber weder von Katholi-
ken noch von Protestanten
nachgedruckt. Willen ernstlich
anerkennen, auch versprochen selbst
zum Unterhalt einer solchen neuen
Mission beitragen zu wollen. Zu-
nächst ist eine kleine Mission für
Lauterkeit errichtet worden.

Das alte engl. Gesetz, nach
welchem der Sonntag prima est ein
„non“ ist, an welchem keine
gerichtlichen Akte, keine Mahlen,
keine rechtsgültigen Verträge, und
dergleichen vorgenommen werden
dürften, und welches bisher
auch für Indien galt, ist durch
eine Verordnung des Vizekönigs
Lord Lytton für Indien aufgeho-
ben worden und mit dem 1. Ok-
tober 1877 außer Kraft getreten.
Ehrl. Missionare berufen sich
darauf, die alte Verordnung ge-
recht wieder rückgängig zu
machen — durch Proteste und
Petitionen.

Am Stiftungstag des Brah-
ma Samadhi (29 Jan.) hielt
Johu Keshab Chunder Sen im
Stadthaus zu Kalkutta vor zahl-
reicher Versammlung einen ander-
halb Stunden langen Vortrag, wo-
in er seine feste Zuversicht aus-
sprach, daß die von ihm gegründete
„Kuch“ trotz aller Verfolgungen

und Hindernisse bestehen und eines
Tages noch in ganz Indien aner-
kannt sein werde, um was er
denn auch in einem wortreichen
Schlußwort zu Wort schied. Der
eigentliche Gegenstand der unge-
wehlichen Rede aber war die
Frage, ob er selbst ein Prophet
sei oder nicht. Die Antwort lan-
gte: er sei kein eigentlicher Pro-
phet, weil er nicht rein und heil-
ig sei, sondern in seinem Herzen
den Trieb zu den größten Sünden
wie Stolz, Eitelkeit, Eifersucht,
Neid, Mord, Lüge, Meneid, Ver-
trag etc. finde, die Wurzeln dieser
Laster also in ihm steckten; den-
noch sei er etwas Besonderes
 („a singular being“), von Gott
zu seinem Tode ausgesondert
und berufen zur Erneuerung („Re-
generation“) Indiens, an welcher
er nun schon 2 Jahre lang arbeite.
Von seinen drei wichtige Heil-
suchungen — nicht Träume oder
Visionen — zu theil geworden.
eine von Johannes dem Täufer,
eine von Christus und eine von
Paulus. Der erste habe zu ihm
gesagt: Mat. 3, 2; der zweite
Matth. 6, 25 und 26, der dritte
1 Kor. 7, 29. Er sei damals
14 Jahre alt gewesen und eben
verheiratet, diese Ermahnungen
aber hätten ihn bewogen seine
„Küthenwochen“ in asketischen
Übungen zuzubringen. Seither
habe er keinerlei Fleisch-Nahrung
zu sich genommen und sein gan-
zes Leben mit Beiten und Fasten
zugebracht u. s. w. — Diese Rede
ist wohl das Außerordentlichste,
was Herr Sen bisher gelausert
hat! In der Definition dessen,
was ein Prophet sei, werden die

und Natabele von d. Seine W. live
und Kinder sind in England

Am 4. October 1878
starb in London, fast achtzig-
jährig, William Campbell, der 1824
in 1835 im Dienst der Londoner
W. G. in Hongkong gearbeitet
hatte. Er hat der Gesellschaft

10,000 W. zum Besten der ein-
geborenen Bevölkerung in Hong-
kong vermacht.

— Am 2. Dezember 1878 starb
78-jährig die Frau des 10. Mo-
nate vor ihr heimgegangenen
Wiss. W. Beynon in Belgium.

Bücherchau.

Ein Jahr aus dem Leben einer Hausfrau in Süd-Afrika. Von
V. du Puy. Aus dem Englischen von Auguste Scheer
Mit 9 Illustrationen. Wien. Verl. K. v. Hartleben's
Verlag. 1878.

Das ist ein Buch, wie wir wenige haben. Eine vornehme Fr-
au erzählt ihre „neue Heimat“, das „schöne Natal“ in einer
Folge von Briefen, die an Witte und Humor, zugleich aber auch an
scharfe Beobachtung und Darstellungsgabe nichts zu wünschen übrig
lassen. Eine Hausfrau im deutschen Sinne darf man sich unter ihr
schon nicht vorstellen, doch hat sie allerlei von Markt und Küche,
von Diebstählen und Mordthaten zu erzählen. Ihre Schilderung von
Land und Leuten hat den Vorzug großer Anschaulichkeit, wenn sie
auch naturhistorische sehr unvollständig geblieben ist. Was sie über
die Fehler und Vorzüge der Rassen, insbesondere der Zulus sagt,
stimmt wenig mit den uns bekannten Berichten des Hermannsburgers
und anderen Missionäre überein. Missionäre und Missionarinnen
werden diese im besten Sinne des Wortes leichte Felture nicht ver-
schmähen, zumal nach der von uns in dieser Nummer mitgetheilten
Probe. Durch den neuesten Krieg in Südafrika gewinnt das Buch
für die Gegenwart noch ein ganz besonderes Interesse. Die Über-
setzung ist vortrefflich.

Neben allem anderen hat uns besonders auch die warme Vor-
preisung gefreut, welche von V. du Puy dem verdienten Anwalt der
Ungeliebten Südafrika's, Fr. Schepstone, gewidmet wird. Die
Schwarzen lieben und ehren ihn, wie einen ihrer Fürsten.

Das Buch ist nett ausgestattet und fester als gebunden. Nur Z. 160 steht einmal Zeile für Zeile. Die Fäden sind karminroth, eherbar vor der Hand der Leserin selbst.

Der Hammer und Mochenland. Von Chr. Fr. Eppeler. Pöhl, bei J. F. Zpteler.

31 ferner pathetisch poetischen Maße entwickelt der Verfasser hier die Visionen, welche sich an die Geschichte der „ersten Heidenbekehrung“ knüpfen lassen. Die Ueberschriften der sechs Abschnitte lauten: „Die göttliche Barmherzigkeit. Die stillen Wege der verheißenden Gnade. Verstehest du auch, was du liebst? Liebe, das ist Gottes Name! Die große Gattungs-geister. Die schmerzliche Anstrengung.“

Da der Uebersetzer eine gute Hand besitzt, ist, was oben nur dem Schriftsteller verdankt werden darf.

Drei Monate am Libanon. Von Prof. Dr. Oscar Braasch. Leipzig. Verlag von Vieweg und Ziemer. 1876.

Dieses Buchlein, welches nur Reisebriefe und Studien enthaltend und vor mehr als drei Jahren geschrieben, ist auch heute noch lesenswerth. Am meisten hat uns die Beschreibung der 377 a. l. noch übrigen Gebäuden und die Schilderung der verschiedenen religiösen Anschauungen der Maroniten, Tausen, Melchiten u. s. w. am meisten interessiert, welche ganz anders so standhaft wie bei uns Katholiken und Protestanten leben einander gegenüber stehen, was man wohl leider in Deutschland nicht mehr sieht. Der evangelische Missionar ist auf S. 71 gedacht: „Doch auf dem für die christliche Mission so fruchtbaren Ufer des Libanon auch der Protestantismus Wurzel gefast hat, ist fast selbstverständlich. Den Samen streuten amerikanische Missionäre aus, die ihre Hauptstation im großen „Ameirani College“ in Beirut hatten, einer Art Universität für die Libanesen, auf welcher neben der arabischen Sprache Griechisch, Hebräisch und Geschichte gelehrt wird und zwei hochgeschulte Ärzte vollständige Kurse für Mediziner geben. Das College hat im Ganzen fünf bis sechs Klassen, in welchen der vornehmende Unterricht gegeben wird neben dem evangelischen Studientum, und zugleich die Schüler in der praktischen Naturgeschichte, im Sammeln von Mineralien, Versteinerungen, Gesteinen, gelehrt u. s. w. praktische Anleitung erhalten. In Beirut ist ferner ein deutsches Jo-

ins Matabele-Land. Seine Witwe und Kinder sind in England.

Am 14. December 1874 starb in London, 81 Jahre alt, William Campbell, der 1823 bei 18 3 im Tieft der Londoner R. G. in Banzakar gearbeitet hatte. Er hat der Gesellschaft

40,000 M. zum Besten der eingebornen Gesuchten in Danga für vermacht.

Am 2. December 1876 starb 78-jährig die Frau des 10 Monate vor ihr beimgezangenen Hiss. W. Bevan in Belgarm.

Bücherchau.

Ein Jahr aus dem Leben einer Hausfrau in Süd-Afrika. Von Lady Harter. Aus dem Englischen von Auguste Scheer. Mit 11 Illustrationen Wien. Verh. v. J. J. Paritben's Verlag. 1878.

Das ist ein Buch, wie wir wenige haben. Eine vornehme Engländerin schildert ihre „tote Heimat“, das „schöne Natal“ in einer Reihe von Briefen, die an Wit und Humor, zugleich aber auch an scharfe Beobachtung und Darstellungsgabe nichts zu wünschen übrig lassen. Eine Hausfrau im deutschen Lande darf sich nicht leicht so frei und selbst, doch hat sie allerlei von Markt und Küche, von Danksagen und Mißverständnissen zu erzählen. Ihre Schilderung von Land und Leuten hat den Vorzug großer Anschaulichkeit, wenn sie auch naturhistorische sehr unvollständig gezeichnet ist. Was sie über die Gärten und Vorgänge der Kisten, insbesondere der Julius sagt, stimmt völlig mit dem uns bekannten Verhalten der Hermannsburg und anderen Missionare überein. Missionare und Missionsfreunde werden diese im besten Sinne des Wortes leichte Lektüre nicht verschmähen, zumal nach der von uns in dieser Nummer mitgetheilten Probe. Durch den neuen Krieg in Südafrika gewinnt das Buch für die Gegenwart noch ein ganz besonderes Interesse. Die Uebersetzung ist vorzüglich.

Neben vielem anderen hat uns besonders auch die warme Vorrede gefreut, welche von Lady Harter dem verdienten Anwalt der Eingebornen Südafrika's, Dr. Schepstone, gewidmet wird. Die Schwarzen leben und ehren ihn, wie einen ihrer Führer.

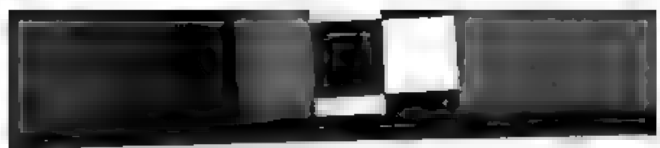
evangelische Petri- und das Petri-büchlein in Hammer, das Zickm und das Prun er enthält, die Mabelschickhaften, Fader und Zerkien vereine, Mabelschickhaften und das Mabelschickhaften. Von präntem Mext ist der Zickmabstitt: „Was ist zu thun“ und der Mext, welcher ständliche Material gibt und aber die eufstige Mextgebung, Mextmehrbegabungen der Mextschickhaften Mexten u. d. d. d.

Besucht hat uns die ehrliche Entablung des Mextschickhaften Hermannsbarger Mextschickhaften „wegen der Entablung eines neuen Mextschickhaften und einer nicht dagewesenen Mextschickhaften (was) denke an den Mextschickhaften, den der einzige Mextschickhafte, später Mextschickhafte der Mextschickhaften, die nicht als alles andere der inneren Mextschickhaften bei uns den Weg abhakt hat“. Interessant ist die Bemerkung: „Das Mextschickhafte Mextschickhafte ist an Hammerverleim Mextschickhaften entstanden. Es war im Jahr 1842 das Mextschickhafte zu Mextschickhafte daselbst zuerst in einer Mextschickhaften Mextschickhaften. Erst später hat Dr. Mextschickhafte Mextschickhafte mit Mextschickhafte Mextschickhafte erfüllt.“ Nicht ganz gerecht ist uns das Mextschickhafte der das einzige „Mextschickhafte“ am Sonntag erschienen. Somit haben wir kaum etwas zu bemerken.

Wir preisen das Buch nicht weiter an. Es ist einfach und leichtlich für jeden, der sich wissenschaftlich oder praktisch wozu auch in Hammer, mit der inneren Mextschickhaften beschäftigt.

Monatsschrift für Colonie und innere Mission Herausgegeben von P. Th. Schöfer, Vorsteher der Colonien Mission in A. 1911. III. Jahrgang, Heft 1-4. Hamburg. B. v. Dem. 1878.

Diese Zeitschrift (monatlich 2 Bogen) wußt für die innere Mission, was das leisten, was unser oder noch mehr das Mextschickhafte Blatt für die äußere. Schon beim bloßen Durchblättern dieser Hefte bekommt man Respekt vor der Umsicht, Mextschickhafte und dem Mextschickhafte mit welchem der Herausgeber nach seine Mextschickhafte, zu Mextschickhafte bewachte Mextschickhafte, zusammengepackt haben. Nur in den Rezensionen sollte inneres Mextschickhafte mit etwas mehr Mextschickhafte verfahren werden, wenn das Blatt auch in dieser Beziehung den Mextschickhafte Mextschickhafte aufrecht erhalten w. d. d.



ronge (die Perin und des Pericarpium in Gruben, das Talam und das Pericarpium, die Abgelagerungen, die Pericarpium und das Pericarpium, die Abgelagerungen und das Pericarpium. Von großem Werth ist der Selbstabdruck: „Was ist das?“ und der Forderung, welcher flüssiges Material gibt und über die Forderung in der Forderung, die Abgelagerungen der Forderung in der Forderung.

Gesieht hat uns die ehrende Ertheilung des "Mandats der Permianoburger Oederkammern" wegen der Erwehung eines neuen Glaubensbenedictus und einer nicht dagegen stehenden Zustimmungsmittel an den Kaiserhof, den der einzige Befehlgeber, spanische Majestät, des Kaisers, die mehr als alles andere der inneren Mission bei uns den Weg gebahnt hat". — Interessant ist die Bemerkung: „Das Wort „narrer Mann“ in auf Hamenverischem Boden entstanden. Es war im Jahr 1842 ein Prof. wurde zu Göttingen daselbst zuerst in einer Rede gebraucht. Erst später hat die Leichen Rede und Begräbniß mit besonderem Inhalt erfüllt.“ — Nicht ganz gerecht ist uns das Urtheil über das „narrische“ am Sonntag erschienen. Sont haben wir kaum etwas zu bemerken.

Wir preisen das Buch nicht weiter an. Es ist einfach und leicht
beizubringen, der sich wissenschaftlich oder praktisch angewandte
für (Natur) mit der zweiten Witten anschaut.

Monatsschrift für Diakonie und innere Mission. Herausgegeben
von P. Th. Schaefer, Vorsteher der Diakonissen-Anstalt zu Al-
tona III. Abtheilung, Heft 1 4. Hamburg. W. v. Tem-
ler. 1878.

Die Zeitschrift (monatlich 3 Bogen) will für die innere Wimmer etwas das leisten, was unser oder noch mehr das Wornesche Blatt für die äußere. Schon kein bucher Durckblättern dieser Hefte bekommt man Respekt vor der Unschicklichkeit und dem Eifer mit welchem der Herausgeber und seine Mitarbeiter, zu Theil langjährige Schriftsteller, zusammengeworfen haben. Nur in den Rechnungen sollte unseres Erachtens mit etwas mehr Sorgfalt verfahren werden, wenn das Blatt auch in dieser Beziehung den Ruf volger Zuverlässigkeit aufrecht erhalten will.

Klass und die Heidenmission.

Von F. Hermann Arzger.

Zeit 1884

§ 2. Die evangelisch-kirchliche Missionsgesellschaft von Straßburg.

Johs Hartner, welchen wir bei der Erwähnung der Verfassung der evangelischen Kirche nach der großen Versammlung und bei der Erzählung der Anekdote von Hoff's Thronstein (S. 208.) genannt haben, trug einen rationalistischen Charakter der evangelischen Kirche während 40 Jahren auf, als Vorsteher des Kirchenvereins, als Universitätsprofessor, als Prediger zu St. Nikolai, als geistlicher Zehntler und Mitglied der obersten Kirchenbehörde. Erst seinem Tode (1851) überlief, neben Inspektor Bödel und später Inspektor Edel, D. Wack das Erbe seiner Thaumaturgie und seines Geistes, und suchte durch kantische Beweisketten das ideologischste Gewand des Nationalismus zu finden. Daß solch' einer Kirchenbehörde Krafft's Bekanntheit ein Dorn im Auge war, liegt auf der Hand und ist durch Krafft's Leben und Schicksale genügend bewiesen. Als nun aber der sogenannte Pietismus in Hartner's Predigten von der Kanzel der neuen Kirche herab im Volke ein Echo zu finden begann und durch die daraus entsprossene Erweckung und Wiederbelebung des geistlichen Lebens wieder eine Liebeswerke nach Gesellschaften, u. A. auch der Pariser Missionsvereine gestiftet wurden, da merkten die Oberen des Pietismus, daß weder kirchliche Vergütungen, noch ihr bisheriges bekühnendes Abschneiden ihnen gegen diese Bewegung weiter von Nutzen sein würde. Hartner ergriß daher die Kirchenbehörde die Gelegenheit, welche sich ihr im J. 1857 bot, und eine Missionsgesellschaft zu gründen.

Zu den im J. 1834 hiesige Straßte sich an Jüngster Bedel und einige andere Gleichgesinnte gewandt, um ein Comité für seinen evangelischen Missionen gegenüber dem Pariser Missionen zu bilden; zu gleicher Zeit stand er auch in der Rücksicht auf J. 1834. Peter in Straßburg der Bedel durch einen Straßburger Petrus den mit einer englischen Gesellschaft verbundenen Missionen zu unterstützen. Peter war ganz geschildert, stand aber, wie noch einige Andere, der hiesigen Petrus, welche sich mit ihm freudig gegenüber, — gibt es doch zu allen Zeiten Mäner, die alles Aufgebot der Wissenschaft, eben mit nur weil es neu ist, mit nichtigen und nach wissenschaftlicher Methode und nach abstrakten weichen, wie es sich gestalten möchte, während unvermerkt, auch nicht die Missionen in Abzug und die Missionen ist in Geradschaft sich verwerfend. Mit Fr. Peter war es wenigstens bis zur Abweisung gekommen, und statt sich mit seinem Platz an der Mission des Pariser Missionen oder an Petrus Straßte zu wenden, um an Petrus das anzuknüpfen oder doch mit ihm, die mit ihm auf gleichem Glaubensboden standen, voranzugehen, sprach er sich mit der Kirchenbehörde; daraus wurde der Antrag in die Pastoralleitung gebracht, und der Gegner des Petrus, erweisend, welcher Vortheil für sie daraus erwachsen könnte, wenn sie die ganze Sache in die Hand nehmen, triffen sie sich zu. Daraus, wie Jüngster Bedel und einige Andere, welche sich eben mit Straßte verbunden hatten, triffen sie sich als Mitglieder der evangelischen Missionen, so daß nicht erkennen konnte, auf welcher Vertheilung, die sich durch die Missionen sich selbst hatte. Von wurden die evangelischen Kirchenverhältnisse Straßburgs eingeladen, Angeordnete zu einer vorläufigen Kommission zu ernennen, ein Zusammenkunft wurde ausgearbeitet und abgelehnt, ein einer Kommission und Erklärung versehen, als August gedruckt und verbreitet. Zu diesen Kommissionen, welche später durch eine Oberkirchenversammlung festgestellt wurden, war beschlossen: „§ 1. Der evangelische Kirchliche Verein im hiesigen Straßte hat sich zu dem Zweck gebildet, die Ausbreitung des Evangeliums unter nicht christlichen Völkern als Angelegenheit der Kirche zu betreiben.“ — Daraus ist in weitem als Missionen die großartig angelegte Traum

* welche die Missionen zu betreiben haben

nach, durch welche die verschiedenen Kirchorten in die Mission her-
 einzuwirken haben sollen, unter welchen die einzelnen Pfarrgemeinden
 als Missionen zu betrachten sind. Die Missionen dieser Art, wenn
 es sich um die Missionen handelt, welche durch einen Zirkel in der pro-
 vinziellen Kirche eingeordnet sind, heißen, wenn eine Central-
 Kirche deren Verwaltung einer Haupt- oder Centralmission an-
 vertraut ist. Dasselbe bezieht die Missionen auf die verschiedenen
 Kirchen und auf die verschiedenen Missionen, die Missionen und
 die Missionen der Kirche, und besteht aus Abgeordneten, jeder der
 einen Zirkel der Kirchen, nämlich aus einem Bischöfen und
 einem Präbiteren jeder Gemeinde. Jährlich einmal soll in jeder
 Kirche die Zusammenkunft der Missionen gehalten werden. Außerdem soll alle
 Jahr eine Generalkonferenz, und eine zweimal stattfindende Mit-
 telkonferenz jedes Quartals stattfinden, in Strassburg zusammen-
 treten, und an denselben Tagen soll ein allgemeines Missionen-
 fest in der Kirche Strassburg gefeiert werden. Mit Pomp wurden
 diese ersten Jahresfesten begangen. Pausen und Musikinstrumente,
 Orgel, Trompeten, Flöten, etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc. etc.
 gestanden haben es oft über drei Stunden dauern.

So entstand die kirchliche Mission, welche seit dem Jahr 1800
 besteht. Die Zusammenkunft der Centralmissionen, aus 16 Mit-
 gliedern bestehend, unter dem Vorsitz des Inspektors Bodel, hat
 aber für die Kirche nur wenig gesehen, nur wenig man kann sich
 vorstellen, gekostet hat, ihm das Heft in die Hände zu legen.
 Nur die Missionen des „Missionenfreundes“, welcher gleich im
 Jahre 1800 herausgegeben wurde, überließ man ihm nachgedruckt.
 Dieses Missionenfreunde ist seitdem in 10 Jahren jährlich zu je 2 Bogen
 in 10 Bogen und in 10 Bogen Missionenfreunde und Missionen-
 freunde, Nachrichten und Missionenfreunde des kirchlichen
 Missionenfreunde. Wir werden später darauf zurückkommen.

Frage wir nun nach dem Erfolg der bisher gedachten, in
 der Kirche Missionen, so muß uns sagen, daß die jähr-
 liche Missionen, ohne Kosten der nicht unbedeutenden Kosten,
 die 4000 Fr. erreichte, nachschonlich aber etwa 2000 Fr. beträgt.
 Ob von einer Missionen der kirchlichen Missionenfreunde die Rede
 sein kann, ist uns fraglich: denn die Missionen freunde sind eine
 Missionenfreunde, und von der Missionenfreunde oder Missionenfreunde
 kann man sagen.

Bereit, nach den ersten fünf Jahren seines Bestehens, noch mehr die Rede sein zu können dem Vorr der 41 Jahresberichte der kirchlichen Missiongesellschaft in die Augen springt, in einerseits die immer charaktere Bestimmung des Portmanteaus, zu welcher die Gesellschaft durch eine unübersteigliche Kraft, deren Ursprung in dem Entstehen der Gesellschaft selbst liegt, fortgeschoben wird, und andererseits das klare Hervortreten des Schwundbegriffes, welcher sich in einem solchen Zwitterwerk einzufinden muß.

Während der zehn ersten Jahre scheint es wohl lediglich vorwärts gegangen zu sein: die Einnahmen stiegen von 1800 auf 1800 bis 1800 Th., wozu außer den Stadtgemeinden etwa 10 Landgemeinden und 11 Konfessional-Hilfsvereine beitrugen. Die monatlichen Missionstunden wurden ziemlich regelmäßig von 50 bis 60 Personen bewirkt, ohne daß die Verdienste oder Abnahme des Anwesens lagen. Von 1848 bis 1857 schwanken die Einnahmen immer noch zwischen den letztgenannten Zahlen, aber die Verdienste sprechen von stabiler Leistung, von unregelmäßigem und weniger zahlreichen Besuch der Missionstunden; dennoch verliert man die Hoffnung nicht, „da es keineswegs in der Macht der Gründer der kirchlichen Missionsgesellschaft war, die Mission auf eine der listigsten den Menschen zu stellen, — ein die beiden zusammen eifrigsten Vorgesetzten der kirchlichen Missionsgesellschaft sich emporheben zu sehen.“¹ Allein diese Erwartung schien sich nicht verwirklichen zu wollen. Im Jahr folgenden Jahr folgenden Zeitraum wurde in Straßburg die monatlichen Missionstunden auf einen feststehenden Sonntag nachmittags-Gottesdienst verlegt und der Betrag der Hauskollekte hat, von da an in regelmäßiger Abnahme von Jahr zu Jahr, so daß die kirchliche Missionsgesellschaft sich beugen mußte, neben dem in jener Zeit immer mehr wachsenden Hilfsverein für Paris und Havre, zu sein, was sie von Anfang gesehen war, das Weiterwachen der früher trotzten Missionen, jetzt ruhig werden, protestanten vereint sich für den Parte² in der charanten Landeskirche. Denn die Kandidaten, welche unter dem Einfluß der seit 1840 in Straßburg erscheinenden *Revue de théologie et de sciences ecclésiastiques* sich dem Herangehören zum Glauben finden hatten, waren noch und nach wie vor ein und dieselben auf Petrus der

¹ Im 18. nach französischem Sprachgebrauch „Vorstellungsbild“ genannt.

Der Grund dieses Anschauungsrechtes hat, wie ichon bemerkt, in dem Wesen der ganzen Sache, was übrigens Fr. H. selbst anerkennt in einem höchst interessanten und wichtigen, zur Zeit viel gesprochenen freirechtlichen Vortrag den derselbe im Januar 1860 zu Zürich gehalten hat. „Wie stehen wir, die wir der freieren Richtung in der Theologie angeschlossen, zum Missionswerke?“ fragt der Redner; und nachdem er zuerst in glänzender Zahl manche Schlagwörter auf die verschiedenen Annahmeverfahren geworfen, ordt bekannt, daß er sich besonders zur Mission der Unitarier in Nordamerika hinzugehen wolle, sagt er das Geheiß seiner Gewissen folgendermaßen zusammen: Die Ursachen engerer Richtung haben ihre zeitige Überlegenheit, darum ist es ihnen leichter, Mission zu treiben. Was hält uns davon ab? — Nicht die Schrecken vor den ungleichenden harten Brettern, noch Mühe und Anstrengung, sondern weil ein Jeder die heilige Verpflichtung hat, dem Rufe Gottes nachzukommen; wenn Jene innewohnen, so ist uns Christen freiere Richtung (und es ist nur diese die gewöhnliche Gewohnheit) eine andere Aufgabe geworden, nämlich die Versöhnung zwischen Glauben und Wissen, zwischen Religion und Wissenschaft. „Dieser Mann und dieser Kampf! Das ist unser Wahrspruch.“ — „Die Missionsgewisse des Christenthums von Seiten der Protestanten und Orthodoxen steht der Mission ungleich der meisten Heidenvölker näher.“ . . . wurde nicht der geistige von uns entdacht, für die Heiden nicht sich eignende Gehalt des Evangeliums in dem so hoch zu achten, so persönlichen Glauben verdrängen sich verdrängt. . . . Wenn wir in der Hinsicht die Verrechnung, die gewöhnliche, in die richtige Bahn gerückt, . . . dann wird es auch uns auf die Feld der Mission treiben, dann erst werden die alten Kulturvölker, die Hindoo und die Chinesen, sich dazu lie durch gewisse Macht und erhaltenden Gänge und „abgeben.“

Wenn nach solcher Grundlegung Fr. H. dann ausruft: „Wir wollen aber durchaus nicht die Christen, die in dieser Zeit das Missionswerk treiben, fördern noch hemmen in ihrer Liebe; unsere volle Sympathie, unser ganzes Herz, alle Segenswünsche in ihrer Arbeit, unsere Handreichung sich ihnen nicht halten.“ . . . so verkündigt das bekannte, tief religiöse, warm anerkennende Gewissen des Redners die

*) Vgl. mit II, 21 und Anmerk. über 100, in dem Vorwort zu „3a. Bänd, wo noch es wohl gesagt vor der“

Maßstab und Richtschnur der Missionen, also wie verdaulich er den vorliegenden Portegieser ist, kann ihm unmöglich verborger sein. Wie kann ich von Unterbringung der in diesen Missionen noch die Rede sein, da wir nun in einer Predigt bekannt . . . Wir haben die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeith verwerfen, ihre unbegreifliche, widerwärtige Lehre . . ." und ferner: "... wirklich glauben wir nicht, daß die Welsche ein christliches Volk, des Christenthums feind, aber wir glauben, daß wir heute noch in der Person Jesu die Verkörperung des höchsten Ideals, in seinen Evangelien den reinsten Ausdruck des religiösen Geistes finden und stets finden werden . . ." Und solche Ansprache stehen nicht vereinzelt da: Jedermann kann sie weniger schreiend in der Form oder inhaltlich als in der Form in den vom protestantisch-liberalen Melchiorverein in Elbisch vertheilten Büchern lesen.

Wird es uns daher Hr. W. verzeihen, wenn wir ein Wort aus seiner eben angeführten Festpredigt nicht auf ihn selbst anwenden, nein, aber auf die gesammte kirchliche Missionsgesellschaft? Es heißt dort so ähnlich, die bei „Armut, Noth und Noth des Herzens an dem Wahreinstand arbeiten möchten, daß es keiner in der Länge ausbleibe, eine ihm reiche Masse zu spielen.“ Die Missionen in Afrika, dann von den 40 Jahren an die Freigeschafften oder „Liberale“, seit 1871 „evangelisch-protestantische Verein“ sich nennend, haben ihr Glück nach an die Missionen legen wollen. Das Experiment ist gemacht worden, Thatsachen erklären heute nach 40 Jahren. Die ganze fremde Masse ist ausgetrocknet.

Und der „Missionsfreund"? Den hat in der That die h. b. d. Missionen, Altbair 1877 gegründet (S. 236) und bis . . . die Gegendart fortgesetzt. Während der ersten Jahre, unter der Redaktion von Hr. W., enthält dieses Blatt einige für seine Zeit ausgezeichnete Studien über allgemeine Missionsgeschichte; es zählte damals 100 und einige hundert. Anfangs der 40er Jahre übernahm Hr. Zumbro die Redaktion, nach der Abwesenheit verminderte sich; 1846 erhielt Hr. W. die Leitung dieser Zeitschrift und blieb während 15 Jahren auf diesem Posten. Das Jahr 1847 wurde

*) Von Hr. W. an Jahreshefte des evangelischen Protestantismus in Straßburg gehalten am 25. Nov. 1877.

an Wohlgeandacht viel weniger hat und das Förmel viel zu wenig schon bring laßt.

§ 3. Die evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft.

Dah eine der ältesten Väter der luth. Mission, ein Mann, dessen Namen „der Jugend Missionar“ seit dem Jahr 1802 ruhet, haben wir zu Anfang erzählt und ebenfalls erwähnt, wie wenig christliches Leben damals vorhanden war, von Berufslösung oder überhaupt Bedeutung der luth. Missionaristen konnte daher gar keine Rede sein. Es ist ja bekannt, wie in Deutschland, das nach des Freiheitskrieges wieder erwachte, zur Bewahrung seiner Kultur nicht durch die Unionbestrebungen Friedrich Wilhelms III zum Nothstand gezwungen, in Keulen sich teilweise trennte und in andern Ländern aus Mangel für die verfolgten Völker in strengen Schranken gegen alle andern Missionen sich zum luth. Konfessionalismus ausbildete.

Als im J. 1830 der heilige Amt entlebene luth. Pfarrer Dr. Fr. Dietrich auf seiner Reise nach Frankreich auch ins Elsaß und besonders nach Straßburg kam, machte er zu seinem Bedauern wahrnehmen, daß außer dem gewöhnlichen Namen in der evangel. Kirche sonst nichts Lutherisches zu finden war. Er entdeckte im Elsaß nur zwei Pfarrer, die er als bewußte luth. Pfarrer bezeichnen konnte. Fr. Beng, an der Kirche zu St. Peter in Straßburg, von welchem er rühmt, daß er an Worten und Taten mehr als ein luth. Pfarrer nicht mehr Theil nehme, und Fr. Diemer, Seelsorger in Straßburger Judthaus, ohne daß wir erfahren, wann und unter welchen Umständen und Einwirkungen diese zwei Vorstöße zu ihrem Konfessionalismus gelangt waren. Des letzteren Bekanntheitskreis war beschränkt, weil er wenig Zuhörer zu fesseln konnte und sich mehr nur abseits verhielt gegen Alles, was nicht streng luth. war, ohne jedoch einen irgend welchen Einfluß in der Richtung seiner Uebersetzungen auszuüben: als legabiler Dichter jedoch wieder ist Dem. übrigens in manchen Stücken noch bekannt. Fr. Diemer's Stellung dagegen war eine solche schon seines Amtes wegen: fast ohne kollegialen Umgang, außer mit Fr. Beng, lebte

^{*)} Siehe sein schon angeführtes Buch „Himml. u. f. d.“ S. 145f. und 151f.

er in keinem Stadte, immer, und so eilig er vor da aus mit einem „Predican na sent den Tien“ den er die protestischen Vorheranget in einem „Brenn“ nannte in Verteidigung trat, so daß man in allen verfolgten lutherischen Gemeinden „seines Namens mit Liebe und Achtung gedachte, während man dort nicht wußte, daß ein Härtler in der Welt existirt“ *) so zaudernd und feige ichen trat er in Straßburg auf: nur einmal, im Jahr 1837, wagte er es, einen „Anruf an alle lutherischen Mitmenschen im Elsaß“ zu schreiben und drucken zu lassen. Das geschah nach der Session des Pariser Synodavertrags und der kirchlichen Missionssocietät Auf 20 c. gedruckt, mit dogmatisch polemischen Nummerirten überhöhten Seiten erklärt Diemer in dieser zweiten **) elend lutherischen Flugschrift, das es Pflicht der Selbsthaltung für die elendige Kirche sei, nicht reformirt, noch unitar, sondern lutherische Mission zu werden. So schwerfällig die Art ist, in welcher Diemer dies darlegt, auf je vom menschlichen Standpunkt ist der Grundsat, der ihn leitet, vollkommen richtig: aber unvollständig mußten wir uns beim Durchlesen dieses Schreibens fragen, woher es kommen mag, daß von Anfang an die elendigen lutherischen so selten — wenn es sie geschicken ist — ruhig sprechen und ohne Gereiztheit die Lehren, nach warum deshalb alle ihre Flug- und geschriebenen meist Zehnabschriften sein müssen? — Nach diesem Ausruf bildete Diemer ein Comité, dem er den Namen „Evangelisch lutherische Dietsch-Missionssocietät im Elsaß“ gab, ließ aber den ganze Unternehmen nur kurze Zeit und in engeren Kreisen wirken ***).

* Wehrhan, o. a. L. S. 154.

** Am 1. März 1838 hatte der oben erwähnte Syn. in Straßburg Gelegenheit sich in einer kurzen Gelegenheitsrede an die Protestanten der evangelisch-lutherischen Kirche im Elsaß zu wenden, und die Versammlung, die er damals in Straßburg hielt (siehe S. 210), in einer Session lutherische Gemeinden anzuweisen wollte: er mußte bald nachher, weil er wegen seiner Opposition gegen D. Gannert keine Aussicht hatte, je eine Pfarrstelle im Elsaß zu erhalten, zuerst als Judum-Kreuz nach Alst, dann nach Pörsdorf und später nach Z. zu ziehen; von dort wollte er sich mit einem Tross seiner Gemeinde am den Weg nach Hohenheim, fand aber sein Grab im Exil, als jenseit lutherischer Martyrer.

***); Wegen seiner von der städtischen Behörde abhängigen Stellung und weil er nicht glaubte, es eine ihm ansehnlicher liegende Sache sein zu müssen,“ sagt Wehrhan, o. a. L.

Es war dies ein verführter Versuch, einer noch in weiten Theilen selbstständig gebliebenen zu erlösen. Lange noch mußte die Lutherische Kirche in Mecklenburg, der bis dahin schon streckenweise überhand genommen und zerstört Luther und seiner Zeitgenossen (1777) in der Erkenntnis seine befehlshabenden wieder einsetzen, bis nach mehr als zehn Jahren die lutherische Kirche wieder an die Defensivstellung trat.

Als Kind und anfangs unabhängig von einander hielten sich die Uebersetzungen der h. luth. Bibel des Ambrosius Augustin durch die biblische Theologie angezogen worden, die sich in ihm später noch und noch zum strengen Konfessionsalismus aufspitzte; allein in der Mitte der vierziger Jahre war er noch als Mitglied des Ausschusses der Erbkath. Wissenschaftlichkeit in Straßburg für die Heidenrücken thung; und Hr. Herzing, der als Haupt der lutherischen Partei im Elsaß gelten kann, hatte im J. 1811 noch auf dem Baseler Allertagstisch bemerkt: "wie sehr Elsaß an das theure Babel gebunden sei und wie auch er in dieser Abhängigkeit bleiben wolle." Erst gegen Ende der vierziger Jahre war er durch das Verlangen der Elsässer Kirche auf die lutherische Bewegung aufmerksam gemacht worden.

Am geſchah es, daß im J 1848 eine Pfarrleſerenz, Klags-
bargiſter Kneſchke in Mänpelgandſchen Naensbeſtrebungen Land
werden ſoll, welche zu Straßburg in einigen Wochen Wiederhol-
landen und den Einlaß zu einer freien Verſammlung von Geiſtlichen
und Laien wurde, in der dieſe Angelegenheit in vollem Geiſt und
mit ſichtbarem Wohlgefallen beſprochen wurde. Darauf hielt
Vr. Horman in der Kirche zu Jung St Peter in Straßburg eine
ſpäter als Pfarrfeſt vorbereitete „Nothwehrepredigt“ über die Worte:
„Halte was du haſt!“ Im zweiten Theil dieſer Rede wurde die
Hervorhebung der evangeliſch-lutheriſchen Miſſion ausgeführt: „Eder
ſoll es keine evangeliſch-lutheriſche Miſſion geben“ heißt es 27:
„ſchreiten die Glieder der evangeliſch-lutheriſchen Kirche nur eine Hand
und einen Beutel, nicht aber auch Ruſe derrer haben, welche den
Frieden verhandeln: . . . ohne Wimper zollte die evangeliſch-luthe-
riſche Kirche ſein, während alle Kirchen und Gemeinſchaften ſich aus-
jubreiten ſuchen“. Wäre das Febe, ſich einzumauern, den Zang-
deckel jeder der evangeliſch-lutheriſchen Kirche zu ſchlagen zu laſſen und

Schweigend zu leben oder zu nehmern? Die Begegnungserwartungen wurden nicht nützlich; am dritten Tag wurde sie wieder aufstehen, mit drei Mädel, mit einem Mädchen, mit ihrer Schwester, mit ihren Tausenden von heiligen Völkern und ihren Göttern und Göttern niederlassen. u. s. w.“ — Also zu gleicher Zeit mit dem Verbot der lutherischen Diskretionäre trat auch die Forderung einer rein lutherischen Missionstätigkeit an das Tageslicht, und zwar als Gegenpart zu den bestehenden Verboten, auf gebarnste Art, und, leider, in fortwährender und sich ausdehnender Vertheilung des Ausdrucks. Bald nach der Rathwehnpredigt erschienen unter andern Mädeln auch „Biederkeit gegen die Missionen in Basel“. Den reformirten und Mischungs-Missionen wird jeder mögliche Zueignung entzogen, aber „warum sollen die evangelisch-lutherischen Missionen nicht nur unter grau evangelischer Nationalität der Missionen in Basel, Berlin und Wien oder unter reformirter von Bremen, Paris und England anfahren? Sind die Mädel der evangelisch-lutherischen Kirche nicht doppelt stark in Welt und Sakrament gewoben? . . .“

Es wurde daher in Straßburg „die evangelisch-lutherische Missionen in Frankreich“ gegründet. Den Statuten erfahren wir nichts. Die Gesellschaft umschloß aber vier Thatsachen (später sechs), als eigentliche Missionen unter den Heiden, Pflege von waisenhaften Kindern, Druck von Schriften; u. Beförderung der reinen Lehre u. s. f., mit verschiedenen christlichen Klassen. Zunächst wurde ein Missionenfest gefeiert, anfangs in der Stadt, später nur noch in verschiedenen Landgemeinden.

Wie dieser Verein sich entwickelte, ob überhaupt eine Entwicklung stattgefunden, was aus ihm geworden ist, konnten wir nicht erfahren. Von den 7. bis 18. Jahren an, vertritt schon früher? Nicht über den kurzen, weder regelmäßig noch alljährlich gedruckten Gedenkverzeichnissen nur noch: „Gedenken an die Missionen in Straßburg, eingereicht für die Mission“, nämlich die Zeitschrift, hauptsächlich auch Hermanns-Lager: dieser Verdienste sind zweierlei lutherische Missionen, besonders von Adenauer, *) andern

*) 3. M. das Ged. „Soll ich nach des Namens Schamer“, des lutherischen Reichs, nur dem Schwert, „Gottes Wort und Vaters Reich, die vergangen immermehr“, und das andere: „S. Scher, lehren wieder, Gedenken, tunc Bilder. Zur Dürre steht zu“, an die „Wälder

theils 6 „Glaubens- und Kirchengrundsätze der evangelisch-lutherischen Mission unveränderlicher Angewandter Grundsätze.“ vorgelegt. Ist gerühmlich, aber mit doppelt soviel Schritt für die Schlagweiter getauchtem Druck (ein anderes Kennzeichen der lutherischen Erzeugnisse im Druck) steht da unter andern zu lesen: „4 Ich muß die **unirten** Kirchen, wo, welcherlei Wandel offensichtlich gestaltet ist, meiden.“ 5 Darum wird **diese** Thätigkeit in der **Heimat** und unter den **Herden** nur die evangelisch-lutherische Kirche in christlicher Bekenntnisgrenze bauen. . . . Sie will, keine **Napell-** oder **Vereinshaus-Union**, keine **methodistische Union**, keine **Baselische Union**, keine **Vehr-, Werk-** oder **Geld-Lilien in Anstalten**, keine **Kirchen** oder **Altar-Wengerei**, keine **Kirchenconföderation**, keine **Fusion** oder **Kirchenverschmelzung**,* sondern die alte, unverrückte, **wahre, evangelisch-lutherische Kirche**, **Mission und Anstalt** — 6 Das sogenannte **unirt- (evangelische) Weien** ist doch nur eine **Union in Gemeinschaft der Krankheiten**.“

Was die finanzielle Vermutung dieses Vereins betrifft, so beläuft sich die Gesamteinnahme des Jahres 1874/75 auf Fr. 3221. 33; im Jahr 1874/75 auf Fr. 6111. 85; im Jahr 1876/77 nur noch auf Fr. 4002. 40. Die niedrige gewordene Zahl zeugt aber nicht von Abnahme des Missionseveres unter den Väteranern, oder von einer rückgängigen Bewegung des Konfessionalismus im Gräf. in Olegentzen, man hat nicht ohne Wohlbedachtlichkeit statisch nachgewiesen, daß die Anzahl der konfessionellen Geistlichen unter manigfachen Schattungen wie natürlich seit vielen Jahren in stetiger

gewahrt, welche der böse Feind vom evangelisch-lutherischen Glauben, vom evangelisch-lutherischen Kirche und Mission abzieht“. Du, 6 und 10 lauten: „Ach, wer ist so viel klagen, So sanfter zu zerklagen zerissen und bezaubert: Denn noch sie so bezaubert So gar zu nichts geachtet, Denn dann ist dann ist das Parat!“ — O lerne es ohne Zählung, Als 12.000.000 Herden für treuen Wirtter her! Sie will uns zum Neugehen Paß uns für sie nur leben — Sie denkt an unsre Schuld nicht mehr.“ — eine solche Vorrede der zur Zelle gesammelten evangelisch-lutherischen Kirche an die Seele Christi, des Hauptes.

*, Wenn seit 1877 der Druck hundertmalig wird: „Ach kein „**Neu-lutherthum**“, es werden dadurch mehrere junger und alterer Leute ausgeschlossen, die sich in letzter Zeit von der Zeltüberdacht Wie gewöhnlich in verschiedener Hinsicht willen, losgelöst haben.

Zielgen beziffert sei. Eine Abnahme der am Pfir Harting abgeleiteten (Strom) durch den den eben erwähnten inneren Spannungen und Widerstand her, so daß werde Platter die Beiträge ihrer Stromes nicht mehr durch ihren Betrag, sondern unmittelbar nach Verzug sein.“ Für die Zukunft trafen sich nach Wiede und Hestenberg in der „die mathematische Methode, nicht zwischen dem vermittelten „Klein-Kalorien“ und der ein zweites Platter eine Annäherung nachweisen konnte, aber der Herr würde versagen.

§ 4. Die evangelisch lutherische Mission (Bericht) zu Soltau

Die vorher genannten Gemeinden beschränken ihre Thätigkeit auf den Kreis der Seelen des Missions. Im Bezirk Ober-Obisch nahmen eine 30 von Vertheilung, in 24 Pfarren, einer 1. Anzahl Angehöriger Missionen, und 1 reformierten Gemeindefür eine 2. Anzahl vertheilt. In Muthausen, dem reformierten Pfarrort, in dem einander für die Pfarren Mission über, aber ohne das jetzt eine Missionenvereinigung gebildet zu haben. In Soltau, dem Sitz der 1. Pfarren Angehöriger Missionen, stand der eben schon genannte Evangelische Missionar dem Auftrag seiner Thätigkeit in: Babel in regem Verkehr; wo er Versammlungen hielt im ganzen Ober-Ober, führte er das Missionenwerke zu weiten und so für nicht unbedeutende Zahlen. 1871 und 1872 stand es sich noch hier in Ober-Ober Missionen, die gebildet von Soltau und Lachowger, Jona Blau, ohne daß aber die Vertheilung besondere Maßnahmen geführt oder Berichte geschickten werden.

Nach dieser erst, in den Jahren 1871/72, kamen zwei junge Pfarren, die Ob. Störger nach Muthausen von Störger nach Soltau, beide zur ersten der Vermittlung, partei getrennt. Von des ersten Obere, mit welchem sie in Störger der Zustimmung der lutherischen Missionen-Gesellschaft beigesetzt hatten, drängten sie auf Gründung eines gesellen Vereins in Ober-Ober. So wurde die „Gemein-

*) In der Zeit zwischen der Vertheilung Missionen-Gesellschaften ein einen Pfarren (Muthausen) 2. Anzahl (Lachowger) haben sich, im Jahr 1871/72 waren es 201 in 2. 70, im Jahr 1875, 201 4189, 40, im Jahr 1877, 201, 5751, 51.

„evangelisch-lutherische Missions-Gesellschaft zu Colmar“ ihr Leben gerufen: die Stützen der Gesellschaft sind eine Verschmelzung der Stützen des Straßburger Bistumsvereins mit der lutherischen Missions-Gesellschaft von Straßburg. Der 1. Artikel lautet; „Die evangelisch-lutherische Missions-Gesellschaft zu Colmar hat den einzigen Zweck, die Ausbreitung des Evangeliums unter nicht christlichen Völkern zu befördern.“ Das Comité besteht aus den vier Pfarrern von Colmar und acht durch zweijährige Wahl zur Hälfte aus einer über raumungsgliedern. Ein Jahr des Missionsfest wird am Sonntag Trinitatis gefeiert und in der ersten Woche jedes Monats wird eine Missionsversammlung gehalten. Die nicht besonders bestimmten Gaden wurden bis 1873 nach Paris, Basel und an die Randgemeinden verteilt. Von jenem Jahre an wird aber auch ein kleiner Teil der Gelder (sofern der besonders bestimmten Gaden) nach Paris und Germania zurückgeschickt, wahrscheinlich auf Antrag eines in jener Zeit nach Colmar ernannten „auch Lutherer“ genannten Pfarrers.

Da die Jahresberichte äußerst kurz gefaßt sind, so läßt sich kaum eine Geschichte dieser Gesellschaft entwerfen. Was ihre Bedeutung betrifft, so ist sie in ihrer künftigen glücklichen Zukunft ein treuer Abbild des Colmarer Bistumsvereins, welches immer eine Winterkirche aller Richtungen zu sein wünscht. Nichts Unerwartetes scheint das langsame Wachstum dieser Gesellschaft bis 1870 zu hindern zu können. Der Gesamtumsatz der Einnahmen vermindert sich um die Hälfte während der 15 ersten Jahre; allein während das Missionswerk in den Randgemeinden zunahm, verminderte es sich auffallend in Colmar selbst. Im Neunzigjahr 1897/98, reichte die Gesamteinnahme den Höhepunkt von Fr. 3149, 55 durch Beiträge aus 16 Gemeinden, der Bericht klagte damals darüber, „daß einzelne Gemeinden der Umgebung, welchen dort auch die Missionen am Herzen liegt, die Gaden nicht durch Beiräte und der evangelisch-lutherischen Gesellschaft an Ort und Stelle beibringen lassen.“ Nach dem Bericht sank die Summe der Beiräte auf erst Fr. 1200, und nur allmählich scheint dieser Verein sich wieder zu erholen.

Die Mission in den Augen der Welt.

4. Dr. Wernich und Freiherr von Oesterreicher über die neuen Kulturbestrebungen in Japan.

Der Dr. Wernich, damals Privatdocent in Berlin, erhielt im Jahr 1874 einen Ruf als Professor an die medizinisch-chirurgische Akademie in der Hauptstadt von Japan. Er nahm den Ruf an, reiste über New York, San Francisco und Yokohama an seinen Bestimmungsort Tokio, wo er zwei Jahre lang thätig war, und kehrte dann über Indien und Suez wieder in die Heimat. u. s. w. Außer in mehreren gelehrten Abhandlungen über verschiedene Gegenstände hat Dr. Wernich auch noch in zwei mehr populären Schriften die Resultate seiner ausereuropäischen Beobachtungen und Erfahrungen niedergelegt. Wir meinen seine „Geographisch-medizinischen Studien nach den Ergebnissen einer Reise um die Erde“, die einen stattlichen Band füllten und darüber eine kleine Abhandlung über „Ausbreitung und Bedeutung der neuen Kulturbestrebungen in Japan“.

Wenn man eben die Vorsehung von Mr. Richter,* der ja sich ein Doctor der Medizin ist, gelesen hat und dann an diese Schriften von Dr. Wernich kommt, so ist's wie ein Uebergang vom Kladderadatsch zur Augab, Hlg. Kantz oder einem andern christlichen und wissenschaftlichen Weltblatt. Dabei hat der Verfasser sich's zum Grundsg gemacht, über nichts ein Urtheil abzugeben, was er nicht persönlich erforscht oder wenigstens mit eigenen Augen gesehen hat. Leider zögert auch die Mission in den Dingen, für welche er sich nicht näher interessiert hat und über welche er daher nur vellekommenes Zusehweigen beobachtet. Auf den mehr als 100 Seiten seines geistlichen Rathes fallen nur dieselben zum zwei- oder dreimal**)

* Von der beschriebenen Art, wie dieser Helehrer der Missionsangelegenheiten schreibt, wird unsere nächste Nummer ein Beispiel bringen.

** Seite 47 und 49 sind nur „die kletterischen Schlangenarten der Insel Formosa“ im Betreff des Typhusfiebrens erwähnt, Seite 289 ihre Ursache über die chinesische Hungersnoth. Ueber ganz in Dr. Wernich's eigene Beschreibung der Folgen des Typhusfiebrens ausreichend genug. Sehr charakteristisch

nicht erwähnt gefunden. Auf der Fahrt von Ostasien nach Japan traf Dr. Bernh. 1854, aber zu sehr nahe predigen, predigen auf der Höhe befindlichen „großen Gefolgschaften“ zusammen. Die eine war die aus Ostasien zurückkehrende Mission der chinesischen Mission, welche zur Unterstützung der Mission in Ostasien dort hin geschickt werden. Der Mission in gewöhnlichen Sinne deutete die andere größere Gruppe amerikanische Reisende mit ihren Frauen, deren sich auch mein Lehrer in Japan traf, der ebenfalls als amerikanischer Theologe in sein Vaterland zurückkehrte*, angeschlossen hatte. Sie waren schwach, trankelten viel unterwegs und ließen sich mit den profanen Reisefahrten wenig ein*.

Nur gesehen, daß wir sehr ernsthaft waren, so wenig aber in ernstlich Angelegenheiten vom gelehrten Reisenden zu hören, ob gleich seine Erklärung uns sehr ernstlich, daß er „ein stilles Leben“ in der Natur auf sich zu haben, aber nicht freute es uns, doch wenigstens in einer der 102 Stunden eine etwas längere Auslassung über die Mission zu finden, welche von sehr niederschlagend klingt, bei dem durchaus naturwissenschaftlichen Standpunkt des Verfassers uns aber nicht im mindesten befremdet hat. Derselbe lautet folgendermaßen:

„Man wird es entschuldigen, daß ich nach dem Eingehen auf die Gelegenheit der Missionbestrebungen im Text enthalte. Doch Sie von Paderborn sagt bitter darüber, daß man verblende genug sei, Missionbestrebungen ohne diesen wichtigsten Faktor vernachlässigen. Ich habe auch früher in der Zeitschrift über Japan darauf bestritten zu konstatieren (2.), daß die Missionen von der verschiedenen Konfessionen sich in Japan nur eines sehr geringen Fortschritts erfreuen. Es ist hier die richtige Stelle, um ganz kurz nach ohne weitläufige Begründung die Ursachen dieser Misserfolge anzugeben. 1) Die Japaner sind als Kulturvolk zu alt, um an der Wiege im Christentum ich meine hier ein Jungvolk

in folgende Bemerkung, die er in diesem Zusammenhang macht: „Was der Chinese als Charaktereigenschaft in hohem Maße aufzuweisen hat: hartnäckige Beharrlichkeit, Esgehen an ein festes Ziel, — steht hier die 1. und 2. Angelen des Vapors nicht zu einer 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000. 1001. 1002. 1003. 1004. 1005. 1006. 1007. 1008. 1009. 1010. 1011. 1012. 1013. 1014. 1015. 1016. 1017. 1018. 1019. 1020. 1021. 1022. 1023. 1024. 1025. 1026. 1027. 1028. 1029. 1030. 1031. 1032. 1033. 1034. 1035. 1036. 1037. 1038. 1039. 1040. 1041. 1042. 1043. 1044. 1045. 1046. 1047. 1048. 1049. 1050. 1051. 1052. 1053. 1054. 1055. 1056. 1057. 1058. 1059. 1060. 1061. 1062. 1063. 1064. 1065. 1066. 1067. 1068. 1069. 1070. 1071. 1072. 1073. 1074. 1075. 1076. 1077. 1078. 1079. 1080. 1081. 1082. 1083. 1084. 1085. 1086. 1087. 1088. 1089. 1090. 1091. 1092. 1093. 1094. 1095. 1096. 1097. 1098. 1099. 1100. 1101. 1102. 1103. 1104. 1105. 1106. 1107. 1108. 1109. 1110. 1111. 1112. 1113. 1114. 1115. 1116. 1117. 1118. 1119. 1120. 1121. 1122. 1123. 1124. 1125. 1126. 1127. 1128. 1129. 1130. 1131. 1132. 1133. 1134. 1135. 1136. 1137. 1138. 1139. 1140. 1141. 1142. 1143. 1144. 1145. 1146. 1147. 1148. 1149. 1150. 1151. 1152. 1153. 1154. 1155. 1156. 1157. 1158. 1159. 1160. 1161. 1162. 1163. 1164. 1165. 1166. 1167. 1168. 1169. 1170. 1171. 1172. 1173. 1174. 1175. 1176. 1177. 1178. 1179. 1180. 1181. 1182. 1183. 1184. 1185. 1186. 1187. 1188. 1189. 1190. 1191. 1192. 1193. 1194. 1195. 1196. 1197. 1198. 1199. 1200. 1201. 1202. 1203. 1204. 1205. 1206. 1207. 1208. 1209. 1210. 1211. 1212. 1213. 1214. 1215. 1216. 1217. 1218. 1219. 1220. 1221. 1222. 1223. 1224. 1225. 1226. 1227. 1228. 1229. 1230. 1231. 1232. 1233. 1234. 1235. 1236. 1237. 1238. 1239. 1240. 1241. 1242. 1243. 1244. 1245. 1246. 1247. 1248. 1249. 1250. 1251. 1252. 1253. 1254. 1255. 1256. 1257. 1258. 1259. 1260. 1261. 1262. 1263. 1264. 1265. 1266. 1267. 1268. 1269. 1270. 1271. 1272. 1273. 1274. 1275. 1276. 1277. 1278. 1279. 1280. 1281. 1282. 1283. 1284. 1285. 1286. 1287. 1288. 1289. 1290. 1291. 1292. 1293. 1294. 1295. 1296. 1297. 1298. 1299. 1300. 1301. 1302. 1303. 1304. 1305. 1306. 1307. 1308. 1309. 1310. 1311. 1312. 1313. 1314. 1315. 1316. 1317. 1318. 1319. 1320. 1321. 1322. 1323. 1324. 1325. 1326. 1327. 1328. 1329. 1330. 1331. 1332. 1333. 1334. 1335. 1336. 1337. 1338. 1339. 1340. 1341. 1342. 1343. 1344. 1345. 1346. 1347. 1348. 1349. 1350. 1351. 1352. 1353. 1354. 1355. 1356. 1357. 1358. 1359. 1360. 1361. 1362. 1363. 1364. 1365. 1366. 1367. 1368. 1369. 1370. 1371. 1372. 1373. 1374. 1375. 1376. 1377. 1378. 1379. 1380. 1381. 1382. 1383. 1384. 1385. 1386. 1387. 1388. 1389. 1390. 1391. 1392. 1393. 1394. 1395. 1396. 1397. 1398. 1399. 1400. 1401. 1402. 1403. 1404. 1405. 1406. 1407. 1408. 1409. 1410. 1411. 1412. 1413. 1414. 1415. 1416. 1417. 1418. 1419. 1420. 1421. 1422. 1423. 1424. 1425. 1426. 1427. 1428. 1429. 1430. 1431. 1432. 1433. 1434. 1435. 1436. 1437. 1438. 1439. 1440. 1441. 1442. 1443. 1444. 1445. 1446. 1447. 1448. 1449. 1450. 1451. 1452. 1453. 1454. 1455. 1456. 1457. 1458. 1459. 1460. 1461. 1462. 1463. 1464. 1465. 1466. 1467. 1468. 1469. 1470. 1471. 1472. 1473. 1474. 1475. 1476. 1477. 1478. 1479. 1480. 1481. 1482. 1483. 1484. 1485. 1486. 1487. 1488. 1489. 1490. 1491. 1492. 1493. 1494. 1495. 1496. 1497. 1498. 1499. 1500. 1501. 1502. 1503. 1504. 1505. 1506. 1507. 1508. 1509. 1510. 1511. 1512. 1513. 1514. 1515. 1516. 1517. 1518. 1519. 1520. 1521. 1522. 1523. 1524. 1525. 1526. 1527. 1528. 1529. 1530. 1531. 1532. 1533. 1534. 1535. 1536. 1537. 1538. 1539. 1540. 1541. 1542. 1543. 1544. 1545. 1546. 1547. 1548. 1549. 1550. 1551. 1552. 1553. 1554. 1555. 1556. 1557. 1558. 1559. 1560. 1561. 1562. 1563. 1564. 1565. 1566. 1567. 1568. 1569. 1570. 1571. 1572. 1573. 1574. 1575. 1576. 1577. 1578. 1579. 1580. 1581. 1582. 1583. 1584. 1585. 1586. 1587. 1588. 1589. 1590. 1591. 1592. 1593. 1594. 1595. 1596. 1597. 1598. 1599. 1600. 1601. 1602. 1603. 1604. 1605. 1606. 1607. 1608. 1609. 1610. 1611. 1612. 1613. 1614. 1615. 1616. 1617. 1618. 1619. 1620. 1621. 1622. 1623. 1624. 1625. 1626. 1627. 1628. 1629. 1630. 1631. 1632. 1633. 1634. 1635. 1636. 1637. 1638. 1639. 1640. 1641. 1642. 1643. 1644. 1645. 1646. 1647. 1648. 1649. 1650. 1651. 1652. 1653. 1654. 1655. 1656. 1657. 1658. 1659. 1660. 1661. 1662. 1663. 1664. 1665. 1666. 1667. 1668. 1669. 1670. 1671. 1672. 1673. 1674. 1675. 1676. 1677. 1678. 1679. 1680. 1681. 1682. 1683. 1684. 1685. 1686. 1687. 1688. 1689. 1690. 1691. 1692. 1693. 1694. 1695. 1696. 1697. 1698. 1699. 1700. 1701. 1702. 1703. 1704. 1705. 1706. 1707. 1708. 1709. 1710. 1711. 1712. 1713. 1714. 1715. 1716. 1717. 1718. 1719. 1720. 1721. 1722. 1723. 1724. 1725. 1726. 1727. 1728. 1729. 1730. 1731. 1732. 1733. 1734. 1735. 1736. 1737. 1738. 1739. 1740. 1741. 1742. 1743. 1744. 1745. 1746. 1747. 1748. 1749. 1750. 1751. 1752. 1753. 1754. 1755. 1756. 1757. 1758. 1759. 1760. 1761. 1762. 1763. 1764. 1765. 1766. 1767. 1768. 1769. 1770. 1771. 1772. 1773. 1774. 1775. 1776. 1777. 1778. 1779. 1780. 1781. 1782. 1783. 1784. 1785. 1786. 1787. 1788. 1789. 1790. 1791. 1792. 1793. 1794. 1795. 1796. 1797. 1798. 1799. 1800. 1801. 1802. 1803. 1804. 1805. 1806. 1807. 1808. 1809. 1810. 1811. 1812. 1813. 1814. 1815. 1816. 1817. 1818. 1819. 1820. 1821. 1822. 1823. 1824. 1825. 1826. 1827. 1828. 1829. 1830. 1831. 1832. 1833. 1834. 1835. 1836. 1837. 1838. 1839. 1840. 1841. 1842. 1843. 1844. 1845. 1846. 1847. 1848. 1849. 1850. 1851. 1852. 1853. 1854. 1855. 1856. 1857. 1858. 1859. 1860. 1861. 1862. 1863. 1864. 1865. 1866. 1867. 1868. 1869. 1870. 1871. 1872. 1873. 1874. 1875. 1876. 1877. 1878. 1879. 1880. 1881. 1882. 1883. 1884. 1885. 1886. 1887. 1888. 1889. 1890. 1891. 1892. 1893. 1894. 1895. 1896. 1897. 1898. 1899. 1900. 1901. 1902. 1903. 1904. 1905. 1906. 1907. 1908. 1909. 1910. 1911. 1912. 1913. 1914. 1915. 1916. 1917. 1918. 1919. 1920. 1921. 1922. 1923. 1924. 1925. 1926. 1927. 1928. 1929. 1930. 1931. 1932. 1933. 1934. 1935. 1936. 1937. 1938. 1939. 1940. 1941. 1942. 1943. 1944. 1945. 1946. 1947. 1948. 1949. 1950. 1951. 1952. 1953. 1954. 1955. 1956. 1957. 1958. 1959. 1960. 1961. 1962. 1963. 1964. 1965. 1966. 1967. 1968. 1969. 1970. 1971. 1972. 1973. 1974. 1975. 1976. 1977. 1978. 1979. 1980. 1981. 1982. 1983. 1984. 1985. 1986. 1987. 1988. 1989. 1990. 1991. 1992. 1993. 1994. 1995. 1996. 1997. 1998. 1999. 2000. 2001. 2002. 2003. 2004. 2005. 2006. 2007. 2008. 2009. 2010. 2011. 2012. 2013. 2014. 2015. 2016. 2017. 2018. 2019. 2020. 2021. 2022. 2023. 2024. 2025. 2026. 2027. 2028. 2029. 2030. 2031. 2032. 2033. 2034. 2035. 2036. 2037. 2038. 2039. 2040. 2041. 2042. 2043. 2044. 2045. 2046. 2047. 2048. 2049. 2050. 2051. 2052. 2053. 2054. 2055. 2056. 2057. 2058. 2059. 2060. 2061. 2062. 2063. 2064. 2065. 2066. 2067. 2068. 2069. 2070. 2071. 2072. 2073. 2074. 2075. 2076. 2077. 2078. 2079. 2080. 2081. 2082. 2083. 2084. 2085. 2086. 2087. 2088. 2089. 2090. 2091. 2092. 2093. 2094. 2095. 2096. 2097. 2098. 2099. 2100. 2101. 2102. 2103. 2104. 2105. 2106. 2107. 2108. 2109. 2110. 2111. 2112. 2113. 2114. 2115. 2116. 2117. 2118. 2119. 2120. 2121. 2122. 2123. 2124. 2125. 2126. 2127. 2128. 2129. 2130. 2131. 2132. 2133. 2134

Die Mission in den Augen der Welt.

4. Dr. Wernich und Freiherr von Gesserreicher über die neuen Kulturbestrebungen in Japan.

Der Dr. A. Wernich, damals Privatdocent in Berlin, erhielt im Jahr 1874 einen Ruf als Professor an die medicinisch-chirurgische Akademie in der Hauptstadt von Japan. Er nahm den Ruf an, reiste über New York, San Francisco und Yokohama an seinen Bestimmungsort Tokio, wo er zwei Jahre angestelligt war, und kehrte dann über Sibirien und Suez wieder in die Heimat zurück. Aber in mehreren gelehrten Abhandlungen über rein medicinische Gegenstände hat Dr. Wernich auch noch in zwei mehr populärer Schritte, die Resultate seiner asiatischer Beobachtungen und Erfahrungen niedergelegt. Wir meinen seine „Geographisch-medicinischen Züge nach den Entdeckungen einer Reise um die Erde“, die einen stattlichen Band füllen, und daneben eine kleine Flugchrift über „Ausbreitung und Bedeutung der neuen Kulturbestrebungen in Japan“.

Wenn man eben die Reisebeschreibung von Max Buchner,* der ja auch ein Doktor der Medicin ist, gelesen hat und dann an diese Schriften von Dr. Wernich kommt, so ist's wie ein Uebergang von Kladderadatsch zur Angew. Med., Zeitung oder einem anderen ernsthaften und wissenschaftlichen Weltblatt. Dabei hat der Verfasser sich's zum Grundsatze gemacht, aber nicht ein Urtheil abzugeben, was er nicht gründlich erforscht oder wenigstens mit eigenen Augen gesehen hat. Leider gehört auch die Mission zu den Dingen, für welche er sich nicht näher interessiert hat und über welche er daher fast vollkommenes Stillschweigen beobachtet. Auf den mehr als 100 Seiten seines größeren Buches finden wir daselbe kaum zwei- oder dreimal**

* Von der letztsterigen Art, wie d. d. H. gerade aber Missionsangelegenheiten sehr gut und an der n. s. d. H. zu bringen.

** Seite 47 und 49 sind nur die letzten beiden Schilderungen der „Missionen“ im Interesse des Cyannrauchens erwähnt, Seite 289 die „Minderheiten“ über die ethnische Fragestellung. Lebend in Dr. Wernich's eigene Beschreibung der Folgen des Cyannrauchens wirklich genug. Sehr charakteristisch

hinsichtlich erwähnt zu werden. Auf der Fahrt von Sachalin nach Japan traf Dr. Verrold auf „drei a. sehr ausgezeichneten Japesen aus der hier befindlichen größeren „Schichtarten“ zusammen. Die eine war die aus Saka zurückkehrende Minnen der dazwischen liegenden Regierung, welche zur Unterthänung der russ. Krone eigenhändig dorthin war geschickt worden. Der Verrold um geschlechtlichen Zwecks deutete die andere größere Gruppe: amerikanische Reisende mit ihren Frauen, denen sich auch mein Lehrer im Japanischen der ebenfalls als amerikanischer Thesologe in sein Vaterland zurückkehrte*, angeschlossen hatte. Sie waren schonmal, freilich viel unterwegs und ließen sich mit den profanen Reisegefährten wenig ein*.

Wir gestehen, daß wir sehr enttäuscht waren, so wenig noch unseren vielangelegenen und vom gelehrten Kennenden zu hören, obgleich seine Erklärung uns doppelt entsetzte, daß er „ein steuerloses Ueberdauern auf fremden Gebiet argst fände, als seine Heimat und des edle Meer“. Und so mehr freut es uns, doch wenigstens in einer der 102 Bemerkungen eine etwas längere Ausführung über die Wägen zu finden, welche zwar sehr niederschlagend klingt, bei dem durchaus naturalistischen Standpunkt des Verfassers uns aber nicht im mindesten bekümmert hat. Dasselbe lautet folgendermaßen:

„Man wird es entschuldigen, daß ich mich aber Ergötzen auf die Opportunität der Wissenschaftsbestrebungen im Zeit hat. Nach Dr. von Hübner sagt bitter darüber, daß man verachtet genug sei, Wissenschaften ohne diesen wichtigsten Faktor vorzunehmen. Ich habe mich früher an der Abgrenzung aller Japan darauf bestraft zu konstatieren (!), daß die Wissenschaften der verschiedenen Kontinente sich in Japan nur eines sehr geringen Fortschrittes erfreuen. Es ist hier die richtige Stelle um ganz kurz und ohne weitläufige Begründung die Ursachen dieser Misserfolge anzugeben. 1) Die Japaner sind als Kulturvolk zu alt, um an der Spitze im Orientismus, so wenig hier ein Japranach-

ist so große Bemerkung, die er in diesem Zusammenhang macht. „Was der Schmale als Charaktereigenschaft in hohem Maße aufzuweisen hat, das ist das Beharrliche, das auf ein festes Ziel, — reicht hier (d. h. zum Nutzen des Lesers) nicht aus, zu einer wirklichen Antwort ist seine Mechanik nicht hoch genug entwickelt!“

* Ohne Zweifel Dr. Kofura, aber den wir zu sehr dem deutschen Doktors Meinung gehört hätten.

Gestern wurde, du Wunder, das ich hier geschrieben; oder 2. dieser Monats erste Verkündigungsdiene zu finden. Der protestantische rationalistischer zum Vertheil alles Ueberrationalen auch in der christlichen Religionen, und der Katho gerade des größten und des lebendigen vernünftigen Buddhismus in ein dem christlichen voll kommen überlegen. 2. Volk und Regierung sind miserratisch gegen das Christenthum, das Volk, weil es erfährt, daß in der christlichen Religion viele Sitten existiren, die sich unter einander bekämpfen und bekriegen: es findet inständig seine friedlichen Religionsformen humaner. Die Regierung lot mit der Waffenselbsthaltung in sechszehnten und sechzehnten Jahrhunderten durch die portugiesischen Missionen sehr böse Erfahrungen gemacht. Sie fürchtet die Staatsgefährlichkeit einer christlichen Propaganda und wirkt ihr insidierend entgegen. 3. Selbst die intelligentesten Japaner sind zu oberflächlich, um den idealen Geist im Christenthum zu fassen. Ihr Begreifungsvermögen ist dafür nicht vorbereitet, das Verborgene zu erheben und unbewußt, ihre Verneinungen zu hören."

Auf diese Bemerkung bin griffen wir nur begierig nach der Abhandlung über „Ausbreitung und Bedeutung der neuen Religionen in Japan“, haben aber auch hier nur Folgendes gefunden: „Mit nicht absichtlicher Vernachlässigung ist leider zu ersehen, daß ich die Merkmale und Erfolge der Mission kurz berühren, besonders auch nicht nachweisbar diese Gesellschaften in vielen Ländern zu Trägern der Mission und christlicher Missionen werden. Ein leicht aufgeworfener und durch seine Prophanität außer dem gewöhnlichen populär gewordenen österreichischer Staatsminister und liberaler Kenner, Dr. v. Hubner, macht in seiner Redebeziehung seine Bedenken gegen den Standpunkt geltend, auf den er die Missionen in Japan im Jahr 1852 vorfindet. „Was scheint mir so äußerst erhellend — ohne einen sehr wichtigen Mangel vorzuziehen zu sein. Kann man wohl glauben, daß man die Religion, and die sich doch für Europa fast die ganze Summe der Kulturbestrebungen zur Führen läßt, hier ganz, wird entbehren können? Sieben Jahre als diese Arbeiten ohne eigentlichen Halt und Zusammenhang da?“

Man muß diese Beforgnisse bis jetzt als unbegründet (?) bezeichnen. Weder sieht der moderne, dem Europäer näherstehende (?) Japaner das geringste Bedürfnis nach religiöser Vertiefung seines Lebens, noch sieht man, daß die Missionsanstalten, wo sie bereits existiren,

als Schulen den Eingebornen gegenüber eine besondere Bedeutung haben. So andererseits antiazoische Gemüthsarten ganz ausgetilgt haben, laßt sich der Standpunkt des modernen Kultur Japaners der christlichen Religion gegenüber am besten als ein vollkommener Indifferentismus bezeichnen."

Diese Schilderung ist der gezeigten Japaner gegen alles Vergleichs Langt aber ohne Zweifel damit zusammen, das die ganze moderne Kultur, welche sie von Amerika und Europa her übernommen haben, eben eine religiöse, ja zu Theil eine religionsfeindliche ist. Auch in Japan hat das Christenthum daher gegen den Strom zu schwimmen. Also, was der gelehrte Herr Doctor sagt, läßt sich nach unserer Auffassung einfach auf die alte Wahrheit hinaus, daß der natürliche Mensch nichts vermag vom Geist Gottes und das Fleischlich Schmutzigen Feindschaft ist wider Gott. Man glaubt gern, daß vom Standpunkt des Weltmanns derselbe gilt, das Christus getroffen hat, und daß endlich der Vater des frommen Elvolders, welche nur das Evangelium erlangt hat, namentlich auch die Japaner selbst, welche wahrhaftig und religiös angezogen sind, von der Beobachtung sich entzogen haben. Aber eben deswegen liegt in seinem Werben, auf nichts, was uns zuzurufen oder die zum Tod widersprechenden Aussagen der Missionare aufheben könnte. Er ist zu wahrheitsliebend und zu aufrichtig, um die Lügen vor Achtung machen zu wollen. Darüber freuen wir uns, namentlich wenn wir an die Zuhörer eines Richters oder anderer Menschen denken. Er ist aber auch zu materialistisch genant, um das Evangelium und insbesondere die evangelische Missionen lieben zu können. Und was man nicht liebt, das versteht man auch nicht.

In Uebrigen haben wir aus Dr. Bernich's Mittheilungen über Japan viel gelernt, wenn wir gleich in Mangeln anderer Mangel hat. Er redet zu sehr in der Art des Arztes und Naturforschers, legt zu viel zu großes Gewicht auf die schwache Menschheit und das viele Leidwesen der Japaner, unterschätzt manche ihrer guten Eigenschaften und wirkt, öfters zu einseitig, obgleich niemals oberflächlich oder leichtfertig. Doch hören wir, was er über das interessante Volk und die Anwartschaften desselben zu sagen hat. In Uebereinstimmung kommt nach Dr. Bernich den Japanern nicht die robuste Körper Konstitution der Chinesen zu; eher zeigen sie eine physische Schwachheit, die sich schon in dem bläulichen

Kaiser der physischen Schwäche und den freibewegten geschichtlichen Anschauungen betont Dr. Verneil, dass auch gewisse geistige Mängel, welche einen wirklichen Fortschritt leicht bei freibewegten jungen Japanern entgegenstehen. Die alte japanische Methode des bloßen Auswendiglerns wurzelt noch tief in ihrer Gewohnheit. Fast als unmittelbare Folge davon erscheint die Unfähigkeit zur Bildung von Abstraktionen und Kombinationen, welche ein jeden kurzen Ausdruck einer Schlussfolgerung und eines Grundgedankens unendlich macht und beim Unterrichte zu weitläufigen, unendlichen Umherirrlungen zwingt. Gabeln aber ist es das Fehlen eines gesunden Skepticismus, welches der wirklichen Ausnutzung des Geistes eine feste Schranke setzt. Das Japaner in Verstandesgrößen ist nicht nur ein Defizient, sondern sogar ein Defizient, dessen Befähigung nur ganz allmählich gelingen kann *)

Was für Hoffnungen werden alle durch die Studienreisen erweckt werden? Eine Hoffnung, in welcher der Japaner sie unternahm und welche sie noch im Jahre 1871 ganz negatib überall ausgesprochen, ist auf's Gründlichste gestrichelt worden. Sie glückten in drei Fächern, alle im Jahr 1874, vollkommen mit der Erlernung oder Aneignung der europäischen Natur fertig zu sein. Keiner, neben ne, wie Gewöhnlich an Gewicht hängt, bekommen einen Begriff von der weiten Ausdehnung des begonnenen Werkes

*) Außerdem spricht Dr. Verneil den Japanern Fehlen des Willens, überhaupt das, was wir Charakter nennen, ab. Er findet, daß ihnen die wahre Vertheilung der eigenen Kräfte, der Arbeit und des Vergnügens, gerade ihre wahre Schwachheit, die Fehlen der Fäden von das geistige Leben ist das Fehlen, nämlich von Verstandesgrößen. Der Verstand ist nicht die Ursache hiervon, sondern ein Resultat, wobei diese nur alle ihre Eigenschaften aus den künftigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes. Interessant ist ein Wort aus Perdue, das er zur Bestätigung seiner eigenen Ansicht bezieht: „Alles beweist, daß der Japaner ein Temperament ohne Willenskraft, einen Geist, der wie ein neugieriges Kind, das ein lautes Geräusch, welches ein lautes Geräusch und sprangen fortwähre, das Fehlen von Verstandesgrößen und, was Unüberwindliches, die Abneigung gegen dauernde Arbeit. Wie sehen wir, daß es, das durch vollkommene Schwäche und Verstandesgrößen werden, viel mehr als Talent und Verstandesgrößen — wenig Verstandesgrößen und formen. Ähnlich den verwandten Katastrophen, welche in Japan mit sich bringt hat die Energie lange Zeitenszeiten und ungeordnete Träume“

and wissen jenseit von der Handelswegen. Die ich nie die Gester, wird' ich jetzt nicht, ob' Das haben wir Europaer an sich vorher gewußt und vorher gesagt.

„Schwieriger aber ist auch für uns die Frage über die nach dem dauernden Erfolge unserer Arbeiten. Man darf wohl sagen, daß wir ein Schicksal haben werden wie jede Mission, die auf gut Grund in einem differirten und noch nicht erprobten Boden gesät wird. Sie ges verdoeret (1871) und geht spurlos zu Grunde, anderes ist nicht Japan uns Kraut und facht es zur Zeit der ersten Ansiedlung so der ersten Nachbarn europäischer Missionen, europäischer Missionen und so weiter, der letzten (igen Gesandtschaften u. dergl. Nach anderen ersten die Tennen des Gesandtschaften und der Unpopularen: dabei werden wahrscheinlich die Handelsstrahlen, die die Mission in Europa, die eine starke Zerstörung des stehenden Heeres zersören. Aber in drei Beziehungen hat die bis jetzt angewandte Mühe, wie es glatte, einen guten Boden gefunden. Es ist unwahrscheinlich, daß ein so bezugsloses Volk wider der Gesandtschaft verarmen sollte als den Segnungen eines sicheren und schnellen Verkehrs, wie denn auch Post, Telegraph und Eisenbahn die ungetheilten Sympathien aller Japaner für sich haben. Es ist kaum zu denken, daß ein so neugieriges Volk es mit großem Entzücken auszuweichen sollte der Naturwissenschaft und der das schauende Blick japanischer Handerei und des absoluten Verlustes ungewissen sollte; es ist unmöglich, daß ein im Grunde humanes Volk, nachdem es die Segnungen einer milden Gesezgebung sich zu eigen gemacht hat, zurückgreifen sollte auf die Grundsätze der alten japanischen und chinesischen Justiz. Die nach diesen Bedingungen ausgesäten Saaten bringen wohl sicher gute und hundertfache Frucht. So dürfen wir, meine ich, mit Annahme und Welt weiter den Wandlungen, die sich im fernem Osten vollziehen, folgen: hier statt einer bald starrenden, bald verfallenden Mission, welche auf die ein überlebenden christlichen Berichte so natürlich die Missionen vielfach gefolgt ist, die wirklich verdienstlichen Sympathien eines gebildeten Publikums zuwenden, in gewisser Weise eine schwere Aufgabe aber, welche längere oder kürzere Zeit ihre Kraft jenen Kulturbestrebungen gewidmet haben.“

Daß in dieser letzten auf Missionen gesteten, die Missionen aber auch einen Antheil an der allgemeinen Hebung Japans hat,

ganz abgesehen von der religiösen Angelegenheit, des tanti Dr. Vermit fast unbekannt ist. Nur im Vorbeigehen nennt er unter den Nationen, welche in Japan als zahlreich nach „Proskoren“ gewandt haben, „manche ganz christlich, aber der Wissenschaft in ihrer Weise der erste Reverent“ und an einer anderen Stelle heißt es: „Auch darf nicht überzogen werden, daß die japanischen Wissenschaften nur großem Eifer die Verbreitung möglicher Kenntnisse unter der jungen wohlverwahrten Bevölkerung Japans's anzuwenden suchen.“ Das ist alicé.

Sehr interessant erzählt sich außerdem Dr. Vermit gegen den schlichten Grund aus, daß viele Europäer, nicht nur reiche Nationen und einige Weltkünstler, in Japan aus den Land bei deren Ausicht jedem Wissenschaften die Schamotte der nicht sindet in e Wendt stet. Selbst anstehen, schickten, eubaltian, nicht der Japaner nicht selten den europäischen Nationen in einem gewissen Grade von Eiferkeit behaglich finden. Während Europa und Tonger in Japan nur Weibern zusetzt, tanzen die Europäer im meisten Theile alle untereinander; Europa ist eben in der Natur von Ende jeder Aesthetik zu sein. Andere Europäer kennen er Kunde lang bereit Zursicht und am besten beobachten, wie bei dem einer die reich Sprüche und Wissen anzuwenden. Man reichlich befragt werden, auch. Wo der japanische Dora jedem Menschheit in sich bis sich zeigen aus ihrem Prudenz Gelaute. Ich, steht er oft seinen gesungen bedacht werden. Wenn die Garte kommt aus dem Munde lassen und den Mund ganz mit Ausnahme unternehmen, bis er schweren Schrittes, ganzen Anzes und wendenden Mantes sich zur Ruhe setzt. So bieten sich die Natur na hatub nicht in allen Hosen - aber doch beiläufigwerth e dard, ist genug, um die Frage: ob die Europäer auch durch ihr Beispiel die Anstalten civiliren? - lebend beantworten zu lassen."

Hauptsächlich läßt der Dichter es sich anzuzeigen sein, den Vorwurf schwerer Unthaten, welcher so oft von unseren Vornehmen gegen die Japanesen erhoben wird, auf die Nachfolger selbst zu verweisen. Was er in dieser Beziehung sagt, sollte die von weisen Männern aufgeführten Schameriken, welche er beibringt, können wir hier nicht wiedergeben. Wir können nur wünschen, daß alle Herren und alle in Japan lebenden Europäer so denken möchten, wie dieser unparteiische Schriftsteller - selbst in Betreff der Nation, die

er (S. 42) doch wenigstens zu den „deutschen Betrachtungen“ rechnet und als deren Aufgabe er „die Verbreitung deutscher Weltanschauung“ bezeichnet.

Als Ergänzung zu den Ausführungen Dr. Krich's über die japanischen Kulturbeziehungen fügen wir bei, was Freiherr von Schönerer, der ebenfalls aus eigener Anschauung schreibt, über den gleichen Gegenstand zu sagen hat. In seinem Werke „Aus Japan nach Osten und Westen“ lesen wir im Betreff der Japaner:

„Sie werden noch oft die Erfahrung machen müssen, daß sich eine fremde Kultur nicht im Handumdrehen in ein Land importiren läßt, aber je öfter diese Erfahrung die vorerzählte Festsatzung bestätigt, desto näher werden sie durch neue Anforderungen ihrem Ziele gebracht und werden es schließlich erreichen. Diese europäischen Bestrebungen der japanischen Regierungsmänner begannen bei einem großen Theile der angestammten Europäer einer abgünstigen Beurtheilung, die selbst in das Extrem umschlägt und den Japanern Falschheit und platte Nachahmungssucht zum Vorwurfe macht. Vieles in diesem harten Urtheile muß auf Rechnung entzündeter individueller Meinungen geschrieben, das Beste aber durch die Inkompetenz der Beurtheiler entkräftet werden. Man lobt es nur zu sehr, vorzeitig den Misserfolg vorzuzusetzen, wenn der Erfolg erst nach mehreren Decennien sich offenbaren kann, und man mißachtet die unabhängigen Eigeninteressen der Misserfolge, weil die Fortschritte Japan's der Jourdaniere der commercielle Verwerthung nachtheilig sind. Allein weder diese Urtheile noch diese Klagen sind von irgend welchem Einflusse auf den Gang der Dinge im Jenseits. Die Ansttze zur Eutergierung des Landes waren bisher sicherhaft und unerschüttert; aber diese bezhrteten Anstregungen haben überall ein neues Momentum ergeben, deren Zweck darin besteht, das Japan regelrecht für die spätere ruhige und dauernde Annahme der westlichen Kultur zu bereiten und das ihnen heute nach der Bestimmung ihres alten politischen und kulturellen Status auf kein anderer Maassstab mehr übrig bleibt. Bei der gesunden socialen Orientirung der Nation in der Familie und in gesellschaftlicher Verbindung, bei ihrer Grundsatztreue und festen Auffassung läßt es sich erwarten, daß sich diese Umwandlung vergleichsweise leicht durchführen lassen wird. Darin diese Umstände macht Japan heute den Eindruck

eines Jahr getheiligt, aber in einem Zusammenhange brachten Staatsgetriebes, reich an mancher Unvollkommenheit oder Lausigkeit; sobald man aber dieses Volk in seinem taglichen Leben betrachtet, gewinnt man bald die Ueberzeugung, daß vieler z. außer Volksorganisations mit seinen modernen Anforderungen den rechten Weg bald finden wird."

Was der rechte Weg sei, spricht zwar der oesterreichische Herr nicht aus, an anderen Stellen seines Buches läßt er aber durchblicken, daß ihm das Christenthum doch als Continuum zur Hebung eines Volkes erdienen. Neben die Missionen, wenigstens die nangehende, schenkt er völlig. So hat auf den ersten Blick fast etwas Verlezendes für uns, wenn einige Missionäre, die über Japan schreiben, von der dortigen Mission so gut wie nichts zu sagen wissen. Andererseits läßt sich nur noch auch ablesen, daß die Christen, welche das Christenthum in einem eben erst in Angriff genommenen Lande, wie Japan, gemacht hat. Im Einzelnen ist ja manche Ursache und Fortschrittsvertheilung geschehen; daß aber das japanische Volk als solches von Evangelium schon irgendwie beeinflusst wäre, daran ist gar nicht zu denken. Somit man aus den Reisebeschreibungen und nicht anders aus den Berichten der Missionäre sieht, steht das Volk noch völlig in seinem alten Aberglauben^{*)} drin und macht noch gar nicht Mühe, den christlichen Glauben dafür einzutauschen. Also dürfen wir auch im Blick auf Japan uns der Misserfolge nicht überheben, sondern müssen Geduld haben. Es träpelt noch, aber es regnet noch nicht, manche Umgebeutung kommt vor, aber die Masse des Volkes ist noch so heidnisch als je, wenigstens im Herzen, wenn außer sich auch vieles anders geworden ist, als es noch vor 20 Jahren war.

*) Anm. Eine Geschichte im japanischen Volksvertrauen heißt der Kake. Dieser Kake genannt. Ich war von der Landeshauptstadt in ein Dorf, in dessen Mitte ein großer Baum steht, um welchen alle Jahre einmal die Kake ihren Jahresaboth feiern sollen. Es geht nicht an, daß die das seltsame Schauspiel ganz genau beschreiben können, denn sie wollen dasselbe mit eigenen Augen anschauen haben. Jedem Auge soll dabei ein Theil vorantreten. Was der Kake und Kake, wie die verschiedenen Kake sich beschreiben, steht was allerlei Schlüsse über den Verlauf des neuen Jahres, den Ausfall der Ernte u. s. w. Dieser Jahresaboth oder Jahresaboth, wie die oberjapanischen Leute ihn sich vorstellen, ist nach einem japanischen Ereignis auf unsern dreizehnten Februar zu sehen. Fasten ist aus dem bekannten Meisterwerk von Dr. Hundert genommen.

genießt ausschuchte Speisen, trägt kostbare Kleider, braucht Parfüms, hält ein halbes Duzend Diener, läßt sich von seinen Angern Kabinenzusäheeln, die Glieder kneten, Korymben auf Haupt setzen u. s. w.

— In Moissur, wo die Hungersnoth ein Vertheil der Nothlinderung weggerafft hat, ist natürlich die Zahl der Waisenkinder sehr groß. In der Stadt Kolar hat Hl. A. Anstalt ein Kind für lange ernährt und bereits 1200 Kinder aufgenommen, von denen fast 600 im Januar d. J. nur noch übrig waren. Verschiedene Hungerkrankheiten, besonders eine Art Kaffersucht, hatten so aufgeräumt. Bei guter und reichlicher Nahrung verschlungen viele Kinder doch noch Erde u. A., um ihren zur Krankheit gewordenen Mägen u. Nerven vom Unkraut Nahrung zu erhalten und davon 20,000 R. erhalten und davon zwei große Wohnhäuser, ein Schulhaus und mehrere Nebengebäude errichtet. 200 der größeren Knaben sind in einem Regierungsgebäude untergebracht, das aber nur für einige Zeit zur Verfügung steht. Die Waisenhäuser werden also erweitert werden müssen.

Ihre eingebornen Mitarbeiter haben der guten Sache viel Noth gemacht; dagegen wird sie gegenwärtig von einem Hrn. Greenham, der nach 27 jährigem Militärdienst nun ganz der Mission lebt, und von dessen Frau unterst. in zwei junge Lehrerinnen aus England ist im Besuche zu Hilfe geschickt worden. Um den Kindern Gelegenheit zur Erlernung des Land-

baus zu verschaffen und theils, die zur Aufbringung der nöthigen Lebensmittel hat sie einige Acker gekauft. Die Mehrzahl sind übrigens Mädchen im Alter von 4 bis 14 Jahren. Einige Kinder sind erweckt und machen ihrer Wohlthäterin viel Freude. — Zwei Wesleyanische Missionare von Madras haben neulich Secunderabad und Hyderabad besucht, theils um nach den europäischen Soldaten, d. h. den Methodisten unter diesen, zu sehen, theils um eine Mission in des Nizam's Territorium vorzubereiten. Der englische Resident Sir Richard Meade hat ihnen Rath gemacht, und voraussichtlich wird auch der aufgestellte eingeborene Minister Sir Salar Nizam ihnen behülfslich sein.

— Nach dem letzten Bericht über das theologische Seminar „St. John's Divinity School“ in Dabhor hat der scheidende Vorstand, Miss. Hooper, eine neue Auflage seiner Hindi-Grundsätze (Grammatik und ein Wörterbuch des griechischen N. T. in Hindi vollendet, ein eben solches für das hebräische N. T. der Vollendung nahe gebracht. Auch eine Urdu-Hebräische Grammatik von Miss. Laura gedruckt worden. Die deutsche Theologie wird durch Hr. Weibrecht vertreten, dessen Erklärung der Genesis und der Evang. Geschichte von den Studenten mit Eifer angehört werden, während seine Andachten über das Buch Hiob von der ganzen Gemeinde geschätzt werden. Außer den eigentlichen Studenten befinden sich noch mehrere junge Männer, darunter Kennelebrer, in Seminar,

denen es darauf an ihm ist eine wandelbare Aera in der Zukunft zu erwerben, ob sie es ihren weltlichen Meas zu rückkehren oder es nun selbst zu erreichen. Einer der Söhne, Jakob Ma, wurde am vierten Advent von Bischof Frend als mit Nothmal wiederlich und den Heiden und Muslime dann zu predigen, wobei er neuerer Zeit der Zuhörer sehr Aufmerksamkeits und weniger Widerspruch. Er an den Tag gelegt haben als seiner Die Niedererfüllung der Tugenden, die ihn schon Erfolge in Afkanien, das Nichterfüllwerden in schamuebanischer Weissagungen etc. soll damit zu thun haben.

Afrika.

Es ist eine wahre Freude, wie bei allen Zeiten für Afrika gearbeitet wird. Heft II der „Mittheilungen der Afkanischen Gesellschaft“ in Deutschland enthält eine Fülle von Nachrichten über die Fortschritte der neuesten Afrika-Forschungen, wobei auch der Wissenschaftsergebnisse in einer Weise gedacht wird, die nicht dann beizubringen dürfte, die Augen der Welt für unsere Sache zu öffnen, als alle unsere Theologen. Es ist zu hoffen, daß deutsche Wissenschaft und christlicher Missionseifer erst auf afkanischem Boden einander gefunden zu haben. Geht es freudig hat es uns auch, im Mittheilungsbereich der deutschen Afkanischen Gesellschaft neben anderen Gelehrten, Missionaren, Reisenden auch die Namen mehrerer Missionäre, wie Dr. Gunde, man, Inspektor Wanzmann und

Landesb, Mr. Paul u. s. w. zu finden. Viele aus den „Mittheilungen“ wurden wir gern in unser Missionen Magazine herübernehmen, wenn wir nicht anderweitig genug zu berücksichtigen hätten.

Der in Wandereker an's Ende getretene Plan zur Gründung einer Bahn von der Ostküste an den Victoria-Nyanza u. s. w. wird eifrig weiter betrieben und genannt unter neue Freunde der Herausgeber der „Afrikanischen“ in London ein englischer Afkanischer Kenia-Afrika, hat sich ebenfalls der Bewegung angeschlossen und tritt in seinem Blatt zu Begünstigung dafür ein.

— In Alt-Kalabar hat Herr Kopf n. a. engl. über Konial von Warri und Boma, vom 20. März bis 14. Sept. 1878 eine Reihe von öffentlichen Versammlungen mit den angesehensten eingeborenen Kaufleuten etc. in Gegenwart der europäischen Händler und Konsulare gehalten. Viele Streitigkeiten wurden geschlichtet und im Ueberflusse mit Bezug auf die Abgabe III. mehrere deutsche Kaufleute und Handel auf der Straße verboten. 2. Die Heiligkeit einer Karte gegen das andere Geschlecht, wie sie an gewissen Tagen für erlaubt ist, Tobung von Spielzeug Kindern, Schmarbische Behandlung der Mutterhäuser Kinder etc. Ferner ist das Salz- und Monopol das bisher ein Theil der Bevölkerung hatte, abgeschafft und der Handel freigegeben. Am einen Sonntag Nachmittag hat der Konsul in der Victoriastraße in Dufur einen großen Redukt gehalten. Der Abgeordnete, daß die seg-

Egbe vater lieber Jedermann, der nicht einen gewissen Rang besitzt, auf der Straße schlagen und mißhandeln dürfen, hat nicht ganz abgestellt werden können. Nur soll in Zukunft, wenn solche Käufer ausgeschickt werden, zur Warnung des Publikums mit einer großen Glocke geläutet werden und jedes jeder einzelne Käufer seine Annäherung durch eine Schelle ankündigen. Sowohl die Kaufleute als auch die Missionare haben dem erfolgreichen Konsul für seine Bemühungen Dankadressen überreicht.

— Im Lande des Ovambo-Kembo-Kamkonde wirken seit acht Jahren finnische Missionare. Der letzte Jahresbericht erzählt, daß in dieser ganzen Zeit kein Missionars-Leben durch Krankheit oder Verwundung verlorengegangen, daß im Juni 1878 eine biblische Geschichte in der Ovambo-Sprache vollendet wurde und nach langen Mühen und Tübben von Seiten des Volkes der König endlich den Missionaren Schutz gewährt hat. Leider fällt es ihm schwer, im eigenen Lande Ordnung zu halten, da er ein schrecklicher Trinker ist. Er hat von portugiesischen Kaufleuten Branntwein gekauft und dabei für jeden Anker des Getränks einen Menschen als Bezahlung gegeben. Doch liegt ihm daran, daß die Missionare im Lande bleiben. Während er früher nur Hausärzte brauchte, läßt er sich jetzt von Miss. Sloglund behandeln. Beim Voll hat die Lust zum Lachen seit Erziehung der früher gebrauchten Herero-Wucher durch solche in der

Ovambo-Sprache aufgenommen. Manche Anaben, die sich in der Schule einfanden, hatten schon daheim Buchstaben erlernt. „Sonst wirken die Missionare durch Gespräche, Vorzeigung und Erklärung biblischer Bilder, sowie auch durch Predigten, welche jedoch die Heiden noch nicht recht fassen oder auf sich nutzbringend anwenden können; auch haben die Brüder fortwährend Kreise gepflegt, darunter den König selbst während einer Zeit von vier Monaten. — In Finnland sei die Missionsthebe im Zunehmen. Trotz der schlechten Zeit bekam die Gesellschaft immer das Nöthige, zum Theil durch größere Legate.

Todesfälle.

16. Januar 1878: Frau Robson, 81 Jahre alt, in Port Elisabeth, Südafrika, Witwe des vor 8 Jahren verstorbenen Lond. Miss. Adam Robson.

— 8. Febr. 1879: Alexander Stro nach, 78 Jahre alt, in Chelsea, 1827 von der Londoner M.-G. nach Singapur gesandt, dann in Penang, wieder in Singapur, in Hongkong und Amoy thätig, seit 1869 in England.

— 12. März 1879: Miss H. Torbet, amerik. bibl. Methodist, 26 Jahre alt, in Bombay, drei Monate nach seiner Ankunft daselbst, infolge eines Falles in eine offene Schiffsluke.

— 22. März 1879: Pastor Höber, Inspektor der Brechtmer Missionsanstalt.

— Im März d. J. starb Herr W. T. Bullod, seit 1860 Untersekretär, seit 1866 Sekretär (In-

bladzieren und Gouffern, Schachspielern und Falschsch. Herr von der ganzen Katakomben des ägyptischen Schachspielers bezeichnen. „Wer einmal ganz was Neues sehen und sich so recht nach Herzenslust auswindern will, der gehe, bald er noch nicht ganz und gar berauscht ist, direkt nach Kairo und dort in die Wüste“. Nur solche Leute ist auch das Geringste Buch als kleiner Gefährte der Wüste leicht zu empfehlen. Wer einmal die Sandien begehrt hat, der, W. nach über das religiöse Leben und die Wüste in Ägypten etwas erfahren will, muß sich anderswo umsehen.

Nur der ägyptischen Krankenpflege in Kairo wird ganz am Schluß des Buches Erwähnung gethan. „Zwei darunterzige Schwestern gingen vorüber, von einigen dunkelbraunen abessinischen Mädchen gefolgt, ein Diener trug ihnen einen hohen Korb (Kasket) voran. Die treuen Frauen, die in 10 später Stunde nur im äußersten Nothfall ihr Kloster verlassen, begaben sich vernünftich zu einem Kranken oder wohl gar zu einem Sterbenden, und deutlich und erhebender zugleich konnte man in ihrem Augenblick die Kraft, welche aus Straßen von den Mohammedanern treibt, nicht vor die Seele treten“. (Der Verfasser hatte unmittelbar vorher einer Gruppe von heulenden Klagenweibern gelauscht.)

Gedankt Deutschland der Kolonien? Eine politisch-ökonomische Betrachtung von Dr. Fr. Fabri, Göttingen, 1871.

Statt in das Klagen über die Nothstände der Zeit einzustimmen bietet hier der ebenso patriotische als gesinnliche Minnesänger „dem Gemeinwesen“ nicht nur eine Betrachtung, sondern einen Rath, einen Plan dar, der von eminent praktischer Bedeutung ist. Er weist zunächst in überzeugender Weise nach, daß Deutschland mit seiner in immer schnellerem Tempo wachsenden Bevölkerung, mit seiner in duffernden Ueberspannung und ansehnlicher Zunahme der Verbrechen für seine wirtschaftliche und nationale Entwicklung nothwendig Kolonien haben sollte, und zwar Ackerbau- und Viehzüchterkolonien in genügender Zone, Handelskolonien unter den Tropen. „Der südliche Theil Brasiliens, Uruguay, Argentinien und Chile mit dem nördlichen Theil Patagoniens sind Territorien, die alle Bedingungen für eine gesunde Entwicklung ausgedehnter Ackerbaukolonien bieten.“ Für die Kolonisation von Handelskolonien wird Samoa, Neuguinea, Madagaskar und vor allem „Philippinen an

der so on alle Ausbeutung des jetzt sich erschließenden Centralasien" empfohlen.

Wir müssen „auf eigenen Überseereis zu werden und nach einer Kolonialpolitik auszustreben“ in diesem Satz laßt sich der Inhalt der in jeder Hinsicht bedeutenden und die weiteste Beachtung verdienenden Schrift zusammenfassen. Man wird es verwundernd vorfinden, daß einer von den Männern der bestgeachteten „Wuppertthaler Revue“ hier mit der Hilfe des Reichsrichters und der Gerecht eines Staatsmanns über politische und nationalökonomische Dinge redet, und das in einer Weise, die ihn in manchen Punkten liberaler als die liberalsten erscheinen laßt. Mögen sie daraus lernen, daß es auch unter den „Muskeln“ noch klare Köpfe und patriotische Herzen gibt.

Das Streichen, das durch die Unterdrückungen des Verfassers auf die deutschen Missionsbestrebungen und deren bisherige Nothung und Vertennung von Seiten der Nation geworfen wurde, ist aus dem besondern Interesse gewichen. Wir bedauern, daß er seinen Gebrauch von den Vorfach mit seinen eigenen Ausführungen sich berühren den, wenn auch von einer Art schwärmerischer Vorliebe für Afrika nicht ganz freien Gedanken nicht so zu Gunsten ausgemacht hat.

Wir wünschen und wünschen seiner Schrift nicht nur die weiteste Verbreitung in ganz Deutschland, sondern auch den — wenn auch nicht so schnell zu erzielenden — Triumph des praktischen Erfolgs.

Nordindische Missionsbeirder. Eine Zeitschrift von G. F. Sch. Lath. Berlin, 1874. Nachbandung der Berlinerischen Mission.

Der Berliner Missionsbeirder bietet hier eine Nachfrucht seiner indischen Thätigkeit an. Es sind Gedanken über die in Indien sich vollziehende „grausamste Revolution“ und die damit Hand in Hand gehende christliche „Reformation“. Aber ein Fremder vertritt kurzgefaßten Betrachtungen ist und zum vom Einzelnen, erwartet, Abgemessenheit auf das gränzt Zukunftge aufsteht, der wird hier manche Anregung zu weiteren Nachdenken finden.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel

Nr. 2. 1879.

Zusalt.
Aus Russland. I. Brief eines russischen Holporteurs. 2. An den
Syrer. — Beschreiben.

Aus Russland.

1. Brief eines russischen Holporteurs *).

In Namen Gottes begab ich mich am ersten März 1878 von Moskau aus auf die Reise und besuchte der Reihe nach die folgenden Städte: Tula, Trel, Wladi, Charkow, Poltawa, Elisabethgrad, Belgorod, Krenmentchug, Malta, Odessa, Kuchynow, Bender, Izaepol, Karmadzu, die Arm, Nikolajew, Cherson, Zerkow, Zimfropo., Wiktowo, Alexandrowel, Taznow, Kestow am Don, Novo Tscherkassk, im Kaukasus: Wladikavkaz, Gruzienowel, Tiflis. In allen Städten habe ich meine Pflicht erfüllt, besuchte die Armenienanstalten und die Hospitäler des Kriegsministeriums und des „russischen Kreuzes“, wo Kranke und Verwundete, der eine ohne Hand, der andere ohne Fuß, lagen. Alle konnten mit Herzensfreude die heilige Schrift. Einige sagten: „Woher, ich laufe für den letzten Kopfen, es fehlen mir Kopfen, ich würde gern laufen, habe aber keinen Kopfen mehr!“ oder baten: „Woher, laß drei

* Dieser ursprünglich in russischer Sprache abgefaßte Brief ist aus dem H. Pastor Prokofow in St. Petersburg, dem wir die Uebersetzung der Uebersetzung herzlich danken.

er 13402 doch allerdings in den „edleren Verrichtungen“ rednet und als deren Aufgabe er „die Verherrlichung idealer Weltanschauung“ bezeichnet.

Als Ergänzung zu den Anmerkungen Dr. Wernsd's über die japanischen Kulturbeziehungen fügen wir bei, was Freiherr von Tscherning, der ebenfalls aus eigener Anschauung urtheilt, über den gleichen Gegenstand zu sagen hat. In seinem Werke „Aus Ost- und Asien“ lesen wir in Betreff der Japaner:

„Sie werden noch erst die Erfahrung machen müssen, daß sich eine fremde Kultur nicht im Handumdrehen in ein Land unpothieren läßt, aber je öfter diese Erfahrung die voreilige Hoffnung entwirft, desto näher werden sie durch neue Anstrengungen ihrem Ziele gelacht. Und werden es schließlich erreichen. Diese empfindlichen Beurtheilungen der leuchtenden Regierungsdämonen bezeugen bei einem großen Theile der anstehenden Europäer einer abträglichen Beurtheilung, die selbst in das Extrem unbillig und den Japanern Tadel zu sein und vaterländische Eitelkeit zum Vorschein macht. Vieles in diesem hatten Urtheil nach auf Rechnung ausländischer und individueller Hoffnungen geschrieben, das Meiste aber durch die Inkompetenz der Beurtheiler entkräftet werden. Man liebt es nur zu sehr, vorzeitig den Misserfolg vorherzusagen, wenn der Erfolg erst nach mehreren Decennien sich offenbaren kann, und man wendet im Eurythymus Egointeresse den Misserfolg, weil die Fortschritte Japan's der Fortdauer der commercialen Vorherrschaft nachtheilig sind. Aber weder diese Urtheile noch diese Wünsche sind von irgend welchem Einflusse auf den Gang der Dinge im Asienlande. Die Aufgabe zur Erreichung des Landes waren bisher Ueberwitz und Unwissenheit überstiegen; aber diese heillosen Missethungen haben überall ein lautes Rauschen erregt, deren Summe darin besteht, daß Japan vorrecht für die spätere ruhige und dauernde Annahme der westlichen Kultur wurde gemacht wurde und daß ihnen heute nach der Fortdauer ihres alten religiösen und kulturellen Landes nach dem anderen Ausweg nicht übrig bleibt. Bei der gesunden sozialen Wahrnehmung der Nation in der Familie und in gesellschaftlicher Schichtung, bei ihrer Empfindlichkeit und leichten Annahme läßt es sich erwarten, daß sich diese Umwandlung verhältnismäßig leicht durchführen lassen wird. Nach dieser Hinsicht steht Japan heute den Griechen

noch zwar gescheitigt, aber in neuem Glauben thätige Fruchtbare Staatsgetriebe, auch an mancher Unvollkommenheit oder Mangelhaftigkeit; sobald man aber dieses Volk in einem tagelangen Leben beobachtet, gewinnt man bald die Ueberzeugung, daß dieser gesunde Volksorganismus mit seinen modernen Reformbestrebungen der rechten Weg bald finden wird.“

Was dieser rechte Weg sei, weißt zwar der unerreichte Herr nicht an, an anderen Stellen seines Buches löst er aber durch bloßen, daß ihm das Christenthum doch als Hauptmittel zur Heilung eines Volkes erscheint. Ueber die Mission, wenigstens die evangelische, schwärmt er sehr. Es hat auf den ersten Blick fast etwas Berleyendes für uns, wenn ernste Männer, die über Japan wachen, von der dortigen Mission so gut wie nichts zu sagen wissen. In dieser Hinsicht tauschen wir uns aber auch allgemein über die Fortschritt, welche das Christenthum in einem eben erst in Angriff genommenen Lande, wie Japan, gemacht hat. Im Einzelnen ist ja manch Streben und Dankenswerthes geschehen; daß aber das japanische Volk als solches vom Evangelium schon irgendwie beunflusst wäre, daran ist gar nicht zu denken. Soviel man aus den Reisebeschreibungen und nicht minder aus der Berührung der Missionare sieht, steht das Volk noch tief in seinen alten Aberglauben^{*)} und macht noch gar nicht die Schritte, den christlichen Glauben dafür einzutauschen. Also dürfen wir auch im Blick auf Japan aus der Missionserfolge nicht übersehen, sondern müssen Geduld haben. Es trübselt wohl, aber es regnet noch nicht; manche Evangelisation kommt vor, aber die Masse des Volkes ist noch so heidnisch als je, wenigstens in Herzen, wenn äußerlich auch vieles anders geworden ist, als es noch vor 20 Jahren war.

*) Anm. Der Hauptort der japanischen Volksaberglauben ist die Feste, welche Koto genannt. Nicht weit von der Landeshauptstadt in dem Empire in dessen Mitte ein großer Baum steht, um welchen alle Nationen die Feste ihren Jahresfesten nach feiern. So ist es nicht an Feste, die das lebendige Schauspiel ganz genau sich bieten können, denn sie werden das selbst mit eigenen Augen mitzusehen haben. Jedem Feste soll dabei ein Festtag vorausgehen. Und der Art und Weise wie die gesammten Feste sich benehmen, zieht man allerlei Zählweise über den Verlauf des neuen Jahres, den Ausfall des Jahres u. s. w. Dieser Aushörnung oder Aushörbarkeit, wie die abgelaubten Feste ihn sich vorstellen, ist nach einem spanischen Chronist auf hundert dreißigsten Theil zu setzen. Es ist also aus dem bekannten Werke von Dr. Humboldt genommen.

Millions-Seitena.

Explosa,

Dies Festung wurde am 9 December v. J. der China War zerstört. Zwei hundert Missionare sind von einer langen Reise aus Schantung zurückgekehrt, wo ungefähr 300 Lehrer angestellt wurden, darunter 11 Tagelöhner-Graduate Wenigstens 10000 weitere Missionen finden auf der Liste der am Aufnahmehelfenden und Taufleistungen Das ist hauptsächlich "Oberhalb in Schantung, im kleinen Dorf Schöb Dsching Dong, wurde am 2. Okt 1878 der deutsche Inhabende Tempel von den Verfallenen und dem Zerstörer des Tempels aus freien Stücken die christlichen Kunde für ihre Hände geschenkt, — eine Frucht des Einbruchs, der die christliche Absichtlichkeit während der Missionen auf die beiden gemacht hat.

Im Laufe, der unter den 2. 1877 des letzten Jahres» er-
reichte» Erfolg, den war und fast
trotz gepreßt wurde, ist im No-
vember 1878 von Miss Madenat
erlaubt worden. Im Ganzen war-
den in 3 Monaten von den eng-
lisch-protest. Missionaren 10 Et-
zende neue getauft.

- Hines'sche Darb-
reit. Ein Conate dem ein Mi-
sionar das Leben gerettet hatte
und den derselbe auf etwas vom
Ganzen im bezubringen bemüht
war, unterreichte auf alle Befeh-
rungsverlethe bekräftigt. Hier-
auf sagte in der nächsten Zeit
ein Engel zu werden, damit Sie

China Visitor, Oct. 1878

Zeit anderthalb Jahren er
scheint in Schaffhausen eine neue
Zeitschrift, Woman's Work in
China für weibliche Missionen
ander. Auch kann recht in
Verbindung hat für dieselbe ge
schrieben.

R. H. Samson 111
 Island Mason St. 1st floor
 Telephone 1111. 1st floor
 1st floor 1111. 1st floor
 1st floor 1111. 1st floor

— Wille Hart, ordentliche
Büchf. Warden in Dordrecht, ge-
bore 1658 in Amsterdam, 18 Zierwate
und v. Gloyd.

Judicial.

Prof. Sal. Bucher: Es ist ein
werthvolles Bild. Erinnerung an
Dr. Duß" betrug 4000. Das
selbe, wie der Mann selbst, in ein
stehendes Gemälde für die Schule
und die Stadt an der Duß" und der
Mutter überliefert.

Die Rikde Babin Refiab
Ischander Zene. Bina ich ein
Prophet, wird von einem seiner
seiner Väterer Schaf hat. 12.
Der Chor hat in Dalka ein Par
pote. „Der indische Prophet“
drucken lassen. Hierin bekunnt er
sich zwar zum Islam an, macht
aber den vermeintlichen Propheten
dadurch dadurch, daß er seine
sich seiner nächsten Lebensweise,
wenn besteht dieselbe. Er wohnt
in einem prächtigen Hause inmitten
eines schönen Gartens, in der Ge
schung haben er einen Kame, er

gewacht am schafte Thron, trägt
königliche Kleider brandt Parham,
soll ein halbes Dutzend Diener,
läßt sich von seinen Jüngern Ab-
lung machen, die Gladder küssen,
November auf's Haupt setzen
u s w.

In Massat werden
noch ein Viertel der Bevöl-
kerung weggerafft hat, A nunt
lich die Zahl der Waisenkinder
sehr groß. In der Stadt Nolar
hat Hr. G. Kuster ein Asyl für
selbe errichtet und bereits 1200
Kinder aufgenommen, von denen
schon im Januar d. J. nur noch
100 übrig waren. Verschiedene
Gemeinschaften, besonders eine
Art Hofsiedler, hatten so auf-
geräumt. Bei guter und reich-
licher Nahrung verschlingen viele
weder doch noch Eide u. u. um
ihren zur Krankheit gewordenen
Kinder zu helfen! Kom Munson
House Lond hat Hr. Kuster
20, 100 K erhalten und davon
eine große Anzahl, ein Schul-
haus und mehrere Nebenabthei-
lungen 200 der größten Kin-
der sind in einem Erziehungs-
anstalt untergebracht, das aber
nur für einige Zeit zur Verfü-
gung steht Die Anstalt wird
der allmählig erweitert werden müssen

Ihre angestammten Mitarbeiter
haben der guten Sache viel Beifall
gemacht, dagegen wird sie gegen-
wartig von einem Hrn Greenman
der nach 23 Jahr zum Auftritte
nun ganz der Anstalt lebt, und
von dessen Frau unterstützt. Zwei
junge Lehrerinnen aus England
sind ihr ebenfalls zu Gute geschickt
worden. An den Kindern Ge-
lehrtheit zur Erhaltung des Land-

baues zu erhalten und Beihülfe
zur Ausbeutung der noch gen Le-
bensmittel hat sie einige Acker-
gelast Die Mehrzahl sind abri-
gens Madonnen im Alter von 1
bis 14 Jahren Einige Kinder
sind erweckt und machen bereitwillig
thätigen viel Freude. Zwei theo-
logische Anstalten von Madras
haben nach Selendrabod nach
Gardabod bezieht, theils um nach
den europäischen Soldaten, die
den Methodisten unter denen, zu
leben, theils um eine Mission in
des Nizam's Territorium vorzu-
bereiten Der englische Resident
Sir Richard Wleade hat ihnen
Beistand geleistet, und voran-
geschickt wird auch der aufgestellte einge-
borene Missionar Sir Sa at Dhar
ihnen behilflich sein

— Nach dem letzten Bericht
über das theologische Seminar
„St. John's Divinity School“ in
Lahor hat der scheidende Vor-
stand, Miss. Hooper, eine neue
Ausgabe seiner Hindi-Griechischen
Grammatik und ein Vorwort
des griechischen N T. in Hind.
vollendet, von dem iches für die
nächste N T. der Vollendung
nahe gebracht. Bald soll auch
eine Urdu-Griechische Grammatik
von Miss. Warren gedruckt werden.
Die neue Ausgabe wird durch
Dr. Heston weiter, dessen
Erläuterung der Genesis und der
Evangel. Geschichte von den Stu-
denten mit Eifer angehört werden,
während seine Andachten über das
Buch Psal von der ganzen Ge-
meinde gehört werden. Außer den
eigenlichen Studenten befinden sich
noch mehrere junge Männer, dar-
unter Neukatholiken, im Seminar,

deren es darum zu thun ist, eine gründliche Kenntniss der Schrift zu erwerben, ehe sie an ihren weltlichen Beruf zurückkehren oder einen solchen ererben. Einer der Jünger, Jakob Ali, wurde am vierten Advent von Bischof French ordiniert. Zweimal notwendig ist es den Heiden und Muhammedanern gepredigt worden in neuerer Zeit die Lehren wahrer Aufklärung und menschlicher Brüderlichkeit an den Tag gelegt haben als früher. Die Muhammedaner der Türkei, die bei dem Erfolge in Afghanistan das Niederstürzt werden, muhamedanischer Vorgesetzten z. soll damit zu thun haben.

Afrika.

Es ist eine wahre Freude, wie von allen Seiten für Afrika gearbeitet wird. Heft II der „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ enthält eine Fülle von Nachrichten über die Fortschritte der neuesten Afrika-Reisenden, wobei auch der Handelsunternehmungen in einer Weise gedacht wird die mehr dazu beitragen dürfte die Augen der Welt für unsere Sache zu öffnen als alle unsere Apologien. Es ist hiesig das deutsche Afrikanische und christliche Missionswerk erst auf afrikanischem Boden einander gegenüber zu haben. Gefreut hat es uns auch um die Anerkennung der deutschen Afrikanischen Gesellschaft, neben allen für westlichen Missionen z. auch die Namen mehrere Missionsmänner, wie Dr. Brandemann, Dr. peltor Wangemann und

Wendland, Dr. Haupt u. s. w. zu finden. Bald aus den „Mittheilungen“ werden wir ein in unser Missions-Wagen zu beruhen, wenn wir nicht anderweitig genug zu beruhen hatten.

Der in Manchester aus Licht getretene Plan zur Errichtung einer Bahn von der Ostküste an den Victoria-Nyanza z. s. w. wird eifrig weiter betrieben und schon mit einer neuen Accorde der Generalgouverneur der „Africa Company“ in London, ein enthausischer Agent d. Afrika's hat sich ebenfalls der Veranlassung angeschlossen und tritt in seinem Muth mit Begünstigung dafür ein.

— In Alt-Kalabar hat Dr. Geyling, englischer Konsul von Biafra und Benue, vom 20. Aug. bis 11. Sept. 1874 eine Reihe von öffentlichen Versammlungen mit den angehörenden eingeborenen Kaufleuten z. in Gegenwart der europäischen Händler und Missionare gehalten. Viele Streitigkeiten wurden geschlichtet und ein Einverständnis mit König Adinbona III. mehrere heidnische Götzen und Götzen auf's Strengste verboten. 3 Altkristen kamen gegen das andere Geschlecht, wie sie an gewissen Tagen erlaubt hatten. Tatum von Jern. Langhorne schenkte die Bekleidung der Mutterlicher Kinder z. Al. Kerner ist das Fort d. Monopol, das früher ein Theil der Bevölkerung hatte, abgeworfen und der Handel freigegeben. Am ersten Sonntag Abends hat der Konsul in der Mission z. wie in Folge davon so gut eine Predigt gehalten. Der Aufbruch, daß die sog.

Geld zu verkaufen. Jedermann, der nicht einen gewissen Rang besitzt, auf der Straße schlagen und mißhandeln dürfen, hat nicht ganz abgestellt werden können. Nur soll in Zukunft, wenn solche Käufer angezeigt werden, zur Warnung des Publikums mit einer großen Glocke geläutet werden und aber doch jeder einzelne Käufer keine Annäherung durch eine Schelle anknüpfen. Sowohl die Kaufleute als auch die Missionare haben dem erfolgreichen Konsul für seine Bemühungen Dankadressen überreicht.

Im Lande des Drambo-Königs Rambonde arbeiten seit acht Jahren finnische Missionare. Der letzte Jahresbericht enthält, daß in dieser gauen heiligen Missionars Leben durch Raubthaten oder Sexualitätverluste wenig, daß im Jahr 1878 eine blühende Mission in der Drambo-Sprache vollendet wurde und nach langen Plünderungen und Diebereien von Seiten des Volkes der König endlich den Missionaren Schutz gewährt hat. Weder fällt es ihm schwer, im eigenen Lande Ordnung zu halten, da er ein sehr lieber Fürst ist. Er hat von vornherein die Raubthaten bestrafen gelassen und dabei nur jedem Missethäter einen Menschen als Verwahrung gegeben. Jetzt weiß man davon, daß die Missionare im Lande bleiben. Während er früher nur Hausärzte brauchte, läßt er sich jetzt von Miss. Elvgland behandeln. Wenn Volk hat die Lust zum Töten seit Einführung der früher gebrauchten David-Wafer durch solche in der

Drambo-Sprache genannten Wande-Knaden, die sich in der Schale einnisten, hatten schon davor sich habengelernt. „Fünf“ wußten die Missionare durch die Sprache, Vernehmung und Ermahnung selbst selber, sowie auch durch Predigten, welche jedoch die Herzen noch nicht recht fassen oder auf sich inbringend anwenden können, auch haben die Priester fortwährend Worte ausgesprochen, daß unter den Königen selbst wahrlich einer Zeit von vier Monaten.

In Anland sei die Missionarische im Banchun. Trotz der schlechten Zeit belaut die Missionarische immer das Nothwe, um das durch größere Legate

Todesfälle.

16. Januar 1879: Frau Hoblen, 41 Jahre alt, in Bonn. Elisabeth, Endastala, Wäner der vor 8 Jahren verstorbenen Pöb. Wm. Adam Hoblen.

6. März 1879: Alexander Stronach, 74 Jahre alt, in Oelska. 1837 von der Londoner M. S. nach Singapur gesandt, dann in Penang, wieder in Singapur, in Hongkong und Amoy thätig seit 1869 in England.

— 12. März 1879: Miss G. Torbet, amerik. bish. M. Methodist, 26 Jahre alt, in Bombay, drei Monate nach seiner Ankunft davor, insl. eines Kalles in eine offene Seeschwende.

— 22. März 1879: Pastor Haber, Inspektor der Predikanten-Missionen.

— Im März d. J. starb Herr Dr. L. L. L. L., seit 1865 Untersekretär, seit 1865 Sekretär, in

bandigern und Gauflern, Schachspielern und Pöbelisch Wandern und den ganzen Malakrasie des ägyptischen Chausseebens bestritten. „Wer einmal gar, was heres sehen und sich so recht nach Herzenslust auswindern will, der gehe, falls er noch nicht ganz und gar blaunt ist, direkt nach Kairo und dort in die Kuchib“. Nur jedoch keine ist auch das Gbelung sche Buch als Leiter Erig der Wüsch-fen zu empfehlen. Wer erstere Zuden begehrt und wer; W auch aber das seligste Leben und die M hier in Megupten etwas erfahren will, muß sich anderswo umsehen.

Nur der christlichen Krankenpflege in Kairo wird ganz am Schluß des Buches Erwähnung getan: „Zwei dämberge Schwestern gingen vorüber, von einigen dunkelbraunen Akerincher No-vien gefolgt, ein Diener trug ihnen einen leeren Arabis Kasket voran. Die frommen Frauen, die in so später Stunde nur im äußersten Nothfall ihr Kloster verlassen, begaben sich vermutlich zu einem Kranken oder wohl gar zu einem Sterbenden, und da ich hier und erhebender zugleich konnte nur in diesem Augenblick die Kunst, welche uns Christen von den Muhammedanern trennt, nicht vor die Seele treten“. Der Verfasser hatte unmittelbar vorher zu der Gruppe von bewunderten Klagenweibern gelauscht.)

Bedarf Deutschland der Kolonien? Eine pol und stonische Betrachtung von Dr. Fr. Fabri. Otha. Fr. A. Bertho 1879.

Statt in das Milieu oder die Kostelade der Zeit einzutreten bietet hier der ebenso patriotische als geistreiche Minnersenpfektor „dem Gemeinwesen“ nicht nur eine Betrachtung, sondern einen Rath, einen Plan dar, der von eminenter praktischer Bedeutung ist. Er weist zunächst in überzeugender Weise nach, daß Deutschland mit seiner in immer schnellerem Tempe wachsenden Bevölkerung, mit seiner in diffusen Ueberproduktion und augenblicks der zunehmenden Zahl der Verbrechen für seine wirtschaftliche und nationale Entwicklung nothwendig Kolonien haben sollte, und zwar Ackerbau- und Verbrecher-Kolonien in gemäßigter Zone, Handelskolonien unter den Tropen. „Der südliche Theil Brasiliens, Uruguay, Argentinien und Co. mit dem nördlichen Theil Paraguays sind Territorien, die alle Bedingungen für eine gesunde Entwicklung angedehnter Ackerbau-Ländereien bieten.“ Für die Anlage von Handelskolonien und Samoa, Venezuela, Madagaskar und vor allem „Verfestigung an

der kolonialen Ausbeutung des jetzt sich erhebenden Centralafrika" empfohlen.

Man mußte „aufpassen über sich selbst“ werden und auch nach einer Meteorcalpeltail auszuscheiden — in diesem Satz laßt sich der Inhalt der in jeder Hinsicht bedeutenden und die weiteste Beachtung verdienenden Schrift zusammenfassen. Vielen wird es verwunderlich vorkommen, daß einer von den Männern der bestgeschätzten „Buppertthaler Revue“ bei mit der Nähe des Reichthums und der Einsicht eines Staatsmannes über politische und nationalökonomische Dinge redet, und das in einer Weise, die ihn in manchen Stellen liberaler als die Liberalen erscheinen läßt. Mögen sie daraus lernen, daß es auch unter den „Mütern“ noch harte Köpfe und patriotische Herzen gibt.

Das Streiflicht, das durch die Untersuchungen des Verfassers auf die deutschen Missionseintreibungen und deren bisherige Richtung und Verleumdung von Seiten der Nation geworfen wird, ist aus von besonderem Interesse gewesen. Wir bedauern, daß er keinen Gebrauch von den vielfach mit seiner eigenen Missionen sich berührenden, wenn auch von einer Art schwarzenischer Vorurtheile für Afrika noch ganz freien Gedanken von unsern Zeitgenossen gemacht hat.

Wir würden und wünschen jener Schrift nicht nur die weiteste Verbreitung in ganz Deutschland, sondern auch den — wenn auch nicht so schnell zu erreichenden — Triumph des praktischen Erfolgs.

Nordindische Missionseindrücke. Eine Festschrift von G. H. Sch. Nach Berlin, 1871. Buchhandlung der Hofischen Mission.

Der Berliner Missionseinsprecher bietet hier eine Missionseindrücke seiner und seiner Mitarbeiter dar. Es sind Gedanken über die in Indien sich vollziehende „gerauschlose Revolution“ und die damit Hand in Hand gehende ähnliche „Reformation“. Aber ein Fremde von kulturell und ethisch Betrachtungen ist und sehr vom Eingehen, können, Magerkeit auf das größere Zukunftsaufblühen, der wird hier manche Anregung zu weiteren Nachdenken finden.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 2.

Inhalt:

1. Brief eines russischen Hofporteurs *).
2. Die Bibelgesellschaft zu Basel.

1879.

Aus Russland.

1. Brief eines russischen Hofporteurs *).

In Namen Gottes begab ich mich am ersten März 1878 von Moskau aus auf die Reise und besuchte der Reihe nach die folgenden Städte: Tula, Orel, Kursk, Charkow, Poltawa, Elisabethgrad, Belgorod, Kiew, Odessa, Kischinew, Bender, Tiraspol, Kowno, die Arm., Nischni, Cherson, Sevastopol, Zimseropol, Michailow, Alexandrowel, Zaganow, Kestow am Don, Kowno, Tschernow, im Kaukasus: Wladikawkas, Gori, Jekaterinow, Matigorsk. In allen Städten habe ich meine Pflicht erfüllt, besuchte die Krankenstationen und die Hospitäler des Kriegsanstaltungs- und des „rothen Kreuzes“, wo Kranke und Verwundete, der eine ohne Kopf, der andere ohne Fuß, lagen. Alle kauften mit Herzensfreude die heilige Schrift. Einige sagten: „Hörst, ich laufe für den letzten Kopeln, es fehlen einige Kopeln, ich würde gern laufen, habe aber keinen Kopeln mehr!“ oder hießen: „Bender, laufe drei

*) Dieser ursprünglich in russischer Sprache abgefaßte Brief ist an Herrn. Pastor Dvorstowicz in Mailand gewandt, dem wir die Mittheilung des Uebersetzung herzlich danken.

Kopfen ab" Ich habe mit Petrus' Füßen aus meinet Falche abgelassen. Ein Anderer, „Was ich ich thun? Ich bin ein Sträpper, werde noch Haß leiden und kann nicht arbeiten, werde mich mit dem Lesen des Evangeliums befähigen und meine Kinder bekehren.“ Ein Anderer nimmt das Evangelium, sagt sich mit dem Betragen des Streuges, liest das Evangelium und dankt nur, daß ich es ihnen gebracht habe. Ich sagte: „Brüder, danket nicht mir, sondern Gott und Euerm Wohlthäter, welche leidende Sträcker mit dem Worte Gottes versehen.“ „Ja Bruder“, sehnelt ein Anderer, „wir leiden an Leib und Seele, aber unsere Wohlthäter betrüben sich, unsere Schmerzen und unsere Seelen zu beklagen, uns sieht und weilt.“ Ein Anderer sagt: „Wir machen nur Ihr Wohlgehen zu Gott stehen, und daß Gott Ihren im zukünftigen Leben die Seligkeit schenken möge.“ Ein Anderer sagt: „Möge der Herr Jesus das junge gewähren, was weder das Ob. gehört, noch das Auge gesehen hat, sondern Weisheit geben siehet. Das kann Auge gesehen hat, und kein Ohr gehöret hat, was in seines Menschen Herz gekommen ist, das Wort bereitet hat denen, die ihn lieben“.

Gänge liegen auf den Selbsbarkeiten, abgemagert bis auf die Knochen, mit bleichen Gesichtern und athmen kaum. Einer stand von der Zerkelstank auf, die Horden atmen, er nimmt das Evangelium und liest es, redet mit ihnen den Horden das Geld und sagt mit matter Stimme: „Habt Dank, Brüder, daß Di das Evangelium gebracht halt: wenn der Herr mir meine Schandheit wieder beseitigt, dann werde ich es lesen und meinen Kindern in der Heimath bringen.“

Ich kam auch über ihrer Worte nicht erheben, noch sie bejahren, ich habe wiederholt Tausendmal und Gebete zu Gott für ihre Wohlthäter gesagt. Die Soldaten, welche einen neuen Krieg erwarten, trafen geschickte und sagten: „Brüder, man muß dieses Volk lassen, denn es ist für uns nichtbehrlich. Der Heiland hat für uns gelitten und uns gebeten, für unsern Glauben zu leiden: denn der Herr sagt: Wer mich dienen will, der folge mir nach; und wo ich bin, da will mein Vater auch sein. Und wer mich dienet wird, der wird mein Vater ehren.“

Die Asketen sind eine Diener Seidenen, bestehend aus 12 Regimenten, das Zirkel an, welche von der Kaiserin des Heiligen Zianites in russischer Sprache nach Sibirien kamen; sie lasen es

mit einer solchen Freude, die ich nicht ausdrücken kann. Es ist mir in 14 Jahren ein solcher Fall nicht vorgekommen, wo man so gern konnte, daß ich in 1 Tagem 500 Exemplare des Evangeliums zu 12 und 15 Kopien verkaufen konnte. Obgleich ich von der Stelle zu rücken, habe ich die zu 200 Exemplare vertheilt. Sie fragten mich: „Von wo bist Du hergekömmt, um die Bücher so billig abzugeben?“ Ich antwortete: „Brüder, die mich Eure Wohlthäter, welche zur eiderde Kräfte werpen und Euch mit demjenigen Buche zu versorgen wünschen, das Euch zur Seligkeit grüßlich macht. Die Wohlthäter werden ihre Mittel an, und deshalb ist's so billig.“ Da sagten sie: „Gottlob! Es sind noch gute Menschen auf Erden, möge der Herr ihnen in ihren guten Werken bestehen, möge Er sie am Tage seiner Wiederkunft, wenn Er auf dem Thron in der Herrlichkeit seines Vaters sitzen wird, belohnen.“ Dr. Murchen, welcher gesagt, daß Du nie mit einem solchen Buche erweist.“

Der Herr sagte: „Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker; und dann wird das Ende kommen.“ Auch wir hat es der Herr begonnen, das Evangelium den Nationen nach den Aposteln, welche zuerst der irdischen Missionen, zu verlassen. Du Ruffen sagten zu mir, wann ich das Evangelium den Nationen (die ja keine Christen sind) verkünde, worauf ich ihnen antwortete: „Ich bin gesandt worden, das Evangelium den verirrten Seelen, die Gott nicht kennen, anzukündigen.“ Ich sagte ihnen, daß ich nicht fürchte, daß auch die Heiden das Wort Gottes hören werden.“

Mit Mordern ohne Verden und ohne Bestrafung getraut ich im Streit, wenn ich ihnen das Evangelium zum Hause anbot. „Wozu habe ich das Evangelium verkündet?“ sagten sie, „ich habe es schon geküßt, haben Sie nicht Mäthen?“ Darauf ich dann erwiderte: „Wenn Amen ist, Du hast das Evangelium gelesen, warum verstockst Du es nicht? Hast Du das Kapitel nicht gelesen, wo der Herr sagt: Wer sich aber mein und meiner Worte schämt unter diesen überredenden und süßigen Geschlechtern, der wird sich auch des Märtyrers Zeugn schämen, wenn er kommen wird in der Herrlichkeit meines Vaters, in den heiligen Engeln.“

In der Predigt Johannis, Cap. 11, 6 ist gesagt: „Der Engel hat ein ewiges Evangelium zu verkündigen denen, die auf Erden sitzen und wohnen, und allen Heiden, und Geschlechtern, und

er 20. 2. 100 Institute und Pöbeltheile an der Mitha gebracht, und das in Vergleich, so die Vertheilung religiöser Schriften so gut wie etwas ganz Neues ist. Das hat sich gegen solche feurige Engländer, zumal jesuiten, zeigen mag, das hat man ihnen lassen: sie thun, was sie können.

— o —

Aus Indien.



In Indien haben die Heiden sehr oft wunderliche Gedanken über die Bibel und Traktatvertheilung. Manche nennen, die Missionare wollen sich dadurch ein Verdienst für den Himmel erwerben, andere bilden sich ein, es stiehe in den Büchern eine geheime Zauberkraft, durch welche die Leser bekehrt und entweder zu Christen gemacht oder sonst verdrückt werden. Einmal war dem Kaufher eines Missionars Muniam ein Schloß abhandeln gelungen, nachdem er denelben den ganzen Tag vergeblich gesucht, kam er Abends mit feierlichem Mene zum Missionar und sagte: „Hier, Hier liegt in ein sehr gutes Buch“. „Ja, was weißt du?“ „Es sind große Geheimnisse darin. Man kann alles mit Hilfe desselben herausbringen.“ „Aber, aber was willst du?“ „Doch, sehen Sie doch im Buch nach, wo kein Versteck bekommen ist.“ Das Buch war natürlich das A. L. Die Priester machen der Leute weis, daß sie aus ihren h. Büchern alle Geheimnisse herausbringen können, nur denken sie dasselbe von der Bibel.

So wunderbar und unvernünftig sind die vorurtheillichen Aberglauben entstanden, so geht's doch in Indien mit Bezug auf die Bibel noch etwas schlimmer ab. Man glaubt, und zwar nicht bei den Heiden, sondern bei den sog. christlichen Herren des Landes, d. h. bei der englischen Regierung. Diese ist nämlich sehr darauf aus, die religiösen Missionen und Schulen hier unterthauen in seine Fesseln zu verketten und geht hierzu so weit, daß sie vor al. h. Schulen die h. Schrift gestrichen und zerstört. Würde ein Lehrer sich unterstehen, die h. Schrift als Verbot einzuführen, so könnte er seinen Unterricht gewis nicht weiter fortsetzen. Sogar die Hindoo selbst haben unter dem Namen idolatry die Schrift als Verbot angesehen und darüber sind:

deren Leben zuzuführen.“ Dann werden Göthe, Rousseau und der unglückliche Vier Stunden angeseht, um zu beweisen, daß auch die geonten Freigeister die Bedeutung der Bibel in's Volk und zur die Jugend zu tragen wissen.

Zu ihrer Erstbefragung sagen die englischen Beamten nachw. ab. wir dürfen nicht thun, was den jungen Hindus und Mahomedanern ihren Glauben nehmen und sie zu Christen machen würde. Aber durch die gegenwärtige Unterrichtsmethode wird der Glaube an den Hindemismus und an den Islam, so gründlich zerstört als nur möglich, und dann ist ja noch gar nicht gesagt, daß, wenn man junge Leute mit der Bibel bekannt macht, man sie zwingt, Christen zu werden. Man weiß ja so dadurch nur im den Stand, besser urtheilen zu können. Bedenklich ist es ein bleibendes Aengstern, daß das einzige Buch, welches anerkanntermaßen am meisten zur Erzielung der höchst ehrenvollen Werke, zu ihrer Verbesserung und ihrer Bildung beigetragen hat, daß das von den indischen Regenten geschickt wurde, nicht ausgetauscht sein soll.

Ein neuer Beweis ist das, was wir oben als einen sehr hohen Abstieg der englisch indischen Regierung bezeichnet haben, kommt uns soeben zu Gemute. Die Sache verhält sich folgendermaßen: Vor einiger Zeit schrieb ein fremder Beamter in Indien nach englischer Art mehrere Preise für diejenigen Schulkinder aus, die sich in einem bestimmten Zeitraum auszeichnen würden. Es ist das nichts Neues in Indien. Schon seit vielen Jahren besteht; B die Zustimmung eines fremden Engländers, Peter Carter, aus welcher alle Jahr eine gewisse Anzahl junger Leute, die ein vorzügliches Gelingen an der Schule zeigen gut bestanden haben, Preise erhalten. Der Zitter hatte, auf diese Art manche Jünglinge zum Buchstudium zu bewegen, die sonst nie an dasselbe gedacht haben würden, und im Grunde ist das nicht schlimmer, als wenn wir uns Kinder durch einen Belohnungsbaum und kleine Geschenke für den Besuch der Sonntagsschule belohnen werden.

Der Verrath jenes Beamten hatte aber ein eigenes Schicksal. Er hatte Carlisle an allerlei Missionen, Regierungen, und andere Schulen ergötzen lassen, um die jungen Leute mit seinem Plan bekannt zu machen, und einige hatten auch schon angefangen, sich mit den von ihm bezeichneten biblischen Büchern zu beschäftigen. Da

wurde die Sache von irgend welchen a. g. stlichen oder heidnischen Negierungen Schlichteuren vor ihre Bezirke gebracht, daß der vor-
 meimende Priester gebete, von seinem ganzen Verhaben abzusehen.“
 „Wir sind hiernoch dardurch nicht erschauet, schreibt der „Lecteur“
 Wilmess, denn es ist unbekannt, daß die Bibel auf gar manchen
 Negierungspunkten in Indien wie ein rothes Tuch auf ewen Thier
 wirkt. Eine römische Brigade auf der Höhe des Pandulisch wüthte
 lein, i. g. stlichen Schrecken hervorzubringen, als eine Bibel in einer
 Negierungshule. Entweder schämten oder fürchteten sich diese Heiden,
 vor der Bibel oder sie hatten dinsten.“

Das ist nun wohl, etwas übertrieben; aber in Wangen ist es
 n. stlich lächerlich, wie die e. g. liche Negierung in Japan noch immer
 die Bibel von ihren Schreden fernzuhalten sucht.

Aus Japan.

In Norden von Japan lebte ein Mann, namens Hotoi.
 Seines Gewerbes war er ein Buddhistenpriester und stand ne-
 folcher unter der Aufsicht gewisser Oberpriester in dem be-
 nachbarten Nigata. Hier wohnte er einmal einer Versamm-
 lung, man konnte vielleicht sagen einer buddhistischen Synode, be-
 welcher darüber verhandelt wurde, welches die beste Art sei, das
 Christenthum, das ja in Japan immer mehr Eingang finde, an-
 greifen und zu bekämpfen. Nach Herr Hotoi gab seine Vier-
 nung über diese wichtige Frage ab und hatte Eurcht genug,
 seinen Kollegen auseinanderzusetzen, daß wenn man einer frem-
 den Religion zu Leide gehen wolle, man sich vor allen Dingen
 doch selbst mit den Lehren derselben bekannt machen müsse. Und
 wenn war die Versammlung beendigt, so machte er sich auch richtig
 an die Ausübung seines eignen Vorschlags: er kaufte sich ein da-
 nisches Neues Testament und laschte den längeren Ausfahat,
 den er in Kuzata zu machen hatte, um einen christlichen Missionar
 aufzusuchen. Die Frucht hiervon war, daß er die Uebersetzung ge-
 wann des Christenthums sei eine gute, wenn gleich nicht die
 wahre Religion.

Nicht lange hernach fand eine zweite Zusammenkunft der Priester statt. Der Gegenstand der Disputation war der alte. Nur hatte sich nun schon die Zahl der christlichen Predigtplätze in Luqua bis auf acht vermehrt und deswegen die Erwältung und der Eifer der Priester sich verdoppelt. Unser Arzt hielt abermals eine Rede. Dasselbe war mindestens ebenso gut als seine erste und lief darauf hinaus, daß wenn man das Christenthum anzunehmen wüßte, man doch erst in seiner eigenen Religion recht eifrig sein müsse; man sei aber die Mehrzahl der Priester als unmoralische Subjekte bekannt, während manche nicht einmal wüßten, was denn eigentlich die Lehre des Buddhismus sei; deswegen werde es wohl das Beste sein, wenn man kurzen Prozeß mache, alle Priester abjage und dann das Volk selbst entscheiden lasse, welche seiner bisherigen Seelsorger es für tugendhaft und gelehrt genug halte, um sie zu Priestern haben zu wollen. Wenn man diesen Rath nicht anahm, so werde man es nicht mehr den Verfall des Buddhismus aufhalten können. Das war denn doch den Herren zu viel. Sie fingen an, Herrn Heloi nur einen hemmenden Christen zu erklären und zu verurtheilen, daß es ihm bloß um die Züchtigung, nicht um die Erhaltung des Buddhismus zu thun sei.

Dies hatte zur Folge, daß Heloi nach einigen Tagen eine schriftliche Eingabe an seine Vorgesetzten machte, in welcher er um Entlassung aus seinem Dienst bat. Darauf begab er sich zum Land und zeigte seiner Gemeinde an, daß er sie verlassen und nach Tokio übersiedeln werde. Diese Erklärung wurde von einigen ohne jede Erwiderung ruhig aufgenommen, während andere in ihren Priestern drangen, er möchte doch bei ihnen bleiben; ja, einige bemächtigten sich des größten Theils seiner Habsgüter, um ihn hiedurch zum Weichen oder doch zu baldiger Rückkehr aus Tokio zu bewegen. Er ließ sich hiedurch aber keineswegs irre machen. Die Reise in die Hauptstadt, d. h. beinahe 10 Tagesreisen, machte er größtentheils zu Fuß. Dagegen angekommen, machte er die Bekanntschaft eines alten japanischen Doktors, und dieser wies ihn auf seine Nachfragen hin an einen schottischen Missionar, d. h. an den Ort, wo dieser zu predigen pflegte. Bald darauf nahm Mr. Davidson ihn sogar zu sich in seine Wohnung und machte ihn näher mit dem Christenthum bekannt. Noch immer hatte aber der buddhistische Priester keinen andern Zweck dabei im Auge, als den, sich bei den

bandigern und Gullern, Fachspielern und Faltlich Machern und dem ganzen Kalandorlop des 17ten Jhdts (Wahnsinns) reicht eben „Nur einmal gan, was Niemo leben und sich so recht nach Verzweiflung auszuwenden ist, der gehe, falls er noch nicht ganz und gar blaß ist, direkt nach Kairo und dort in die Wüste“. Wie solche Leute ist auch das Gbelung Jde Quab als einer Ertrag der Weltchheit zu empfehlen. Wer erhellere Studien begehrt und wer z. B. auch über das religiöse Leben und die Mission in Ägypten etwas erfahren will, muß sich anderwärts umsehen.

Nur der christliche Straßenspieler in Kairo wird ganz am Schluß des Hahes Erwähnung gethan: „Zwei harnberzige Schwärmer gingen vorüber, von einigen dunkelbraunen abgemessenen Novizen gefolgt; ein Diener trug ihnen einen kleinen Korbchen (Korb) voran. Die frommen Armen, die in so später Stunde nur im ärmlichsten Nothfall ihr Kloster verlassen, begaben sich vermutlich zu einem Kranken oder wohl gar zu einem Sterbenden, und der Ueber und erhebender zugleich konnte mir in diesem Augenblick die Kunst, welche uns Christen von den Mohammedanern trennt, nicht vor die Seele treten“. (Der Buchstabe hatte mir vorher schon eine Gruppe von heulenden Magawehren gelauscht.)

Bedarf Deutschland der Kolonien? Eine politische ökonomische Betrachtung von Dr. Fr. Fabri. Götta, Fr. A. Perthes 1870.

Statt in das Klagen über die Nothstände der Zeit einzutreten bietet hier der ebenso patriotische als geistreiche Wissenschaftler „dem Gemeinwesen“ nicht nur eine Betrachtung, sondern einen Rath, einen Plan dar, der von eminent praktischer Bedeutung ist. Er weist zunächst in überzeugender Weise nach, daß Deutschland mit seiner in immer schnellerem Tempo wachsenden Bevölkerung, mit seiner industriellen Ueberproduktion und angesichts der zunehmenden Zahl der Verbrechen für seine wirtschaftliche und nationale Entwicklung nothwendig Kolonien haben sollte, und zwar Ackerbau- und Verbrecherkolonien und gemäßigter Zone, Handelskolonien in der Tropen. „Der südliche Theil Brasiliens, Uruguay, Argentinien und Chile mit dem nördlichen Theil Patagoniens sind Territorien, die alle Bedingungen für eine gesunde Entwicklung ausgedehnter Ackerbaukolonien bieten“. Für die Anlage von Handelskolonien sind Samoa, Fuguäo, Madagaskar und vor allem „Neuseeland“ an

der telegraphischen Mittheilung des sich nicht lösenden Centralfrage empfahlen.

Wir müssen „aufingen überseeisch zu werden und uns nach einer Weltmarktpolitik auszustrecken“ in diesem Satz liegt sich der Jubel der in jeder Sprache bedeutenden und der weite Verbreitung verdienenden Schrift zusammen fassen. Bald wird es verwunderlich vorkommen, daß einer von den Mapacern der bestgeschmachten „Wupperthaler Festwacht“ hier mit der Muße des Geschichtsforschers und der Enschiedenheit eines Staatsmannes über politische und nationalökonomische Dinge redet, und das in einer Weise die ihn in manchen Punkten liberaler als die liberalen erscheinen läßt. Wegen sie daraus lernen, daß es auch unter den „Mäthern“ noch hure steppe und patriotische Herzen gibt.

Das trifft zu, das durch die Untersuchungen des Verfassers auf die deutschen Missionsangelegenheiten und deren bisherige Richtung und Verfehlung von Seiten der Nation geworfen wird ist uns von besonderem Interesse gewesen. Wir bedauern daß er keinen Gebrauch von den vielfach mit seinen eigenen Ausführungen sich berührenden, wenn auch von einer Art schädlicher Verleumdung in Afrika nicht ganz freien Gedanken Missionar Jungermann's gemacht hat.

Wir wünschen und wünschen jeder Schrift nicht nur die weiteste Verbreitung in ganz Deutschland, sondern auch den wenn auch nicht so schnell zu erlangenden Triumph des praktischen Erfolgs.

Nordindische Missionseindrücke. Eine Reise von G. H. Vh. Plath Berlin, 1879. Buchhandlung der Wölsch'schen Wiffen.

Der Berliner Wiffensinspektor bietet hier eine Nachfrucht seiner indischen Visitationsreise dar. So sind Gedanken über die in Indien sich vollziehende „geistliche Revolution“ und die damit Hand in Hand gehende christliche „Reformation“. Aber ein Freund von kulturgeschichtlichen Betrachtungen ist und gern vom Einzelnen, Kleinen, Gegenwärtigen auf das größere Zukünftige aufzulaufen, der wird hier manche Anregung zu neuerem Nachdenken finden.

Knopfen ab.“ Ich löste mit Perlen aus meiner Tasche abge-
lassen. Ein Anderer: „Was soll ich thun?“ Ich bin ein Krüppel,
werde nach Hause kommen und kann nicht arbeiten, werde mich mit
den Jesen des Evangeliums beschäftigen und meine Kinder belehren.“
Ein Anderer nimmt das Evangelium, segnet sich mit dem Heilen
des Kreuzes, liest das Evangelium und dankt mir, daß ich es ihnen
gebracht habe. Ich sagte: „Brüder, danket nicht mir, sondern Gott
und Euren Wohlthäter, welche lebende Kreuzer mit dem Worte
Gottes versehen.“ „Ja Brüder“, bemerkt ein Anderer, „wir leiden
im Leib und Seele, aber unsere Wohlthäter bemühen sich, unser
Schmerz zu lindern und unsere Seelen zu befreien, was sollt ihr nicht?“
Ein Anderer sagt: „Wir müssen für Ihr Wohlergehen zu Wer-
ken streben, und daß Gott Ihnen im zukünftigen Leben die Seligkeit
schenken möge.“ Ein Anderer sagt: „Möge der Herr Ihnen das
gütige gewähren, was weder das Ohr gebietet, noch das Auge ge-
sehen hat, sondern was geistlich ist: Das kein Auge gesehen
hat, auch kein Ohr gebohet hat, und in unserm Verstande Herr ge-
kommen ist, das Gott beareth hat denen, die ihn lieben.“

Erzge liegt auf den Schlafbetten, abgelegt bis auf die
Knochen und bleichen Gebeinen und athmet kaum. Einer stand
von der Schlafbank auf, die Hände zittern, er nimmt das Evan-
gelium und liest es, reicht mit zitternden Händen das Werk und sagt
mit matter Stimme: „Hab' Dank, Bruder, daß Du das Evan-
gelium gebracht hast; denn der Herr hat meine Befreiung wieder
hergestellt, dann werde ich es lesen und meinen Kindern, in der Frei-
heit bringen.“

Ich kann mich aller ihrer Worte nicht erinnern, noch wo be-
stehen, ich habe wiederum Danksgesänge und Gebete zu Gott
für ihre Wohlthäter gehört. Der Soldat, welcher einen neuen
Krieg erwarteten, kamen gleichfalls und sagten: „Brüder, man muß
dieses Buch kaufen, denn es ist für uns nöthig.“ Der Herr
hat für uns gekümmert und uns gewiesen, für unsern Nutzen zu bedenken;
denn der Herr sagt: Wer mir dienen wird, der folge mir nach;
und wo ich bin, da soll mein Diener auch sein. Und wer mir
dienen wird, den wird mein Vater ehren.“

Im Aufsatze kam eine Division Soldaten, bestehend aus 1 Re-
gimentern, aus Titoren an, welche von der Gegend des Neuen
Zemmenz in rührender Sprache noch nichts wußten; ja hatten es

mit einer solchen Freude, die ich nicht ausdrücken kann. Es mir in 14 Jahren ein solcher Fall nicht vorgekommen, wo man so gern konnte, daß ich in 3 Tagen zwei Exemplare des Evangeliums zu 12 und 15 Kopien verkaufen konnte. Ohne mich von der Zelle zu entfernen, habe ich die zu 20 Exemplaren verkauft. Sie fragten mich: „Von wo hast Du bezogen, um die Bücher so billig abzugeben.“ Ich antwortete: „Brüder, das sind gute Wohlthäter, welche für wandernde Reisiger sorgen und sich um demselben Gute zu versetzen bemühen, das Euch zur Seligkeit gelehrt macht. Diese Wohlthäter wenden ihre Mittel an, und verkauft es so billig.“ Da sagten sie: „Gottlob! Es sind noch gute Menschen auf Erden, möge der Herr ihnen in ihrem guten Werke bestehen, möge Er sie zu Tage seiner Wiederkehr, wenn Er auf dem Thron in der Herrlichkeit seines Vaters sitzen wird, belohnen.“ Er, Altraben, hat daß gesagt, daß Du aus mit einem solchen Buche erfreut.“

Der Herr sagte: „Auch es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugnis über alle Völker; und dann wird das Ende kommen.“ Auch hier hat es der Herr vermerkt, das Evangelium den Mahnenden nach den Angeln, welche unter der dortigen Mission dienen, zu verkaufen. Die Apostel sagten zu mir, warum ich das Evangelium den Kolonisten (die ja keine Christen sind) verkaufe, worauf ich ihnen antwortete: „Ich bin gelehrt worden, das Evangelium den verirrten Schafen, die Gott nicht kennen, anzubieten.“ Ich sagte ihnen, daß ich auch hoffe, daß auch die Heiden das Wort Gottes hören werden.

Aber Menschen ohne Glauben und ohne Hoffnung geriet ich in Streit, wenn ich ihnen das Evangelium zum Kaufe anbot. „Wozu habe ich das Evangelium verkauft?“ sagten sie, „ich habe es schon gelesen, haben Sie nicht Mäcken?“ Worauf ich ihnen erwiderte: „Wem freud, Da hast das Evangelium gelesen, warum verstoßst Du es nicht? Hast Du das Kapitel nicht gelesen, wo der Herr sagt: Wer sich aber nicht um die Worte schämt unter diesem ebedauernden und ewigen Geschlecht, der wird sich auch des Menschen Sohn schämen, wenn er kommen wird in der Herrlichkeit seines Vaters, mit den heiligen Engeln?“

In der Offenbarung Johannis, Cap. 14, 6 ist gesagt: „Der Engel hat ein ewiges Evangelium zu verkündigen denen, die auf Erden sitzen und wehnen, und allen Heiden, und Geschlechtern, und

Zwerher, und befohl: „Wo beherst es, ich werde Sieer trübe,
verwunden und die Aehren ablesen.“

„Entsetzt“ rief er, geküßter Herr Vater, daß ich als Mangel
an Wein schon verurtheilt bin. Ich laß die Ehre zu verabschauen
Ihr mitleidhaftester Diener.

§ 2

2. Ein reisender Engländer.

Daß man vorgerückt ist in den östlichen Enden des runden
Kontinents, so weiß man nur so, durch ein Feuer und Wachen
belebter Orte, der auf einer Zeit durch den hohen Norden des
Jahres folgen.

Von Henry Kane Dell, ein englischer Prediger, beschreibe un-
seren Helden, wie sich, wenn die Zeit kommt, die er im letzten Jahr
mit der Petersburger und Moskau nach Jaroslaw, Wolozda
Lwow und Orjol und gar 100 Meilen weit der Welt und ge-
macht hat. Zwei Stunden war er noch einmal weiß, indessen
Beschäftigungen die Weltweite zu belegen und durch Verlesung
drucker zu sehen, wieviel Gutes zu thun. Da er mit verzeih-
licher Strafe, wie die Dreyer, die Ehre versehen war und
dieses Jahr ein andern geistlich zeigen, hat er mit heiliger Zornie-
rathen, daher mit der Tugend der Welt zu kämpfen. Man-
nig haben die höchsten Bedenken nicht, um bei der Schatzkammer
tauchen in Zeden, Gefährten, Zornern, so wie, einmal auch
einmal, und er hat, wie jeder, der Juchst, in dessen Danksagung
H. Kane Dell die Dreyer hinstellt. Man ist heute auf demselben
beim, um sich zu sagen, er sollte doch seine Ehre nicht so mo-
dell, wie er weggeben, sondern lieber in jedem Dorf dem Dreyer
einen kleinen Vorzug zur Verheißung an solche überlassen, die nicht
so leicht dazwischen gehen können. Dreyer nicht besetzt er denn
noch und jeht, es, damit die Stadtkammer nicht so sehr
Juchst an der Dreyer, daß er sein Boot oft anhalten ließ, da-
mit man die Dreyer, wie die Dreyer, und den betreffenden
Dreyer, den Dreyer, konnte. In Jaroslaw fand er als englischen
Helden einen Tisch des an Dreyer, wie ein edler Dreyer.
Vom ersten Tisch, einen Tisch, Dreyer, der ihm ebenfalls sehr
war. Dort und in Dreyer, wie es ihm auch, die Be-
dingung von Dreyer, wie zu veranlassen. Auf der ganzen Welt hat

er in einem Irthum und Boshäite an der Welt gebrocht, und das ist dasjenige, wo die Verbrüderung religiöser Lehrer so gut, wie etwas gut, keine ist. Was man auch gut machen freier und einfacher, zuma. würde, sagen mag, das will man ihnen lassen: sie thun, was sie können.

Aus Indien.

In Indien machen die Priester sich erst um die Gebotenen über die Bibel und Textanweisung. Manche erlauben, die Missionäre wollen sich dadurch ein Verdienst für den Himmel erwerben, andere hindern sich ein, es nicht in den Händen eine geheime Macht, durch welche die Völker bekehrt und entweder zu Christen gemacht oder sonst verkehrt werden. Einmal war den Rüdiger eines Missionärs (Hermann) ein Brief abhandeln gekommen; nachdem er denselben den ganzen Tag vergesslich gelesen, kam er Abends mit feierlicher Miene zum Missionar und sagte: „Herr, Euer Buch ist ein sehr gutes Buch.“ „Ja, was weiter?“ „Es sind große Geheimnisse darin. Man kann allerlei mit Hilfe desselben herabbringen.“ „Gut, aber was willst Du?“ „Herr, sehen Sie das im Buch nach, wo mein Brief bezeichnet ist.“ Das Buch war natürlich das N. T. Die Priester machen des Leuten weis, daß sie auch ihren h. Büchern alle Geheimnisse herabbringen können; nun denken sie dasselbe von der Bibel!

So wunderbar und unvernünftig aus ein derartiger Aberglaube erscheint, so giebt's doch in Indien mit Bezug auf die Bibel noch einen größeren Aberglauben, und zwar nicht bei den Heiden, sondern bei den sog. christlichen Herren des Landes, d. h. bei der europäischen Regierung. Diese ist nämlich sehr darauf aus, die religiösen Ansichten und Gesetze ihrer Unterthanen in keiner Weise zu verlegen und geht hierzu so weit, daß sie dieselben ihren Schul- und Schulgelehrten einfach sinken. Würde ein Lehrer sich unterwinden, die Bibel als Lehrgang einzuführen, so könnte er seiner Abtönung gewiß nicht. Zogar die Hindus selbst lachen über diese Abergläubigkeiten. In einer Zeitung liest sich z. B. Folgendes darüber aus:

„Aber von der Ansicht, die Grajekereien, als wären die gedruckten Umgeborenen, sind nicht, wie die meisten Engländer sich vorstellen (daherweil es einbildet) dagegen, daß die Bibel, als ein Buch der Weisheit oder Literatur in der Regierung gelehrt werden. Eine gute Kenntnis derselben kann für die Schenkung der englischen Sprache nicht genügend erhalten, noch die verschiedenen Anordnungen verstehen, welche bei englischer Schriftlichkeit so häufig in den Werken, die sie zu lesen haben, vorkommen. Als ein Geschichtsbuch liefert uns die Bibel befriedigende Berichte über die ältesten Zeiten der Welt und über die Völker des Alterthums. Eine Grajekerei irgendwie gegen das Studium der Bibel wäre, so würden sie natürlich die Missionsschulen mit den Regierungsschulen vermischt haben. Es hat sich aber erwiesen, daß dies nicht der Fall ist, und allgemein werden sich in Bangalore, dem Hauptsitz der Bildung in Madras, mehr Hingabe in den Wissenschaften, wo die Bibel gelehrt wird, als in den Regierungsschulen, wo dieselbe ausgeschlossen ist. Ich möchte hinzufügen, daß die Bibel in den Schulen einiger unabhängigen indischer Staaten gelesen wird. Sie ist öfters gelesen zu werden und wird wahrscheinlich noch öfters gelesen in Travankor, ebenso in Jndor, der Hauptstadt des Staates des Maharidra Hollar.

„Wären die Hindus mit der Welt der Religion des Christenthums bekannt, so würden sie alle Handlungen der Regierung in ihrem richtigen Lichte als Maßregel für ihre Wohlfahrt und nützlich für die der Regierung selbst betrachten, deren Gleichgültigkeit dann eine leichte wäre, da man sie in ihrer Keuschheit ohne Verdacht annehmen würde. Sie würden dann lernen, daß sich das Christenthum nicht durch ansehnliche Handlungen hervorheben läßt, sondern daß es eine Religion ist, die im Herzen angenommen und geübt werden muß.“

Wie andere Hindus mit der gleichen Meinung. Am-Lud-an-Missor; B. schreibt Guler: „Wir bedauern fortwährend die Verlust der Centralität in Religionsfragen, durch welche die heiligen Schriften verschiedener Völker, und die Bibel, von anderen Ordozierungsinstituten abgezogen werden. Der pädagogische Werth dieser Bücher kann nicht übersehen werden. Die Bibel vor allem darf unseren Schulinspektoren unbedingt empfohlen werden. Selbst wenn die kirchlichen oder dogmatischen Absichten weggelassen werden, bleibt immer noch genug übrig, um einer Weltanschauung nach der an-

deren Vorn zu erfahren. Dann werden Weihe, Nassiam und der unglaubliche Priester, Huzlan angetroffen, wie zu beweisen, daß auch die armenen Christen die Bedeutung der Bibel nur so viel und für die Jugend zu wissen wissen.

In ihrer Entschuldigung sagen die englischen Beamten (war 1837): wir dürfen nicht thun, was den jungen Armen's und Nubien's, indem wir ihnen Schulen nehmen und sie zu Christen machen würde. Aber durch die gegenwärtige Unterrichtsmethode wird der Glaube an den Hinduismus und an den Islam so gradually zerstört, das nur möglich, und dann ist es noch gar nicht gesagt, daß, wenn man junge Leute mit der Bibel bekannt macht, man sie zum Christen zu werden. Man hat sie in dadurch nur in den Stand, besser urtheilen zu lassen. Jedemalles ist ein bleibendes Merkmal, daß dasjenige Buch, welches anerkannt werden am meisten zur Erleuchtung der hochst entwickelten Völker, zu ihrer Wohlfahrt und ihrer Bildung beigetragen hat, daß das von den indischen Regierungsoffizieren consequent auszuweisen sein soll.

Ein neuer Beweis für das, was wir oben als einen scheinbaren Aberglauben der englisch indischen Regierung bezeichnet haben, kommt uns eben zu Gesicht. Die Sache verhält sich folgendermaßen. Vor einiger Zeit schrieb ein fremder Beamter in Indien nach englischer Art mehrere Preise für diejenigen Schulauben aus, die sich in einem freiwillig anstellenden Examen über gewisse Bücher des A. T. auszeichnen würden. Es ist das nichts Neues in Indien. Schon seit vielen Jahren besteht; B die Einrichtung eines fremden Examinators, Vater Carter, aus welcher alle Jahr eine gewisse Anzahl junger Leute, die ein vorgedrucktes Examen über solche Fragen gut bestanden haben Preise erhalten. Der Superintendent hoffte, auf diese Art manche Junglinge zum Arbeitsstudium zu bewegen, die sonst nie zu dergleichen gedacht haben würden, und im Grunde ist das nicht schlimmer, als was bei uns Ander durch einen Weibhaarkobann und kleine Geschenke für den Besuch der Sonntagschule belohnt werden.

Der Versuch jenes Beamten hatte aber ein eigenes Schicksal. Er hatte Erlaubnis an alle seine Missionen, Regierung- und andere Schulen ergehen lassen, um die jungen Leute mit heiligen Büchern bekannt zu machen, und einige hatten auch schon angefangen, sich mit den von ihm bezeichneten biblischen Büchern zu beschäftigen. Es

wurde die Sache von irgend wem angetastet, oder beantragen
 irgend eine Schlichtung vor das Beladen gebracht und der nicht
 thumende Beamte gebeten, von seinen ganzen Vorhaben abzustehen!
 „Wohin und darüber durchaus nicht erkannt, schreibt der „Lachende
 Wissenschaftler“, denn es ist allgemein bekannt, daß die Bibel auf gar manchen
 Regierungsrath in Japan wie ein rothes Tuch auf einem Feuer
 steht. Eine solche Botschaft auf der Höhe des Stadthaus wurde
 seinen größeren Schrecken hervorbringen, als eine Bibel in einer
 Regierungsschule. Entweder schämen oder wurden sich diese Herren
 vor der Bibel oder sie haßten dieselbe.“

Das ist nun wohl etwas übertrieben, aber in Omezu ist es
 wirklich schätzbar, wie die englische Regierung in Japan noch immer
 die Bibel von ihren Schulen ferngehalten hat.

Aus Japan.

In Norden von Japan lebte ein Mann, nannte Hokei.
 Seines Gewerbes war er ein Buddhistenprediger und stand als
 solcher unter der Aufsicht gewisser Vorgesetzten in dem be-
 nachbarten Niigata. Hier wohnte er einmal einer Versamm-
 lung, man konnte vielleicht sagen einer buddhistischen Synode, bei,
 in welcher darüber verhandelt wurde, welches die beste Art sei, das
 Christenthum, das ja in Japan immer mehr Eingang finde, anzu-
 greifen und zu bekämpfen. Auch Herr Hokei gab seine Mei-
 nung über diese wichtige Frage ab und hatte Eurcht genug,
 seinen Kollegen auseinanderzusetzen, daß wenn man einer frem-
 den Religion zu sehr geben wolle, man sich vor allen Dingen
 doch selbst mit den Lehren derselben bekannt machen müsse. Und
 so als die Versammlung beendet, so machte er sich auch richtig
 an die Ausübung seines eigenen Vorhabens: er las sich ein chi-
 nesisches Neues Testament und beugte den längeren Aufenthalt,
 den er in Niigata zu machen hatte, mit einem christlichen Missionar
 aufzuheben. Die Frucht hiervon war, daß er die Uebersetzung ge-
 wann, das Christenthum sei eine gute, wenn gleich nicht die
 wahre Religion.

Nicht lange darauf fand eine zweite Zusammenkunft der Priester statt. Der Gegenstand der Verhandlung war derselbe. Nur hatte ich inzwischen die Zahl der christlichen Predigtplätze in Nagata bis auf acht vermehrt und deswegen die Unternehmung und der Eifer der Priester sich verdoppelt. Unser Freund hielt obermals eine Rede. Dieselbe war unabweisend ebenso gut als seine erste und ließ darauf hinaus, daß wenn man das Christenthum ausrotten wüßte, man doch erst in seiner eignen Religion recht eifrig sein müsse, man sei aber die Mehrzahl der Priester als unvorsichtige Subjekte bekannt, während manche nicht einmal wüßten, was dem eigentlich die Lehre des Buddha zum Grunde liege. Es würde es wohl das Beste sein, wenn man kurzen Prozeß mache, alle Priester absetze und dann das Volk selbst entscheiden lasse, welche seiner bisherigen Seelsorger es für tugendhaft und gelehrt genug halte, um für zu Predigen haben zu werden. Wenn man diesen Rath nicht annehme, so werde nicht nur der Verfall des Buddhismus anhalten können, das war denn doch den Herren zu viel. Sie fiengen an, Herrn Peter für einen heimlichen Christen zu erklären und ihn vorzuwerfen, daß es ihm bloß um die Schadung, nicht um die Erhaltung des Buddhismus zu thun sei.

Dies hatte zur Folge, daß Peter nach einigen Tagen eine schriftliche Eingabe an seine Vorgesetzten machte, in welcher er seine Entlassung aus seinem Dienst bat. Darauf begab er sich zurück aufs Land und zeigte seiner Gemeinde an, daß er nie verlaßen und nach Tokio übersiedeln werde. Diese Erklärung wurde von einigen ohne jede Einnahme ruhig angenommen, während andere in ihren Pflichten drangen, er möchte doch bei ihnen bleiben; 12, einige beschlugen sich des großen Zweils so nur Hader zu spielen, um ihn dadurch zum Bleiben oder doch zu baldiger Rückkehr aus Tokio zu bewegen. Er ließ sich jedoch aber keineswegs irre machen. Die Reise in die Hauptstadt, d. h. beinahe 10 Tagesreisen, machte er gleichentheils zu Fuß. Dasselbst angekommen, machte er die Bekanntschaft eines alten japanischen Doktors, und dieser wies ihn auf seine Nachfragen hin an einen schottischen Missionar, d. h. an den Ort, wo dieser zu predigen pflegte. Bald darauf malte Miss Davidson ihn sogar zu sich in seine Wohnung und machte ihn näher mit dem Christenthum bekannt. Noch immer hatte aber der buddhistische Priester keinen andern Zweck tiefer im Auge, als der, sich bei den

Sinken selbst die Wästen zur Befestigung ihrer Mauern zu heilen. Indessen machte schon der Wandel der Ehren großen Eindruck auf ihn, ebenso die zehn Wabete. Eine tiefe Furcht vor dem göttlichen Wesen, ja eine Angst kam aber über ihn. Nun sah er den Gedanken an eine Befreiung der fremden Heiligen führen und klang an, um seines eigenen Seelenheils willen sich mit denselben zu beschäftigen. Seine Sünden schienen ihm größer, als daß sie ihm könnten vergeben werden. Gott gegenüber hatte er nichts als Furcht. Da kam er eines Tages bei Mollken an die Stelle, welche schon so vielen vor ihm das Morgenroth eines neuen Tages geworden ist: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken u. s. w. Er brachte den ganzen Rest des Tages damit zu, über diese Worte nachzudenken und sie wieder und wieder zu lesen. Bald wußte er sie auswendig; auch in der Dunkelheit am leuchtigen Lager kamen sie ihm nicht aus dem Sinn, ja in seiner ganzen Nacht hat er sein Auge geschlossen: es war die Entscheidungsmacht für sein ganzes Leben. Jetzt ist er ein Christ und ein hervorragendes Mitglied der protestantischen Gemeinde in der Hauptstadt von Japan!

Aus Spanien.

In dem „Materia aus Spanien“ theilt Herr Pastor Alceder die Bekennungsgeichte eines römischen Priesters mit, worin dieser ne selbst in einem Buchlein „Das Wort Jesu Christi. Ein Ereigniß aus meinem Leben“, erzählt hat. Die Geschichte lautet wie folgt:

Im Jahr 1808 gieng ich durch die Piccadillo Straße in Madrid, als sich ein Herr mir näherte, welcher mich mit freundlichen Worten ein kleines Buchlein anbot. Ich fragte ihn, wovon du in diesem Traktat handest, und er antwortete mir kurz: „Von dem Worte Jesu Christi“. Ich sah auf den Umschlag des Buchleins und las den Titel: „Gewiß, so gibt es einen Herrschaft, auch für dich“ aber ehe ich Zeit hatte, mehr zu lesen, trat ein anderer Herr herzu, welcher mich bedrängte, und sagte mit scharfem Ton: „Das sind prote-

stänbige Rader, und wenn Sie dieselben lesen, werden Sie sofort erkennen können.“ Da ich nicht umfahle, der Examinationskommission zu Opfer zu fallen, so ich schnell das legerliche Buch in meine Tasche und wart die verurtheilten Missethäter beim Eintritt in die Kellerrampe von mir; ich freute mich halb am Weitergehen, daß ich noch lieber dem Rauch, der mir drohte, entgangen war und das Licht nicht gelitten hatte. Allen, obwohl ich keinen Eindruck vermagte seinen Inhalt zu kennen, konnte mir doch beständig das Wort in der Ohren, mit dem er es jetzt nur das Buchlein gegeben: „Das Wort dem Schluß“. Dem dadurch hatte er, ohne es zu wissen, in meinen Jünger alle Ginnungen aufgeweckt, die ich mit einer Macht vor meiner Seele traten, die ganze Geschichte eines Verbrechens, einer Verurtheilung und eines Galgens, wie ich sie kurz erzählen will. Es war im Jahr 1862. Ein Jahr vorher hatte man einen Gefangenen, welcher von der Statuen Valladolid nach Mexiko geschickt wurde, dem Tribunal von Aklutlen übergeben, weil sich darin der Verurtheilte eines Mordes fand, welcher in der Kapellestraße in Valladolid gewohnt hatte, und im folgenden Jahre wurden zwei Frauen zum Tode verurtheilt, welche überwiesen und gefoltert waren, sowie Mord auszuführen zu haben. Unter den verschiedenen Geschehnissen, welche man erwähnt hatte, um diesen Frauen Anspruch zu leisten, befand ich mich selbst und war zwei Nächte und den Tag, an welchem sie zum Galgen geführt werden sollten, bei ihnen in der Kapelle. Die zum Tode Verurtheilten werden in den letzten Tagen in eine Kapelle gebracht; dann heißt man Spanien: „er ist in die Kapelle gebracht“ so viel als bei uns: „der Tod ist über ihn gekommen, sein Todesurtheil gesprochen.“ Da diese Nachrichten öffentlich waren, ist dieses Verurtheil den Einwohnern von Valladolid und viele Meilen weit in der Umgegend wohl bekannt; aber was sich in der Kapelle und auf dem Wege zum Galgen zugetragen, wissen sie nicht, und ich will es mittheilen, wie ich es erlebt habe. In der zweiten Nacht, welche ich mit einer dieser Verbrechenden, welche unter dem Namen „die Verrätherin“ bekannt war, in der Kapelle zubrachte, war sie voll Entsetzen über ihr furchtbares Verbrechen und über den Gedanken, welche Stunden später der Sterblichkeit des lebendigen Gottes aussetzen zu fallen, ohne vorher Zeit gehabt zu haben, ihre Schuld durch gute Werke abzutun. Ich kann hier erwähnen, daß sie lange Zeit vorher gebrühet hatte. So versuchte ich denn, ihr geistlichen Anspruch zu

ihm, indem ich vor ihrer Beichte redete und sagte, daß sie es am
 liebsten deredete zur Sühnung ihrer Schuld, wovon sie auch
 auf der letzten Tage Abschied, welche ich ihr im Augenblicke ihres
 Todes geben durfte. Es schien, als ob sie überfließen dann nur kurze
 Zeit sich schieden gab, aber dann begann sie wieder zu weinen,
 ob „mit all diesen Dingen“ sie wohl die Vergebung Gottes
 erlangen würde. „Was soll ich thun, um alle meine Sünden zu
 tilgen?“ war ihre beständige Frage. Ihre Angst wuchs; es war
 keine Zeit zu verlieren, denn die eine Sonne, welche über der Erde
 aufging, mußte in der Mitte ihres Laufes auf den verdammten dieser
 Ungläublichen scheitern.

Ich hatte ihr nicht selbst die Beichte abgenommen; ich konnte
 nicht, als ihr neuen Trost zu spenden. Aber der Tag kam herauf,
 und mit ihm wuchs ihr Schmerz. Ihre Seele durstete nach Er-
 lösung von ihrer Schuld, es war nicht mehr der Gedanke an ihren
 Tod, sondern an die ewige Verdammung, welcher sie anstrebte. Sie
 selbst zahlte also die vrennen Schwereirchaften auf, denen sie ange-
 hört hatte: sie wiederholte sich alle die Verheißungen verschiedenen
 Heiliges, den sie erhalten; aber sie sagte, daß alles das ihrer Seele
 keinen Frieden brachte. Nachdem ich vergeblich alles versucht hatte,
 um ihr Frieden und Trost zu geben, und aufgezählt, was ich mir
 wachte, um die quängstigte Seele zu beruhigen und zu erquickern, sagte
 ich endlich, ohne selbst die volle Bedeutung meiner Worte zu kennen:
 „Und das Blut Jesu Christi, gilt das nicht für uns?“ „Ja“,
 erwiderte sie, darauf greifend, wie ein Zerkender nach einem Stroh-
 haln, „das Blut Jesu Christi wird etwas für mich gelten.“ „Ich
 glaube“, sagte ich ihr, „nicht etwas, sondern alles wird es gelten.
 Denn das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, wäscht aus rein
 von aller Sünde.“ „Nicht das wahr?“ fragte sie zöndeln Zucht,
 Zweifel und Hoffnung. „Ja“, antwortete ich, „denn so sagt es
 uns der Apostel Johannes im Namen Gottes.“

„O, warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?“ rief sie
 aus. „Denn wenn dieses Blut mich ganz rein macht, so fürchte ich
 gar nichts mehr.“ „Nicht wahr?“ erwiderte ich, „denn Sie
 sich nun über die Hitze der Verbrennung freuen, aber nach einer
 Weile Stillstandes sagt sie wieder: „Das Blut Jesu Christi
 kann alle Sünden rein waschen; aber was muß ich thun, damit es
 mich rein wäscht?“ „Meine Tochter,“ war die Antwort, „laß auf

zu sein am Kreuz und mache die Worte sein, mit denen er seinen Weib anhangte, zu den Töwen: „In deine Hände befehle ich meinen Geist.“ So starb Jesus, so starb auch Du: in Gottes Händen wird Dich kein Uebel treffen.“

Die Predigerin stand von ihrem Stuhle auf, warf sich zu Boden und rief: „Das Blut Jesu mach' mich ganz rein; in deine Hände, o Herr, befehle ich meine Seele, damit du sie ganz rein waschest.“

Es war ein Uhr Morgens, und wir verließen die Kapelle, um zu dem Mahlen zu gehen. Als wir an der Säule des Thors ankamen, bemerkte ich, daß die Predigerin wiederum Worte voll Verwerfung aussprach. „Ich habe gesündigt,“ rief sie, „und ich trete vor Gottes Angesicht mit meinen Sünden, was soll ich thun?“ Ich trat näher zu ihr hin und sagte: „Anna, Du kannst nichts thun, aber das Blut Christi adoo!“ Und also ob ich die Worte all ihr Freude wiederlehrt, davon ihr ganzes Wesen lag, rief sie aus: „Ein Blut macht meine Seele ganz rein, in Seine Hände befehle ich meinen Geist: ich will nicht aufhören, es zu rufen, bis ich sterbe.“

Das Alles stand mir wieder klar vor Augen an dem Tage, an dem ich jenen Menschen kennen lernte. Wenn ich jene Frau hatte in Frieden sterben sehen durch die Wirtin des Hauses Christi, warum zerriß ich das Tuch, bei dessen Umgang ich diese Worte gehört: Das Blut Jesu Christi! Ich setzte Meinen Fuß über mein vornehmliches Ehen und lebte den alten Weg durch die Straße Meiner Welt. Die Blätter des Buchens, das ich in Schule geschnitten, hatte der Wind längst verweht, aber den roten Umschlag desselben fand ich noch in eurer Ecke, nahm ihn auf und las oftmals den Titel: „Gedank, es gibt einen Heiland, auch für Dich.“ Wieder gedachte ich der Worte, mit denen man es mir gegeben hatte: „Das Blut Jesu Christi“, und stellte mir die Frage: „Soweder betrog ich jene arme Frau an den Pfosten der Wahrheit, als ich ihr dieses Blut Jesu Christi anpries, oder ich sagte ihr, was ich selbst wirklich glaube. Nein, nein, ich betrog sie nicht. Ich sagte ihr, was ich selbst glaube, daß es sie vollkommen rein.“ Warum will ich bei u. u. Bezug auf meine eigene Seligkeit, für mich selbst nicht das Blut Jesu Christi annehmen, welches rein macht von aller Sünde? Und ist jene Frau in's Jenseits gelangt? Stach sie nicht mit dem Fuß auf den Sappen: Jesus, nimm meinen Geist auf? Warum soll er ihn annehmen? Damit er ihn befehle lasse, wie vordem?“ O mein, Jesus

ist nicht einer, der sich wegendet von denen, welche zu ihm kommen. Wir befehlen ihm unsere Seele, damit er sie reinige von allem Fleiſch. Und gereinigt und im Glauben an ihn gerechtfertigt können wir nicht mehr in die Eaat hingingehen, sondern müssen hinein dringen in dem Frieden in der Gemeinſchaft Gottes."

Ich konnte diese Gedanken nicht mehr los werden. Sie trieben mich wenige Wochen später dazu, einen protestantischen Gottesdienst zu besuchen. Und durch Gottes Jaagung kündete die erste Predigt, welche ich hörte, über die gleichen gesagten Worte: „Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde." Das war der Anfang meiner Belehrung. Und gettlich, was ich nur aus meinem Gedächtnisse herans jener Jesu ruft vorlagte, ist nun der Grund meiner ständigen Freude geworden.

Bücherſchau.

Biblische Bilder. Herausg. I—VII. Edward Dölzel o. M. H. Anſtalt in Wien 1878.

Wie jedes neue Jahrhundert, so jedes neue Jahr wieder ordert Bibelverklarungen bringt. So rechnen auch die Biblischen Bilder in allerer Weſt, Größe und Ausstattung kein Ende, ein Beweis, daß es wie für die Wiſſenſchaft, so auch für die Kunst keinen frucht bareren, würdigeren Gegenstand gibt, als die heilige Wortesoffenbarung, welche uns in der Bibel gegeben ist.

Dem vorliegenden Bruchwerk sind bis jetzt folgende 21 Bilder erschienen: Sündenfall, Verweisung aus dem Paradiese, Sündenfluth, Untergang von Sodom und Gomorrah, Opfernng Noahs, Hebelth am Brunn, Jeſu wird von seinen Jüdern verkauft, Jeſu gibt sich seinen Jüdern zu erkennen, Moſes Auffindung im Wüſtenlande, Pharaos Untergang, Moſes, Waſſer aus dem Felsen ſchlagend, Jachs Geburt, Saul und David, Salomon's Urtheil, Daniel in der Löwengrube, Geburt Chriſti, Jesu's Jünger etc., Chriſtus am Kreuz, Auferſtehung Chriſti, Jeſus und die Jünger in Emmaus, Himmelfahrt Chriſti.

Die Bilder sind sehr schön in Colorbendend ausgeführt und so groß, daß sie recht paſſend als Wandgemalde verwendet werden

können. Da sie einzeln »M. 2« zu haben sind, kann jeder sich auswählen, was ihm am meisten passt. Wir haben die folgenden Bilder ganz besonderer gelassen: Zuabstich, Moses Auffindung, Pharaos Untergang, Daniel in der Fönengrube; Geburt Christi, Emmaus Jünger. Alle Bilder sind realistisch gehalten. Die traditionellen Heiligenfiguren und Ähnliches mit Idealität des Beizust ist ausgeschlossen; dagegen herrscht überall neben aller ästhetischen Idealität eine Einfachheit und Natürlichkeit, die den Betrachter der dargestellten Sache vorzüglich näher bringt. Dabei ist die Auffassung so gedankenreich, daß man bei wiederholtem Anschauen immer wieder neue Schönheiten entdeckt. Wir haben die Bilder wieder und wieder mit einem Häuflein Kinder und Erwachsener betrachtet und jedesmal von neuem daran gefreut.

Im Allgemeinen sind die neuteamentlichen Stücke weniger gut, als die alttestamentlichen: das Jeinokord in der Krippe ist der eine Verle.

Drei Lieferungen mit noch neun Bildern sollen das Werk abschließen. Daselbe ist im Auftrag und mit Unterstützung des k. k. Unterrichtsministeriums zur Kultus und Unterricht herausgegeben.

Der Brief Pauli an die Römer. Von Hermann Conard, Pastor in Caput. Potsdam, Verlag von August Stein. 1878.

Dies ist das zweite Bändchen des vom Verfasser allen »vorstehenden Belehrern, insbesondere auch den Lehrern der evangelischen Jugend in Schule und Sonntagsschule durch Umschreibung und Erläuterung« erklärten Neuen Testaments. Dasselbe ist nach Anlage und Schreibweise das reine Gegenstück zu dem in voriger Nummer besprochenen Bändchen. Dieses ist hauptsächlich nach dem Grundsatz gearbeitet: »nichts zu wenig als zu viel«, während Pastor Conard ausgesprochenenmaßen den entgegengesetzten Grundsatz: »nichts etwas zu viel als etwas zu wenig« befolgt hat. Er will nicht nur fertige Resultate darbieten, sondern den Leser Zeit für Zeit und Wort für Wort den Weg der von Frage oder Zweifel durch Überlegung, Beweisführung und Auseinandersetzung zur Gewissheit sich durcharbeitenden Fortschritts mitgehen lassen. Was er bietet ist vornehmlich seine Prophezie ist das Beste, was uns von der Art zu Gefallen gekommen. Die hier und da eingestreuten Erläuterungen einzelner ihm erge Stellen, die Erweiterung oder »Pauli's, den Doktor der Theologie«, die vom jehe





Yours very sincerely
Robert H. Hoffman

Fluss und die Heidenmission.

Von J. Hermann Richter.

Zweiter Theil.

Statistische Uebersicht und Schlusswort.

Wenn wir uns nun ersinnen, diese verschiedenartigen Thätigkeiten in einem statistischen Uebersicht zusammenzufassen und mit einander zu vergleichen, so können wir nicht umhin, den Leser daran zu erinnern, daß diese von einander getrennten und ganz unabhängigen Theile stehen unter einer Bevölkerung von nur 200,000 Personen, in's Leben gezogen sind und sich mehr oder minder entfaltet haben. Einerseits wird uns dabei Jederzeit beistehen müssen, wenn wir im Umgang von einer bestimmten Zeitrechnung im Ganzen geredet haben; auf der andern Seite bewegen aber diese Thätigkeiten jedes Leben und leistungsfähige Anlagen unter den Umständen, wenn auch seit 1871 Manches verändert und geändert werden ist. Uebrigens würde man mit Unrecht meinen, daß in der in dieser Uebersicht, aber nach Verträgen genau geschätzten Leistungsfähigkeit der genannten Missionen Durchschneidungen, die Darstellung der Thätigkeiten für die Heidenmission im Ganzen erhöht sei. Gerade die statistische Uebersicht aber die Gesamtheit der an die verschiedenen Partei Missionen gesandten während einer Reihe von Durchschnitten aus dem Ganzen eingehenden Beiträge wird darthun, wie besonders in der letzten Zeit, die von jedem Verein unabhängige Thätigkeit für die Mission sich entwickelt hat, es langt dies ebenfalls mit der Verfügung zusammen, mit welcher Dank den immer mehr sich verknüpfenden Fortschritten Jeder sein Geld unmittelbar an die von ihm bevorzugte Mission ausstatten kann; andererseits aber, in Hinsicht auf das wenigstens, mit der Anwesenheit des von der

Basler Komitee ihr's Elfaß angestellten Missionspredigers, dem manche Gaben zufließen, welche auf diesem Wege direct zu ihrer Bestimmung gelangen. Auch muß hier, welchen vielsien Nutzen Arbeitsvereinen auf dem Lande, der Bazar für die Basler Mission erwarben werden, den Frau Wulf. Metzger in Verbindung mit einem Missions Arbeitsverein seit 1875 alle zwei Jahre veranstaltet, sowie der Bazar zu Gunsten der Pariser Missionsgesellschaft, den der freie französische Prediger, Hr. Mouron, in Verbindung mit seiner Sonntagsschule alljährlich veranstaltet, als Fortsetzung eines von Herrn Prof. Gavier gestifteten regelmäßigen Verkaufes zu demselben Zweck, und der eines großen Erlaubs sich erfreut."

Folgende Tabelle möge uns dazu dienen, zuerst die Leistungen der vier elsässischen Missionsgesellschaften zu veranschaulichen.

(Zav. 11)

Jahrgang	Missionsverein für P. u. B.	Evang.-luth. Missions- Gesellschaft	Evang.-luth. Missions- Gesellschaft	Evang.-luth. Miss. Gesellschaft zu Colmar
1837	4,821 65 ¹	2,007 73	—	—
1845	7,728 55	5,003 45	—	1,205 85
1850	3,129 45	4,977 90	1,225 35	—
1855	4,003 —	5,125 90	—	2,000 87
1860	12,711 07	7,737 50	—	2,271 50
1865	20,484 85	7,071 50	—	2,905 20
1869	15,150 08	6,223 35	—	3,180 55
1875	7,239 10	5,071 50	6,163 85	2,325 90
1877	8,000 02	4,800 10	4,000 40	2,500 82 ²

Wir können uns aller Exclamationen enthalten, indem wir auf die §§ des zweiten Theils dieser Studie hinweisen. Wer aber über-

*) Im ersten Jahr, 1874, betrug sich der Reinertrag von Hr. Mouron's Bazar auf 4500 Fr., 1877 ist er auf 5300 Fr. gestiegen. — Wenn schon wir haben uns mit gesagt, inwiefern solche Festspiele mehr mit Ausbeuten verbunden, mehr der Missionszwecke in sich selbst und in den Augen anderer Christen sowohl als auch anderer Weltleute ungenügend sind. Es ist der „Stechen des Treibers“ — aber wir haben und viel Bedacht — bei uns angedacht werden muß, was zu einem notwendigen, hoffentlich vorübergehenden Uebel geworden sein; dazu darf aber ein Missionsbazar nicht einmal gerechnet werden; wenn nämlich unter dem Stechen des Treibers die „Zurückge“ durch allerlei Mittel abgekehrt werden so wird der Bazar den „Geber zum langen Geber“ bringen durch natürlichen Weg, wenn sich nur alles mit geschickter Handhabung verbindet. Wer weiß ob die

hant finden möchte, daß ihr selbes Schicksal nicht auch zu Anderen
habe sei, der mag ebenfalls auf den vorstehenden Seiten die andern
Gründe und Gründe setzen es möglich war, solche anzugeben des
Blasphems oder des Verfalls der dort genannten Vereine laden
jedoch haben wir uns nicht zu dürfen¹⁾, daß es nicht wohl ein
gemeines, gefährliches Ding ist aber daß der, wenn irgendwo, gilt.
„Als neuen Versuch von der ne erachtet“ Und so jede der drei
ersten Gesellschaften eine gewisse Zurechnung in der christlichen
Landeskirche vertritt, so erlauben wir uns, dem nachstehenden Vorgeh
zu weiteren Vergleichen und Zurechnungen einige Zahlen aus
einer, auf größte Genauigkeit nach sich machenden, statistischen
Arbeit²⁾ über den Stand der christlichen Welt diesen Angeh. Wor
senen am 1. Jan. 1871, zur Hand zu geben³⁾. Der Verfasser
theilt die darst. 233 Pfarren, und Pfarrvereine schließlich in
drei Klassen nach Zahl der Mit 122 in unregelmäßigen Ab

von Pfanden getrennte Kirchenstände nicht nur nach Zahl der Kirch
nung des Evangeliums unter den „armen Heiden“ veranlassen wird⁴⁾

¹⁾ Wir wählen das Jahr 1869, von, das Kriegsjahr 1870 besonders
im Elsaß nicht als Durchschnittsjahr gelten kann.

²⁾ Es stehen hier die Einkünfte-Einnahmen dieser Gesellschaften, ohne
Abzug der allgemeinen Kosten welche für den p. R. ca. 3 bis 4000 Fr., für
die Kirch. W. W. ca. 5 bis 700 Fr., in die Kirch. W. W. zu Co. ca. 150
bis 200 Fr. jährlich betragen. In den Kirch. W. W. Berichten werden weitere
Kosten noch verzeichnet die weder angegeben; es sind eigentlich nur Kosten
verzeichnet. Einziges haben wir den p. R. einmaligen Abzug von dem der
Sammlungskredit abgerechnet.

³⁾ Die Summe der durch die 8 Hilfs-Gesellschaften übermittelten Gaben
ist der Gesamtsumme der für die Mission aus dem Elsaß abgegebenen wel
che sich in 11. vertheilen, gilt das die Summe der Pfarrenzahlungen zu
den und viduellen Leistungen an. Von Jahr 1871 z. B. beforderten die p. R.
nachstehenden 20, 30 Fr., die verschiedenen Pfarrenzahlungen erbrachten
aber aus dem Elsaß eine Summe von über 50,000 Fr.; so daß in diesem
Jahr⁴⁾ der Elsaß abgab nicht durch die Mission der Hilfs-Gesellschaften gehen

⁴⁾ Mit den Worten „Warner & Brabant“ des Missionars, unter
10. 1874, S. 21.

⁵⁾ Siehe W. W. Kirch. W. W. 1874, S. 651.

⁶⁾ Die vier letzten Jahre haben das angegebene Verhältniß kaum ver
ändert, ebenso würde das Procentverhältniß sich ziemlich gleich bleiben,
wenn man die 21 reformirten Pfarren einrechnet. Es würden die Pfarren
gesetzt, was es unmöglich wäre, die Gemeinden auf diese Weise abzuschätzen
und improvisiert bekannt ist wie groß die zu groß der Umfang der Mission
auf seine Gemeinden ist, auch in Betreff der Missionsgaben.

naturigen liberalen Väter, 20 Vermählungen annahm und 82 rentirende Oberrichter (wovon 13 Richter von Vaters Einkünften, mit besonderer Berücksichtigung für die baseler Missionen, und 41, bei denen ein ausgeprägtes lutherisches Bewusstsein vorhanden ist).

Die zweite Tabelle hat zum Zweck, die Gesamtsumme der elapsirten Geldbeiträge zur Heidenmissionen, so weit es möglich war, Ausgaben darüber zu finden, in vier Durchschnittsjahren zu summiren und, besonders um die Zögerung in den Gaben zu veranschaulichen.

Tab. II.

Gestaltung der Gaben.	1832.	1839	1849	1857
Basel	6,071.07	15,349.95	15,481.48	18,500.16
Basel . . .	7,101.30	12,910.20	13,101.15	20,010.55
Madagascaren	1,016.25	1,501.50	2,001.57	2,019.00
Leipzig . . .	—	—	29.4 —	7,180.40
Heimatsburg	—	—	1,500 —	2,001.00
Basel . . .	—	—	205 —	21,000.00
			35,722.30	40,611.11

Neben den Geldbeiträgen mag es am liebsten auch nicht ohne Interesse sein, zu zählen, wie viel Enkel sich den Missionen erst gewidmet haben und wie viel darunter wirklich in den Heiden gegangen sind; für Basel allein ist es uns gelungen, das Material zu einer übersichtlichen Tabelle zusammenzufinden. Nach Vergleich ist es klar, daß als Missionen, jünger gekommen durch Vermählung, reiner

Da die Basel Missionen erst seit 1851 die eingegangenen Gaben nach den einzelnen Vänden und Provinzen aufzählen, so war eine Zusammenstellung für frühere Zeiträume zu unvollständig gewesen und unterließ bestritten.

2) 3) Pariser Missionen für die Missionen bestand in dem bekannten Streit, und auch jetzt noch sind die im Heimatsburger Missionen erlaufenden Gaben so vertheilt und es ist eine solche Angelegenheit, von dort zu erwarten, welches der Zweck der Missionen in Basel haben daher die durch die Missionen der Missionen nach Heimatsburg bezogen Gaben zusammengezählt sind haben die Missionen nach der Missionen regelt in Bezug der Gaben der Missionen für die anderen Missionen vertheilt. Die Zahlen sind jedenfalls eher zu niedrig als zu hoch.

4) Erst seit 1865 stehen Entwürfe aus dem Staat, in der Missionen

1 elbischer Missionar nach Afrika; 8 elbische Missionare sind in den Dienst der Pariser Missionsgesellschaft getreten und unter den Begleitungen des Pariser Missionars Lütke, dessen Direktor, die H. B. Meyer, auch ein Elbischer ist, befindet sich gegenwärtig 1 Jungling aus Althausen.

In das Raster Missionshaus wurden Bezüge End 111

In den Jahren	1837-40	1841-50	1851-60	1861-70	1871-80
aufgenommen.	4	4	5	13 1/2	11
wovon wieder entlassen wurden aus verschiedenartigen Gründen . . .	1	2 1/2	3	2	1
In den eigentlichen Missionen trotzten . . .	2	2	3	2	2
als Evangelisten oder Pastoren wurden angestellt.	1	—	—	8	2 1/2

Also gerade 20 Missionare, die aus dem Elbisch in die Fremde welt gezogen sind, und das in einem Zeitraum von 14 Jahren*; eine gar kleine Zahl! wahr, obgleich wir sie nicht mit andern Missionen vergleichen können: es wäre aber gewiß ebenso interessant als lehrreich zu erfahren, wie viel Missionare aus andern Ländern oder Provinzen ausgezogen sind. Wenn wir auf diese Weise die Missionstellung in (Geldbeiträgen der verschiedenen deutschen Staaten, wie sie Dr. Warneke***) angibt, mit derjenigen des Elbisch zusammenstellen, so steht es nach aller Erfahrung so sehr im Licht. In Württemberg kommt auf den Kopf der evangelischen Bevölkerung 1, und 1/2 M. — die große Summe in Deutschland. Für das Elbisch ergab sich ein Durchschnittsbetrag für das J. 1877 von 1 M. pro Kopf, was dem Reichthum neben allen von Lüneburg aufgezählten deutschen Fürstenthümern den zweiten Rang einnimmt.

* Unter ganz nach demselben vollendeter Studienzeit in den Dienst der Pariser M.-G.

*) Der Eine wegen konfessioneller Strupel.

*) Die 6 andern sind noch im Missionshaus.

*) Auf ca. 10,000 evang. Kinder, die alle zwei Jahre durchschnittlich im Elbisch geboren werden, kann ein Missionar — Priester, Vater, und besonders Jhr. Müller, die Jhr diese Seiten liest!

**) A. a. O., S. 20 ff.

„Was ist aus uns alle den ja letzten“

„Nun, wenn wir bedenken, daß, wenn vorletzten Jahr der Vereinbeiträge aus dem Erlaß nicht durch die Missionen mehr übermittelte wurden, und daß die letztgenannte angesehene Person der Commission sechs Millionen Gehalt (siehe S. 211), das dem nicht allzu klein ist, auch auf die anderen Missionen übertragen wurden, um daraus zu schließen, daß diese Missionen ihre Hauptaufgabe darin sehen, Centralisten zu erziehen, um die Weiterbeförderung der einzelnen Beiträge. — dann könnte man ohne besondere Vermögensgegenstände das für den einen oder den anderen dieser Vereine mehr oder weniger nahe Jahr jetzt schon ansetzen, wenn die Kosten des Vereins die Summe der ihm zur Weiterbeförderung anvertrauten Gelder übersteigen würden. Sie finden somit dann ich auf dem Rasenplatz.“

„Aber wir wissen, daß die Vermögensgegenstände dieses Zinses nicht für alle Verhältnisse dieser Vereine richtig ist, so gleich von jeder der Statuten derjenigen Gesellschaft, von der wahrscheinlich am meisten für die Zukunft zu erwarten ist, als Begründung des Zweckes die ganze Verbindung bemerkt.“

„Was ist denn der Zweck eines totalen Missionsvereins? oder welchen wir sofort sehr hienem. Was ist hienem in Bezug auf die Demonstration einer ewig wachsenden Missionen zu ihm? Wir überhaupt die Missionen gelten lassen will, wird zusammen kommen, wenn die Antwort lautet: Es geht überall einen gesunden, fruchtigen Missionszinn zu erwecken, zu bereichern und zu fördern.“

„Wie kann das geschehen?“ „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß“, sagt man hienem; und wo sollen die Leute, die von der Mission kaum mehr wissen, als daß es überhaupt Missionen gibt, ein warmes Missionsinteresse hegen? Aber man könnte sich auch dadurch Missionsverständnis unter das Volk gebracht werden, ich sage öffentlich unter das Volk, und versuche darunter sowohl das erwecken, als auch anzuregen. Ich will der gegenwärtigen Erkenntnis, als die einzige offene, ist ganz falsch, wenn nicht ganz falsche Meinung, daß den Eiferern noch durch eine gewisse und unfaßliche Meinung, daß mit der Mission die Welt zum Christen kommen und ihre Ziele, sobald wir es einmal auf-

geweckt ist, auch thätig werden: die Andern mag es zuerst nur ein
mal interessieren, wie der fremde Jude die Athenier auf dem Markt-
platze, dann im Allgemeinen antizipirt, wodurch es ihnen unter
geringer Mühe mit des Herrn Hilfe zu einigen Segen gelangen
kann. Allein wir sind damit bereits zu einer andern Aufgabe an-
derser Frage gelangt, und es heißt nun: Wie kann das Gelingen
einer solchen Vermuthung in alle Theile der Bevölkerung be-
trieben werden? — Da steht es nun, man hätte nun seit 50 Jah-
ren lange genug die Missionssache „zu rechter Zeit“ betrieben; wie
war es, wenn man es nun auch „zur Unzeit“ versuchte? Nicht als ob
die regelmäßigen Missionsfeste, wenn sie noch so eintönig sind,
oder die regelmäßigen Missionsstunden, wenn sie auch noch so nar-
rhaft als die wenigen Stimmungen wirken, sollen aufgehoben werden;
im Gegentheil, es gilt auch hier das Wort: „Verdub es nicht, es
ist ein Segen darin“; aber wer heute noch wagt es gewagt als
Priorer auf die Kanzel zu stehen und zu warten, bis die Leute
kommen — dessen möge sich Gott erbarmen! — Wo waren denn vor
weniger als hundert Jahren Handelsreisende oder geschäftstüchtig
von angesehenen Herren angeführte Kaufleute? Ein christliches Haus-
haus wurde sich zu Boden gebaut haben, seine Waaren anzupreisen
oder anzuwenden? Doch es aber in unserer Zeit anders
geordnet ist, braucht man nicht erst zu sagen. Nun denn, so
schränken wir uns vor weltlichem Meiz und Treiben haben sollen, so
darf und müssen wir doch von den Weltlichen etwas lernen.

Jedermann weiß, wie die Adepten der schlechtesten Roma-
ne bis in die dunkelsten Bergkanten sich einschleichen: ebenso
bekannt ist es, wie die natürlichsten, unmissverständlichsten Er-
kenntnisse der sogenannten Wissenschaft, die erträumtesten Fiktionen der
sogenannten Gelehrten unangenehm gemacht und als unmissbare
Wahrheiten in den allergeringsten Unterhaltungen wieder auf-
gegriffen werden und so das Geistesleben beherrschen — Wie geschieht
das? — Einfach durch Schrift und Wort, geschieht ge-
handelt.

Wenn wir dies nun auf das Missionsgebiet übertragen und
auf die Missionssache anwenden — so schließen wir daraus, daß die
nur allein oft todte Schrift- und Wortwissenschaft, wie sie in den
meisten regelmäßigen Missionsschriften, Missionswesten und Missions-
berichten ihren einseitigen Einfluß ausübt, neu belebt werden muß

durch geschickte Darstellung von Talent und Wert „zur Welt“, nämlich als Vortrags- und öffentliche Vorträge. Der Hauer lasse aber alles kostbarer als Wissen und den Sam an der wenig in ontischen naturgetreuen Spiel und Jansen zu Grunde; die H. Vorträge den bringen brauchen sich nicht zu streuen, eine schon und interessant anzureichende Idee über irgend einen Wissensgegenstand mit offener, vorurtheilhafter Meinung zu dem lebendigen Christus zu bringen; auch die Gebildeten versuchen es noch, ähnliche Ueberzeugung zu schaffen.

Wer aber soll dies zu Gang bringen? — Ich nenne der Wissenerverein, eine Mitglieder mehr nur getreuer ihrem stehenden Zweck dazu die Mittel in die Hand geben, und sie seien aber zugeht, daß ein Paar tausend Franken auf diese Weise angewendet, der Wissen besser zu Stande kommen werde, als wenn es unmittelbar oder durch Vermittlung einer Gesellschaft in irgend eine Anstalt hineinkäme. Der Vorstand aber dieses Wissenervereins müsse weder Kosten noch Mühe, um die geeigneten Persönlichkeiten sowohl für die zu haltenden Wissenerentzweige als für den so wichtigen Kasten abzuwickeln, sondern in der Natur zu stehen; der Kasten werde genau angeordnet, beaufsichtigt, aber in seiner erfindenden Arbeit sich selbst ermuntert; die Vorträge seien aber aus dem Schmelzraum des Menschlichen herausgerissen, sie seien öffentlich und nicht in Wissenschaften verwandelt, denn jedes Ding gehört an seinen Ort, und ich vermag wahrhaftig nicht einzusehen, wiefern es unter der Würde eines Wissenervereins sein könnte, wenn er, so es auch durch sein Vorhaben, doch durch große Auslagen, einen Wissenerentzweig in einem gewöhnlichen Konzertsaal aufzuführen würde? — Daß übrigens die Mitglieder eines solchen Wissenervereins ihre Mitgliedschaft nicht als ein Auswärtiges Amt, sondern als eine Zeit und Kraft in Anspruch nehmende Aufgabe betrachten müssen, ist eine selbstverständliche Voraussetzung.

So durch eine derartige, Stadt und Land durch Vorträge und Wissener Vorträge in gleicher Arbeit die erregte Aufmerksamkeit mit der Nation zuerst bekannt, dann beschreiben werde, was alsdann die Folge, da Mücke gewiß nicht mehr viel zu thun übrig, um davon

*1 Gegenwärtig z. B. über die Kaffern; auf diese Weise wurde manches solche Tag ab und über die Vorträge und dadurch über die Mission reiten.

zu sämmtlich; der Steden des Zirkels sowohl als der Bazarlabel
fielen von selbst in eine verdiente Vergessenheit.

Und nun zum Schluß: Wie kann die angebotene, als
gemeine Mittelstufe auf die ethischen Verhältnisse angewendet wer-
den? Abzusehen von der Schwere frucht. Monogamie, welche
mit Eder Eset, allein bestehend, so ziemlich ihre eigenen Wege
geht, müssen wir Rücksicht nehmen einerseits auf die drei in Stras-
burg, wo dem polnischen und holländischen Mittelstand, existierenden
Missverhältnisse, deren jeder eine besondere Richtung in der Erzie-
hung und ein eigenes unvorherbedachtes Prinzip vertritt; ander-
seits so muß die eigenthümliche Lage in Betracht, in welcher sich das
Eisak befindet, und die es eben so sehr nach Basel als Paris hin-
zieht, wozu noch hinzugefügt werden muß, daß die vorzügliche
evangel. Missionarität billigerweise Ansprüche auf die ekklesiast.
Kirche ausüb. Konf. als Stützpunkt für ihre Thätigkeit erheben kann,
beonders seitdem das Eisak mit Deutschland politisch verbunden ist.

Was die Wanders- oder Umlaufverordnungen betrifft, so
müssen wir uns hier damit begnügen, die thatsächliche Verhältnisse
anzuerkennen; jedoch können wir nicht anhin, zu wider-
sprechen, daß diejenigen, welche seit 1871 dem Protestantenverein sich
offen angeschlossen hat, dadurch noch mehr als durch den Mangel
ihres begabtesten und verdienstlichsten Mannes (siehe oben S. 234) sich
selbst den Mangel an Missionarität abgesprochen hat das Prin-
zip der Rücksicht in der Missionarität, welches der dieser
Richtung angehörige Missionarismus vertritt, besteht in demselben auch
nicht in weiterer Uebertragung, denn daß die Verfassung und gegen-
wärtige Lage der meisten und ganz genügt der ekklesiast. Staats-
kirche dieselben verhindern, als solche Mission zu treiben, so ist Nie-
mand mehr im Stande. Ein schuldlos in erwachsender Rücksicht
im Ueb. wäre es darum, wenn alle und jede Gemeinschaft und Ge-
meinschaft mit dem Umlaufen aufhört und nicht nur glückliche
Barrieren und rufen aus allen liberalen Gassen sich zurückzuziehen,
sondern auch die Protestanten sowie die Pariser Missionaristen sich

*) Ganz anders gestaltet sich das Verhältniß in den freien Völkern,
in welchen die Mission erst in ihr rechtes Licht gestellt werden kann,
wie z. B. in der Free Church of Scotland oder der Eglise libe. im
Vord. Stand.

nicht mehr dazu schreiben wollten, ihrerseits Hestpredigt zu den liberalen Missionisten zu schicken, um dort verletzlichen Volk Send in die Mission zu steuern, aber die Stellung und grundsätzliche Vertheilung des Protestantismus im ganzen Lande.

Die zwei andern Richtungen stehen beide auf demselben volkswirthschaftlichen Grund; aber sie tragen die bekannte sie trennende Stellung zu den Adepten christen als Missionar auf die Art der Vertheilung des ihnen gemeinsamen Evangeliums in der Heidenwelt über. Wir glauben nun, denjenigen Missionarische den Vorrang geben zu müssen, welche es nicht unternehmen will, das Christenthum in die fernsten Heidenländer zu verpflanzen, wie es vor 300 Jahren in einer noch die damaligen Kräfte hätte ganz eigenenthümlichen Bedingtheit in menschliche Armeen gegossen werden. Denn wie hoch man auch diese so und nicht anders gefassten Verhältnisse in unsern durch neue reformatorischen und polemischen Verarbeitungen geistlich bedingten Zuständen schätzen mag, es wird nie auf die Dauer gelingen, wenigstens nicht ohne Hindernisse in den christlichen Fortschritt des Heiden Volkes, die auf andern geschichtlichen Grundlagen und Entwicklungen ruhenden Heidenwelt auf das Protestanten unserer Zeit zu dringenden Bestimmungen auszusprechen. Die Kirchen- und Missionsgeschichte wird erst diesen Streit schlichten.

Unserer sollte die Mission, die so außerordentlich dazu geeignet ist, das geistliche Leben und das christliche Bewusstsein in den Heiden zu erwecken, nicht als Hindernis für schon vorhandenen Missionen zu werden, um durch ihr festes Fühl das Heiden und Heiden unter Heidenländern angeht eine höherer Welt zu beleuchten. In Gegenwart, gerade diese Verschiedenheit in der Vertheilung des Evangeliums, sowie auch die eben erwähnte Vertheilung des Evangeliums mit drei verschiedenen Missionsgesellschaften, sollten wir darauf hinwirken, daß alle drei Vertheilung des allgemeinen Missionismus die Zahl der Heiden nicht im Elend zu fesseln vermag, während jede Thatsache, welche für eine besondere Missionen wirken will, die Mission in den gegenwärtigen Zuständen notwendigerweise zur Fortschritte herbeiführen wird und auf die Dauer zu Schaden sein. Wir lassen da, daß man auch versucht hat, das Evangelium in des Evangeliums willen, wie man sich ausdrückt, d. h. ohne auf irgend welche Aneinander-

ist auf Maffdi zu nennen, zu verurtheilen, allein es ist dies nicht
 sein Ansehen, als das Gemüth um sich selbst eine liebende
 deute Macht ist und sein soll. Dagegen verhält dieser Einwand
 sich, weil er wegen der Meinung des allgemeinen Mißver-
 trauens zu widerlegt werden sollte, da es sich hier nur um die Ver-
 theidigung einer geschäftlichen Meinung und um die Entscheidung einer
 Alles umfassenden in diesen Punkt handelt. Denn es ist so wohl-
 verstanden zu verstehen, nicht von Einseitigkeit der Geldgatten die Rede;
 die wegen durch den Preceptor oder durch besondere Maffdi (wie*)
 verurteilt und nach Belieben wird, ist, meist oder oftmals be-
 fördert werden.

Nun, steht man für konstitutionell hethetisches (wie) die
 Vertheilung in Geld vertheilung wäre mal den vor aller Vertheilung
 (Gemeinschaft) sich hergeleitete Vertheilung zu vertheilung, um gegen
 ihn durch Vertheilung und Maffdi zu vertheilung den allgemeinen Miß-
 vertrauen zu verstehen, was man habe. Diese gewiß, wobei man nicht
 sollte, so dürfte der nach der Vertheilung der Maffdi zu vertheilung
 lernen, so hethetische Maffdi um die Maffdi wollen und nicht
 um des Vertheilung in Geld zu vertheilung; und der Vertheilung, (Gemein-
 schaft) Vertheilung (wie) so ist es, so ist es, so ist es, so ist es, so ist es,
 Vertheilung zu vertheilung, die den Vertheilung haben eine Vertheilung
 zu vertheilung, die Vertheilung zu vertheilung, die sich an eine
 Vertheilung zu vertheilung, und der Vertheilung Maffdi, wo Maffdi

*) Nur jedenfalls nicht durch bezahlte Sammler, und deshalb, wenn
 durch Abkürzung der vor Vertheilung zu vertheilung, Vertheilung zu vertheilung
 die so wenig Kosten wie möglich verursacht.

**) Das Organ dieser Einrichtung, von welchem sich aber in letzter Zeit
 manche heftige Reden über die Vertheilung und Vertheilung noch immer
 vertheilung werden. — Nachträglich sei hinzugefügt, daß seit Beginn dieses
 Jahres der „Vertheilung“ ein zweimonatlicher Vertheilung der Vertheilung
 sich, in der das Vertheilung mit Vertheilung zu vertheilung, die Vertheilung
 Vertheilung sich mit Vertheilung zu vertheilung mit Vertheilung zu vertheilung
 Vertheilung zu vertheilung, daß wenn es Vertheilung zu vertheilung, die Vertheilung
 Vertheilung zu vertheilung auf die Vertheilung zu vertheilung, die Vertheilung
 f. B. Vertheilung nach der Art der Vertheilung Vertheilung aus den Vertheilung
 Vertheilung hat, Vertheilung den Vertheilung Vertheilung Vertheilung Vertheilung
 Vertheilung und Vertheilung Vertheilung Vertheilung, Vertheilung Vertheilung
 Vertheilung der zu Vertheilung Vertheilung Vertheilung, Vertheilung Vertheilung
 Vertheilung der „Vertheilung“.

letzter Seite und Weren noch Platz hat“^{*)}, zu bezeugen und be-
denken, was eine „korrekte“ Kircheneinung^{**)} ihm zutrifft, daß es
„im letzten Tag“ ein Verbot auf die Kirche und die Welt, auf die
Kirche und ihre Menge gilt, welches dem alten Adam durchaus
keine Schmerzen bereitet, vielmehr seiner Disputir- und Verdamm-
nungssucht einen angenehmen Spielraum bietet“.

Auf der andern Seite sieht der pietistische Hilfsverein für Paris
und Basel. Wird er durch die eben angeführten Thesen noch über-
zeugen lassen, daß seine statutenmäßige Centralstellen Stellung die
richtige nicht mehr ist und sich einschließen können den Zweck
nicht seiner Thätigkeit beuabe, wenn nicht ganz ausbleiblich, in
die Richtung des Missionszweckes zu leben^{***)} — oder wird er fort-
fahren, notwendigerweise einzutreten, für Basel und für Paris haben
zu handeln und in dieser Richtung dann lieber mit dem Oberath
zusammenhängen, als in der Sache der Missionen, wie es
klarlich in der Missionsgesellschaft geklärt, so mit ihm vereinigen,
als nach Altes einige Zustände einnehmen. Der Herr
weiß es. Er mag auch hier und — Dank sei ihm — Er kann
auch hier auf krumme Linien gerade schreiben.

Die Mission in den Augen der Welt.

5. Was ein Spotter in der Südlsee zu sehen Bekommen.

Herr Max Wagner, ein würdiger Mann, der als Leutnant
Zerstörer geworden und mit einer großen Anzahl Nationalität
taten zusammengekommen in ewanderrückwärts nach Kaiser
land, dann zu seinem Vergnügen alhier über Südsee und Hawaii

*) Ev.-luth. Kirchenbote 1876, S. 14.

**) Abg. ev.-luth. Kirchenzeitg. 1877, S. 120.

***) Was allerdings nicht ohne Veränderung des Namens und Änderung
der Statuten möglich wäre.

†) Seit 1877 liegt thatächlich ein Antrag vor sich im Comité der luth.
Miss.-G. und im Comité des Hilfsvereins für Paris und Basel.

nach Kainorion gegangen und endlich wieder Her New York in die Heimat zurückgekehrt war (1875 '76), hat uns in seiner „Reise durch den indischen Ocean“ ein Buch dargeboten, dessen „eigenenthümlicher Werth“ — um mit der „Allgemeinen Zeitung“ zu reden — „in der Vorrede liegt, mit der das nördliche Hemisphäre behandelt ist.“ Mit Vorrede versteht der Verfasser bei allem Gemeinen, überall ist's der Gewinn der weissen und gelben oder der Heruntergekommenheit der braunen Menschheit, was ihn besonders angezogen zu haben scheint und was er in oft schamloser Weise zu schandern unternimmt. Unter den von ihm gemachten Bildern findet man „alte Zinsen verzeihen“ welche von der nur erst beginnenden Verderbnis der Naturmenschen bei früherer Berührung mit den Europäern hinführen bis zu der schon pathologisch und unheilbar gewordenen vollständigen Haltlosigkeit des 3ten Menschenwürde beraubend, Bettelnden, schnapottelnden Maori oder Maori. Mit weissen deutlich treten jene veräulerten Wesen hervor, welche durch ihre langjährige Verbindung mit den Forschern zur Erniedrigung derselben vielleicht am meisten beigetragen. Diese Naturverwilderung der weissen Gesellschaft wirken wie ein gährender Gift auf die noch Halbwilden. Sie tragen die Pest, die Malaria, die Degenerationskrankheit, die Unverschämtheit in ihres Kulturkammer in die Menschheit hinein, die nicht wie Kinder zu verderben sind. Auf der ganzen Erde wird der Grad der Niedrigkeit verachteter Rassen oder Bevölkerungsklassen noch herabgedrückt durch die legereiche Thatsache, daß sie ganz vor selbst in den Sammelbecken aller von oben her abfließenden Elendigkeit werden. Die Neger und Negertoten werden sich stellenweise längst viel mehr gehoben haben, wenn sie sich nicht gerade aus den schlechtesten Subjekten der über ihnen lagernden Gesellschaften immer wieder ergäben. Bei den Naturvölkern wirkt dieser Faktor noch viel stärker, denn in dem Maass, als dieselben schwächer und werden die depravirten Wesen geistig und körperlich. Die Typen dieser Art Menschen, welche Rinder schändert, und von ethnographischem Werth und man kann ihre Verachtung denen empfehlen, welche die Ursachen des Aussterbens der Naturvölker zu studiren suchen.“ *)

Es versteht sich von selbst, daß ein Mensch dieser Art weder jetzt noch Vergang Leben konnte, sich eingehender mit der Wissen

*) Augsb. Allg. Zeitung.

zu bestrafen. Die stille Thätigkeit der u. oceanischen Haisestriden mit ihrem Rechte weltlicher Willenare in ihren Taten und Anstalten seiner das häusliche Leben gerade derteligen Mächten, die das Licht nur dem Namen nach leb, nicht ab seiner Verbrüderung völlig entziehen. Um so interessanter ist's nun aber zu lesen, was Herr Wagner an der anstehen Verhältnisse des ehelichen Lebens, eben da, wo er auf den Mächten der Welt steht, anführt, von der wenigstens an deren Auswirkungen des Glückenthums zu sehen bekommen.

a. Erde und Hölle auf den H. d. h. Insel

Seine erste Bekanntschaft mit einer solchen „Wilde“ machte der Verfasser auf der Insel N. d. h., wo ein einander, amens Kleinigkeit, „ein umarmender Blick der Wissenschaft“, der für's Verweilen (Wohnen) u. Hamburg jedoch die Sammlungen machte, ein und herausführte. Eine er jedoch den Eingebornen an der That, lernte er verstandene Weise kennen, was jedoch „die Verfolgung mit demselben geistlichen Leben“. So einen ehelichen Mann, Studenten mit solchen Schwestern, der sich als englischer Polizeiführer, und zwei andere Freunde, die ihre Muttersprache vergessen hatten und so abgehandelt blieben in irgend einem abgelegenen Winkel der Insel seit mehr als 20 Jahren mit eingebornen Weibern zu einem Alter, „Hölle“, wie Herr Wagner sie nennt. Im Hotel wartete ein nackter Annahaler auf, untersucht von einer eingebornen Magd, einer „unverwundeten, kranken Weib“, an welcher der Heiler „warf den 103. Pfund, ein totes Aufsehen... die Erfindung der fremden Wissenschaft, fliegen lassen“. Ihre übrige Kleidung bestehend aus einem eingelegten bis zu den Knien reichenden „Zahn“ oder Umwurf, so das „ein Mann, der sie von fern für eine Altenburger Bauerndame halten konnte“.

„Die Tischgesellschaft im Hotel war aus jenseitigen Himmelsfischen zusammengesetzt. Der Kaiser hatte sich zu gleichen Theil aus England mit aus Deutschland rekrutirt. Die übrigen waren ein amerikanischer Negor, ein Chinese, ein Mexikaner, in denen Alder mehr nach, als eines. Mit diesen sieben, ein Norweger mit ein Italiener. Letztere drei nannten sich verunglückte Zerkerte, ohne daß die Art ihres Verunglückens genauer festgestellt werden konnte. Gleichwohl waren sie zu jener in Italien Ocean

in zahlreichen Klüften zu erkennen, welche man Auswurf der Menschheit zu nennen pflegt.“ Außer den Claviern waren alle Liraclen.*) Später machte Hr. B. dem Horenzgeorg u. Lailona seine Aufmerksamkeit und fand in diesem einen „hochgeheilten Engländer“, der den letzten französischen Krieg in deutschen Diensten mitgemacht hatte und nur vorübergehend auf Wandern Rat eint war, um die Eingeweihten zu inspien. Sein naktter Pfad galt der Hütte des Hauptnagel, in welcher er bei Nacht einem „Stara Gelage“ beizuohnte, begutet von einem schon lichen Perlstich, der es gerade so gut konnte wie die Wilden. Das Getränk, welches durch kauen und Auswürgen der Wurzel einer Pflanzent bereitet wird, schmeckte überzogen „alkalisch, ungelutet so wie Zerkniss mit etwas Zannim schmecken mochte“. Später gewohnte sich jedoch der Kennde daran und trank es manchmal nicht ungeru, namentlich wenn er „längere Zeit keine Zerkniss zu sehen bekommen hatte“. „Die Kawa oder Kallera ist eben so wenig ein bezauberndes als ein gegährtes Getränk, sondern ein reiner Aufguss wie unser Thee... Selbst der Oberwacht ist ein Verehrer dieses Getränkes sein. Ich habe es oft erlebt, daß Europäer ihren dienenden Geseiern befehlen, schnell eine Dosele zuzubereiten“. Später bezeichnet der Redende die Kawa geradezu als „dieses vom Stande mit europäischer Zerknisslichkeit so edelbarre, aber entsetzlichen sehr erntende Getränk“.

An den Körperformen bewunderte Hr. B. die schönen, starken, malschen Gestalten, an denen alle möglichen Schmuckstücken herum hingen. „Sie trugen ein Tuch turbanartig um die Stirne gebunden, welches ihnen beim Mangel an Kleidungstücken als Taschentuch diente. Ihren Labal aber trugen sie in den durchbohrten Ohrenrappchen. Es war erstaunlich zu sehen, welcher Ausdehnung dieses Art hängsel des menschlichen Hauptes fähig ist... Was mich jedoch am meisten überraschte, war die Farbe der Haare. Fast alle hatten braune, mehrere braunrothe, einige wenige sogar in ein goldenes Plaid humberpielende, ruberacerrrothe Perrücken... Sie badmeten sich den Kopf von Zeit zu Zeit mit Kalkbrei... Eine andere in die Augen springende Eigenthümlichkeit war die Hinfügung der

* „Der K. L. die nachher mit geistige Getränke zu verabreichen, ist von der Regierung von 1818 ab streng verboten und die Wanzwider sind in der Regel wüthend“.

Narben... Wie ich öfter beobachtete, pflegte die Witze häufig erhaltene Verletzungen an tierlich grammatik Weise zu schneiden und zu breiten, überaus aus Provokation, nicht um sie in dieser Art darzustellen zu behandeln... An den wenigen Andeutungen von der allgemeinen Nachteil waren veränderbare (Schärfe) entgegen der Mitteilung zu nützigen bis zu dem höchsten (Lust), der im Verstand sein eines Gutes und einer Idee gestellte... Ich war entsetzt, noch so viel Unsympathie der Seiten vorgegangen zu haben. Wenn ich diesen Erwartungen waren übertrifft. Daß die „fremden Historikere“ auf „3. hänge (Verwandlung)“ hatte, ist natürlich ein gleichmäßiger „Anatomismus“ (S. 306), den der für Naturheilest (Krankheit) Menschende sich nur daraus erklären kann, daß „die Fremdenheit eben immer ein gewisser Grad von Mangelheit zu gehören scheint“.

Den Bachem ging es über eine halbe Meile höher an die Namalatta Ho., die 3 Meilen vor den indischen Gräbern und unbewegte in den herrlichsten mororondanien und violetten Tümpeln prangte. Es war Sonntag, von der Kirche des nahen Dorfs Namalatta ertönte ein fremmer Ruf und nach dem Gottesdienst strömte die braune Namalatta-Lager zu uns herans. Männer und Weiber folgten ihnen, und als wir die Bän wieder zu Wasser gebracht und beladen hatten, war wohl so viel das gesamte Dorf um uns versammelt, erstarrt unsere katholischen Arbeiter betrachtend. Von dem ganzen Christenthum vertrat nämlich den Wilden kein Bester interessirter erzählender als das Nahrung am Salzbad. Ein paar kleine Mädchen saßen mir auf. Sie waren zu Fier des gottgegebenen Tages mit den von der Missionaren erfindenen Anentendchen versehen. Aber die Bedeutung des zünftigen Gewandes schien ihnen nicht zu sein, denn sie trugen es, als den lästigen Knebeln bezeugenhaft, aber die Salzen, und zerfiel.

In Garamba, der Niederlassung des Hrn. Schmidt, zeigen zunächst die jungen Diener desselben die Aufmerksamkeit mehrerer Reisenden auf sich, namentlich Kuno, ein vierzehnjähriger, rechtzerräuberischer, starkknochiger und ungestaltlicher, mit einem mäßigen, zerstreuten Haar, kühnen Gesichtsausdruck und schielenden Augen, gewöhnlich geizig und andere. Wenn er einen Klavier gebracht hatte, den wir nicht brauchen konnten, so ging er dann hinter den nächsten Tisch, rief hin erst langsam die 10 Beine und die Hängel aus und frag ihn, hatte er ein Duß in schlachten, so wurde es erst geant.

Bewegung aber, wenn sie lebhaft gesticulirend untereinander sprechen und lachen — und sie lachen fast immer — wenn ihre herrlichen, weissen Gesichter und ihre dunklen Augen blitzen und funkeln, gewissermaßen ein lebtes Abbild des Blau von Afrika und Frische, Unerschöpflichkeit und Willkür.

„Die Nahrung der Buto ist eine vorwiegend vegetabilische, Taro und Joms, Kanna, Bananen und Brodfrüchte liefern die Hauptnahrung. An Getreide ist kein Mangel, aber sie sind von den Missionaren kaum so kultivirt, und fast vor jedem Kolonialisten kann man 2 oder 4 lange Stangen in der Erde, an deren Spitzen Streckbäume hängen, das Zeichen des Jambou. Denn in Kotsou müssen die Eingebornen ihren Gehirten an die Weissenden und ihre Tribute an die englische Regierung zu zahlen. Nicht leicht würde ein Buto sich erlauben, dieses Jambou zu brechen und von den vorbotenen Früchten zu freiben. In den meisten Dörfern kann man selbst gegen gute Bezahlung keine Kotsouisse bekommen,*) obwohl sie überall in Fülle vorhanden sind. Ein unerfahreneres „Tamba, tamba!“ amertzt auf alle Befehlsverweigerung, und dabei machen die schwarzen Kerle ein Gesicht, als ob ihnen schon die ganze Seele im Kasten läge.“

„Die Adeligen und Vornehmen der Buto waren früher die schlimmsten Sklaven der Erde. Ursprünglich war das Menschenessen ein religiöser oder dionysischer Gebrauch. Man triumphirte über die erschlagenen Feinde, indem man sie auffraß. Später kamen noch Bräuterei, Feste und andere niedrigere Motive geltend gemacht zu haben. Man wollte sich gegenseitig in der Anzahl der gefressenen Menschen überbieten und es kam so weit, daß die Untergebenen niemals sicher waren, eines schönen Tages den Appetit ihres Herrn zu reizen. Ich glaube nicht, daß man alles für wahr zu halten braucht, was von den Missionaren hierüber berichtet wird, von den Missionären, denen daran gelegen sein dürfte, die Feinde möglicherweise selbst und damit den Glorienzug ihrer Befehlsgebung möglichst strahlend zu machen. Ich vermag auch durchaus nicht vor dem Stammbosoms eben so leicht die Augen zu verdrehen, wie dies für Manche gilt.“

*) Tropheim erzählt für Buto z. 245: „Dazu essen sie Kotsouisse und beten auch nur davon ab“; ferner S. 241: „Aber lehrten in einer Hütte ein und ließen uns Kotsouisse und gekochte Schwämme geben“.

guten Ton zu gehören scheint... Mir liegt das Fleischliche am Kannibalismus nur in der natürlichen Forderung einzelner Individuen durch die Mächtigten — ein Frevel, an dem es in unserer Geschichte doch wahrlich auch nicht fehlt — nicht in dem Aufressen der Verden, dem vielleicht bei dem Mangel größerer Thiere ein physiologisches Bedürfnis (!) zu Grunde lag. Dennoch kann niemand leugnen, daß die Zustände der Pittu in der vorchristlichen Zeit gräßlich genug waren. Es wird mit allem Aufsehn der Glaubwürdigkeit erzählt, daß ein Mann einmal seine Frau, mit der er in Ehenacht lebte, lebendig in den Ofen schob, kochte und fraß, bloß um den Ruf eines furchterlichen Menschen, eines verfluchten Ketzers zu erlangen. Jetzt gibt es in Pittu wohl keine Menschenfresserei mehr.

„Während die Maoris und die Havahai, beide infolge der Ueberfluthen und Vinderzahl ihrer Weiber, erstere außerdem noch infolge von Traurigkeit, ihrem Untergang entgegensehen, eiferten sich die Pittu des Rutes großer Keuschheit und enthalten sich, von der Negierung sorgfältig überwacht, der streng verbotenen Zirkulation. Während auf Neu-Seeland und namentlich auf Hawaii seine Kinder unter den Eingeborenen gezüchtet wurden, nimmt auf Pittu jedes Dorf von Nachkommenhaft und laßt sich fast aus jeder Hütte das Quieken eines Sänglings vernehmen“.

b. „Braune Mutter.“

In der Nähe von Wawotina lag ein schönes Dorf, nannte es Saruma, wohnen der alte Hauptling der Insel, „Tu Randawa“ sich vor den Engländern zurückgezogen hatte. Mit diesem wurde Hr. B. bekannt. Er entwirft folgende Schilderung von ihm: „Der Tu ist eine Achtung gebietende, mütterliche Erscheinung. Ein würdiger Greis von hoher Statur, den Oberkörper mit einem feinen, carapandem Hemd, die Hüften mit einem langhaarbreitenden Stück Tapa, weid es eine gefranzte Schwärze schwarze Tapa festhält, betrachtet, barfuß und unbedeckt, fahlen Hauptes, erinnert er an etwas Dunkel gehaltene Apfelsinen der Feigengabe der Einwohner. Ein weißer Zellbart umrahmt das ernste, strenge Gesicht und ein ostindischer Quasten, an dem er sitzt, gab dem Ganzen einen schmerzlichen Ausdruck“.

In dem Dorfe dieses alten Patriarchen machte Hr. B. öfters Besuche und eines Tages ließ er sich dorthin rufen, um auf einmal einem Gattungs erst beizubehalten. Wir wollten ihn auf diesem

Gänge begleiten: Heftige Regen, sie wechselten mit Sonnenschein, und ich wurde durch und durch naß. Barakel mit uns streichen Mäner, Weiber und Kinder auf den Gassenhöfen des Meeres oberhalb der Kirche von Sanima zu und hielten sich mit Schirm gegen den riesigen großen Larchenblätter über die Köpfe. In der Kirche war noch niemand versammelt. Auf dem Tisch für den Prediger standen ein paar leere Tassen und Teller und eine alte schmutzige Zandier-Lampe mit einem angezündeten Zandier-Licht, vielleicht die Ursache der geistigen Abernunft des frommen Mannes. Außer dem Tisch in der Mitte der einen Hälfte des langlichen Raumes stand in der Ecke rechts davon ein Schankentisch, darauf etwas erhöht, wahrscheinlich für den großen Tur, und neben diesem ein abschließender Zenerplatz. Langsamer und euleneres Zengli hingen in einer anderen Ecke. Sonst war nichts innerhalb der letzten Zirkelmaße. Kein Schmuck verzierete die rechten Wände des Meeres, der Boden war nur Stein und einer wie ein Zandier-Licht darunter befestigt.

Diese Kirche sah im Vergleich mit anderen, die ich später noch traf, ziemlich armuth aus. Sie hatte nicht viel weniger von den gewöhnlichen Gütern der Dorfbevölkerung, nur vielleicht dadurch, daß sie sechs Thüren, je eine vorne und hinten und zwei an jeder Seite hatte. In der Mägel sind auf Steinbau da stehen höher und sorgfältiger gebaut und mit weichen Stoff bevestet, wodurch sie schon von Ferne dominierend entgegenstrahlen, und die beiden für die Bauart charakteristischen konischen Enden der Giebelmaße sind mit schwebelartigen Mäßen verziert oder anhängen Giebelenden dieser Mäßen, an Zirkeln aufrecht, von den Enden herab. Solche Giebelenden waren reicher das Wahrzeichen der Hauptkirche. Zengli dienen sie dazu, die Hefenrechte der Kirche auszudrücken. Da es noch keine Glocken gibt, so dienen noch immer zwei kurze, baderog ähnlich ausgelegte Mann Maße, zwei getrennt, einer davon größer und mit tieferen Ton, durch Doppel an den Klängen angeschlagen, dazu, die Gemeinde zum Gottesdienst zu versammeln. Zengli val s fehlten auch in Sanima nicht.

„Ich sang nach den Missionen und eine Zehar dunkelste Zungen lante und zu dem braunen Mäßen die Zengli.“ Ich

* Zengli bringen zu dem angeordneten, weichenartigen Zandier-Licht (Zandier) her, so daß ich mich nicht zu fürchte, daß es nicht ein wenig

laute, die ihn bereits nun herber her, und er empfing mich sehr freundlich. Seine äußere Erscheinung hat in das Besondere auch ist die aller alten Vata Jambou. Er zeigte mir mit Stolz seine Hute in der Vata Sprache in Vavala gedruckte Bibel, die er, bereits vor Kirche gerichtet, unter dem Arm trug, und eine Kalendertafel, gleichfalls mit, die an der Wand hing. Er bemühte sich, mich mir englisch zu sprechen. So wurde nur aber nicht recht klar, was er mir sagen wollte. Gleichwohl ließ ich nichts merken; denn er schien viel auf seine linguistische Bemerkung zu halten und die anwesende Jugend blühte bewundernd zu ihm hinauf.

Trinken, erbotet die Vata und vor Grenzen zum Gottesdienst. Der Tuiak bereits auf seinem Schankstisch. Er wollte ihn groß machen und weniger artig, als ich erwartet hatte, an mich abtreten, was ich jedoch nicht annehmen. Ich setzte mich auf den Boden zu den alten Männern in der bevorzugten Vorstellung hinter dem Tisch des Mithras, dort aber so zu sagen. Was gegenüber saß die Gemeinde auf dem Boden, rechts von uns die weiblichen, links die männlichen Individuen, alle in frischerwarteten, weißen oder roten Tunika. Die Weiber trugen ferner noch den obligaten Pualore. Nur ein Mädchen, das wahrscheinlich keinen Befehl, erschien

über die Person, irgendwie verkleidet hatte. Auch in der folgenden Stelle ist doch wohl unter dem „Mithras“ so ein schwarzer, prächtig verkleideter, derfelde kommt freilich schlecht weg. Gr. B. beschreibt zuerst wie ein europäisches Volk in der Pendarie vor aller Augen umgefallen sei und fährt dann fort: Wir waren stark vor erschrocken. Die umgekehrten jedoch, Mannen, Weiber und Kinder, an der Spitze der frommen Missionäre, lachten und trugen ich das aufregende Schauspiel wie sechs Menschen drängen auf dem Wasser den Hellen Linsen. Wenn dabei an Herangebracht. Nach erst als für Mithras die König auf sie losbrachen und den ersten Ponzon einen hebräischen Teller schalt, hatten sie mir ein neues Volk, das am Meer lag, mit Wasser zu kochen und schwimmen damit, den Schiffsbrühen zu pfer, welche glücklich wie ich mit dem umgefallen zu Post und nach bogen mit den Tuiak Jambou aus Vavala. Wenn der Unfall getroffen hatte, erregte sich keiner über gutes Muth, und als ich ihn eine Viertelstunde später seine schlechten Pflichten und Lebensregeln kaltes zum Trost ausgeben sah, konnte ich mir wohl denken warum man sich nicht allein sehr zu seiner Rettung beugen wollte.“ Erweitert weiter das Folgende: „Eine Menge Menschen drängen auf der Person des nachher Dargestellten, der uns gleich im Anfang der seinen Tuiak keine aufzuweisen wolle, suchte sich in gewinnlicher Absicht um und herum“.

mit unbefangener Pracht und suchte sich verlegen hinter die anderen zu verstecken. Como wie der Eun hatten der Wittenär und die Alten wohlgeglättete, europäische Hemden und darüber den langen Zulu an. Sie sahen viel reicher aus als ich, dessen Kleider die Spinnweb des Regens und des schmutzigen Bootes zeigten. Die Mamama, die Frau des Eun, kam etwas zu spät und saß in der vordersten Reihe mit derselben enthusiastischen Freuntheit, die bei netten Damen in Europa Mode ist, zur Erde, das Antlitz tief gebeugt, um sich zu sammeln. Wo sie das wohl gelernt haben mochte? Heute hatte sie ein Hemd und einen gestickten Unterröck an und nahm sich darin offenwiegend lapplisch aus. Als Verklagen trägt sie gewöhnlich nur den Zulu.

Der Wittenär voran, waren auch alle nieder, nicht bloß auf die Kniee, sondern auch auf die Ellenbogen, und jener sprach sehr ausdrucksvoll und laut ein Gebet. Die dunkle Gewandtheit, die seltsame, demüthige Stellung, in der sie laggekauert auf dem Boden lag, die lädemüthige Stimme des Priesters und sein eindenklisches, lustiges Gehen, die fremdartigen, rennen und kraftvollen Laute, von denen ich nur wenige Worte verstehen konnte, beglaubten mich leicht eigenhümlich, wie ich so über die Menschen vor mir her sah, und ich mußte mir etwas vorstellen, als ein Hund zur Thüre neben mir herumschnupperte und mich anbellte. Die Gwaddaven waren äußerst andächtig und beteten. Nur die liebe Jugend trübte Alles. Schwerelos lagen die kleinen, braunen Wengel auf dem Bauch, sie legten mit der Nase in der Luft herum, nachsterten sorglos die Beine ihrer Vorderleute und wippten sich gegenseitig die Armpfen vor der zahlreichen Hautschürfungen. Ein Knechtendiener, der zögernd hinter ihnen herumwandelte und sie mit einem dünnen Drahtstab ansaß in die Weichen klappte, um sie zur Züsfumkeit zu ermahnen, hatte nur wenig Erfolg. Man liebte aber ihn, kein Drahtstocher kam nie zur Ruhe, und draußen vor der Thüre hungerte ein kleinerer Knechtstocher an, auf die Thüre zu klopfen, so eunigst die Thüre geöffnet, als jener mit wuthender Heerde hereinströmte.

Das Gebet war zu Ende. Der Wittenär stand auf und auch die Gwaddaven erhoben sich in sitzende Stellung und legten einen wohlklingenden Gesang.*) Dann folgte eine Predigt. Während des

* Auch sonst rufen der Heerde den Gesang der Priester, z. B. den verjüngenden, den er einmal von jungen Wamern bei Nacht zu hören bekam,

Hebers Innerte der altertsprache Tam vor seinem Schanksthron, in ausgestreckten Armen sich an den beiden Lehnen festhaltend, wie ein ruhiger Altkrieger, um das nachhams Ahnen zu erbleuen. Nicht setzte er sich in den Sessel, wie ich glaubte, adent er gehörte. Von dem Inhalt der Pred ge blieb mir das Letzte unverständlich. Aber der leidenschaftliche und doch würdevolle Vortrag des Missionars, der sörere, tiefe Behit ang seiner Stimme, die Kraft der vokaleichen, melodien Sprache, die nur immer lautere wie italienisch, erbaute mich mehr, als alle in der Muttersprache genossenen Ranzenden meiner Schulzeit. *) Singen und immer wieder Singen einem Her der eifer widerstehende Schluß der Abtate einer längeren Periode, und Darungzi ni Pq, lang Darungzi ni Tanga, Darungzi ni Viri, der Herr Untepa s, der Herr Longa's, der Herr Vun's — diese drei, sonder umfassen die ganze Geographie der Eingebornen —) waren ein paar andere der wenigen Worte, die ich verstand.

„Der Gottesdienst hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und beschäftigte lebhaft meine Gedanken, *) als ich wieder nach Hause fuhr. Ich bin weit entfernt, ein Freund der Mäner zu sein. Mir ist keine Seite von Europäern antipathischer, als jene schwebeligen Mäner und ihren weissen Palokinden, ihres glattgeschlittenen Haars, and ihren himmlisch verklärten Gesichtern, denen

und den sie natürlich auch „von den Missionären“ genannt hatten. Aber auch Exoter und Japottis; D 285. 3. B. heißt es: „Nunz noch, nachdem die neugewogene Menge sich zerlassen und von sich selbst eine ganz Schalen niedergeliegt hatten, sangen einige fröhliche Jünglinge in der Nachbarschaft geistliche Lieder und hielten noch nach. Ich konnte nicht und fand abermals, daß die Kerkelange dieser Wälden nicht nur unabschüssig und nicht so fingen wie die unserer Völker. Vergegenwärtigte denn der Liederer dieses Nacht Concertes sein mochten, ganz ich hinüber, trotz der die Thüre und fand, als ich bei der fröhlichen Musik die Gedalten allmählich erklaute, daß es andere Völker waren, die in sehr umständlichen —) für zeit, auf dem Hüften liegend, die Arme unter den Kücken gekrout und mit den Beinen in der Luft schwebend, ihre fremden Lieder in ihren mählichen Schwingung mit doppelter Kraft zu brühen, während zwei Mädchen daneben saßen und schwebend und singend die Wälder mit Klänge und Klänge malen.“

*) Man bekommt fast den Eindruck, der Kerkel, welcher seit seiner Knabenzeit in seine Kirche mehr gekommen war, habe durch die fortwährende Verkündigung des Wortes Gottes sich selbst die erdlichen Gedanken, die derselbe in ihm geweckt, wieder fernzuweisen wollen.

ein weißer Obermeister^{*)} aus England. In den Dörfern versehen Eingeborne den Gottesdienst als Prediger und Lektoren. Nicht nur von diesen nicht bloß an Sonntagen niemals, sondern täglich ein bis zweimal Versammlungen und Predigt abgehalten. Jedes Dorf hat seinen Häuptling, und alle Häuptlinge zu Sammen stehen unter einem Oberhäuptling, dem im Staadatu zu Wolorn, welcher von dem Gouverneur zu Kaula offiziell anerkannt ist und ein jährliches Gehalt als Staatsbeamter bezieht. Aber neben dem Häuptling herrscht in jedem Dorf auch noch ein brauner Missionär.

Es feiert also sehr wenig an Gelegenheiten zur Freundschaft, und es soll Prachtexemplare von Briefbüchern^(*) unter den Wilden gehen. Hr. Kleinschmidt erzählte mir, daß er einst einen Diener gehabt, der nie anders als die Bibel unter dem Arm mit ihm in den Busch ging^(*), um während der Hitzepausen darin zu lesen. Nicht große Vorleser scheint indess häufiger zu sein. Jeden Sonntag kamen zu uns nach Maratma eine Menge braune Indianer, welche die Kirche schürzten und sich lieber mit unsem Aßten unterhielten, als verdunstend ins Fenster hinauszupften, bis Hr. Kleinschmidt mit einem kräftigen Aush^(*) (*) sie von daheim schickte. Für die Jüdäer gilt nur Eine größte und schwerste Hausarbeit, nämlich am Sabbath irgend etwas zu thun, was einer Arbeit ähnlich liegt. Dieses Tabu ist so stark, daß selbst Hr. Kleinschmidt an Sonntagen sich der Jagd enthält, um es nicht mit den Eingebornen zu verderben^(*).

Soviel über die „braunen Völker“, wie Hr. W. die letzte von uns angeführte Seite jenes Buches überschrieben hat. Auf die „gottesfürchtige Sonntagselangeweile“, auch „Sonntagssee“ genannt, kommt er später noch öfters zu sprechen. Ueberall charakterist er sich selbst — und die schmerzlichen Stellen haben wir meistens halber gar nicht angerührt — als treibenden Spötter. Wenn ein solcher nicht umhin kann, anzuerkennen, daß durch die Winde der Zukunft der Jüdische Aufstand ein total anderer, heftiger geworden, und wenn man selbst aus seinem Arm Lichte reich heraussehen kann, wie tiefgehend der Einfluß des Christenthums dort ist, wahrlich, dann dürfen wir leichtlich auch den rosenarbeitsamen Aufwandsberichten Glauben schenken!

*) „Die Jüdische Aufstauer kommen in der Regel nicht mit der besten Klasse von Europäern zusammen.“ (S. 274.)

Zuletzt noch hat einmal mit Bezug auf hieße Montage gesagt: „Jeder ist ein Mittel Ding zu sichen seinem Ideal und seiner Varrifatur“. Wohl, werden wir das an die Velebrien der Zidse an! Der begeisterte Wissensefreund, der nie einen lebhaften Feiden gesehen hat, ist sich unter den „Neben“ Velebrien vielleicht halbe Vegal vor. Ihr Widner mit einer Bunde für's Gemeine erblickt in ihnen nur nackte oder halb nackte Kilde. Man wird nicht weit sein, wenn man die Wahrheit auch hier in dem Schleier nachher sehen „Witteldung“ sucht.

Neuvelles aus China.

Gegen Ende des Jahres 1874 wurde auf einer zu Peking gehörenden Anstalt der vordner Wissensegesellschaft ein Auswärtiger Prediger namens Tschang genannt. Er stammte aus Tschia Lwa in der Provinz Schantung, benachb. 70 Stunden südlich von Peking. Nach seiner Taufe lebte der Velebrie in seine Heimat zurück, und zwar nicht mit weiten Händen, sondern mit einem Vorrath von Traktaten und Bekenntnissen. Es scheint, daß diese fleißig gelesen wurden und Er Tschang sich selbst für die Ausbreitung seines neuen Glaubens thätig war. Wenigstens verlautete schon nach drei Monaten, daß vierzig Personen angetroffen waren, und im Sept. 1877 erschienen Abgesandte aus Tschia Lwa in Peking mit der Nachricht, daß die Zahl der Erwachten fast bereits auf 400—500 betraue. Zugleich wurde ein einzelner Prediger ausgesandt. Vor ihm war schon ein unbedeutender Prediger (Methodist New Connection, seit April 1871) hingekommen. Im November 1877 mochten sich auch die beiden vordner Wissense Zweige nach Peking auf. Die Wese dauerte 4 Tage hin, ebenselbst zurück, ihr Aufenthalt währt 14 Tage. In dieser Zeit predigten 170 Taubprediger; 126 wurden ihnen von ihren eigenen, 41 von dem methodistischen Prediger zugesandt. Von jenen wurden 72, von diesen 57, dazu 2 kleine Kinder, im Ganzen also 131 Personen

getauft, darunter 4 Gesehten. Die übrigen waren Weber und Bauern. Ueberdies wurden 4 Frauen getauft.

In der ganzen Umgebung waren die Heiden nicht nur zuhause
lich, sondern begierig nach christlichem Unterricht; aus einem Dorf
kam sogar eine freiwilliche Deputation zu der Mision, die Missionare
mochten hinkommen und eine Kirche gründen. Ja sogar in den
angrenzenden Vororten: Pin tschan und Pundung, wo kein christ-
licher Lehrer angestellt war, zeigte sich der gleiche Zug zum Evan-
gelium. Die beiden Missionare waren hochlich erstaunt über den
gar freudlichen Empfang, der ihnen allerorten bereitet wurde und
kehrten verjüngt nach Peking zurück. Es liegt am Tage, daß diese
Bewegung auch eine Frucht der schrecklichen Hungersnoth ist. Die
Leute sind infolge dieser außerordentlichen Hemmung ganz rathlos
geworden: sie sehen, das Gescheh, daß es so wie bisher nicht mehr
hebe, aber es neue Zeiten, Heilszeiten und Verabänderungen haben
sie gesehen. Nun kommen christliche Missionare, die Geld und
Nahrungsmittel unter die Hungerenden antheilen, die sich theilhaftig
auch der Überwinden annehmen, die zugleich eine neue Religion der
Vater, der Hoffnung predigen. Wozu soll man es nicht mit ihnen
versuchen? In manchen Orten mag auch die Zerknirschung nach dem
verlorenen Gott und das Verlangen nach Sündenvergebung auf-
gewacht sein. Gehen Sie nur an den Rand zu thun und sie
selben sich selbst aus, fortan werde die Mission sie versorgen. Umher-
das was für Weniggeizigen, viele lernen und lernen. Die
Leute werden angezogen und getauft, und so entsteht eine Ge-
meinde: sollen wir Anstalt nehmen, sie eine Christengemeinde zu
haben?

Doch hören wir, wie die Sache weiter gegangen ist. Im März 1878 gingen wieder zwei Missionare nach Sikan hin, Dr. Edlins und Miss. Swan. Der erstere schreibt noch diese Woche wie folgt: Wir haben jetzt aber zwei Oberste in unserer Pflege und wir sind in Verlegenheit, wie wir ihnen ansehnenden, regelmäßigen christlichen Unterricht verschaffen sollen. Unsere Hauptstation ist christlichen Tai-tz-wang-tia. Wir wohnen in einem kleinen Schulhaus; ein paar von den Schülern sind Christen. Dasselbe ist auch unser Versammlungsort. Jedermann erweist uns Höflichkeit mit Wort und That. Es herrscht aber große Armut. Die Leute essen allerlei Pflanzen, Getreide, Baumblüthen, sogar Maide.

Dies Stolz hat über 100 Maas die er unter die Armen vertheilt. Nach dem Sonntag hat hier zum erstenmal das h. Abendmahl gehalten werden. An einem andern Ort, etwa 3 Stunden von hier, hatten wir letzten Sonntag 13 Kammern karten.

Wir ernten was einige fremdlige Arbeiter geerntet haben. Der delste Theil, als unserer Tarsunge ist durch unbedachte, unbedachte Vehr so weit vorerziet worden. In einem Zirkeln sind acht Frauen gekauft, von denen 3 lesen können. Seit sie christliche Bücher besitzen, haben sie hieru große Fortschritte gemacht. Das 1. Testament und ein anderes Buch ein (Pop of Day) und jetzt ihre tägliche Nahrung. Diese Frauen wurden vor gen Sommer eine Woche lang von einem amerikanischen Mann, einem Schradisten (Schleichen) unterrichtet. Er war aus einer der Uckerzungen, Elbst geworden, ohne gekauft zu sein und schrieb 3 andersprechende Briefe an mich. Bald darauf wurde er von der Cholera befallen und in 24 Stunden war er tot. — Unsere Bücher gelangen an Orte, wo wir selbst nicht hin können, und die h. Arbeit wird an Orten gelobt, wo noch nie eine Taufe stattgefunden hat. Jeder anfruchtungsplandige Bekehrte ist ein hervorragendes Beispiel von felder Missionarbeit ohne einen Missionar. Die christlichen Frauen in Proszungungen — so heißt dieses Zirkeln — geben den Frauen und das h. Verstand. In Gingen sind 13 Personen gekauft worden, die er unterrichtet hatte. Nach der Sonntag wird an Orten, wo kein Katechist ist, in erstenlicher Weise begangen. Die Leute sitzen und beten eben so gut es geht. Der Gesang freilich ist unter aller Verstand; das Wunder aber ist, daß Leute mehrere Stunden weit harkommen, um an solchen Versammlungen theilzunehmen, und zwar in vielen Fällen Sonntag zur Zeit. Dreistach werden auch Hausandachten gehalten und die Gesenbilder vorzigt. Bei den Andachten wird ein Stuhl aus dem Statedienst durchgenommen und das Unser Vater Lohnd geben. Vergesslichere sagen auch eigene Bitten hinzu. Das die Frauen sich aber einem Missionar um die Zeit des Zusammenstehens vorstellen, mit jedemal viel Charakter und Aukt vor unser Nachrede karten werden. Einmal war ich mit Gankarten und Tausen bis nahezu Winterzeit befristet.

„Die Bekehrten sind von Winterzeit und einige von ihnen haben allerlei Pläne zur Ausbreitung des Verstand. Wir haben ver

von ihnen, darunter einen Gelehrten, gebeten, auf ein paar Monate nach Peking zu kommen, um weitere Vorbereitung für den Erziehungsdienst zu erhalten. Zwei andern Gelehrten haben wir auch kleine Geldvergütungen für ihre Arbeit zu versprochen gehabt. Unsere zwei Matrosen konnten unmöglich alles allein bewerkstelligen. So müssen wir denn auf diese Weise nachhelfen."

Zweite war sehr glücklich, nach Peking gegangen und dort angekommen, waren am 29. Mai v. J. schon wieder nach Tschangtscha zurückgekehrt; der vierte wünschte noch länger zu studiren.

Auch die amerikanische Mission, welche bisher fast ganz auf die Provinz Tschili beschränkt war, hat infolge der Hungersnoth überaus schnellen Eingang in Schantung gefunden. Es war am ersten Sonntag im Monat April 1878, daß zum erstenmal so viel Zuhörer zum Gottesdienst herbeiströmten, daß kein Raum im Versammlungssaal mehr war und man zwei getrennte Bethäuser anheften mußte, eine für die Christen, eine für die Heiden. So ging es fort. Im Mai wurde ein geräumiger Hofraum mit einem Zeltdach überdeckt und hier sowie im jugelartigen Wohnhaus Gottesdienst gehalten. Im Juni wollte auch dieser Raum nicht mehr alle fassen. Die Verkündigung von Almosen durch die Missionäre diente ihrer Predigt auf allen Seiten zur Ankündigung und Empfehlung. Viele kamen zu denselben, die bis dahin keine Abnung auch nur vom Verhandensein der Mission gehabt hatten. Es lag natürlich auf der Hand, daß diese Mengen nicht um der Wohlfahrt, sondern um der Almosen willen kamen; unter den vielen waren aber doch einige, denen es nach Wissen und Willen Absicht abwich, wie damals dem Saal, der ausgegoren war, ein paar Gelassen zu suchen und ein Stützpunkt fand. Eine Zeitlang war sogar das Gerücht verbreitet, daß das Geld, welches kein Ende der Hungersnoth noch abzuwenden würde, zur Vertheilung an die regelmäßigen Besucher der Gottesdienste kommen werde. Als sich das nicht bestätigte und damit die Geldgaben überhaupt aufhört, nahm auch die Zahl der sich zur Predigt Drängenden ab. Jetzt bleiben nur einige Dörfer zurück, immer noch mehr, als man unter gewöhnlichen Umständen auf irgend eine Art hatte zusammenbringen können. Auch ist's den Missionären eine wahre Erquickung, nicht mehr überall als „fremde

Israel" ausgesprochen, sondern an vielen Orten als hebr. Freunde bekannt zu werden.

Ueber den Eindruck, welchen die von den Christen den Paragaiten gemachte Eile im Allgemeinen hervorbrachte, schreibt W. J. A. Smith wie folgt: „Den Eindruck an wor das Ganze ihnen ein altes altes Malte. Fast waren sie zu langsam und zu langsam außer aller Fassung, um mehr zu thun, als den Mund weit auf zu sperren. Sie aßen und schwoigen. Maniahts fing aber das Wenden an und bald waren die tochten Mädchen in Umlauf einige meerten, es ist die langst geplante Absicht dieser Ausländer, sich zu verheirathen, wobei sie meinten, wir würden es etwas machen, wie i. J. Joseph mit den Aegyptern; andere fürchteten, die ganze Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder, solle nach Tien-tsin und an. S. de gar über Land und Meer gebracht werden, um sie nach ihren Fähigkeiten als Arbeiter, Handwerker und Dienstboten in der Verheirathung ihrer verarmten Wohlthäter zu gebrauchen. Als nun aber Monat zu Monat verstrich und weder Land gekauft noch Leute deportirt wurden, da gab man eine Befehlshaltung auf und viele hielten an zu glauben, daß jene Wohlthat am Ende wirklich eine Rettung der Jugend sei, von welcher man in China allenthalben mehr zu hören als zu sehen bekommt.“

Als W. J. A. Smith und Sprague im October v. J. nach Tien-tsin kamen, fanden sie in den drei Orten, wo bisher gepredigt worden war, zusammen etwa 150 Taufbewerber und überdies in einem Dorf 200 Personen, die sich bereit erklärten, „Jesus nachzusagen“. Man dachte, daß unter all diesen vielleicht 10 oder 20 Personen sei würden, denen es ein Ernst sei; aber bald stellte es sich heraus, daß diese Predigt eine viel zu vielwichtige war. In einem Orte, namens Tschu Tschu Tang, wurde der Missionaren sogar der Dorfsiegel samt allem Zubehör durch Abfassung einer förmlichen Schenkungsurkunde übergeben, die ihnen einweihet und versichert, die Schreie in Ruhe, der Tempel selbst ist eine Kirche und Schule angewandelt. Gleich von wankender Erde mit Herzerglühete an Christus war gerade in diesem Dorf nichts zu merken. In benachbarten Dörfern gab es aber solche, die auch am ihr Zerkleiden besorgt waren und nicht nur mit dem Kopf von der Wahrheit des Christenthums sich überzeugt hatten. Einige von diesen wurden am Sonntag nach der Uebergabe ihres Tempels zum

Natürlich sind sie noch sehr mannichfaltig, obgleich lehrbegierig. So sie in den Perambulen und in der Ermahnung Johannis gehorht hatten, daß der Herr alles neu mache und zugleich an die Wieder- geburt dachten, meinten sie, diese und das ängste Obrecht seien ein und dasselbe. Es war nöthig, sie auf die leichtere Stufe des N. Testaments und d. L. zu setzen und allerlei ausweichende Gedanken zu bekämpfen. Auffallend aber war den Missionaren der Unflath, daß diese Leute von vornherein über die Vorurtheile und die Verschiedenheit zwischen Christus und Konfucius im Voraus zu sehr schienen, während sonst die chinesischen Bekehrten meist darauf aus sind, aus ihrem Konfucius möglichst einen Christus und aus Christus einen Konfucius zu machen. Besonders erfreulich ist ihnen auch die Zugänglichkeit des westlichen Theils der Bevölkerung; während es in Tientsin fast unmöglich ist, an die Armen heranzukommen, geschah es wohl in Schanghai, daß sie nach da, wenn der Missionar durch ein Dorf geht, eine Waare ihn zu ihrem Ober erludet und magereit mit ihm reden läßt. Manche Frauen, die selbst nicht lesen konnten, kauften Hefen, um sich diese von ihren Lehrern verlesen zu lassen. Im Ganzen wurden bis Ende vorigen Jahres 63 Personen aus 33 verschiednen Dörfern gekauft. Der Hauptort, er hat die Mission seit in Pang Shih Lichang. „Es ist keine Erweckung im gewöhnlichen Sinn des Wortes“, schreibt Miss. Prague, „aber ich glaube doch eine Erweckung — ein durch Gottes Gnade neu erweckter Sinn für das, was vernünftig, wahrhaftig und recht ist.“ Das größte Bedürfnis sind auch hier vermehrte Verkehrsmittel. Einige junge Männer haben sich bewegen lassen, den Winter in Tientsin bei den Missionaren zuzubringen und zu lernen. Ueberall heißt's: Herr sende Arbeiter in Deine Gorte. Auch in Schanghai geht es so an. Jauf Mitarbeiter der China Inland Mission und der bekannte Neptun-Missionar Richard haben sich in Tai Kien ja niedergelassen. In dieser Stadt war voriges Jahr der protestantische Miss. Whitting dem Hungersieber erlegen. Die Chinesen hatten seinen Leichnam in einen wohlverschlossenen Sarg gethan und darin aufbewahrt, bis seine Angehörigen etwas darüber verfügen würden. Seine Frau und Schwester hatten gewünscht, daß er an Ort und Stelle beigesetzt werde. Miss. Richard wählte daher ein passendes Grundstück aus und bat darum den Gouverneur, dasselbe kaufen zu dürfen, da hier im Inneren der Mauer eigentlich keinen Grund und Boden le-

jagen durften. Der selbe Herrsche war ebenfalls freundlich, sagte, daß es nicht mehr als billig wäre, wenn der Verdaam eines Verbrechens auf Kosten der Chinesen in seine Anwesenheit demot hinübergeführt würde und sollte d. h. nicht zu diesem Zweck eine lebendige Zierde, ein T. u. u. 24. u. u. zur Verfügung. Die Chinesen legen ja großen Werth darauf, in heimatlicher Erde begraben zu werden. Natürlich benutzte Wiff Richard die Gelegenheit, diesen Vortheil gegenüber die Auferstehungsbeziehung der Chinesen und was damit zusammenhängt auszunutzen. Der Herrsche war erstarrt, daß die Verordnungen des seligen Lehms darauf verzichteten, seinen Verdaam nach Amerika bringen zu lassen, bestand nun aber darauf, daß der Begrabsplatz aus orientalischen Mitteln angeliefert und der Wiffen geschenkt werde, was Wiff Richard mit David einmüthig — ja mit David, denn wie wäre ein derartiges Entgegenkommen von Seiten eines chinesischen Herrschen vor wenigen Jahren auch nur denkbar gewesen! Die Hungersnoth hatte Wunder getrieben. Nach das Weiben von Wiffen und alles andere ging das Hinderniß von hinten. Wenn Begrabsplatz von Wiff. Wiffen (27. Dec. 1878) wollten, nachdem der chinesische Gottesdienst vorüber war, die anwesenden Chinesen durch Niederfallen und Kniebeugen dem Abgeschiedenen ihre Verehrung und Dankbarkeit bezeigen. Die Missionare hatten Mähe, sie davon abzuhalten. Ja, eines Tages kam aus weiter Ferne ein Mann, der sich nach dem vollen, chinesischen Namen des Wiff. Richard erkundigte, und zu welchem Zweck? damit derselbe neben den Namen von zwei Personen im Tempel seines Dorfes aufgetragen und getilgt werde, denn während der Hungersnoth seien diese drei ihre Lebensretter gewesen. Nämlich legte Wiff. Richard gegen diese Art von Dankbarkeit Protest ein, gab dem Mann einige Kateschismen mit und bat ihn, denselben in seiner Heimat zu verbreiten und mit solchen, die sich mit dem Inhalt bekannt gemacht, dann zum Empfang weiteren Unterrichtes nach Tai Fuen zu ziehen. Der erwähnte Mr. Thomas ist keine Uebersetzung irgend eines europäischen Namens, sondern eine ganz neue für Chinesen geschriebene Darstellung der christlichen Lehre im Gegensatz zu den heidnischen Religionen, die das Lebensbedürfnis nicht befriedigen können.

Frau Richard, die früher als Frä. Martin in der lebhaftesten (unverwundlichen) Wiffen in China thätig war, hat eine Anwesenheit

angehen, die Zwoelfern von der China Inland Wissen eine
Wiedererrichtung. Am 10ten d. J. wurde zum erstenmal in diesem
abgelegenen Winkel des chinesischen Reiches die Sebetenwoche gefeiert.

Während es im Norden vorangeht, dauert im Süden die Ver-
folgungen fort. Am 16. März wurde die Methodistensynode in
Juntschun, südlich von Putschan, abermals und das Mobilor
zerstört, während die verirrten Christen meist unverletzt ent-
kommen und in Anhuang Schutz vor dem wilden Volkshaufen fanden.
Nur einige erhielten Schläge. Zum Glück überliet die Beamten
thätigkeit an. Die Uebertreter wurden dazu verpflichtet, Schaden-
ersatz zu leisten und dem am besten zugewiesenen Christen ein
Schmerzensgeld von 30 Dollars zu zahlen, was aber der Betreffende
nicht annehmen will. Er ist die Unrechtmäßigkeit der Beamten scheltet
der Christen abermals und die Unrechtmäßigkeit der Beamten scheltet
die Ruhe wieder. In der That ist es immer gleiches Spiel. Am 24. März,
in der Stadt Jiffau, wo schon einige Wochen vorher ein Angriff
auf die Kapelle der englisch-schwedischen Mission war gemacht worden.
Jetzt wurden mehrere eifrigere Prediger und Gemeindeglieder aus
der Umgegend von der Mission nach Jiffau berufen, angeblich
zu einer friedlichen Konferenz. In Wirklichkeit aber sollten die
Christen genötigt werden, sich nach zu versichern, daß sie mit Be-
lout des Jahres ihre Kapelle in Jiffau aufgeben und sich der Aus-
übung ihrer christlichen Religion in und um Jiffau enthalten wollten.
Anschließend weigerten sie sich, das zu thun, dagegen erhoben sie sich
zu der schriftlichen Erklärung, daß man sie sowohl für ewige Un-
rechtmäßigkeit oder Ungerechtigkeit des thuns werden, als der Stadt verbannt
kann. Also, was sie verweigern, sei die Anderen, man mag ihrer
Kapelle auf die Freiheit, darin Gemeindefest zu halten. Da Man-
darine sehen sich nicht zu verstanden erklärt haben. Die Missionen
und Herrschaften aber verlangten die Ausweisung der Christen.
Endlich begaben die letzteren sich in ein Warhaus, um die zu über-
reden. Bald darauf wurde Alarm geschlagen und Hunderte von
Speiden stürzten auf das Warhaus los. Nur der Christen wurden
auf die Strafe gestrichen, mit aller möglichen Aufmerksamkeit be-
handelt und nicht für todt liegen gelassen. Aber damit war es nicht
aus. Drei von ihnen wurden aufgehoben und in den Hauf ge-
wer-

fen. Sie konnten sich auf's gegenüberliegende Ufer retten und wurden dort durch einige Amtsdamen auf die nächste Missionstation gebracht. Die anderen zwei wollte man verbrennen, wenigstens ließen die Aemterten ~~mit~~ die Jopse und Mader anbinden, doch erlitten auch sie schließlich auf eine Missionstation. Von hier wurden sie per Boot nach Kustan gebracht, wo sie am 21. März ankamen, außer Stande zu gehen oder auch nur zu stehen. Sie fanden Aufnahme in Dr Taylor's Missionsspital. Die Missionäre hatten schon vor Wochen gegen die Chinesen in Jikka, welche die dortige Station angegriffen hatten, eine Abzige angebracht, der behauptete, daß er die Missionäre sogar tadelte, weil sie wegen solcher Kleinigkeiten sich beschwerten hätten. „Wir sind daher über das neue brutale Auftreten der Aemterten nicht verwundert, handelt der Koonchow Herak!; es ist klar, daß dieselben durch das Verhalten der hohen Beamten in Bezug des früheren Angriffs auf die Missionen sehr gereizt worden sind. Jetzt wir wissen, waren die Missionäre völlig gelöst auf diesen neuen Angriff und hatten dem Konsul angezeigt, daß, wenn der Kaiser nicht thäte, um die Honoratioren in Schranken zu halten, noch weiteres Unheil bevorstehe.“ Das Schlimmste ist, daß der englische Gesandte, Sir Thomas Wade, der selbst nach Kustan gekommen ist, um den Streit wegen der Missionstation in Jikka sich ihm anzulegen, auf Seite der Chinesen steht und die Sache nicht nach Recht und Gerechtigkeit, sondern nach diplomatischen Abzigegegründen abwägen möchte. Indessen haben die chinesischen Behörden schon durch Ausbreitung Leber Feinde sich der Provinzialregierung dem 20. August v. J. beunruhigt und diese theils durch Degradation und Verbannung, theils durch körperliche Züchtigung bestraft. Am 2. März v. J. hat der Staatsregier der Missionen, hat seiner Mandarinen durch und für drei Jahre das Recht auf Ausstellung verloren. Für das verlorne Missionenhaus ist der Missionen-Gesellschaft ein Schadenersatz von 3000 Dollars zugesprochen worden. Jetzt ist also Gerechtigkeit geübt worden. Zugleich haben nun aber die Chinesen zwei englische Abolaten, Drummond und Hauller, angefaßt, um vor dem Konsulargericht vorzutreten die Entscheidung herbeizuführen, daß die Missionäre überhaupt kein Recht auf den Welschschau Hügel haben und weichen müssen. Dies soll der erste Fall sein, in welchem Chinesen vor

einen unvollständigen, noch länger ist einen Prozeß führt. Die Kräfte wird der durch Ueberdacht und Kummer, es ebenso in hiesigen idische Gesandte sein. Die schiedes La, der werden einen Gefallen zu erwarten, so daß man sich auf weitere Uebervertheilung nicht gefaßt haben müssen.

Millions-Feitung.

Von den Londoner Missionen.

Das Jahresfest der englischen Ausbreitungsgesellschaft wurde am 29. April unter'm Vorsth des Erzbischofs von Canterbury in London gehalten. Die Einnahmen des Jahres 1878 waren hinter denen des Vorjahres um 3000 Pf. St. zurückgeblieben. In den Reden wurden die Uebertritte in Südindien, der Zulu-Krieg, die pan-anglikanische Synode, der Tod des Sekretärs Bullock etc. erwähnt. Lord Carnarvon verglich das Missionswerk mit einem durch bürre, sandige Länder fließenden Strome: ein Theil des Wassers werde abgelassen und verschwinde, anderseits aber sehe man auch dem ganzen Laufe des Abflusses entlang einen grünen Streifen, den Vorboten weiterer Fruchtbarkeit und Kultur.

Am Tag darauf fand die Jahresfeier der Südamerikanischen Miss. Ges. statt unter'm Vorsth des Admiral Brevoort. Der Tod von Kaplan Coombe (7. Sept. 1878) in Mosano und Miss. Allen Gardiner Sohn (11. Dec.)

in Durban wurden beklagt. Aus Reppel-Eiland und Uchuwia sowie aus der Mission am Amazonen-Strom konnte Erfreuliches berichtet werden. Die Gesamteinnahme der Ges. war 13,036 Pf. St., die Ausgabe 866 Pf. St. mehr. Das Deficit wäre aber viel größer, wenn Bischof Stirling im Laufe des Jahres nicht in England herumgereist wäre und an vielen Orten Missionsinteresse geweckt oder neu angefaßt hätte. Derselbe war auch beim Jahresfest und sprach sehr warm für die armen Feuerländer. Vor einigen Jahren habe er 4 Knaben aus Feuerland nach England gebracht und sie in Manchester in einer gelehrten Versammlung u. A. Sir John Lubbock vorgestellt, welcher gar nicht habe glauben wollen, daß es wirklich Feuerländer seien, während Prof. Darwin, der früher in den Feuerländern „das fehlende Glied“ zwischen Affen und Menschen gesehen, nur 100 M. für die südamerikanische Mission geschickt habe! Menschlichkeit, Dankbarkeit u. s. w. sei den Eingebornen durchaus nicht fremdes. Unter dem Einfluß der Mission seien

sie leiblich und zeitig geloben, sogar ihre Zahl sei gegen früher im Zunehmen. Wenn man aber ein Hauschen bauen wollte, würden sie die Viertel zahlen und das so ansehnliche Kapital wäre sicherer als in russischen und österreichischen Staatspapieren. Der Bischof erwiderte, daß man von einer Dame ein Missionschiff (eine Yacht) geschenkt worden sei, eine große Hilfe für seine Reisen zwischen Koppel-Eiland, Feuerland u. s. w. Gegen den Satz, daß „gute Leute“ verpflichtet sei, hinzugehen in alle Welt und das Evangelium zu verkündigen, wandte er scherzhaft ein, daß es doch wohl besser wäre, wenn die verschiedenen Nationen das Feld unter sich theilen und nicht alle in alle Welt gehen wollten. Letzteres führe zu Streit und Wirrwarr.

Der Londoner Hilfsverein für die Missionen der Brädergemeinde hielt seine Jahresversammlung am 29 April unter dem Vorsitz von Lord Shaftesbury. Die Brüdergemeinde hat auf 95 Stationen 291 Missionare, 32 eingeb. Geistliche, 1504 Katecheten, 300 Lehrer und Lehrmeister, 70,646 Heidenchristen, darunter 23,185 Kommunikanten; 16,461 Kinder in Tag- und 11,492 in Sonntageschulen.

Die Ernennung des Londoner Sekretärs hat 174.7 Pf. St. Lord Shaftesbury sagte, er wisse nichts Merkwürdigeres als die Geschichte der Bruderschaft, welche heute noch in Lehre und Leben auf dem Standpunkte ausharre, den sie vor 146 Jahren eingenommen.

Das sei mehr, als man von der Urgemeinde rühmen könne! Der Dank hiefür gebühre allein Gott. Dann erwähnte der Lord, wie sein Sohn neulich in Südafrika unvorhergesehenweise mit einem Trupp Kaffern zusammengetroffen sei, wohl nicht ohne zu erschrecken; da habe aber einer von ihnen ihn herzlich begrüßt und ihn versichert, daß er nichts zu fürchten habe. Warum? Ein solches Jahr woher war er mit ihm im Hause des Vaters aus N. N. zusammengetroffen! Der beste Beweis für den segensreichen Einfluß der Mission „Ich glaube die Predigten, die ich aufbehalten für ein großes und erfolgreiches Werk unter den Heiden, wenn sie weiter macht wie bisher und ihre ursprüngliche Einfaß bewahrt.“

Am 1. Mai hielt die Baptistische Miss.-Ges. unter Lord Norribrook's Präsidium ihre Jahresversammlung. Die Gesellschaft hat ein Deficit von 3364 Pf. St. bei einer Gesamteinnahme von 46,092 Pf. St. Der Präsident, früher Generalgouverneur von Indien, bezeugte, daß die Eingebornen oft mehr Vertrauen zu den Missionaren als zu den Regierungsbeamten haben und daß es nun allgemein bekannt sei, daß die Heiden und Jäger aus Furcht zu meinten, also niemand zu irgend einem Glauben gezwungen, die christlichen Missionare aber wie alle anderen Unterthanen beschützt werden. Er empfahl ferner die Ausbreitung möglichst gelehrter Missionare und versicherte, obgleich es noch nicht den Anschein habe, als werde Indien bald christlich wer-

den, sei die Zukunft doch eine Hoffnungsquelle.

— Am 2. Mai kam die indische weibliche Normalsschule und Erziehungsinstitut an die Reihe. Auch hier gab die Lord Chamberlain die Jahresrechnung ab. Sie hatte 14,931 Pf. St. getragen, mehr als je. Die Gesellschaft hat Schulen, Seminare und Reformatoren. Besucherinnen in Kallutta, Zabor, Amritsar, Batala, Bombay, Madras, Trichandrum u. s. f.

— Am 6. Mai feierte die Englisch-kirchliche M. G. ihr 80. festes Jahresfest. Die Gesamteinnahme (darunter Einnahmen, von denen nur der Zinsbetrag gebraucht werden darf) belief sich auf 232,836 Pf. St., die der Generalliste aber nur auf 187,235 Pf. St. Das Deficit beträgt 24,767 Pf. St. Im Jahr 1877 betrug das Deficit 17,446 Pf. St. Daraus wurden Reductionen vorgenommen und Aufseher ernannt. Die Beiträge wuchsen so, daß jene Reductionen nicht einmal alle ausgeführt zu werden brauchten. Im verfloffenen Jahr hat die Victoria-Nyanza-Mission infolge der Unglücksfälle aber allein 13,839 Pf. St. gekostet und zugleich haben die Legate sich vermindert. So erklärt sich das große Deficit. Zur Deduktion desselben sind schon bedeutende Summen eingegangen, darunter 1500 Pf. St. „aus Dankbarkeit für ein Einkommen, welches von der Gesellschaft nicht zu leiden hat.“

— Von 58 Petenten wurden 14 ins Missionsseminar aufgenommen, während 18 andere Männer, die keiner weiteren Ausbildung mehr

bedurften, in den Missiondienst eintraten, darunter drei Missionäre aus Edinburgh. — Die Gesellschaft hat jetzt 183 Stationen, 201 europ. Missionäre, 300 eingeb. Priester, 11 europ. Gehilfen, 2726 eingeb. Katechisten, Schulmeister etc., 27,493 Kommunikanten.

Der Bericht hatte von lauter Fortschritt und vielen neuen Unternehmungen zu erzählen. In Timoree haben 11,000 Heiden um Aufnahme gebittet, von denen mehrere hundert bereits getauft sind; unter den beinahe 40,000 bereits früher Getauften sind 30, die ohne Bezahlung an der Missionsarbeit mithelfen. In Ceylon ist der Streit mit dem Bischof noch nicht beigelegt; 6 eingeb. Candidaten warten seit 4 Jahren vergeblich auf ihre Ordination; der Erzbischof von Canterbury korrespondirt gegenwärtig mit dem Bischof von Colombo über diese traurige Angelegenheit. Die Missionäre und die eingeb. Christen sind aber nicht geblieben in ihrem Protest gegen die romanisirenden Neuerungen des jungen Bischofs. Das Werk selbst hat nicht gelitten: 200 Heiden wurden getauft, die Tamil-Kuli-Mission, über welche der Streit zuerst angeregt, bedeutend erweitert u. s. f.; nur die Geldbeiträge der Pfarrer sind infolge von des Bischofs Feindschaft zurückgegangen, wofür aber einer der Redner den Trost hatte, daß bekanntlich durre Blätter von frischen Zweigen gar bald abfallen, während sie an tothen Ästen noch lange sitzen bleiben! In Nordindien hofft man, wenn

der Kina vorlieh in, in Angha-
man, Schaffhausen und vielleicht
auch Ruzhyn etwas anfangen
zu können. In der Niger Mission
hat sich der Dampfer „Henry
Deane“ als hochst nützlich erwiesen.
Neue Punkte sind in Angriff ge-
nommen. In West-Africa ist die
Kina wird unter Missionar Aufsicht
(aber im Lande selbst) eine neue
Zirkel-Gesellschaft gebildet. In
Kina wird die Gesellschaft jetzt
Missionare und 3 eingeb. Be-
rathgeber, in Kina eine neue Station
u. s. w. u. s. w.

Als Schriftführer traten auf der
Ausfahrt Lord Gough, der Bis-
chof von Rochester, Baron Hoare,
der Bischof von Rupert's Land,
Lord Alington, Miss Wood aus
Westminster, der schon erwähnte
Hobbes und Miss Storr aus
Canterbury.

Am 7. Mai feierte die Pro-
testante und Anglikanische Bi-
belgesellschaft ihr 75. Jahrestag.
Lord Shaftesbury präsidirte
wie gewöhnlich schon seit 20 Jah-
ren. Die Jahresrechnung betrug
211,811 £ St., darunter
105,168, also etwa die Hälfte
aus dem Verkauf der Bibeln. Die
Ausgabe betrug 223,576 £ St.,
4384 weniger als im Vorjahr.
Seit Beginn ihrer Missionen
hat die Gesellschaft 25,388,057
B. Bibeln abgesetzt. Der erste
Bedienstete nach Verlebung des Be-
rufs war der Bischof von Glas-
gow und Bristol, welcher be-
sonders bei den missionen und
ist 15. Lebensjahrigen Jahren
der Bibelgesellschaft verwandt und
unter diesen namentlich den „ehr-
würdigen Masson“ erwähnte,

dessen „berühmter alter Mann,
der in jahrelanger Arbeit eine
Uebersetzung der ganzen Bibel in
die schwere Hindostani Sprache
zu Stande gebracht hat“. Siehe
sein Bild in dieser Nummer.)
Dann sprach der amerikan. Ge-
sandte, Hr. Russell, der zu seinen
verschieden, wie die politische und
religiöse Freiheit deren sich Ame-
rika und England erfreuen, der
Bibel zu danken seien; dann der
kanonische Erzbischof, wel-
cher eine allgemeine Liebe apolo-
gischen Inhalts hielt, die haupt-
sächlich auf die neuen Verhält-
nisse der biblischen Geschichte
aus neuerdings aufzuweisenden
Frieden, Aufklärung u. dgl.
hinwies und in scharfer Betonung
der Inspirationstheorie gegen die
materialistischen und noch mehr
gegen die kritischen Angriffe auf
die B. Bibel protestirte. Darauf
erhielt Hr. Sibree von den
Trümmern des Werkes Gottes
auf Veranlassung. Die Zeitungen
waren bitteres darüber und wer-
fen der anglikanischen Kirche vor.
Die Mission dieser Leute
besteht in nichts als im „Bibel-
vertrieb“, was zwar ein sehr ein-
seitiges, aber doch im Grunde ein
für uns erlösendes Mittel ist.
Daß das Bibelvertriebswesen
die Katholiken machtlos, während
andrerseits die guten Kräfte des
selben im Verfall der Götze
gegen die nachheidnischen Ströme
zu Tage treten. Im Vespertempel,
Hagdonald, erzielte dann er
vor Tags zuvor in einer alten
Fest. der „L. Edinburgh Review“
April 1-15. eine Schrift der auf
dem damaligen Bibelvertrieb gebat-

tenen Heden gelesen, wobei ihm die Worte aufgefallen seien: „Der allmächtig überlebende Ausbruch von Selbst (the natural outburst of self-love), an welchen die Freunde dieser Gesellschaft gewohnt sind“. So werde die chemische Aetzkende und der polternde Paul für das, was Gott durch die Gesellschaft gethan, von der Welt mißverstanden und lächerlich gemacht! — Wir stehen, daß wir mehr der „Edinburgh Review“ als dem Redner beistimmen der Predicator, welchen die englischen und schottischen Christen einander zu streuen pflegen, die Verwunderung, welche noch lebenden, ja lebhaftig anweisenden Missionaren u. A. gezollt wird, überhaupt der meist ziemlich hochtörende Ton, welcher auf deren „May meetings“ angeschlagen wird, scheint uns nicht nur lächerlich, sondern verwerflich. — Die letzte Ausrufung vor dem Schlußwort des Präsidenten hielt der bereits erwähnte mehr als 80-jährige Moffat. Er erzählte etwas Drolliges: einmal habe er einen Indianer ganz niederge schlagen gesehen. Warum? Sein Sohn besaß eine Bibel, und aus dieser hatte sein Hund ein Wort gekostet, was ihn natürlich als Wildheit, Jagdlust &c. wegnehmen und ihn zu einem kontinuierlichen Schreier machen werde! Das sei ein Zeugniß dafür, was für Wirkungen das Gotteswort auf die Heiden ausübe: es mache sie wild und furchtbar. Wer ein Wilder bleiben will, der nimmt sich nicht in Acht vor diesem Zauberbuch &c.

Chinesen im Ausland.

Nach einer offiziellen Angabe betrug die Zahl der Chinesen in Peru im J. 1873 rund 10,000. Im Allgemeinen sollen sie es gut haben, nur im Innern des Landes soll ihre Stellung so jämlich die von Slaven sein. In Lima, Callao und anderen Küstenstädten gibt's dagegen viele vollkommen freie Chinesen, deren Arbeitskontrakt entweder abgelaufen ist, oder die sich losgelaufen haben. Sie sind Köche, Speerexpändler, Schneider, Schuhmacher, Bäcker, Metzger und machen andern Arbeitern erfolgreich Konkurrenz, was mit der Zeit zu kalifornischen Zuständen führen könnte. Mißverhältnissen zwischen Chinesen und Weißen der unteren Klassen sind nicht mehr selten. Auch soll die katholische Propaganda unter ihnen Fortschritte machen. Infolge neuer Verträge mit der chinesischen Regierung und mit einem englischen Handlungshaus in Hongkong und New York wird voraussichtlich die chinesische Einwanderung in Peru noch zunehmen. (Aus allen Welttheilen.)

— Der chinesische Evangelist Set-man (Sit-man), der etwa 20 Jahre lang unter seinen Landsleuten in Hawaii gewirkt hat, ist im vorigen Jahr auf Besuch in seine Heimat zurückgekehrt, wo ein Warner Missionar ihn gesehen. Derselbe schreibt Folgendes über ihn: „Set-man war nach Kalifornien ausgewandert und dort getauft worden; aber, sagt er, in Honolulu bei den Schwärzen kam ich zum lebendigen Glauben an Jesum. Das ist ein wahrer

Mann, dieser Zeit man. Ich bat ihn in Kanton uns einen Gottesdienst zu halten, er trats und wick uns eine Mission-Vereinigung mit interessanten Mittheilungen über die Missionarbeit auf der Sandwisch-Inseln. Er verglich die Chinesen mit den Fremden Japane, die anwanderten, um Lebensmittel zu kaufen und ein viel feistlicheres Maas, ihren Linder and Heiter, lauden. Dort bei den Schwarzen habe ich gelernt, wie man ein Missioner sein wird und ein seltsam Kind Gottes. In der That, das a bereit frische Muth, und der se und nehmte, einfältige Mensch. Er hat gesagt, daß er dem Herrn Jesu angehöret und dessen Name von über alles gilt. Alle Worte er den Chinesen einen überwältigenden Eindruck der Wahrheit. So geht's oft. Nach kommt ein Brief aus Kanton an Miss. Aber von einem unbekannten Mann, der nichts anderes will als seinen Dink aus sprechen für die Markts Predigten, welche ihm in Kanton zu atehen Tegen geworden sind. Gegenwärtig sollen 10,000 Chinesen in Hawaii leben. In Honolulu wird eine Kirche für sie gebaut.

Versterbe der Chinesen. 28. 1878

In Sydney hat Hr. Steel, Presbiterianer, 6 Chinesen getauft. In Victoria ist sich im April 1878 Miss Daniel Brownson nach 17-jähriger Thätigkeit in Kanton als Leiter der dortigen protest. Mission unter den Chinesen niederzugesetzt. Drei Katecheten unterstützen ihn. In

der Hauptstadt Melbourne sind etwa 1000 Chinesen, in Melbourne u. s. w. ebenfalls viele.

Ecdocfälle.

Am 20. Febr. starb in Sydney Frau Chalmer, die nach zehnjähriger Arbeit in Kanton zurückgekehrt war. Am 1. März starb in Kanton eine neue Mission in Kanton angesetzt hatte; am 2. März Frau Kater, ebenfalls von der Kanton Mission. Am 3. März starb in Kanton, nach dem Abreise 4-jähriger Thätigkeit in Kanton. Sie hat mehrere populäre Schriften in Chinesisch und Arabisch verfasst, von denen allein die Regierung der Provinz Kanton einmal 100,000 Exemplare kaufte. Ihr bedeutendstes Werk ist ein Chinesisch-Latein-Wörterbuch.

Am 24. März starb 72-jährig Bischof Dorel von Newcastle in Australien, der schon vor einem Jahre den größten Theil seines Vermögens, 400,000 Mark an allerlei luthischen und wittenbergischen Einkünften vererbt hatte. Er war der erste Bischof von Newcastle und hat seit 1847 inermüdlich, von Ort zu Ort reitend, seiner Diocese gedient.

Am 23. April starb in Kanton ganz unerwartet, aber schnell und sanft, Hr. Karl Schmalz, Seniorat-Superintendent in der Kanton Mission. Er war seit 1878 Kommitteemitglied der Norddeutschen Miss. Ges.

Am 12. Mai wurde Bischof Gohat von Jerusalem vom Herrn „aus dem irdischen

zion in Seine himmlische Stadt abgerufen". Nach längerer An-
gegriffenheit infolge eines Schlag-
anfalls starb er am letzten Dues-
sonntag zum erstenmal wieder in
seiner Christuskirche, nahm hier
das Abendmahl und segnete die
Gemeinde, die er seit mehr als
32 Jahren geweiht hatte; 8 Tage
darauf erlag ihm der Tod, im Al-
ter von 80 Jahren, 3 Wochen
und 17 Tagen. — Seinen Nach-
folger hat die Königin von Eng-
land zu ernennen. Er selbst war
vom sel. König von Preußen er-
nannt worden. Bereits hat Lord
Beaconsfield das erledigte Bis-
thum dem Canon Tristram an-
geboten. Dieser ausgezeichnete,
evangelisch gesinnte Mann hat
aber leider abgelehnt.

Literari.

Eine eigenthümliche Novität
ist soeben in Konstantinopel
(bei Lorenz und Reil) erschienen.
Dieselbe betrifft sich: „Nabbi
Nadum, oder die Proselyten-
macher. Ein Drama in fünf
Aufzügen etc.“, eine in deutscher
Sprache, aber in hebräischen Li-
tern abgefaßte, speciell „gegen
die Proselytenmacherer der eng-
lischen Missions-Gesellschaften“
gegenüber der dortigen starken
Judenkolonie gerichtete Satire.

— Die Deutsche Missions-
literatur in Amerika hat neuer-
dings einen erfreulichen Auf-
schwung genommen. Vor reichlich
20 Jahren begann Pastor Probst

seine „Blätter für Mission“,
mußte sie aber nach 10 Jahren
wieder eingeben lassen. Vor 4 Jah-
ren gründete Pastor A. E. Frey sein
„Ev. luth. Missionsblatt“, das es
bald auf 16,000 Expl. brachte.
Das General Council, das eine
eigene Mission unter den Telugu's
hat, aber trotz aller Bemühungen
die Gemeinden nicht recht für
diese Sache zu erwärmen ver-
mochte, suchte sich mit Pastor
Frey zu vereinigen. Es war aber
unmöglich, die beiderseitigen In-
teressen und Ansprüche zu ver-
binden, und so gründete das
General Council vor einem Jahr
ein eigenes Blatt, den „Missions-
boten“, unter Leitung von drei
Weißlichen in Philadelphia. Das
neue Blatt hat es schon auf
3000 Abonnenten gebracht, theil-
weise freilich auf Kosten des
Frey'schen Missionsblattes, das
viel weniger schön ausgestattet
ist. Ein drittes Blatt „Missions-
lande“ ist jüngst innerhalb der
Dinedall'schen Mission erschienen, also
in 4 Jahren 3 neue Missions-
zeitschriften. Die Missionsstät-
tigkeit selbst ist noch gering; am
besten scheint es unter den Ne-
gern voranzugehen. Die Deutschen
in Amerika haben eben Mühe
um die eigene kirchliche Existenz.
Hoffentlich wird sich's aber auch
an ihnen bewahren, daß Frei-
lichen verhältnismäßig mehr für
Missionszwecke opfern und thun,
als die finanziell besser situirten
Tataren.

Bücherſchau.

Dr. Warnke. Die chriſtliche Miſſion. Ihre ſachliche Begründung und thatſächliche Ausübung in der Gegenwart. Halle, J. A. J. Arndt, 1879. 36 Seiten. Größ. 8°. Preis 25 Pfennige.

Diese im Auftrage der in Halle von Konstantin Sachmann Provinzial Miſſionskommission herausgegebene Zeitschrift ist zur Vorbereitung „besonders in solchen Kreisen bestimmt, die bis jetzt der Miſſion aus irgend welchen Gründen ferngeblieben.“ Es sind damit wohl hauptsächlich „gelübete“ Kreise gemeint. Und in der That eignet sich die Schrift zu diesem Zweck ganz vorzüglich. Der inermüdliche Verfasser hat hier auf kleinem Raum in knapper, anregender Weise eine Apologie der modernen Miſſion geschrieben, von der wir wünschen, daß sie an Tausenden ihre Wirkung thue. Darin von den Thatſachen und Gedanken, welche die Miſſionsarbeit enthalten, hat der Verfasser in seinen früheren Schriften schon mitgeteilt: allem das sind eben in den Kreisen, für welche die neue Publication bestimmt ist, nicht gelesen worden. Und deshalb soll man auch solche Wahrheiten wirklich nicht oft genug sagen. Die Schrift zerfällt in 8 Abschnitte, deren Inhalt wir hier wiedergeben.

I. Ein Wort bei der Beherzigung. Eine Anekdote aus Indien lehrt uns wissen, daß es eine Miſſion gibt. Zweitens ist diese Schrift auch ein wenig auch nicht uninteressante Stellen über die Miſſion an die Hand Gottespatronismus neben religiöser Freiheit. Drittens ist die Freiheit. II. Das Christenthum Miſſionsbewegung. Ein Auszug aus Max Müller. Die Miſſion ist ein Grundgedanke der Religion. Der Missionar steht mit seiner Konsequenz. III. Die Wichtigkeit der Miſſion. Die Miſſion ist die Ausübung der Miſſion. Die Miſſion ist die Ausübung der Miſſion. Die Miſſion ist die Ausübung der Miſſion. IV. Die Miſſion ist die Ausübung der Miſſion. Die Miſſion ist die Ausübung der Miſſion. V. Die Miſſion ist die Ausübung der Miſſion. Die Miſſion ist die Ausübung der Miſſion. VI. Die Miſſion ist die Ausübung der Miſſion. Die Miſſion ist die Ausübung der Miſſion. VII. Die Miſſion ist die Ausübung der Miſſion. Die Miſſion ist die Ausübung der Miſſion. VIII. Die Miſſion ist die Ausübung der Miſſion. Die Miſſion ist die Ausübung der Miſſion.

die durch Felle und Fische geübten Fischingreißer. VIII Die Mission, eine Ehrenbeize für uns. Anordnung der pflanzlichen Systemung. Mehr Arbeit. Die hoch wichtiger Missionen. Von, am reitenden. Die -partie. Was ich nicht weiß, nicht noch nicht. Ein freies Ge-
wissen in Bezug auf die Ausführung des Missionsbefehls.

Reise zur Aufindung eines Ueberlandweges von China nach Indien. Von L. L. Cooper, Agent der Handelskammer zu Kanton. Mit einer Karte und 13 Illustrationen. Neu, Hermann Costenoble. 1877.

Das werthvolle Buch des englischen Reisenden ist von Herrn Dr. v. Menze in gutes Deutsch übersetzt und mit einem sehr nützlichen Anhang über die beiden Expeditionen von Staden, Browne und Wargary versehen worden.

Bekanntlich hat Hr. Cooper seine Reise nicht zu wissenschaftlichen Zwecken, sondern in rein praktischem Interesse als Pfadfinder des Handels gemacht. In physikalischen und andern Beschreibungen fehlt es ihm schon die Instrumente, zu sprachlichen oder zoologischen Studien die Kenntniss des Chinesisch. Um so interessanter ist aber seine Reise vom einfach menschlichen Standpunkt aus, da er als unterhaltender und doch wahrheitsliebender Erzähler uns der Reise nach seine Erlebnisse und Abenteuer in recht anziehender Weise beschreibt und hierbei manches naththeil, was ihm selbst vielleicht unbedeutend erschien, für den Leser aber, der sich schon mehr mit China beschäftigt hat, von Wichtigkeit ist. Wohlthuend berührt die Auerkennung, mit welcher der Verfasser von den Chinesen redet und sie gegen europäische Vorurtheile in Schutz nimmt. „Es wäre gut für uns, wenn China und die Chinesen mehr bekannt wären. Man muß die chinesischen Mittelklassen nach Bauren schätzen, wenn man sie kennen lernt. Selbst ihre Fehler erzeugen mehr Mitleid als Aerger.“ Sehr gut ist der Reisende auch auf die katholischen Missionare zu sprechen, die ihm stellen bei seinem Aufbruch von Hankau nach weiter in Japan wesentliche Dienste leisteten.

Von Hankau zieht die Reise den Jonghelang hinauf. Nach 29 Tagen war Tschung Tschung, der Sitz eines katholischen Bisthofs, „das Liverpool des westlichen China“, erreicht. Drei Wege, um nach Indien zu gelangen, waren ihm möglich, alle aber gefährlich: 1) über Tschifu nach Scham, 2) über Pathang in östlichen

Über nach Siedja im Aitolnapiter, 3) über Nubong nach Ser-
nal Doo mit Darbshilaz. Der Munde entsetzt er sich für den
zweiten Als D'chen zu, dem „schlichten Paue“, der. Hant-
den Ziechuen, geizig als ziemlich glatt. Hier waren aber Hanten
von Studenten zur Sprache zusammengestrenzt. Der Hant war der
lothol. Diefes mit aller Priesterin geklohen, nur ein gewisser Priester war
im Mithomkals zuhellenleben und dieser wurde den Mithomkals
Mithomkals als berechneter Nacht vor einem Mithomkals nicht aufhören.
Endlich wurde dann doch noch in einem Hotel eine Unterfahrt ge-
funden. Nun war die zur Westseite oder der Pfl. erachtet werden.
Es wurden verschiedene D. der gleichen gemacht. Zunächst aber
habe die Geopier den Triantib, einen Pfl. bis nach Chassa, der
Hauptstadt von Tibet, zu erhalten.

3) La Mian Lu, der Dreiquad zwischen China und Tibet,
mitten in der Mitte der Erde. Der Munde entsetzt er sich für den
zweiten Als D'chen zu, dem „schlichten Paue“, der. Hant-
den Ziechuen, geizig als ziemlich glatt. Hier waren aber Hanten
von Studenten zur Sprache zusammengestrenzt. Der Hant war der
lothol. Diefes mit aller Priesterin geklohen, nur ein gewisser Priester war
im Mithomkals zuhellenleben und dieser wurde den Mithomkals
Mithomkals als berechneter Nacht vor einem Mithomkals nicht aufhören.

Nun grenze weiter nach Chassan, nicht mehr in China aber,
sondern in europäischer Kleidung, auch nicht im Boot oder Dampfschiff,
sondern per Eisenbahn und Pfl. Bis jetzt hatten sich die Hant-
den Ziechuen, geizig als ziemlich glatt. Hier waren aber Hanten
von Studenten zur Sprache zusammengestrenzt. Der Hant war der
lothol. Diefes mit aller Priesterin geklohen, nur ein gewisser Priester war
im Mithomkals zuhellenleben und dieser wurde den Mithomkals
Mithomkals als berechneter Nacht vor einem Mithomkals nicht aufhören.
Endlich wurde dann doch noch in einem Hotel eine Unterfahrt ge-
funden. Nun war die zur Westseite oder der Pfl. erachtet werden.
Es wurden verschiedene D. der gleichen gemacht. Zunächst aber
habe die Geopier den Triantib, einen Pfl. bis nach Chassa, der
Hauptstadt von Tibet, zu erhalten.

die Wetterseite gemacht werden sollte. Die Missionare wollten durchaus, Dr. Cooper nicht aber Chiao gethan, ganz hienach mit ihnen als Uebersetzer zu dienen, und als dajer einen Chinesen gefunden hatte, der ihn begleiten und ihm helfen wollte, suchte ein angesehener Agenten der Missionare (hoffentlich ohne deren Wissen) die Sache zu hintertreiben, weil er wußte, die tibetischen Behörden mochten Dr. Cooper beleidigen oder malkondeln. „da ich diesem Jale die indische Regierung den Krieg erklären und Tibet kriegen wurde und dann die Missionare nach China gehen konnten, von wo er und sein Bruder als Christen ausgewiesen werden waren.“ Dr. Cooper sollte also die Lage sein, wech der Chinesen, und insbesondere jener Schreiber der Missionare, die Mahanten aus dem Jener holen sollte! Aber die Beamten, hinter welchen die Lama's standen, wollten ihn durchaus nicht in's innere Gebiet gehen lassen. Endlich kam ein ganz im Interesse des Verenden stehender Kompromiß zu stande, wonach er durch Juntzu nach Karma gehen sollte.

Aber gleich das erste Abenteuer nach dem Lagerort von Bathang war ein sehr unangenehmes. „Lang Kipah“ — so hieß der Reisende bei den Eingeborenen — wurde das Opfer einer tibetischen Zute, die ihn „in zwei Stunden verheiratete und in der Nacht eine Tochter“ brachte! Ja das 13-jährige Mädchen, das ihm wider Willen angetraut worden, nöthigte ihn überdies noch zur Ehekränze an einem gefehndienenden Mann! Zum Glück verließ das junge Mädchen ihren „Mann“ jedoch nach einiger Zeit, weil die Heirathschmerzen für sie zu groß waren. Die Lama's der Gegend verboten nämlich den Reuten, dem fremden Eindringling etwas zu verkaufen und die mitgenommenen Vorräthe wurden gestohlen. Dr. Cooper war hier fast Hungers gestorben. Ein Vamo, zu dem er sich flüchtend wandte, antwortete mir, daß er nicht in ihr Land hätte kommen sollen. Mit den himmernden Soldaten konnte man sich leicht abfinden, aber auf eine angreifende Maiberbeide aber mußte der Rathwacht halber geschont werden. Ein sehr armer Jager, dessen Frau ein paar Tage zuvor gestorben war und der mit seinen 4 Kindern sehr arm war, war der erste, welcher dem Reisenden wieder etwas zu essen gab. Am nächsten Tag aber bekam Cooper sticht einer Mahant budischlich Schläge. Das Jägerntreffen mit 2 Beamten des tibetischen Hauptmandarins von Bathang rettete den Rei-

senden als seiner kaiserlichen Lage, ekelnd eben die Menschen wohl an alten Unpud stand waren.

Der nächste Haltplatz war Kienze eine Grenzstadt, die schon unter der Introduction des kaiserlichen Befehls von 1711 man sich von hier aus gelangte man wieder einmal auf eine lathei. Bei Stationen, namens Li eu, und dann weiter durch mehrere sehr freund. die Station nach Wei si, wo infolge des mahammedanischen Aufstandes und durch die Empörung chinesischer Soldaten die griech. Freiheit herrschte. Am 28. Juni 1846 brach Coeper nach Tai sa auf und nun grenzt auf das gefährliche Grenzgebiet zwischen chinesischer und mahammedanischer Herrschaft, in welchem jeder Schritt des Reisenden von beiden Parteien aufs Zugänglichste beobachtet wurde. Das Kapitel „unter den Tz fan“, welches hier von handelt, gehört zu den merkwürdigsten des ganzen Buches. Bald sah Coeper sich genötigt, nach Wei si zurückzukehren und hier wurde er von einem ebenso feigen als gewaltthätigen Mandarin zuerst auf 8 Meilen geladen und dann befehl — gefangen gehalten. Die Geschichte dieser Gefangenschaft und der endlichen Befreiung gehört zum Spannendsten, was man lesen kann. Der Rest des Buches erzählt kurz die Rückkehr fast auf dem alten Weg. Der Versuch, nach Tai hui zu gelangen, war also gescheitert, dafür hatte der Reisende aber nicht nur viel erlebt sondern auch manche wichtige Kenntnisse gesammelt, die für seine Handelsprojekte nicht unterschätzbar bleiben werden.

Das ganze Buch ist ebenso interessant vom Missionen als vom Handelsgeographischen Standpunkt und dazu so unterhaltend, daß man es gar nicht aus der Hand legen mag, wenn man einmal mit Lesen angefangen.

Bekanntlich ist Dr. Coeper im April 1848 als britischer Resident in Peking in Peking von einem Majorat seiner Wache aus Wache für empfangene Strafe erschossen worden.





Negetiven in Sat nam.

Ein Blick auf Indien.

von L. J. H.

Ein recht nachsichtreicher unger Mann, der in einem Buche von der „Zensur“ gelesen hatte, fragte neugierig ganz einfach, ob die Zensur nicht ein Zeichen der Apathie seien, und der Herr, welcher gerade noch dazu den Lulle an, des seinen Beistand, bedachte, antwortete, er hätte es nicht und zu erklären, an welcher Stelle in Indien es sich befindet. Zensur konnte aber nicht unter den Zensur der Zensur, deren Zensur war nicht durch das Recht der Zensur, noch, aber durch das Recht der Zensur an Zensur, man hat die Antwort auf aktuelle Fragen schuldig. Andere aber, denen Zensur durch persönliche Beziehungen oder durch solche von Mönchen bekannt ist, werden einige Beiträge zur besten Kenntnis der Zensur dankbar aufnehmen; denn die Zensur in einer solchen Zensur werden Zensur erweisen immer genauere Bekanntschaft mit derselben, und wird andererseits durch die wachsende Erkenntnis sich angereizt und vertieft. Was nur im Zeitgenossen nützlich ist, den Zensurigen eines Mannes der Zensur auf Zensur, da sich sein Leben lang mit Zensur beschäftigt und der es mehrere Male von Zensur des Zensur demorett durchdringt hat, das Man, mit dem er Indien beobachtet hat, ist aber gerade das eines warmen Freundes des Christencharakter.

*) Wie groß bei uns in Deutschland noch immer die Unbekanntschaft mit indischer Sprache ist, kann man z. B. in einem leisen vorübergehenden Aufzuge der indischen Sprache, Zensur der Zensur, Zensur sehen, wo das Wort Zensur aus der „Zensur“ Zensur wird, während es eigentlich einen Zensur Zensur Zensur bedeutet, eine „Zensur“ aber gar nicht existiert. Zensur Zensur. Der Zensur die Zensur Zensur, die Zensur Zensur, seine Zensur, werden ihm die Zensur aber wohl sehr über nehmen.

und der Mission *). Das Interessante aus den Mittheilungen des englischen Professors liesse wir ohne es auf Vollständigkeit abzugehen zusammen unter den Abschnitten: Die Engländer in Indien, das Heidenthum in Indien und die Mission in Indien.

1. Die Engländer in Indien.

a. Verdienste der Engländer

Die Errfolge der englischen Civiltätensarbeit sind so bedeutend, daß auch der ärgste Gegner Englands seine Augen dagegen nicht verschließen kann. Einst selber schon Indien dem Völkern als ein Land, das durch unsere Kriege verheert, durch despotische Herrscher geknechtet, durch Hungerkothhe entvölkert und widerstandlos der zerstörenden Wirb von Zerstörung und Völkermord preisgegeben war; jetzt sind die Naturgewalten bezähmt und überwacht, Dampf und Elektrizität in den Dienst des Handels und Verkehrs gestellt, gute Straßen, Kanäle und Wasserwerke eingerichtet, Viehwirthschaft aller Art gesichert, das Richteramt wird unparteiisch gehalten, die Bildung des Volkes gefördert, und überall trifft man eine Bevölkerung, die gebildet und sich reich vermehrt.

Wesfen war ein einige Punkte hervor. „A. Die Erleichterung des Verkehrs durch die Eisenbahnen. Nicht bloß Engländer bedienen sich derselben, sondern auch die Hindus, ohne sich durch Nationalität und Kastenvorurtheil abhalten zu lassen. Als der Prinz von Wales nach Bombay kam, eilten die Engländer zu Tausenden an die Abstationen, um ihn zu sehen. Die wartende Menge verlor sich in der lebhaften Scene die Zeit durch Schreien und Schreien; das Gedränge und der Lärm glichen dem Plauschen des Meeres, so daß es einem Indianer scheinen konnte, als sei ein zweiter indischer Aufstand im Gange.“ Dazwischen bestiegen sie den Zug in voller Ordnung, ohne sich mit ihrer Ueberzahl den Weg in die

*. Der Titel des Buches lautet: „Mohammedans and the Indians, here a series of discourses, notes and essays by Monsie Williams“ (Verfasser in Oxford, London: Printer and Co., 1878, Bd. 1, S. 178).

**). Die gemeinlichste Meinung der Hindus lautet wohl dahin, daß sie gemeinlich Angelegenheiten in ihrer Ruhe nicht verändern pflegen.

ersten Klassen erobern zu wollen. Baldaldy war Schafe ließen sie sich in die Läger dreier Mäße verpacken die zum Theil noch eine obere Etage hatten. Abschließ mag es vergehen, wenn Schaafe von Eingebornen zum Verkauf oder zu einem heiligen Orte transportiert; denn auch die Fahrt einer Raalfahrt zu Fuß ist durch die englischen Eisenbahnen verdrängt, und noch mehr der Raal zu den zu Fern und jetzt um so größer, je schneller die Entfernung mittelst der Eisenbahn zurückgelegt werden. Auch der Erfolg der englischen Civilisation ist jedesfalls unbestritten, denn einmal ein gelehrter Hindu mit den Worten ausdrückte, es gebe in Indien jetzt der Einführung der Eisenbahnen nicht mehr so viel Gutes, wie früher. Und warum das? Der Geschäftsführer, sagte er, konnte nicht dabei, daß Fortschritt, denen ihre Verwandten keine Todtenopfer darbringen, zu hervorragenden Göttern werden und die Menschen plagen. Nachdem man durch englische Bemühung der Verkehr so leicht geworden sei, konnte es nur noch selten vor, daß die Verwandten nicht schnell genug von einem Todestag den Abschied nehmen, um die Ceremonien rechtzeitig vollziehen zu können. — Die Fest wie die Eisenbahn bieten natürlich für die Eingebornen Gelegenheit zu Anstellungen indische Festzeiten eilen, in verschiedener Kleidung, die fast Niemand auf den Kopf, von einer Stadt zur anderen, und auf den Tempeln und Märkten aller Art raucht es von Hindu-Beamten. Aber all diese äußerlichen Civilisationsarbeiten mühen zu gleicher Zeit auch der Hygien und ihren Angehörigen zum Besten dieser, nicht nur durch den Zeugen und die Kräfteparade, welche das Eisenbahnwesen mit sich bringt, sondern auch durch den zerstörenden Einfluß, welchen dieses Verkehrsmittel auf Kastenvorurtheile und indischen Aberglauben vielfach ausübt.

Gehen wir über zu der eigentlichen sittlichen Arbeit Englands in Indien, so ist vor allen andern und gerade das ein Verdienst, was die Hindus als Eingriff in ihr religiöses Leben ansehen: die Abschaffung einer Reihe von Mißbräuchen, die gegen die allgemeinen Gesetze der Sittlichkeit verstößen. So wurden z. B. Menoporen im Jahr 1815 von der englischen Regierung unterdrückt, ebenso die Sitte, daß junge Männer, die von ihren Müttern durch ein Verbrechen zum Tode verurtheilt waren, sich selbst an einem gewissen Festtage das Leben nehmen mußten. Im letzteren Fall wurde endlich das Fest verboten, und einmal wurde dieses Verbot unterstützt durch die

und Schulen enthalten mehr gut unterrichtete, als auf das Gute gerichtete Leute, welche, die mehr frei als weise denken, mehr vorwiegend Praktiker als rechtliche Forscher. Sehr oft ist nur der Verstand gebildet worden, nicht auch Herz, Wille und Charakter. So werden diese ungenutzten Leute aufgebläht und eingebläht: sie lernen ihrer Väter Meinung verachten und bestimmen doch nichts Neues darin. Die Zahl solcher „Gebildeten“ ist groß, da Dank den englischen Einrichtungen die Kinder der Krieger und Kriegerinnen dieselbe Bildung erlangen können, wie die der Weisesten. Bei unglücklich hohem Preise kann ein junger Hindu studiren; sein Leben ist äußerst einfach, ein Zucht, ein Tuch, eine Matte auf dem Boden und seine einzigen Möbel, seine Bücher holt er sich aus der Bibliothek und Meis ist beinahe sein einziges Nahrungsmittel. Natürlich kann dann die Regierung nicht alle, die ein befriedigendes Gelingen beabsichtigen haben, in ihren Dienst nehmen. Derselben, die leer ausgehen, schämen sich dann zur Handarbeit zurückzukehren. Sie werden unglückliche, den Engländern feindselig gestimmte Glieder der indischen Gesellschaft. Eine soziale Basis ist also, wie sie in Europa den eigentlichen Schwerpunkt des Lebens bildet, in Indien nicht vorhanden, und daher fehlt auch eine durchsichtliche mittlere Klasse; die englische Bildung ist erst in eine kleine Schicht der Bevölkerung eingedrungen, und die Kluft zwischen den so Gebildeten und den Ungebildeten ist weit. Dabei muß die Regierung in Zukunft ihr Augenmerk darauf richten, ihre Zahl zu vermindern in ihren natürlichen Lebensverhältnissen zu lassen und sie für diese Geschäfte zu machen; ein Landwirth zum Bauer sollte ein besserer Zimmermann, ein Schreiner ein besserer Schreiner, ein Tischler ein besserer Tischler werden. Nur in besonderen Fällen mußte eine höhere, über den Stand der Eltern hinausgehende Bildung gewährt werden.

Noch war nicht von der Erziehung des weiblichen Geschlechtes in Indien die Rede. Die Wichtigkeit derselben für den sittlichen und physischen Fortschritt der Bevölkerung kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Die Hindu-Frauen sind in allgemeinen freudige und ungehebe Mütter, und üben daher großen Einfluß auf ihre Familien aus, aber sie sind ethisch unentwickelt, und ihrer Unwissenheit, Bigotterie und Aberglauben gegen die Brahmanen ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß Coercedie ist und Aberglaube nicht viel schneller Grund und Boden verlieren. Die Regierung hat bis

England habe es uns ferner als eine Pflicht an, den geistigen Gehalt des Volkes durch Unterricht zu heben. Als der König von Wales in Bombay begreift nicht, waren auf einem bestimmten Plage 17000 Kinder versammelt — alles Schul, der christlichen Religionen ausgenommen: Hindus, Parsis, Mahomedaner, Sikhs und Protestanten, die aus Bombay und der Umgebung zusammengebracht worden waren. Schon die Elongation, das man eine so große Zahl von Kindern, Knaben und Mädchen, aus einem doch beschränkten Orte, zusammenbringen konnte, ist bedauerlich und erfreulich. Sie waren in Reihen aufgestellt und nach Religionen und Schichten gruppiert. Jedes Kind hatte ein gedrucktes, an die Provinz gerichtetes Lied in der hinduistischen Sprache bei sich, das im Augenblick, da der König unter sie trat, angelesen werden sollte. In Madras wurde der hochste Ort von noch mehr Kindern einbezogen. Ueberall gibt es nun Schulen, niedere, mittlere und höhere, auch von Christen und Hindunern, und in des Jors steht eine immer wachsende Zahl von Schülern und Studenten auf. In Bombay gab es im J. 1875 über 10000 angelesene, die zum Unterricht einbezogen wurden, darunter einige junge Parsen. In Kalkutta waren es noch mehr, und der durchschnittliche Bildungsgrad scheint höher zu sein als in England. Zudem ist jetzt unter Hindunern in seinen Eiern für Bildung nicht gar viel, was die Fertigkeit in der englischen Sprache betrifft, sagt Madras vielleicht den Preis davon. Die größte Mangelheit ist die allgemeine Bildung Indiens wegen aber die einfachen Dorfchulen, in denen die Mutterprache, und Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wird. Solche Schulen sind zum Theil sehr praktisch eingerichtet: sie freuten ihr Leben in freier Luft, unter Bäumen, da Kinder aber die Schreibtafel zuerst in Sand, dann auf Pappstein, und zuletzt in ein Buchchen oft so weit, daß sie auch Brüche im Kopfe auszurechnen können. Schon im Jahr 1873 gab es 211,776 Primarschulen, mit 965,000 Schülern in Indien, was freilich noch nicht viel heißen will bei einer Bevölkerung von 241 Millionen!

Und nicht nur in die Presse tritt das englische Unterrichtssystem noch herein, sondern eben so sehr in die Lücke, die es immer geschwächer und wider werden. Selbst Engländer erkennen die schwachen Seiten desselben, auch abgesehen von dem Mangel der Religionslehre der Schulen, wohl an. Die indischen Hindunern

und Tugenden erhalten mehr auf unterrichtet, als auf das bloße geistliche Leben, solche, die nicht frei als weise denken, mehr vorwage Geistes als redliche Kenner. Sehr oft ist nur der Verstand gebildet worden, nicht auch Herz, Willen und Charakter. So werden diese jungen Leute erzehlet und erzehlet; sie lernen ihrer Väter Lehren verstehen und bekennen doch nicht Alles dafür. Die Zahl solcher „Schelldenen“ ist groß, da Fast den einzigen Einrichtungen die Kinder der Armen den die Bildung erlangen können, wie die der Reichen. Bei unständlich belagerten Völkern kann ein junger Hindu hindern; sein Vater ist arm, er hat ein Stall, ein Fackel, eine Wette auf dem Boden und seine einzigen Möbel, seine Väter holt er sich aus der Fackel und Fackel in der Nähe sein einziges Nahrungsmittel. Natürlich kann dann die Regierung nicht alle, die ein befriedigendes Gelingen besitzen haben, in ihren Tugenden nehmen. Diejenigen, die sehr arm sind, können sich dann zur Handarbeit anstellen; sie werden in der Regel, den Engländern freundlich genante Händler der indischen Gesellschaft. Eine kleine Mittelschicht, wie sie in Europa der eigentlichen Schweinehaut des Fleisches bildet, ist in Indien nicht vorhanden, und daher fehlt auch eine durch die mittlere Bildung. Die englische Bildung ist erst in eine kleine Schicht der Bevölkerung eingeschränkt, und die Masse, welche den so Gebildeten und den Ungebildeten ist weit. Daher muß die Regierung in Indien ihre Aufmerksamkeit vornehmlich auf ihre Schüler mehr in ihren natürlichen Lebensverhältnissen zu lassen und sie für die Gerechtigkeit zu machen, ein indischer Jungermann sollte ein besserer Jungermann, ein Schreiner ein besserer Schreiner, ein Lehrer ein besserer Lehrer werden. In in besonderen Fällen müßte eine Schule, oder den Stand der Eltern entsprechende Bildung gewährt werden.

Noch war nicht von der Erziehung des weltlichen Geschlechtes in Indien die Rede. Die Wichtigkeit derselben für den künftigen und physischen Fortschritt der Bevölkerung kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Die Hindufrauen sind in der allgemeinen frommen und heiligen Natur, und allen dabei, jeden Castus auf ihre Familien aus, aber sie sind entsehrlich unvollständig, und ihrer Unwissenheit, Aberglauben und Unterwerfung gegen die Brahmanen in es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die Londoner und Aberglaube nicht viel schneller wird und Aberglaube verlieren. Die Regierung hat so

ist noch wenig für die Erziehung der Frauen gethan: vereinzelt Anstalten und gemacht worden mit großen Kosten und auch mit einigen Erfolg. Aber erst habe sie auch noch zu schaffen. Die Erziehung ist eben die, die zuerst die mehr u. zungewohnten Männer gewonnen werden müssen, und sie durch sie erzeugen und gebildet, so wird die Erziehung der Frauen sich von selbst geben und das weibliche Geschlecht wird dann ohne Vermittlung der Regierung auf einen der Bildung der Männer entsprechenden Standpunkt gehoben werden.

Es bleibe im Allgemeinen dabei, daß es für Juden eine Wohthat ist unter englische Herrschaft gekommen zu sein. Viel bleibt noch zu thun übrig und es ist zu hoffen, daß noch viel gethan wird. Für uns aber ist die englische Arbeit darum so wichtig, weil sie in manchen Beziehungen den Grund legt für die Arbeit der Mission.

b. Regierung der Engländer.

Juden ist gegenwärtig nicht mehr u. drei Fünftel der Kosten entrichtet, sondern in 8 Provinzen, die unmittelbar unter England stehen, und in 8 Territorien, die zu Theil von England überwacht werden, zu Theil aber selbstständig unabhängig sind. Ein Herr von Meantou ist König, der gewaltige Ländermacht zu verwalten; dem Eingebornen erscheint lediglich der Kollektor (Steuereintreiber) als unmittelbarer Vertreter des englischen Regiments. Das Amt eines Kollektors schmeckt mehr in sich, als der Name belagt; in ihm ist die ganze Verwaltung eines Distrikts zusammengefaßt. Er zieht nicht nur die Steuern ein, sondern hat nahezu die Befugnisse, ihm ist die ganze Weisheit eines Reiches in die Hände gelegt, er überwacht die Polizei, die öffentlichen Arbeiten, Straßenbau, Ackerbau, die Verwaltung der Städte, er sorgt für das Gerechtigkeitswesen, für Erziehung und alles Uebrigste. Eine Menge von Zweigen stehen zu seiner Verfügung, stets bereit, seine Anordnungen auszuführen. Jeder Kopf am Kollektor ist in den Augen der Bevölkerung ein König. Er redet wie ein solcher, handelt wie ein solcher und besitzt thatsächlich mehr Macht, als anderswo anderswo nicht. Er spricht er zu einem Mann: „Kommen' her“, so kommt er, zu einem andern „Geh“, so geht er. Sein Ansehen ist der tägliche Sammelplatz für eine Menge Eingebornen. Morgens in aller Frühe, wenn der Kollektor noch von seinem Assistenten in der frühen Morgenstunde nicht zurückgekehrt ist, sieht man schon Leute aller Art vor dem Anstehen. Da stehen

einige Bezugsstellen, die einen Aufwuchs bezeugen, ist, hat es ein bescheiden aussehendes Buch mit vielen Zichen und neuen Radern, der eine Aufsicht enthält u. s. w., dort sind einige abgenutzte, halbrunde Kisten, gelacht unter der Kap. der Kunst und des Kunstwerks: hier ein alter Stein, gelacht von einem Stein, dort einige Unterleone, die einen Stein aus, liefern oder Steile empfangen, nehmen haben, andere kommen nur gelacht, den Augen nicht, gelacht oder gelacht zu werden und endlich stellen Panneller, die eigentlich gar nichts da in ihnen haben, alle mit einer Miere in ihrer Umgebung und vorerst, der es sich kommt mit der Still hier zu sein und hat er nun ein sein Stein ausgenommen, so ist es seine Aufgabe, all' diese Halle in eigener Vision zu erdigen. Um 11 Uhr etwa beginnt der Vorleser eine Zeit Briefe, was man ist der stehender in eine kurze Zeit von Papieren gelacht. Jede Zeit bringt ihm eine Menge von Schriftstücken und verlangt Bedacht and ständliche Notiz über alles in, yche. Ein halbes Jahr wurde vor nicht langer Zeit nicht ferdert, einen Stein zu finden, den die Leben eines gewisser in Wages lebenden Stein. In derseits haben diese Beamten aber auch schon seit lang alle möglichen literarischen Beiträge zur Kenntnis des Stein zu liefern; wie schon ein, der ein ganzes Jahr über das Leben und Zustand im Stein gelacht hat. Jedoch hat man von Seiten dieser Beamten öfter klagen darüber, sie lernen ihre Arbeit nicht mehr beizulegen wie früher, sie seien ihrer Verantwortung nicht mehr Herr, sondern müssen einem Duzend anderer Herrn dienen, den Steuerkommissionen, der Sanitätsbehörde, der Polizeibehörde, den Doktoren des öffentlichen Unterrichtes, den Mitgliedern der Wissenschaft u. s. w. Daraus ergeben sich manche Nachteile, der Vorkler, der mit Allen überhast, oder der, unmittelbar aus England angetrieben, in die Verhältnisse sich nicht eingeweiht ist, gibt seine Zeit nicht zur Ausarbeitung an seine Unterleone und Sekretäre, die sich viel leicht oft in denselben Fall, nach haben ihn ein Sekretär das Vertrauen, so daß man sagen kann, die Verwaltung des großen Reiches werde in vielen Fällen geleitet durch Schreiber!

Freilich kann der Schmerzpunkt der Regierung, nicht in London, sondern in England. Die Verwaltung leidet auch durch den Umstand, daß es so eine, der Landung der Regierung mit Unterstützung gegeben kann. Die ungeheure Zahl, die Welt und

Es trennt, steht überbrückt zu sein, und darum ist es die das Schicksal der ersten Hugenotten erlösend, Jüdium nach der Hebräer- und Araber- Sprache zu verwalten und zu regieren zu übernehmen. In der Zeit aber einmal aus ganz ungleichen Ebelem, die nach Lage, Religion, Rasse, Bevölkerung sehr verschieden sind und sich wege- jammern werden von England ausserachtet wie die Nacht vom Tage. Diner ist die Hugenotten Leses in Betrachtung, englische Zustände nach Jüdium zu verwalten ohne bei dieses genaugd darauf ver- bereitet zu. Warum nachdies Gutesmüthiger der modernen Zeit, des Zinses, der, niedrige Begehrung, Wenn eine Kharvon, Areten der Tief, wenn in Jüdium verthan und müssen deswegen bei- weise wieder verständig gemacht werden, was selbst wieder zu neuen Unantraagsleben führt. Den Vortheil der Geld hat die Regelung von Vondos aus, der ansehnliche Brotpolsgouverneine unmittel- bar beauftragt werden können, indem man nicht die Hölle straft anzieht, wenn sie ihre Grenzen überschreiten wollen.

Zuletzt ist die Regierung hinter ihren Aufgaben zurückgeblieben, weil sie das ihr anvertraute Land noch lange nicht genügend kennt. Wir sehen daraus ab, daß die Engländer meist eine unvollkommene Kenntnis der geographie Judens haben, daß indische Beamte es nicht viel von dem rassen wiss über die Grenzen ihrer Provinz hinausgeht, daß selbst Mann von Rang und Erziehung fragen können, ob Lahore nahe bei Benares sei u. s. w. Das schadet Juden sehr noch mehr, auch das nicht, daß die Statistik aller mancher Punkte noch im Regen liegt, daß Bezirke, die bloß eine halbe Tagesreise von Kalkutta entfernt sind, in 12-14 Tagen Bericht noch in activer Zeit als „unentdecktes Land“ bezeichnet werden müssen. Aber nicht ges. m. es, daß die Leiter des Landes noch zu wenig bekannt ist, und daher lange mit den Krieg verliert, den sie führen können. Wie groß und mannigfaltig die Verunsicherungen in landwirtschaftlicher Beziehung s. w. weiß man nicht, eben so wenig, welche Ausrichten die Baumwollekultur u. dergl. hat. Seit in neuerer Zeit hat man die Entdeckung gemacht, daß die Theeplantage auf manchem Boden schmeich. Unwissenheit herrscht zum Theil noch über Bau und Pflege des Kakaos, des Citrusbaums, und vor allem des Tabaks. Vielleicht auch in der Haltung der Engländer die 2 oder 3 Millionen im Staatshaushalt erzeugen, wenn das britische Gewissen einmal dahin kommt, den Völkern mehr anzugehen. Weiter

bei uns Juden noch so wenig nach der Zeit seiner Kaiserwahl
 rüffe bekannt. Jedoch ist allgemein mit einer Waise Herr der Mäule
 und Pöbel, aber die beste Methode, dieselben von Augen des Landes
 zu verzerren, ist noch nicht gefunden. Es sind daher in vielen
 Gegenden noch keine Vorkehrungen zur Abkämpfung des Waisens und keine
 geeigneten Vorrichtungen zur Verhütung vorhanden, an der Dürre
 und Hungernoth in entgegenüber Weise entgegenzutreten. Die Reichen
 statt endlich hätte in Juden noch ein großes Feld vor sich, um in
 der praktischen Pflanz- und Thierwelt betausche und zozogische,
 und dergleichen and viele andere Einrichtungen zu machen.

Die Eingebornen haben ihrerseits wieder eine Anzahl Bedwer-
 den gegen die engliche Regierung: worum, heißt es, laßt man uns
 niemals in den höchsten Stellen zu? Warum gibt man uns nicht
 sociale und politische Gleichberechtigung? Wir wollen einige Be-
 trachtungen im Haale der Gemüther und, wenn aus diese Verne-
 mung in der Regierung nicht gestattet wird, wenigstens kassierende
 Veranlassungen, deren Wollen man here, ehe man zur Ausführung
 neuer Werke strebt. Das Alter für die Reverbung um den eng-
 lischen Grunddienst ist vorwiegend für die Juden auf die Zeit von
 17. bis 19 Jahre festgesetzt worden, daher wird behauptet, die
 Juden seien nun vollständig von der Militärverpflichtung ausge-
 schlossen, da man doch nicht Sklaven in diesen Alter zum Einsatz schicken könne.
 Ueberhaupt sei es eine Ungerechtigkeit, daß alle, die in den Grund-
 dienst treten wollen, ihres Lebens wegen nach England reisen
 müssen. Dieser wird das Annehmen angepöbeln die Regierung
 sollte weniger kosten, je solche weniger Geld auf die öffentlichen
 Arbeiten verwenden. Die Steueramasse sollten sich mehr gleich
 bleiben und nicht so oft wechseln. Aufruch war die Steuer an-
 fänglich eine mäßige, mit der Zeit konnte die Regierung aber mehr
 von der aufrechterhaltenen Bevölkerung verlangen, da das Alter und
 man bedauernd im Werth gestiegen ist. Das können aber die Ein-
 gebornen nicht begreifen. Haupt wird auch über die Ausübung der
 Justiz geklagt: sie sollte billiger und weniger umständlich sein. Das
 Hauptwort bezieht hier darauf, daß es eine Anzahl von einheimischen
 Advokaten gibt, die von Proceß zu Proceß leben, ihre Klienten ausbeuten
 und ihren eigenen Landknechten das Blut abzapfen.

Die engliche Regierung kommt gegen der selben Klagen in
 mancher Verengerheit, sie thut bald zu wenig und bald zu viel. Zu

viel scheint sie neuerdings zu thun, indem sie die Eingebornen zu Angelpfist rüstet über Vermien in Dienst nimmt. In Gerichtsstellen, Polizeibehörden, Eisenbahnstationen, Post- und Telegraphenanstalten und in jedem Zweige der Verwaltung trifft man jetzt Eingekerkerte an Stellen, die früher von Europäern ausgefüllt waren. Die eingekerkerten Personen sind häufig darüber aufgebracht, daß man Eingeborne mit übermäßiger Berücksichtigung ihrer Verdienste ihnen zuzieht. In 30 Jahren — hört man sie sagen — werden wir, die englischen Richter und Kolonisten, aus dem Lande vertrieben sein; die Eingebornen, die wir herangezogen haben, drängen uns nach und nach hinaus. Wir haben die schwerste Arbeit getan im Schwefel- und Kupferbergbau, und doch dankt man uns nicht und bezahlt uns nicht besser.

Von jetzt an wird übrigens auch der englischen Regierung eine dankbare Anerkennung, noch öfter eine schmeichehafte Lobeserhebung von Seiten der Eingebornen zu Theil. Ein Hindu, namens Gopal Rao Hari Deshmukh, der Frau der Königin und guten Wadai, wurde kürzlich zum Richter in Poona ernannt und mit dem Titel Rao Bahadur bedacht. Daraus sieht er in die indische „Times“ einen folgenden Artikel: „Diese Ernennung ist mir sehr ehrenwerth als Belohnung meiner Unterthanen und meiner Dienste. Ich bin verpflichtet, daß jeder ein tüchtiger und wahrer Mann in diesem Lande sein soll. Unser Land hat Jahrhunderte lang keine Männer gehabt, die den Namen einer solchen verdiente. Es gab weder Frieden im Innern noch Sicherheit gegen Außen. Keine Gerechtigkeit in Indien führte den Grund der Unruhen, des Mordes, des Diebstahls, des Selbstmordes und der Menschenopfer eine Schande. Die ganze Nation bot das Bild der Stille und der Unwissenheit. Jetzt steht es anders. Unter den Augen einer gütigen, aufklärten und starken Regierung beginnen wir wieder fortzuschreiten. Recht und Gerechtigkeit regieren sich über das ganze Land. Verurtheile Urtheile und Irrthümer sind im Vergehen begriffen. Wir halten es daher für ein großes Vorrecht, treue Unterthanen der Kaiserin von Indien sein zu dürfen. Wir haben sehr Sicherheit des Lebens und Eigentums, so gut als irgendwelche Völker haben sie zu Stande bringen können. Aber all genug ist, weiß von den Wanderungen von der Pindar's zu erzählen, die von den Bergen herabsteigend, Schrecken im Konkan Lande verbreiteten.

[illegible]

Nachdem denken auch Andere. Einmalige Gedächtnisse können überhaupt keine ein, das wir unter erklärter Herrschaft tiefer Welt haben gesehen, als unter irgend einer anderen der Willkür. Ich habe schon auf ein, was das eine beides zugleich der A. lang wichtiger Verrichtungen sein würde, und sie werden sich, nicht über den anderen. Aber was ist es mit der Welt des Willens? Die in der Welt der Willenheiten geht die Erklärung gegen in? Diese Frage ist einer besonderen Bedeutung wert, weil sie auch für die Wirklichkeit der Missionare von Bedeutung ist.

2011 (15) 95-97

Die Mission in den Augen der Welt.

6. Sauerliche Zustände nach Dr. Max Rubner.

12. Die Person, er tritt in der Geschichte auf, was vor
1800 Jahren geschah, waren sie in lauter kleine Stämme
unter eigenen Häuptlingen vereinigt. Ihre berühmteste
Stadt seit Anfang des 17. ist die Feste des großen Zandwa
Coel (1779) gebildet. Coel ist der Entdecker des japanischen
Festes, und von ihm wurde er auf den Namen seines Vorgesetzten,
des damaligen Chos der Admiralität in London, Vord Zandwa,
getauft. Die ersten Vorzüge stammte von Matsumura I., welcher
einstweilen im Auftrag seines Vaters durch Matsumura I., welcher
anderen Häuptlinge beistand. Er wird deshalb nach seinen Leben-
zeiten, a. Matsumura I. in Europa der Kaiser der Zandwa Feste

und auch die Wohnungen größtentheils europäisch, in den Dörfern und den einsamen Gassen jedoch noch nach altem Stil einfache, unregelmäßige Zerstüßungen. In der Nahrung hat sich seit Carl's Befehlen nichts Wesentliches geändert. Vor, ein säuerlicher Brei aus Zaro-mehl, ist der Hauptartikel, rohe Rische und Hundestench sind noch immer Nahrungsgewichte. Die Wohlgezeiten werden auf dem Peden eingekerkert, und haben die reicheren, vornehmen Karakas auch die schönsten Tische und Stühle, sie geben es vor, sich daneben auf eine Matratte niederzulassen.

„Die Hanner und diejenigen Polynier, welche am meisten aussterben. In den letzten 20 Jahren ist die eigenthümliche Bevölkerung von 40,000 auf 30,000 Köpfe herabgesunken.“*) Der Hauptgrund liegt wohl in der Unfruchtbarkeit der Weiber und in ihrer Verachtung für das Meisten, was sie sich ohne Säkralung und Nachsicht, mühsam wie die Weiber im Sattel sitzend, hingeben.“ In Honolulu herrscht eine ziemlich schamlose Prostitution. „Dort sind die Missionäre in dieser Beziehung machtlos. Nachdem sie aber halten sie ein scharfes Auge auf ihre der Stadt nur zu sehr geneigten Vänner. Während unserer Anwesenheit in Oahu zogen sie in ihrem Misstrauen und in ihrer Vorsicht so weit, uns während der Nacht einen Polizeimann vor's Bett zu postiren.“**

„Unter den öffentlichen Gebäuden Honolulu's ragt das herrliche Regierungsgebäude dem Aeraab hervor. Ein weiter, luftiger Saal im Erdgeschosse dient dem Parlament zu seinen Sitzungen.

*) Nach einer am 27. December 1872 vorgenommenen Volkszählung ist die Gesamtbevölkerung des Königreichs Hawaii 67,000 Seelen, 11,000 mehr als im Jahr 1872, gegen 142,000 im Jahr 1856. Die Zahl der Eingebornen ist jetzt 41,000, fast 4000 weniger als vor 6 Jahren. Die der Weißen aber ist auf 3120 (1851 mehr als vor 6 Jahren) gestiegen. Die Weissen zahlen jetzt 4001, d. h. 1100 mehr, die Chinesen sogar 3016, d. h. 1078 mehr als im Jahr 1872. Folgende ist die Stärke der verschiedenen Nationalitäten mit Bestätigung der entsprechenden Zahlen vom Jahr 1872: Amerikaner 1276 (889), Chinesen 3016 (149), Portugiesen 436 (236), Deutsche 272 (224), Franzosen 81 (84, die einzige Abnahme), andere Fremde 106 (364). Die Zahl der im Lande geborenen Kinder von Ausländern ist von 846 auf 117 gestiegen. Somit hat zum erstenmal durch die starke Zunahme des fremden Elements eine Verminderung der Proportion Ausländer zu den, wenn auch auf Kosten der Eingebornen.

**) Hiernach hatten sie im Gegehoß zu dem oben Gesagten doch noch erkannt viel „Nacht“!

Der spielen sich zwischen jor schaurige Debatten ab. Unter den vier Mächten des Reichs sind drei Mächte, die Kraft der Sprache ist weiß, und des Hares selbst denkt an einem Diktat aus Worten. So wird sowohl englisch als hawaisch diktiert. Eine hawaische Interpretation findet oft eine englische Antwort, oft sprechen zwei Redner zu gleicher Zeit, der eine englisch, der andere hawaisch, der Diktator wachend, der Empfänger schlafend und spirituell. Und ehe des Vorgesetzten die Rede beginnt, wird gebetet. Er machte mir bei wiederholten Besuchen den Eindruck, als ob die Reden nicht viel Noth von den Reden der Kanakas nahmen. Sie sind eher Kinder. Man las sie schneller und thut schieflich doch was man will. Es ist leicht war ein Gesetz durchgezogen, welches den im Hawaischen Monarchen anhängen Verfassungen sehr verderblich werden konnte, nämlich das jedem Arzt die Lizenz entzogen werden sollte, der einem Kiste in einem Kranken nicht sofort Folge leistete. Die Bestimmungen brachen auf Schicksal über dieses Gesetz und drückten dabei ganz unvollkommen die letzte Verfassung der Kronen Gesetze aus.

In Honolulu gibt es sieben Kirchen, alle von amerkanischer Zuhilfenahme, und zehn Freimaurerlogen. Die meisten Hawaier sind konfessionell sich kristianisch. Nach diesen kommen an Zahl die Katholiken, dann die Episkopalen^{*)}. Neben der Kawaiahoi-Kirche ist die Waikele in der letzten verstorbenen Kirche. Amalia la Moi i 1874 (27. der März) ist die einfache Aufschrift des zweistöckigen, gotischen Baues, in welchem innerhalb eines engeren Gatters sechs vergaltete Kabinen, große Stühle aus Eisen und Blumen auf Stangen, in der Erde stehen.

Nun in den drei oder vier Geschäftstraßen drängen sich die Häuser, größtentheils aus Holz und einstöckig, ohne Gärten eng aneinander. In Fort Street sind die Läden der Weißen, in Nuuanu-Avenue jene der Chinesen. Denn auch hieher haben die Söhne des Reiches der Mitte ihren Weg gefunden, und keine der größten Verfassungen auf den hawaischen Inseln ist ohne Mongolen. Sie sind hier hauptsächlich Schuhmacher, Kleinfärber und Wäschevertheilungsgüter. Die Regierung, die in Kapaemahu ihre Monopol ist, haben sie den Eingebornen noch nicht zu entreißen vermocht. Ihre eifrigeren Kunden legen sich alle so an, daß man nur schwierig und selten die richtige wieder findet, wenn man vielleicht vor einem der schlafwandigen Spiessbären betrogen worden ist.

*) Nummerierung siehe folgende Seite

durch die Straßen gehen, drängen fast aus jedem der effensirenden Laden, Korbgeschäften und Kneipen die Leute der Mutterprache an man Ort. Wer sind dort so gut vertreten, als nur nur wünschen können, was nicht mehr über u. dortselbst das Emp. hen der Hall ist. Unter meinen Verbindeten u. Penultu sind die ausgekauften und reichsten Kavalere, und ein r. yos 3. Sines Ziehen, das man in solcher Ferne und Gelegenheit kaum erwarten möchte, blüht bei ihnen. Ich fand zum ersten mal seit längerer Zeit nicht nur die meisten außerer besseren Geschriften, sondern auch eine Menge deutscher Bücher wieder.

„Das Alia von Bonantu in paradiet, wie aberall auf den glücklichen Inseln des Stillen Ozeans. Die Pize ist nicht allzu groß und wird häufig gemildert durch erfrischende Regenschauer. Eine schreckliche Plage Pandoro aber in der asiatische Ausg., die Vezra, welche abichat unheimbar ist. Man bemerkt, sie sei von den Chinesen eingeschleppt worden. Sie war im Anfang nur in einzelnen Häuten aufgetreten, bis sie gelegentlich der ersten Blatterepidemie, die ein Wundschäfer brachte, plötzlich die größte Verbreitung erfuhr. Nicht bloß die Vezra, sondern auch Pesten und Pocken stiegen h. l. sofort auf der Uageborenen, und alles Hals über Kopf zu nisten, wie die koth. g. Korn zu mahlen, und so kam es, daß die Vanzette das Gift der Ausg. auf eine Menge Anderer übertrug. Die Ausg. werden z. h. ch. gesammelt und in ein abgeschabenes und ungenügendes Thut der Insel Motokai verbannt, was zwar grausam, aber sehr weise ist. Auf Motokai sollen sich gegenwärtig etwa 400 Ausg., darunter auch von Vezra, ein Deutschler und drei Engländer, befinden. Ähnliche Behandlung gemessen sie dort nicht *) und auch über ihre Verurteilung wird viel geklagt.

Die Strafen sind streng, aber die Gärten glänzen stets im schönsten Grün, Daal der reichsten Wasser- und Luftverforgung. Zu der im recht einer glücklichen Ferne Kavalere dasenbalt liefern die Uageborenen die schönsten und süßesten Früchte. Blumenbesatz und in bunten Gewändern tragen sie, Männer und Weiber, auf

*) Vened. das hat die Regierung einen Zehnteil von 12,000 M. für einen gek. dorten Arzt angestellt, der sein Leben der Pflege und Aufsicht der Ausg. widmen soll, es hat sich aber lange keiner gefunden. Erst kürzlich hat ein Missionarsohn, Emerson, sich dazu hergegeben.

Schneide und Hegen in den feurigen Schland waren, nach der Christenlehre. Sind so d. L. be. in jeder Dauern Ähnliche aber glückliche Ueberwindel der Firdaen nach nach als in jeder Jahren noch zahlreich vorhanden.“ Weder nur in walt!

At einem abgelegenen Dorf sah der Reisende auch eine Schule, „in welcher die Kinder gerade ihr Morgenbet beteten“ und in dies wurde er „einigen jungen Damen vorgesetzt, die auf der Missionsschule englisch gelernt hatten und sich freuten, ihre Konversationslust zu zeigen.“ Erst im Verlauf des Gesprächs merkten die Europäer, daß in dem betreffenden Hause ein Feindnam lag und daß die schauerhaften heidnischen Tänze, die vor demselben aufgeführt wurden und an welchen sich einige alte Weiber ergötzen, erst End der Firdaenfeier anemachten. Es wurde so arg, daß sie nicht an, an einem Ort zu sein, „mit welchen schändliche Mißhandlung sich posse.“ „Da kam aber gleich wieder die hebenereiche nützliche Entzählung, so daß wir uns die letzten Freuden erlitten“, und es stellte sich heraus, daß der amfenden Jüngeren Observation jener unwürdige Tanz ebenso verachtet war, als beliebt bei der Älteren. Wir hatten der Kulturmission, die eine tiefe Kraft trennte, vor uns. Die Älteren hatten noch sehr in ihrer alten Portieren, die Jüngeren sahen bereits europäisch. Das beide Kulturmission, ordentlich nach jahrladri dazig. Häßliche Hufen verurteilt, hier auf einem Hof neben einander vorzukommen, war ein Anachronismus, der eben nur bei einer so raschen Civilisation möglich ist, wie die Schweizer sie genießen. In einem Mundwörterbuch aus den letzten Jahren erinnere ich mich an ein Beispiel zu unserer Erlebung gelehen zu haben. Als Marahameha II. gestorben war, trauerte ganz Honolulu um und zwar in selbender Weise. Beide Geschlechter enthielten sich weidenschaftlicher Völlerei. Einige hatten sich die Finger ab, andere schlugen sich die Verber, was uns Tag und Nacht wurde. Sola Sola get. v. g. und „Walt get. v. g.“ — „A so hat die Mission doch nicht unfruchtbar geendet.“

Was der Reisende sonst über seine Erlebung auf Oman zu erzählen hat, magt ihm selbst am meisten schande. Neben einem solchen Europäer erscheinen auch die stürmischen Kanakas als arme unschuldige Kinder. Folgendes ist noch so jämlich das häßliche Ende ihrer Art. „Der nächste Tag war nachlässiger Weise ein Sonntag, und unter sonst sehr liebendwürdiger Weisheit in Kehals ent-

zuppte ich als ein armer Knabe. Das und ich hatten beschloßen, um jeden Preis i. d. Gewalt zu weiter zu gehen, und selte es auch in unserm eignen Interesse sein. Wir schickten damit auf's Bestimmte zu den holländischen Saathgefehlen, und nichts wurde unternommen, gegen ihre Vorhaben zu intriguen. Auch die drei anderen Gefährten waren dagegen, nicht mehr als Hundt vor der See als auswärtiger Handel, nicht Z. b. ehl. d. setzten wir aber doch, und gegen das Bedauern und das Versprechen, Mori und Mannaschi von Honolau mit der nächsten Gelegenheit wieder zurückzuschicken, übernahm es der Kapitän, uns beide nach Honolulu zu bringen. In Mohala war es unrettbar ebe und leerlich. Den ganzen Morgen kumerte der blühe Kapitän des Kanoes gethate die oben auf dem Mast, während wir unten im Garten uns mit dem fremden Vahr und anderer Bequemlichkeit herandisputierten. Als wir bereits am Landungsplatz unten waren, um uns einzuschiffen, erhoben sich viele Schwierigkeiten. Wir wollten noch zwei Kalebassen Vieh, für die Mannschaft mitnehmen. Aber heute war Sonntag und kein Mensch in Mohala getraute sich etwas zu verkaufen, und ohne den Vorerkarte die Mannschaft auf's Bestimmte, nicht zu fahren. Zum Glück fanden wir doch noch einen Mohala bereit, gegen das Kaufsüß des geschuldenen Preises den unumgänglichen Knecht heilich zu lassen. Endlich stiegen wir waffel dem Lande und waren der penitiden Ungeheuerkeit ledig. Hier und die gottesfürchtige Sonntagsgewerke von Mohala zurückweisend, erdten wir in das offene Meer hinaus, wo uns bald ein gantziger Wind ergreift. Bald trenn sich ein Windstille ein, „wie eine Strafe für die Unacht, zu versuche und beenden des (angeb.) Kanuas, wenn er uns zu unterhalten geht.“ — Warum nicht „wie eine Strafe“ für die Sonntagseinstellung von Seiten der beiden Europäer? „Die Mannschaft hatte ihn übelnd Verriß getrachtet, jetzt da sie wieder rudern mußten, zeigte sich ihre Heuerkeit. . . Schließlich einer an, das Abendgebet vorzubereiten und alle entließen ihr Haupt und führten die Hände und gaben nun so frei an und andrückt aus, als ob sie niemals unglückiger Knecht gefühlt hätten.“ Endlich wird bei einem Wadort getrieben. Die eingebornen Fischer sind sehr gütig und gegen den Reisenden von ihren sehr wohl-schmeckenden Fischchen. Und wie hatten diese ihres Dank dastill ab? „Trotz des strengen sonntlichen Verbots ließen wir sie auch an

von Gott ist. Als dann Buchner's den Redner vor sich sah, der dem bereits Angehörten noch eine ganze Reihe von Belegen hinstellen konnte, so haßte er einmal bei sich: „Die Urgründe laufen der Zeiten und die künftige Natur wird doppelt überlappend mit einander, in welchem der Literarische und bis zum Unerträglichsten anhaltende Breite Menschheit der Verbesserung bilden.“ Ferner: „Der Zür. ‚Westen‘ hat in der That den gleichen Reichthum, wie bei uns ‚Journ.‘ gerade Longueton ist ein Hauptstück dieser englischen Pöbelzeitung, wenn auch dem Namen nach der englische König Georg über die Longueton regiert.“ Dann besonders steht in Hr. Buchner aber auf den allerdings übertriebenen Vorurtheilseifer der Engländer und Amerikaner zu sprechen. In einer Zusammenstellung sind er „36 Zitate, 54 Abschnitte, 10 Abschnitte über politische und theoretische Freimaurer, 22 Selbstbiographien von Pastoren und anderen Baupersonen“, die sammtlich „einer Traktatgesellschaft entstammen und werth für die betreffende Schriftabtheilung den unerschöpflichen Vorrath liefern, daß sie nicht leeren.“ Und schließlich ist eine ähnliche Zusammenstellung, die er in einer anderen sammtlichen Zusammenstellung gemacht. „Der letztere dieser zwei Theile ist,“ schreibt er, „sichem mit großer Freimaurer-Logen zu sein. Denn in jedem Wagon liegt eine Zube, auf. Ich habe aber nie jemand davon sehen gehabt. Der Wagon besteht die ganze Zeit, wie die Zube der und Cardin. Es gibt das nun ein Weniges hängen: an diesen symbolischen Wägen hängen ebenfalls die überall herumgestreuten Traktate und Broschüren, als die überall zu die Zeiten gestellt zu kommen.“

Wie oben gesagt, während der englische Sonntag ist, haben wir schon wiederholt zu hören bekommen. Er geht davon aus, daß, als ihm in Son-Abend der „Sabbath“, den die Väter in den Straßen aufsteht, er von dem, was darüber noch zur Sache erklären konnte, daß er selbst durch längere Übung angestrichen entartet“ zu sein ist. Erst war er von der letzten Seite der Zeitungsblätter am Sonntag ganz, am Ende vorzukommen.

Man meinte nun übrigens nicht, daß etwa die hiesigen Christen in der deutsche Missionare mehr Freude vor den Augen des Herrn Buchner finden. Nicht nur die pietistische, sondern auch die lutherische, nicht nur die mit dem evangelium annehmenden Wesen ungenügend, werden,

lere Getaufte im 1517. Runder zählenden Negergeviende mit dant-
barer Freude empfing. In den 14 Jahren waren hier 12,000 Tanten
an Groß und Klein verstorben, 7000 Personen zum h. Nothnahl
angelasset, 9411 durch die Preden und Seelsorgen zu ihrer letzten
Ankunft begleitet und fast der Slavenbevölkerung 402 kirchlich ge-
traute Paare kirchlich eingetraget worden.

Was den inneren Zustand dieser und der zahllosen anderen
Le. ergemeinden betrifft, so lassen die Berichte von den verschiedenen
Plätzen sehr verschieden. Hr. Naak schreibt; „Hans Wiegand Dal
Febr. 1878.“ „Die Sonntage sind für mich und meine Pflegen-
kinder wahre Freudenstage: in ein Samtag vorher, so finden wir
schon mit wahren Verlangen nach dem nächsten, und durch das ver-
laudete Wort hat der h. Geist seine Arbeit an der Seele. Der
benedict nicht nur der sonntägliche Slavenbeich, welcher der Art ist,
das die Seele nicht bloß zum Götterhaus naden, sondern auch
ihre Laster untereinander.“ Er erzählt u. A. von einer wohl handert
jährigen Negress, die ihm ihr großes Verlangen nach den Talsim-
bren beim Herrn ausdrückte und dann auf seine Frage, ob und wie
sie denn den Heiland unter den vielen Zeichen im Himmel erkennen
werde, antwortete: „Nehmer, an meinen Wunden erkenne ich ihn.“
Bald darauf starb sie; wenige Tage hernach folgte ihr die Frau des
Missions, was wir hier erwähnen, um daran zu erinnern, daß
auch in Guiana der Missionsdienst noch immer ein Opfervoll ist,
in welchem nicht selten das eigene Leben dazugebracht wird.

Was anders lautet dagegen ein Bericht von Hr. Dahl und
Augusten Werlt: „Der Missionarius,“ schreibt derselbe, „herrscht
wie bei den Europäern, so auch bei unseren farbigen Brüdern, und
trotz ihrer natürlichen Trägheit zeigt sich ein eifriges Streben, Geld
zu verdienen und anzusammeln, und zwar nicht bloß in der Woche,
sondern auch an den Sonntagen. Haben sie nach einigen Jahren
das gewünschte Ziel erreicht, d. h. eine Summe Geldes beisammen,
so wird dem eifrigen Plantagenbesitzer und der vielleicht ihnen nach-
lassigen häuslichen Aufsicht dabei gezeigt, und der seit 1875 voll-
ständige freie Neger soll durch eigenen Grundbesitz zeigen, daß er
ein unabhängiger Mensch ist. Er kann und kann sich also an,
weder in den Vorstädten von Paramaribo, die auf diese Weise in
der letzten Jahren sehr angewachsen sind, oder auf einer verlassenen
und zerfallenen Plantage in einer unbekannten Gegend des Landes,

Die Brüder hoffen, daß bei weiterem Belverhalten ihm noch einmal fünf Jahre erlassen werden und er schlicht dann seinen eigenen Verbleiben in Olanua ein Prediger der ihm selbst vorderehenden Barmherzigkeit werden könnte.

Erlaubt man sich ist jedoch die englische Anna Weston in Punkt Olanua, die theils von der Anbrennungsgesellschaft, theils vom Bischof und einigen seiner Geistlichen getrieben wird. Diese Weston hat kürzlich etwas in dieser Weise noch nicht Tagewort erlebt, das wohl der Wahrheit noch ist. Am 1. Sept. vorigen Jahres, einem Sonntag, kamen in Yequa, einer der Inseln an der Mündung des Essequibo, gegen 1000 Leute von nah und fern zusammen und zwar in Begleitung ihrer Priester oder Predigerlehrer, in der Absicht, eine wichtige Sache gemeinschaftlich zu verhandeln. Der einzige Beamte, von einigen Priestern geführt, begab sich zu den Leuten und als er erfuhr, daß es sich um eine Konzilsfrage handelte, machte er den Vorschlag, die Sache bis auf den nächsten Sonntag zu verschieben, wo er dann dafür sorgen werde, daß Miss. Vere, welcher ihnen gewiß guten Rath werde geben können, sich auch einfände. Sie gingen darauf ein und begaben sich ruhig wieder nach Hause. Am 8. Sept. war Miss. Vere auf dem Platz; man hatte eine Plattform für ihn errichtet. Umgefaßt von Hundern umstanden ihn, und mehrere Stunden lang hatte er auf ihre Fragen zu antworten und ihren Einwänden zu begegnen. Und wahrlich! obgleich nicht bloß Hindus sondern auch Muhammedaner und überdies zehn Priester unter der Menge waren, wurde schließlich der fast einmüthige Beschluß gefaßt, die im Lande herrschende Aberglauben, d. h. das Christenthum anzunehmen, eine Kirche zu bauen und um einen christlichen Prediger zu bitten! Eine einzige Stimme unter den Hunderten stimmte nicht bei und ein Gegenvorschlag, eine Art Muhammedanergemeinde zu gründen, wurde von allen ohne Weiteres abgewiesen. „Da stand ich,“ sagt Miss. Vere in einer Predigt, die er bald darauf zu Georgetown über Apostelgesch. 16, 9. 10 gehalten, „da stand ich unter den weitverbreiteten Ästen eines Seidenbaums, wolkenbaums von denen Hindus umgeben, dürfte ihnen das Evangelium predigen und von Allen allen auf jede meiner Fragen ein bestimmendes Ja vernehmen. Sie stimmten bei, daß Gott ein Engländer sei, daß Er heilig und mächtig sei, daß Er seine Geschöpfe liebe, daß die Menschen Sünde seien und vor allem, daß sie heute

aus dem Gehörten sich vorzuzog hätten, daß alle diese Wahrheiten vom Christenthum aus von keiner andern indischen Religion gelehrt worden. Drei bis vier Stunden lang hörten sie mir mit gespannter Aufmerksamkeit zu und am Schluss horte ich mit ihrer Bewegung, wie sie mir Wort für Wort das Vater unser, das Gebet für alle, nachsagten u. s. w.“

Am Tag nach der Bezaehlung stellte sich eine Deputation beim Maharajah ein, um die Sache noch rascher mit ihm zu besprechen. Diese bestand aus „zwei Brahmanen, drei Khamandis, einem Nador, einem Beragi, einem Nihomandarer und einem Marapiti,“ lauter leutenden Persönlichkeiten. Am Sonntag darauf gieng er wieder nach Regpur und hatte eine Besprechung mit den Vertretern der verschiedenen Sekten, von welchen einige noch unentwunden waren.

da sie ja so gut wie nichts über das Christenthum wußten. Auf ihre Bitte wurde nun ein Schriftst. in Regpur stationirt, so sehr aber an einer Wohnstatt, so daß er doch bequem dort hausen konnte. Außerdem sind einige Hindu-Christen in Regpur. Zu einem Gottesdienst am 14 Juli 2 H. waren 71 Personen, meistens die Wohlgelehrten, und das Opfer betrug über acht Maas, ein Beweis, daß das Christenthum aus der Insel doch schon vor dieser Bewegung Fuß gefaßt hatte.

Was für Gedanken und Absichten derselben zu Grunde liegen, ist erschwerten schwer zu sagen. So fern von der indischen Heimat hat das angeerbte Geidenthum ebenfalls viel von seiner Macht über die Gezeiten verloren: sie fühlen sich in der Minorität, sie wissen ihren drittelhaften Herzen und Absichten, wohl auch den christlichen Beamten und Missionen näher zu kommen, sie haben dabei nichts zu verlieren, warum soll der Versuch nicht gemacht werden? Es scheint, daß dieser Haß zum Christenthum, wie eben die Stube in Regpur an den Tag zeigt haben, wesentlich perhorretet mit der Motive ist, welche in Indien selbst, namentlich in Tanjavur, so viele Tausende in die dravidische Sekte oder wenigstens in die dravidische Sekte getrieben haben. Unter den englischen Missionen ist ein allgemeines Interesse für die indischen Missionen erwacht. Mehrere lernen Hindi oder eine andere indische Sprache. Bald hofft man auf eine Zehntausend Missionen zu erhalten. Der sechs ersten aus jener Gegend sind seither gesandt worden.

Klass und die Heidenmission.

Schlußbemerkung der Redaktion.

Kentis und unsere Leser mit Interesse der zukünftigen Geschichte der Mission und der, obigen Missionen doch so herzu wohl zu werden Bemerkungen des Herrn Verfassers gefolgt. Na mentlich den christlichen Missionen und daraus, an wir hoffen, manche Ermittelung und Anregung zu Theil geworden sein, wenn schon der Herr Verfasser an rühmender, zum Theil wohl in scharfen Worten es nicht hat fehlen lassen. Wir haben dieselben nicht unterbrochen oder unterbrechen müssen, obwohl wir keineswegs mit allen Aufstellungen des Hrn. Verfassers einverstanden waren. Derselbe hat sich durch seine gründlichen Studien auf dem von ihm behandelten Gebiet jedenfalls das Recht erworben, seine Stimme freies und, theils warnend, theils ermunternd, zu lassen. Wir haben deswegen auch keine gegen ihn gerichtete, d. h. gegen die Basler Mission gerichtete, Verurtheilung oder Widerlegung unserer Mission ausgesprochen, in der festen Ueberzeugung, daß die Freunde unseres Werks zu gut mit dem Geist und mit den Grundlagen, nach welchen dasselbe geleitet wird, bekannt sind, als daß durch einen dieser Art irgendwas der Herrsinn zur Basler Mission erschüttert werden könnte. Sollten trotzdem die Bemerkungen auf Seite 273 f. über das Verhalten der Missionen Veranlassung zu den verschiedenartig ausgeprägten Commis bei dem einen oder anderen Leser Bedenken oder Missverstand erregt haben, so erklären wir nunmehr, daß wir dieselben entfernt nicht als der richtigen Ausdruck für unsere Stellung und Anschauung gelten lassen können.

Wir hatten daher, daß man nicht scharf und bestimmt genug zu dem Worte stehen kann: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich“; oder auch, daß das andere Wort desselben Herrn: „Wer nicht wider mich ist, der ist für mich“, seine volle Wirkung beansprucht. Beide Worte lassen sich ja merkwürdig miteinander anlegen, wenn man nicht den Unterschied zwischen dem Wirt und dem Gast würdigen versteht. Unsere Mission steht auf dem Grunde, festen Grunde Christus und dem ist außen an die Verheißung in seinem Wort, die man erfahren haben muß, um seinen Willen zu dem Geist in ihm

andere zu können. Von diesem Grunde sind wir nicht getrennt und werden nie werden, es wäre daz, daß damit die Basler Mission das Recht ihrer Existenz nicht verlieren würde. Hier gelten keine Compromisse, hier bekennen wir uns allezeit zu dem Herrn und zu den Brüdern in ihm. Zu den Achten aber, wie sie geistlich bestehen und vom Herrn in versch. ebenem Maß als Segenskanaliten legitimirt sind, halten wir, wie unsere Kirche aus ihnen hervorgeht, auch die gebührende Stellung ein, die wir ihnen schenken. Wir sind weder aber sie, noch aber ihre einzelnen Glieder und Diener, weder von Herrn, noch von Menschen zu hinhin berufen. Wo man uns rüht, daß wir das Maß unserer Kirche werden oder stärken, da können wir mit Freuden (wollte Gott, daß wir noch mehr Worte dazu hätten!), um das Evangelium zu vertheidigen und unserem Vorgesetzten, dem uns der Herr aus Gnaden anvertraut hat, zu genügen. Wir sehen auf die, die da hören, und anlassen sie mit der Rede, die alle selig wissen und allen die Freude bringen machte, Luther! zu nehmen an der höchsten Aufgabe, die es für einen Menschen geben kann, selbst gerettet zu werden und zur Rettung Anderer die hilfreiche Hand zu bieten.

x-

Millions-Zeitung.

Indien.

Der Bischof von Bombay und die amerikanischen Missionare im Marattra-Land haben eine Uebersicht verossen, welche die bisherigen Missionsarbeiten ein Ende machen und künftigen vorsezen soll. Dieselbe besteht in einer Art Gebietsverteilung. Die Amerikaner haben dort 11 Missionare, 2 Missionsdirektoren, 15 eingeborne Geistliche mit 28 Gemeinden und 1127 Kommunikanten. Im J. 1878 wurden 169 Erwachsene getauft. Das

neue Predigerseminar und die Indapriesterei in Salara gedeihen. Der hochw. Wm. Taylor dagegen hat seit März v. J. bis Dec. 1927 Personen getauft, die sonst, wie er sagt, katolisch geworden waren. Mehrere 1500 stehen im Unterricht, meist Mahars und Rangs. Et hat 121 eingeb. Sch. lern, 30 Dir. schulen und ein Seminar in Ahmednagar.

— In Bombay hat sich eine Grafen Marwatsch mit mehreren Gläubern einer amerik. Abco-

den den Unvergleichlichkeit' erachtet werden, um näher mit dem „Mia Samadsh“ und mit den Göttern in denen des Hinduismus bekannt zu werden. Sie sind Spiritisten, halten die Vedas und die Yjue und die Mahabharat literatur spirituell auf und können, selbst, wenn Zweifel gegen auf dieselbe betriebl. machen, Dinge nicht terner der Hinduas haben schon gegen diese Art von Hinduas gesellschaftlich protestirt, andere haben sich natürlich durch den Verlust aus Auerla verschreckt. — Der Gründer des Mia Samadsh, der bekannte Reformator Bajanand Saraswati, kam neulich auch nach Kalkutta, wo seine Verehrer energischen Proteste gegen den Höfendienst, gegen die Kaste, gegen Kinderheirathen etc., sowie seine Erklärungen über Abschnitte aus den Vedas großes Aufsehen erregten und eine nicht geringe religiöse Bewegung in die ganze Stadt brachten. Da er zugleich die Bibel und das Christentum in seinen Vorlesungen angriff, hielt M. H. Chan es für seine Pflicht, ihm entgegenzutreten. Eine öffentliche Disputation wurde vereinbart. Der Pandit machte aber die Bedingung, daß jedes Wort, das er oder sein Gegner spreche, zu Protokoll genommen werden müsse, wie er denn auch seine Einwürfe gegen die Bibel alle aufgeschrieben hatte. Dadurch wurde die Verhandlung so verlangsamt, daß M. H. Chan unter Zustimmung der großen Zuhörerschaft verlangte, man solle doch frei reden und das Schreiben lassen, worauf der Pandit aber

durchaus nicht einigte. M. H. Chan bezieht dabei eine Veranstaltung in die M. H. Kirche und widerlegte hier vor vielen Hindu und Muhammedanern die Angriffe des Hindu gelehrten.

Im Delhan, das von Rattenwärmern so schwer heimgeht, trieben sich in der ersten Hälfte d. J. zahlreiche Ratten herum. In Puna kam Brandstiftung vor. Wegen die Regierung in Bombay wurden revolutionäre Manifeste erlassen. Von einer wirklichen Revolution ist aber keine Rede. Die Landbevölkerung ist durch Noth und Armut vielfach zur Rebellion getrieben und einige bosartige Brahmanen bemühen das für ihre Zwecke.

— Aus Aachemie lauten die Nachrichten immer trauriger. Engländer und ihre Beamten haben Steuern aufreboten, der Hungernoth und kolossalen Sterblichkeit entgegenzuwirken; alle Anstrengungen sind aber an der Völligkeit und Unfähigkeit der eingeb. Beamten gescheitert.

— „Water“ Abington, ein ritualistischer Missionar aus der Gesellschaft der „Cowley Fathers“ hat in Kalkutta die jungen gebildeten Hindu und Halbheiden dadurch gewonnen, daß er erklärt hat die Vedas seien auch bis auf einen gewissen Grad inspirirt und die meisten Wahrheiten des Christenthums finden sich auch bei den Brahmaniten. Natürlich beruft er sich auf das Beispiel des Apostel Paulus, der ja auch alles geworden sei. Uebrigens hat er nichts erreicht, als eine in sehr

worden als direkte Frucht der Missionen! In 1861 Do. 1 hat ein wohlhabender Mann von angesehener Rasse, der vier Söhnen ein Gutshaus für den Lebensbedarf hatte, dieses Gutshaus der Mission als Kasse zur Verfügung gestellt. Auf die Frage ob er es zulassen werde, wenn Leute von allerlei Rassen hereinkommen, erwiderte er: „Nein, die meisten sind, gehören zu Einer Rasse.“ Trotz großer Armut, namentlich infolge der Hungersnoth, haben die Christen doch reichlich zur Kirchen- und Missionskasse beigetragen. — Mehrere Missionsfreunde in America haben aus Dankbarkeit für diesen erfreulichen Jahresbericht aus Madras größere Geschenke in die Missionskasse tragen lassen.

— In Madras hat Miss. Sater viel Bemühen um seinen christlichen Vorträgen für die heidnischen Kinder gesunden. Mehrmals führten Vorträge wurden den Christen in diesen Versammlungen. Ein heidnisches Blatt „The Hindu“ ist sehr bos darüber und meint: „Doch gedankliche Handlungweise der Sater in seiner Vorträge kann von den Missionaren bloß so aufgefaßt werden, daß sie eine geheime Ueberzeugung von der Wahrheit des Christentums oder doch von der Irrthümlichkeit des Hinduismus darin erblicken.“ Allerdings.

— Aus Delhi berichten die Missionäre von einer neuen Zuwachs von mehr als 400 Seelen pro 1878. Zwei neue Arbeiter, Carlson und Bladett, ha-

ben die „Cambridge University Mission“ daselbst veranlagt.

— Unter den Gaben für die Hungerenden in Südindien haben auch 51 Pf. St. 18 Sch. beigetragen welche von den Herford in Madras bereiteten und vom malabarischen Bischof Selwyn überhandt wurden! Diese Summe ist zu einer Sitzung mit zwei Kanakkindern in „Sullivan's Garden“ verhandelt worden.

— Infolge eines auf die zahlreichen Uebersiedler in Tinnevely bezüglichen Auftrags hat die Ausbreitungsgesellschaft 9481 Pf. St. erhalten, von 1 Juli bis 31 Dec. v. J. haben sich weitere 4280 Personen in christlichen Unterricht begeben, was mit den bis zum 30. Juni vorhergehenden 12,314 zusammen 22,564 Seelen anmacht. Madras sind bis jetzt sehr selten. Nur englisch-kirchlichen Mission sind hierher gegen 12,000 Seelen gekommen. Alle diese neuen Leute werden nach Kräften mit christlichen Lehrern versehen. Am 9. März, erdiente Bischof Caldwell in Jengudi zwei Europäer und 14 Eingeborene zu Weislichen. Einer der Europäer und zwei Eingeborene gehörten zur englisch-kirchlichen Gesellschaft, die übrigen zur Ausbreitungsgesellschaft. Zu Predigt wurde von Bischof Sargent gehalten; die beiden Bischöfe gehen also Hand in Hand — Gott sei Dank! Die Jesuiten, mit reichen Geldmitteln versehen, machen anhaltige Missionen. Die äußere Noth ist noch nicht vorüber. 1877 herrschte Hungersnoth, 1878 Dürre und davon erholt sich ein ohnehin armes Land

nd in Folge der Epidemie
sind die 17,74 H. St., welche
die Ausbreitung gleichfalls für
die Hungersden genommen hatte,
und nicht wenig entbehrte, ob
gleich in 150 Personen bereits
darauf untersucht oder vom Hun-
gerstode gerettet wurden.

[illegible]

Am 22. Juli d. J. starb bei Metelkna in Travnik der falsche Bosnier Kaiser, dessen Anhänger, die sog. Serbschak-Kaiser, die übrigens immer noch bei ihrem Irrthum verharren, so zum Theil sich immer noch verthorren. Tod scheint, da noch mehrere ihrer Anhänger hantirt worden sind, der „Anfang des Endes“ für sie einzutreten zu sein.

Der Hakoier in Ostia haben 100 Sendus die Kiste gebrochen und sich einen Kaut II über Wapenar (Amer Free Baptist Mission) namens Warball angeschlossen. Wende fühlten sich längst zum Christentum bekehrt, zogen, aber nicht ab, ob man sie „anfragen“ wurde. Ein als

war sehr gefährlich mit den Ge-
setzen entgegen und sie zum Ueber-
d. 11. entled. Unter sie mit 10. 10.
Nunich hervor ein Wahl, das
Wahlrecht es nicht bei der k. k.
Wahl bewenden lassen. Das 11.

Winterindien.

Anstalt einer Mission nach Siam
führt der Herr Konsul nach und
die Oberst an den amerikan. Konsul
Sadele hat der junge König von
Siam im Sept. 1874 seinen
Sankthalter für die Kaiserliche
Zirkelmal Schenkung und Empfan-
gen bestätigt, eine Bill. emanor
zu erlassen, in welcher befohle
wird, die Missionen und Missionen
der Missionen und ganz in der
Hochzeit zum Konsul
erlaubt, die Missionen von Ueber-
geordneten der Uebergeordneten den
besten wird. Niemand dürfte solche
zu bedürftigen Personen, weil
schlechten Lese, so in der
ist, das ganze nur in Kriegs-
oder anderen Angelegenheiten
denen Jäten sein sie an
terre geschickten. So haben die
anderen Missionen doch eine
gute Arbeit getragen.
Im J. 1874 haben die protest. Mi-
sionäre in Siam 37 neue Ge-
meinden gegründet aufgenommen, aus-
ser neue Gemeinden ergründet
mit Chachene und Predigen
bestimmt, wie andere in Un-
terstützung genommen. Die Missionen
sind 400 Doll. bei. Unter
den Missionen in Siam haben die
amerik. Missionen eine Mission
Missionen kommt neue Gemein-
den aus China. Ein Viertel
aber Missionen, der Viertel der
Missionen sind schon Missionen

Mar be bringen eine, malich an te Mannen), des Obertheaters mit

Ueberdies hat der König eine Verordnungsankunft für seine und andere künftige Kinder gemacht und Miss. W. Farland zum Vorgesetzten bei ihnen mit bestellt ist, hat, nach weiterer christliche Lehrer an zu stellen. Ein an künftige künftige Verordnungsankunft des Königs von Siam ist nach England geschickt worden, um einer aus drei vornehmen Männern bestehender Gesellschaft den Plan zu bereiten, welche der Königin Victoria den Deutschen Kaiserin Elisabeth als Takt für eine ihrem König im Nov. v. J. zu Theil gewordene englische Delegation bringen soll.

Sierra Leone.

Miss Allsopp berichtet aus Edenbale (siehe S. 191), daß 45 seiner Leute mit den Engländern in den Zululand Krieg haben gehen müssen, darunter einige Löwenprediger und Klassenführer. Ende v. J. wurde die Station durch Freunde von Sir G. Mulver und Sir R. Arrege geehrt, die sich sehr befriedigt über die Schulen etc. aussprachen. Letzterer hatte auch der im Januar zu Victoriaburg versammelten Deputation der Wesleyaner einen Besuch ab, wobei er erklärte; obgleich ein Mitglied der Kirche von England, halte er es doch für seine Pflicht, der wesleyanischen Mission seine Sympathie auszusprechen. Was er in Natal und im Natterland davon gesehen, habe ihm bewiesen, daß ihre Arbeit dem Lande zu großem Segen sei. Nachher lud er sämtliche Missionare

zu sich ein und sprach in diesem in termender und eingehender Weise über ihre vor sich stehende Arbeit. Sie möchten bald auch das Transvaal-Gebiet in Angriff nehmen, was auch geschehen soll. Die Protestantenvereine müßten sich plötzlich auflösen wegen dringender Nachkommen von Kriegszug und Tods darauf trat die Bedacht von der Niederlage bei Sandblana ein. Die christlichen Soldaten halten regelmäßig ihre Andachten und Gottesdienste. Sowohl ihr schöner Gesang, als die feurigen Ansprachen ihrer Prediger nicht minder aber auch ihre Tapferkeit erregen die Bewunderung der Europäer.

— Die Wesleyaner wollen von Sierra Leone aus eine Mission im Zimba Land anfangen, 25 Stunden landeinwärts. Die Eingebornen machen kaum etwas, aber sehr viele Tode etc. Der König und seine Hauptlinge empfangen die Missionare gut. Das Klima soll viel besser sein als an der Küste.

— Die „American Missionary Association“ hat sich entschlossen, die von Hrn. Arlington ihr angebotenen 16,000 Dollars anzunehmen und eine Mission in der Gegend zwischen Abyssinien und dem Victoria-Nyanza zu gründen. Sie sind jetzt noch 15,000 Doll. und 10 Missionare für dieses neue Unternehmen zusammenzubringen.

— Die Londoner Mission der Karawane unter Miss Todgibson wurde bei Makondolu in Ngogo von den Eingebornen mit Waffen

Ich kann mir nicht vorstellen, wie die tapferen Leute, die mir hieher nachgefolgt waren, einer um den anderen ermordet wurden, und ebensowenig konnten wir die wenigen Weissen der Huah Jener Kannibalen preisgeben. Unsere Mission war nie so blühend und unter Einfluß auf die Eingebornen nie so groß, als eben jetzt. Ich bin wiederholt in den Dörfern gewesen, die damals am härtesten mitgenommen wurden, gehe ganz unbewaffnet umher und habe mich nicht geirrt. Die Leute warten begierig auf Lehrer. Wir haben etwa sechs kleine Kirchen fertig, von den Eingebornen selbst ohne Kosten für die Mission erbaut. Vorigen Sonntag vor acht Tagen taufte ich fünf Eingeborne der Duke-of-York-Insel und zwei Neuseeländer, lauter junge Männer, die seit drei Jahren unter unser Aufsicht gewesen sind, sich als echte Leute bewährt haben und schon lange mit den übrigen Hausanbacht halten. Unser gegenwärtiges Wohlergehen ist dem Umstand zuzuschreiben, daß die öffentliche Meinung (der Eingebornen) hier ganz auf unserer Seite ist. Alle sagen, daß wir recht gehandelt, und sie haben Muth vor uns weil wir so aufzutreten wagten. Sie sagen auch alle, daß wir furchtlos und besonders wären niedergemacht worden, wenn wir nicht so gehandelt hätten."

— Im Juli v. J. gelang es Kapit. Bray und den eingeb. Lehrern Quina und Teraoi, auf der mikronesischen Insel Tarawa zwei Parteien, die schon sieben Mo-

nate mit einander in Fehde gewesen waren und sich gegenseitig viel Schaden zugefügt hatten, zu versöhnen und Frieden zu stiften. Kapit. Bray ist der neue Befehlshaber des Mikronesisches „Vorgängerin". Am 26. Febr. 1879 kam dasselbe nach vollendeter Rundreise wieder in Honolulu an. Frau Sturges kehrt nach Amerika zurück, ihr Mann aber bleibt in Ponape.

— Am 9. Jan. kam der Londoner Missionsdampfer Ellangowan auf Thursday-Inland in der Torres-Strasse an und brachte einen englischen Jungen und einen Chinesen mit, die einzigen Ueberlebenden von sieben Personen, die seit einem halben Jahr an der Südküste von Neuguinea Handel getrieben und Gold gesucht hatten. Die fünf waren von den Eingebornen ermordet worden, welche zugleich ihre Absicht erklärten, es mit allen anderen Weissen ebenso zu machen. Der „Apologet" spricht von sechs christlichen Lehrern der Londoner M. S., welche von den Eingebornen durch Vergiftung ihres Trinkwassers getödtet sein sollen und fugt hinzu, daß von 20 Personen, die im December v. J. auf dem „John Williams" nach Neuguinea kamen, schon drei Viertel ermordet worden seien.

Japan.

Nach lauem Verzug ist die Bitte des ameril. Miss. Dr. Gordon um Erlaubniß zur Niederlassung in Kioto von der Regierung abgewiesen worden. Man darf sich hierüber nicht allzusehr

wundern, denn nach dem bestehen den Vertrag steht, ist alles was in der Abtretung eines Ausländers geschieht, dem japanischen Kaiser zukommen. Erinnert man sich an den wirklich vorgenommenen Fall, das in Otagland, der Oyam geschmuggelt hatte, obgleich offenbar schuldig, von keinem Admiral festgenommen wurde, während sein japanischer Gehilfen, mit dem nach den Umständen verfahren wurde, zehn Jahr Gefängniß bekam, so wird man die Ansicht der bestennten Personen bezweifeln. Uebigens ist den Russen keine Aufenthaltserlaubnis für Kioto auf fünf Jahre ertheilt worden, so daß der Bestand des dortigen Missionarismus gesichert ist.

Ruß. Missioner und Dr. Perry haben nützlich die Insel Kioto besucht. In Kioto wurden sie von 100 ausgesuchten Personen freundlich empfangen, doch glauben sie das Ziel zur Gründung einer Station sei noch nicht gekommen.

Die deutsch reformirte Kirche der vier Staaten hat beschlossen, eine Mission in Japan anzufangen und in diesem Zweck Pastor A. E. Wring mit Frau zuzuschicken.

Unter den Freunden des Evangeliums in Japan sind auch amerikanische Professoren der Kaiserlichen Universität. Die Herren Morse und Henrich, welche sich ein Vermögen daraus machen, ihre Schüler gegen das Oku zu thun einzuräumen anzuweisen, sind sehr eifrig dabei. Als Amata zurückgekehrte Ja-

pauer hatten Verträge über das neue Land, welche am gleichen Ort der Kaiserliche Hof schon seit mehr als 100 Jahren aufbewahrt wurde.

Am 3. 1871 hat die Kaiserliche Regierung die Abtretung des Kioto an die Amerikaner beschlossen, doch ist eine weitere Verhandlung befohlen worden.

Neuseeland.

Die „Times“ schreiben: „Dem Ueberwinder der Seereise das Glück!“ (by the Auckland) mit vielen Passagieren an der Küste der Nordinsel. Die Amerikaner und Engländer sind sehr glücklich, welche den Amerikanern von den Maoris ertheilt werden. Die Amerikaner sind sehr glücklich, welche den Amerikanern von den Maoris ertheilt werden. Die Amerikaner sind sehr glücklich, welche den Amerikanern von den Maoris ertheilt werden.

Nach der Volkszählung von 1870 betrug die Bevölkerung von Neuseeland, die Maoris nicht mitgerechnet 414,412, darunter 4382 Christen, von welchen nur 8 weiß, den Rest bilden Maoris. Außerdem werden 1932 Häftlinge oder Gefangen angebracht.

Ueberset.

Fr. Z. M. Sawyer, ein Kaufmann in New York, hat der Syrisch-levantischen Mission 20,000 \$ zu schenkt.

— Die amerikanischen Baptisten hatten bis zum 1. Februar d. J. 6000 Dollars als Dankopfer für die Missionen im Telugu-Lande zusammengelegt. Die „Missionary Review“ bemerkt aber dazu, daß die Barmherzigen in Einem Jahr mehr auf ihre „Goldene Pagode“ verwenden, als alle amerikanischen Baptisten zusammen für die Verkündigung der Welt!

— Dr. Hugh Miller, früherer Arzt in Bombay, hat der schottischen Freikirche ein Vermächtniß von 400,000 R. hinterlassen, wovon die Hälfte für die Mission in Bombay gebraucht werden sollen.

— Der bekannte kalifornische Evangelist William Taylor hat von Juli 1878 bis April 1879 allem 27 „Missionare“ ausgesandt: 3 nach Indien, 2 nach Parma, 22 nach Südamerika, unter lebhafter in ihre Details. Er schließt vom Ertrag seiner Bücher; für seine „Missionare“ ist er auf freiwillige Gaben angewiesen.

— Es wird erzählt, Lord Beaconsfield habe neulich einer Dame, welche von den Zukunfts als von „Wilden“ redete, geantwortet: „Wie können Sie Leute Wilde nennen, die unseren General erschlagen und unsern Bischof (Colenso) belebt haben!“

— Die Bostoner Miss. Ges. hat in den letzten Jahren einen Aufruf um den andern erlassen, weil die Zeiträume der Missionsfreunde eben immer wieder

unter der notwendigen Noth leiden. Und an neue Unternehmungen, zu welchen auf allen Seiten dringende Eindrücke vorlagen, gar nicht zu denken war. Namentlich war wiederholt ausgesprochen worden, daß man eine halbe Million Dollars haben sollte — nicht um neue Missionen anzufangen, sondern um die Grundriss von Lehrseminaren, Errichtung von Kirchen und zur Beschaffung einer christlichen Literatur auf den verschiedenen Missionsgebieten, also zur Konstitution und zum Ausbau des bereits Vorhandenen. Aber dieser Wunsch gieng nicht in Erfüllung. In den ersten Nummern des „Missionary Herald“ von diesem Jahre wurden sogar bedeutende Reduktionen und ein neues Defizit in Aussicht gestellt. Es war geradezu ermüdend, wie die gleiche Klage und die gleiche Bitte in allerlei Variationen immer wieder vorgebracht wurde. Der Verfasser der betreffenden Anrede muß das auch selbst gefühlt haben, denn es ist klar, er, viel lieber Hallelujahs singen zu wollen, die Missionstheorie möchten nur die erwünschten Summen senden, so würden die langweiligen Straßpredigten schon eingestellt und statt dessen Loblieder angestimmt werden. Man mußte fast lachen, wenn man vergleicht las. Aber siehe da! in der Mai-Nummer des genannten Blattes erklingt schon das versprochene Loblied. Ein reicher Junggeselle, Asa Otis, der sich seit Jahren lebhaft für die Mission interessiert und wiederholt größere Summen

gegeben hatte, ist am 10. März 1879 im Alter von 93 Jahren gestorben und hat der Bostoner Missionsgesellschaft den größten Theil seines Vermögens testamentarisch vermacht, so daß dieselbe in einigen Monaten nahezu eine Million Dollars ausgezahlt erhalten wird — die größte Stiftung, welche je für Missionszwecke gemacht worden ist! Wir freuen uns von Herzen über dieses fürstliche Geschenk und sind gewiß, daß der Herr auch uns in Deutschland und der Schweiz das Nöthige geben wird. — Gegenwärtig reist ein Sekretär dieser Gesellschaft in Europa, um sich mit den verschiedenen Missionskomiteen in England, Deutschland, Paris etc. und mit Männern wie Dr. Krapf u. A. über ein neues Unternehmen in Afrika zu besprechen.

Aus der katholischen Mission.

Nach einem Brief des Bischofs von Peking sind während der chines. Hungersnoth mehr als 10,000 sterbende Kinder getauft worden und jetzt noch 1500–2000 in den Waisenhäusern übrig.

„In der Nacht vom Dreikönigsfest 1878 ertheilte ich die h. Firmung in einer großen Christengemeinde auf dem Lande. Die Heiden der Nachbarschaft, welche wußten, daß alles in der Kirche war, brachten ganze Körbe voll Kinder vor das Missionshaus. Als ich nach beendigter Ceremonie nach Hause zurückkehren wollte, war ich genöthigt über besagte Körbe zu steigen. Zu Ehren der h. drei Könige ließ ich diese armen kleinen Wesen aufnehmen . . . aber was geschah? Nach Verlauf von 4 Wochen schrieb mir der Missionär: Ach, gnädigster Herr, schicken Sie mir Geld, ich habe ihrer 400! Viele neue Kirchen und Kapellen sind den alten hinzugefügt worden. Im Jahr 1870 gab es deren 49, jetzt haben wir schon 164. Es sind zwar keine Dome, aber es sind doch Orte des Gebets, in welchen Gott verherrlicht wird. Ebenso vermehren sich die Schulen: im Jahr 1870 zählten wir deren nur 37 und heute gibt es 122, von denen 64 für Mädchen sind, — ein unverhoffter Fortschritt!“

Bücherchau.

Die Buschjäger oder die geprüfte Familie. Erlebnisse, Fahrten und Abenteuer, Natur- und Sittenschilderungen aus dem afrikanischen Jagd-, Reise- und Buschleben. Von Franz Otto. Zweite Auflage. Leipzig. Otto Spamer. 1877.

Den Kern des Buches bildet eine spannende, zum Theil auf Thatfachen beruhende Erzählung aus dem abenteuerlichen Leben einer

Auf die Frage, wie es Kudger möglich war, in so kurzer Zeit die Dornen des Götzendienstes unter den Sachsen auszurotten und dies halsstarrige Volk zu Christo zu führen, wird geantwortet: „Die wirkende Ursache war zunächst sein enormer Ereleneifer. Sich selbst verlezugend, liebte er mit wahrhaft väterlicher Liebe alle, welche bedürftig waren. Unermüdlich war er in der Verkündigung des göttlichen Worts und in der Erziehung seiner Schüler. In Mühsal und Gefahr pflegte er von Zeit zu Zeit Reiche und Arme zu Tisch zu laden; auf seinen Missionsreisen wurden den Bittenden Almosen gereicht. Bei all seiner Tugendfülle war er jedoch die demüthigste Einfachheit, welche das Erhabene zu verbergen suchte. Zudem suchte er durch einen hohen Hebelesifer Gottes Segen und Gnade auf seine apostolischen Arbeiten herabzusinken. Großes Gewicht legte er auf die gewissenhafte Erfüllung der kirchlichen Tageszeiten; selbst auf Reisen war er bemüht, sogar zur Nachtzeit in gewohnter Weise zur bestimmten Stunde mit den Seinigen das kirchliche Officium zu singen, wobei er sich durch keine Unbequemlichkeit in seiner Andacht stören ließ. . . War das gemeinschaftliche Nachtgebet beendet, so pflegte sich der Heilige noch längere Zeit dem Privatgebet zu widmen. Nach aufgeschobener Mittagstafel suchte er mit den Seinigen einen stillen Ort auf, um eine fromme Lesung zu halten oder zu beten u. s. w.“

Es würde den Missionsleuten der Neuzeit nicht schaden, wenn sie sich mehr mit diesen ihren alten Vorgängern, die in vielen Stücken auch Vorbilder sind, beschäftigen wollten.

Das 13. Kapitel hätten wir den Verfasser gern gesehen. Es erzählt bloß Wunder aus dem 12. und 13. Jahrhundert, die der Heilige also nach seinem Tode noch gewirkt haben soll. Interessant dagegen ist Kapitel 14, enthaltend eine Uebersetzung von Kudger's Leben des h. Gregor, seines Lehrers.

Das Christenthum Justin's des Märtyrers. Eine Untersuchung über die Anfänge der katholischen Glaubenslehre von Moriz von Engelhardt, Doctor und Professor der Theologie in Dorpat. Erlangen. Verlag von Andreas Deichert. 1878.

Hätte der Verfasser nicht schreiben sollen „Das Heidenthum Justin's des Märtyrers“ — In fast erschöpfender und ebenfalls überzeugender Weise zeigt er ja, daß Justin nicht nur in seiner ge-

sonnen Text und Rede von den Aposteln und Propheten abweicht, sondern auch daß diese Abweichungen sämtlich aus der religiösen natürlichen Weltanschauung zu erklären sind, welche zu jener Zeit Gemeingut des durch Josephus geleiteten griechisch-römischen Heidenthums geworden war. Deshalb ist sein Werk so ergreifend, beides seine Tugendliche, beides seine Vorlesung von Vergeltung, Gericht und Seligen. Ist sein Christentum nach nicht wirklich mit Hilfe des populären Platonischen Wortes, als in christliche Worte gekleidetes Heidenthum zu bezeichnen? Diese Fragen und aus ihrer Lösung des christlichen als heidnischen Naturwundern gekleideten, aber nur freier und, daß dieselben vom Verfasser selbst einstweilen verneint und die Christlichkeit jenes Jüdischen Christenthums zur Sprache erhoben wird. Jaßen glaubte an Christus, den Befreier und Auferstehenden — das erzieht ihn, trotzdem daß „das Heidenthum in den Tiefen seines Geistes und Sinnes wurzelt“, zum Christen. Hiermit legt der Verfasser alles offen. Für die Lehre ist's wohl, auch das Entscheidende, für die Beurteilung des ganzen Mannes muß es aber mit dem gleichen Nachdruck betont werden, daß er ein Heide war, weil er zur Kirche gehörte, weil er ein „Heide“ geblieben, weil er mit der Welt zerbrochen und die Sprache des Leibes Gottes zu theilen sich nicht gekümmert hat. Bei Verurteilung jenes Weltalters zu den Heidenen heißt es denn auch: „Diese neuen Anschauungen führen nirgends zu einem Bruch mit der Erde.“ Das ist aber ein Punkt, den wir sehr ausführlich erörtern müßten und der gerade im Zusammenhang mit der Frage nach der Ursprung der „katholischen Glaubenslehre“ von hervorragender Bedeutung ist.

Ihre größten Werth hat das gründliche Werk für uns als Beitrag zur Wissenschaft. „Am besten können wir besser als an irgend einem seiner Vorgänger und deutlich als an irgend einem der spätern Aufklärer betrachten, in welcher Weise sich die Umwandlung der Welt durch den christlichen Glauben anbahnt und mit welchen Hindernissen der Glaube zu kämpfen hat.“ „Jesus ist Christ und Heide zugleich. Damit ist gemeint, daß er zwei Denkwesen, zwei Weltanschauungen, nach der Methode des Apostels zwei Weiber (1. Kor. 1, 21; 2. C. 1) in seine Seele und in seinen Geist aufgenommen hat, von denen die eine ihm von Natur, von Geburt, von seiner Erziehung und seinem Bild ingezogen

her anhaftete, die andere von von außen her, aus der lauslichen Gewerbe zugestimmt war, so die ihre Uebergangspunkte, d. h. die und Aufstellungen im letzten Grunde von den Apostelen, die Juden waren, und von Christo eingetraget hatte. Die erste ist von in die Welt und Welt übergegangen, er ist nicht in Hülle, er ist in derselben. Die andere hat er zu bekämpfen an Christus aus dem Sohn Gottes und Erleuchtung der Welt grundhaft als die neuen wahre anerkannt. Er wird sich ihr in Wahrheit und Charakter unbedingt annehmen, er spricht die Sprache, in der sie vorgetragen wird, er lebt in sich im Akt des Gottes. Aber das Aufsteigen, in dem die beiden Weltweisen zu einander stehen, ist ihm noch verfallen... Zu bekämpfen an Christus... hat er sich die göttliche Wesenheit... die religiös-sittliche Denkwelt des Christen und die christliche Welt anerkennung im Inneren angenommen. Damit ist aber seine individuelle Denkwelt noch nicht überwunden... Er hat die Forderung der Sünden und lebt das Leben eines Niedergeborenen, aber er weiß von der Rechtfertigung und von der Wiedergeburt nichts Gutes sondern zu sagen: das Verhängnis der Vorsehung steht im Bewusstsein der Welt ist ihm verfallen... Nicht von Christ und Hülle sprach Herdes, sein Christentum und sein Denken, annehmen, bezieht ihn auf sich. Wer dem Maßstab um seines Heidenthums wissen das Christentum alsprach dort um seines Christentums willen das Heidentum seiner Denkwelt auf einen unheimlichen Maßstab seiner Theologie losbraut, vertritt sich der Christ, in den Unwandel umgeprägt, in dem er und in dem die Welt begriffen war, indem Welt als Erleuchtung in sie eingetreten war, und indem in der die Welt dieses Welt nicht seinen in Christus und eine christliche Gemeinde mit der apostolischen Lehre von Christo den Sohn Gottes, der beiden waren."

Wie gut verstehen wir das alles nach den Erfahrungen, die auch in der heutigen Welt noch gemacht werden! Und wie tieflich, wie heftig und Gehalt erweckend ist es andererseits eben für Mitarbeiter, in dem Bewusstsein eines Zustandes, der zu lösen, wie der Zerknirschung des Evangeliums gerade in den edelsten Menschen langsam aber sicher wirkt und wie die Bedeutung auf seiner Stufe der Entwicklung im Gelingen, sondern nur in den Erfolge zu haben ist, zu dessen Erreichung ein Bruder dem anderen und eine Generation der anderen die Hand reicht.

Den Theologen von Jert., und zwar nicht nur den Märkerhistorikern, empfohlen ist das Buch schon durch sein Thema wie nicht minder durch den Namen des Verfassers. Man ist's darum zu thun, daß auch Theologen auf das gediegene Werk aufmerksam werden, das sich zu allgemeiner Verbreitung auch außerhalb der Oelen weit freilich mehr eignen würde, wenn es in Form einer Monographie oder einer Reihe von Vorträgen erschienen wäre. — Wir bedauern, das Buch noch nicht gelesen zu haben, als wir im Februarheft einiges über Fr. Fr. Bock's anthropologische und medic. Mission zu bemerken hatten.

Evangelischer Missionskalender. 1880. Verlag Zu Sonnenstein bei der Meißner-Verlagsanstalt. Preis. 20 Pf. — 15 Gros. Dard die Sammlungen der haltbaren Kollate bezieht 20 Pf. — 15 Gros.

Dies geschmackvoll ausgestattete Buchlein enthält — außer dem eigentlichen Kalender, einem schönen Farbendruckbild und ein paar Holzschnitte — mehrere Ergänzungen und eine Reihe kleiner Artikel, welche über das Missionswerk im Allgemeinen und über Einzelheiten nach demselben. Die Größe des Missionsfelds. Die Missionskreise. Die Halle der ersten Ausbreitung: Das Christenthum liegt. Aus China: Doch etwas Meeres unter der Sonne. Aus Afrika: Der wüsthafte Reichthum Aus Amerika Die neuen Erden in Jert. getauft Von den Verheiratheten. Oher für Christen Welt „Wo an das Ende der Erde“. Da W'ien auf der Weltanschauung Der beste Missionsrat. Die beste Predigt: „Hörte recht, liebe Mitter“. In Geschenken für Alt und Jung, zur Anregung von Missionsinteresse auch in solchen Kreisen, die der Zeit fernstehen, und als Wegweiser für Missionäre nach Missionarische Dienste dieser Kalender — selbst wir wissen der erste und einzige in seiner Art in hohem Maße geeignet sein. Es werden die ihm zugehörigen, in den Daten, welche dem Kalender fast für jeden Tag des Jahres beigegeben sind, von besonderem Interesse sein. Dieser Plan des Druckens hat den Herausgebern auch die meiste Mühe gemacht. Der Herausgeber in d. Ergänzungen werden dieselben daher im Maß auf weitere Aufträge sehr dankbar sein. Einige Missionsfragen dieser Art wollen man an das Sekretariat des Missionsrates oder an den Lektor des Missionsmagazins in Geln richten. Der Preis

des steif broschirten Kalenders, der auch einige weiße Seiten für Notizen enthält, ist sehr billig.

Große Wandkarte der Provinz Kanton, gezeichnet von Missionar Pöcher in Pülong, auf präparirtem Baumwollstoff gedruckt von Wurster, Mandegger und Comp. in Winterthur. Verlag der Missionsbuchhandlung in Basel.

Die China Mail sagt über dies einzigartige Werk: „Diese große und prächtig ausgeführte Karte ist wahrscheinlich das Beste, was ein Kartograph aus dem bis jetzt zur Verfügung stehenden Material über die Provinz Kanton herzustellen vermag. Gezeichnet im Maßstab von 1:586,000, gestochen und in Farben gedruckt, 6 Fuß lang, 5 Fuß breit, ist sie in zwei Gestalten, in Taschenformat für Reisende und als Wandkarte für Schulen und Bureaux zu haben. Obgleich ihrer Größe wegen etwas schwer zu handhaben, dürfte die Karte doch für Reisende vom größten Nutzen sein, weil das Gebirgs- und Flußsystem bis in's Einzelne sorgfältig darin dargestellt ist. . . . Obgleich wissenschaftlich ansehnlich ist doch für praktische Zwecke, namentlich für den Gebrauch von Reisenden, auch die gemischte Orthographie — so daß in den verschiedenen Sprachgebieten die betreffenden Ortsnamen je nach dem dort herrschenden Dialekt entweder in der Punti-, Fokta- oder Holla-Aussprache gegeben sind die nützlichste, die gewählt werden konnte. Man wird sich erinnern, daß die Regierung von Hongkong 500 Dollars als Beitrag zur Herstellung dieser Karte gegeben hat, und man darf Herrn Pöcher Glück wünschen, daß er so guten Gebrauch von diesem Gelde gemacht hat. Die Basler Missionsgesellschaft hat aber noch eine viel größere Summe hierauf verwandt; der Preis von Fr. 30 oder 24 W. ist daher kein übertriebener. . . .“





Ein Blick auf Indien.

Von Ch. N.

Fortsetzung

c. Die Untertanen.

Es ist eine unleserbare Thatsache, daß Vagabonden und Horden mit ihren Vorkenntnissen weder so stark bleiben wie Del und Wasser. Wer in Indien auch nur ein wenig sich umgesehen hat, der weiß, daß eine Insektum die Herrscher und die Beherrschten von einander trennt, eine Kastei, die seit dem H. J. 1500 noch nicht gewandelt und immer schwerer zu abstrahiren ist. Jede geordnete Stadt legt davon Zeugnis ab schon dadurch, daß die europäischen Wohnsitze in einem besondern Quartier liegen, das von den Hochsitzen der Eingebornen ganz abgesondert ist. Bezeichnend ist es ferner, daß man in Indien gar nicht einmal Gräber und Gräber in demselben Maßen betrauen findet. In Madras, besonders Madras, scheint die Verschmelzung der beiden Nationen noch viel weiter zurück zu sein, als in Bombay und Kalkutta. So ist sogar die Beschränkung gemacht worden, daß, je länger ein Distrikt unter englischer Verwaltung steht, desto mehr derselbe der Gagliander hinhingewandt, wohl daran, weil bei letzterem Zustand, in welchem die Eroberer das Land fanden, je länger je mehr von den Eingebornen verlassen wird und daher die Paulbarkeit für englische Wohlthaten nicht zu, sondern abnimmt. In den Theilen der Madras-Vereinigung, die am längsten englisch sind, nimmt die Bevölkerung, die von den beiden alten Verfahren kaum mehr eine Abnahme hat, an den Engländern nichts Gutes zu entdecken. Die Mehrzahl des jetzigen indischen Volkes wünschte lieber von europäischen, selbst schlechten Ärzten heiligt zu sein, als von den nachgiggen, unbestechlichen, aber auch ungemeinlichen Engländern.*)

*) Im „Newspaper“, einem von Hindus redigierten Sonntagsblatt, gab es neulich einen Wunsch nicht, daß die Engländer mit uns umgehe, mit uns drein, mit uns essen. Die Weisen lehnen keine die Eigenschaften, die

1811

Bei der Erklärung dieser Thatsachen reden wir nicht davon, welche Anlaß zu Beschwerden die Engländer ihren Unterthanen aus durch Ungenugthuung gekostet haben, davon, was jeder Thatsache in ihrem persönl. Verhältn. für einander Nothwendig und Belohnendes haben. Die Engländer megen, da sie die Herrscher sind, Lust zu ihrer bevorzugten Stellung mit Gedulde von Launen mit und ihre Ueberlegenheit in nicht immer schwebel. Keine den Eingebornen zu fühlen geben. Ein gebietender Ton bei Zurechtweisung oft nötig sein, um die Autorität aufrecht zu erhalten, aber es ist gewiß, daß die Herrscher sich zuweilen gar zu heftig verhalten. Gedacht wird sie sich ihrer höheren Stellung von Natur bewußt; aber müssen sie ihre Untergebenen deshalb so deutlich einschränken? Ein festgeschüttelter, in seinem Charakter unabhängiger Engländer verabschiedete einmal, da Engländer schienen ihm ein Vorne über die Erde zukommen, als wäre der allmächtige Gott selbst die Arbeit, den ganzen Weltkreis einzeln zu machen. Er mag nicht an einigen kleinen Schwächen zu manchem geübt sein, der für sich aus Europa gekommen waren. In mancher Zeit u. es in diesem Punkte besser geworden.

„Ist nicht, ist oder doch in dem Verhältnisse steht? Eine gegenwärtige Annäherung bei Menschen durchaus nicht zu erwarten. Ein Jahr hundert lang haben die Eingebornen Zeit gehabt, den Charakter des Herrschers kennen zu lernen, und sie saßen jetzt an, ihn zu durchschauen, so daß er sie nicht länger hinter's Licht führen kann. ... Warum soll man z. B. einen Richter oder Richter über? Als einfacher Mann über laienliches Wesen ist es nicht so wie eine Uebung der von Zeit zu Zeit. Jene saßen die Thronen bedient von ihm, ihren wahren Unterthanen, geachtet zu werden; aber der Hofstator oder Oberverwalter bedient das nicht. Aber in Indien freilich ist es ein Oberverwalter, aber in England ist es zuweilen nichts weiter als ein Schreiber oder ein Schreiber. Ein Schreiber in Indien hat seinen Anspruch auf unsere Achtung, warum sollte ein anderer es? Doch deswegen, weil er aus England kommt!! Nein, gewiß nicht. Betrachtung gebührt einer Person wegen ihrer guten Eigenschaften nicht weil das Schicksal sie über uns zu beschicken gewillt hat. Sindus lassen auf diesen Punkt.“ Ja, selbst ein dritter Mann, der „Indian Government“ nimmt ein wenig in dieser von ihm Engländer — heißt es da — müssen sich nicht bekommen, so werden sie der adäquat richtige Maßstab für alles, was auf den Ort, ehrbar und gelobt ist. Es ist eine Illusion, die von den Eingebornen ausgeht, die von wieder und wieder gegeben werden p. Wo sich eine natürliche Verbindung und Selbstverehrung sich findet, kann unmöglich auch nur die geringste Rücksicht auf Verkehr mit den Eingebornen übrig bleiben.“

Mancher Antosk ist drani zurückgeblieben, daß die Engländer nicht zu wenig die Aelte genommen haben, sich in die Eigentümlichkeiten des indischen Lebens lebend zu versetzen. Sanskrit ist die einzige Sprache im Leben, Geschichte und Kunst, der jetzt geschriebenen indischen Sprachen und soz. sagen da Rama ist die höchste indische Religion zu werden, Sitten und Gebräuche. Die letzteren muß man doch kennen, um ein Volk, seine Bedenken, seine Fehler und Tugenden zu verstehen. Ohne solche Kenntnisse hat man keine Einsicht vor dem Verstandenen (Sitten und Gebräuche), und man hat auch keine Handhabe zur Ausrottung des Schlechten und Halben. Das Sanskritstudium wird aber von England vernachlässigt. Deutschland, Frankreich und selbst England thun es dem Lande zuwer, das doch der natürliche Stütz und Pfleger dieser Wissenschaft sein sollte. Je näher man aber die indische Welt, die Denkmale, die Religion und intellektuelle Entwicklung, die Entwicklung kennen und selbst die Fehler Judas kennen gelernt hat, desto weniger wird man versucht sein, es nach dem durchschauten europäischen Maßstab zu beurtheilen. Ein Nation ist nicht verachtenswertig, die so große Schätze der Literatur besitzt, die so viele selbstständig menschliche Entdeckungen gemacht hat, wie die indische. Sehr oft mag daher englischer Stolz auf englischer Unwissenheit beruhen.

Natürliche jedoch und religiöse Schranken hindern sogar einen Verkehr, wie er sich bei Europa von selbst versteht. Außerdem steht die natürliche gegenseitige Antipathie zweier Völker von verschiedener Natur. Dann kommt der Kastengeist, von dessen bestehenden und zunehmenden Einfluß so auch die englische Gesellschaft nicht frei ist. Nur mit dem tiefgreifenden Kastenbiss, daß in Indien die Kaste gerade in der Religion ihre Wurzel hat, während anderseits bei uns christlichen Europäern gerade die Religion, die Freimüthigkeit, das stärkste Gegengewicht gegen den angeborenen Kastengeist darbietet. Ein Hindu kann aus religiöser Rücksicht auf seine Kaste sich nicht erheben, mit einem Europäer von gleich hohem Rang zu essen oder Wasser zu trinken, das von ihm und seinen Bedienten berührt worden ist. Wir hingegen betrachten d. h. gemeinlich als ein menschliches Thier des gesegneten Verkehrs und empfinden eine Verurteilung der Länder als per'sonliche Missethäter. Bei einem Hindu hängt Essen und Trinken mit seiner Religion, gesunder mit

ihren Mann geschehen, zu kommen, so drückte sich aber kein Mann
breiten von einer Waise kein mehr werden darf, als er bei
seinem Ableben vor ihm stand. Es ist ihm ein Gutes
pact, das noch nie in Juda war, jedoch, daß in die drei freiden
Vedatjarekitten und die damit zusammenhängende Dinstone der
Judas kamen, überließ. Nicht nur der Weltstand in Haidung,
Mahl, Vergnügen u. s. w. u. von dem man zu verfahren,
sondern auch die zu einem gewissen Grade die Begierde von Recht
und Unrecht. Ein Juida hält es für Unrecht, Thiere zu tödten,
um sie zu essen, noch viel weniger zerstört er ein Leben zu seinem
Vergnügen. Ein Maie, so es ein Juida oder ein Mangelmann,
hat es für höchst schändlich, wenn eine Frau mit Mangel, die
nicht zu einer Verwandten war, geschied, ungeschunden verheiratet
war mit ihm. Auch in jeder Zille des Laß von Lebens geist
ist die Verschiedenheit. Ein Juida erlaubt z. B. keine Tiere da,
wo ein Götter sein Haupt erhebt, und behält seinen Tinsan
auf dem Kopf in Haid, wo der Götter den Fuß hat.

So ist in der That für einen Europäer schwer, mit einem
Juida umzugehen, ohne ihn zu verletzen, und das ist eben das
Tram ge, daß diese Verschiedenheiten eine gewisse Gegenseitigkeit
bedeuten. Ein europäischer Gelehrter kommt etwas nach Judentum;
er selbst ist eine Weltmann, u. die ihn vor sich zu setzen,
um ihm eine Antwort zu machen. Eine Maie wird in einem
Leben feste für sie vorgebracht, sie treten ein ohne Segen, ver-
beugen sich nicht und stehen sich in einem Halbkreis. Der
Gegensatz ergreift sie, daß die Frau eines ehrenwürdigen alten
Pais so (wie ich) und ich setze sie, er denkt nicht daran, daß er
den Juida dadurch in nicht geringer Verlegenheit setzt, weil ihm
die Verlegung eines „eigentlich Barbaren“ sehr schwer die Reinigung
erzelen ansetzt. Hier sind die Waise, wie immer, in
einem Menschen höchst nichtswürdig. Stehen der Fremde in der
geachteten Zucht unterworfen, einmal, so behält sie in jedem
Laß wider sie. Einige Stunden sind in ihn verplündert, der
Fremde denkt auf die ganze Zuchtsternzeit, um das Ende der
Lusthaltung zu verlassen, er weiß nicht, daß Götter und
wären einen Welt als abzuholen, wenn nicht der „Zahl“ gerade
heraus redet und sagt „Jetzt komm ich ab.“ Später bemerkte
derselbe Gelehrte, daß ein so bedeutende Pais so ihn nicht in aller

die Heiligen, dem Bistum an dem Tag vorher, bezeugen lassen, um die Reden des Bischofs zu haben — sie haben ihr unart den Fortschritt widerstand, Gerechtigkeit haben sie für seine und schon Unterthanen und Mitmenschen. Viele Tugenden sind mit dem geistlichen, ihre Fortschritt, zu zeigen ihre Macht vor dem antwortlichen. Welche Führer zu lassen und den gemeinsamen Unterthanen der Engländer weniger wurde, als bisher, es nicht zu können, wie ja auch für viele durch die Konstitution, neue unwillkürliche Schritte widerstanden worden ist, welche sie bisher sehr Gerecht in die christliche Kirche zurückzuführen.

II. Es ist den id es ist nicht aber das christlich in dieser Reich.

Je mehr es in Deutschland Mode geworden ist, aber die einzige „Kritik“ zu schreiben und namentlich auch die christlich weltbeweisende und bezeugt werden. Ist das die der beiden Haupt- und Gründe mit ihrer weltlichen Weltanschauung zu verstehen und zu verdrängen, desto mehr hat es uns gezeigt, daß nicht ein so allgemein geachteter Vortrager wie Dr. Delinger in seinem Vortrag über „Wahrheit der Tugend“ und „Juden“ einen schönen Vortrag zur Ehrenrettung der Engländer wie zur besseren Würdigung der indischen Verhältnisse geliefert hat. Es sei uns gestattet, aus jenem Vortrag einige Hauptfachen hervorzuheben:

„Das britisch-indische Reich ist ein so außerordentliches Phänomen, es sieht so einzig und in der Welt da in der Welt da, daß es der Welt ein immer wieder zum Zerkommen und zum Nachdenken anregt. Aber die Mittel und Wege, wie dieser Wunderbau zu Stande gekommen, zu seiner Kraft und Festigkeit gelangt sei.“ Dr. Delinger weist nun einen vornehmenden Blick auf die We-

*) Geb. zu Marseille 23. Januar 1794, Professor in Paris, beruht durch seine Arbeit der historischen Literatur und durch seine Arbeit über die Sprache, Literatur und Recht seit 1820, hat 30 Jahre lang ununterbrochen in Paris und Gießen für die Verbreitung orientalischer Sprach- und Literaturwissenschaft für die Vermittlung des Orients mit dem Occident gewirkt; zahlreiche Schüler sind aus seinem Vorlesaal in alle Welt ausgegangen, deren viele jetzt in England und besonders in Indien leben und wirken. Waren, auch in religiöser Beziehung ein erfrischender und gewissenshafter Mann, frei von französischem Nationalhass und Götzenbild, hat immer ein besonderes Interesse für die evangelische Mission gehabt und in seinen Jahresberichten an die vereinigten Versammlungen der selben hervorgehoben.

Die Mission in den Augen der Welt.

7. Eine possirliche Geschichte.

In den vorderen „Times“ vom 19 April d. J. war ein Auszug aus einer selbstkritischen Zeitung mitgetheilt, worin angeblich das Schicksal des ersten Missionars, welcher an den Julius einen Vertragsvertrag gemacht, in recht possirlicher Weise geschildert wurde. Schon fünf Tage später war die gleiche Geschichte auch in die Spalten der Augst. Zeitg. Zeitung übergegangen, und in dieser letzteren Fassung wollten wir sie hier wiederholen.

„Aus den Innlande wird in den „Wienische Times“ folgende Geschichte von dem Schicksal eines Missionars bei den Julius erzählt, angeblich nach Berichten eines Augenzeugen. Vor einigen Jahren gieng ein Missionar nach des Königs Kraa, in der Absicht, ihn und sein Volk zum Christenthum zu bekehren. Der König wollte ein, ihn am Sonntag zu sehen und dieselben Volk und zwei seiner besten Lehren zu hören, um zu hören, welche Vortheile ihnen von den weißen Leuten gebracht werde. Der Missionar hielt eine kurze, aber elegante Predigt, in welcher er seinen andächtigen Hören den Himmel möglichst glanzend und die Hölle möglichst schwarz anmalte. Er sagte ihnen: wenn sie ein gutes Leben führten, nicht stehlen, immer die Wahrheit reden und vor allen, nur Ein Weib haben würden, dann würden sie nach dem Tode in die glückliche Jagdgesellschaft versetzt werden, wo sie nie ihr Leid verfühlen würden, wo überall eine Freude und Belohnung in einem ewigen Leben ihre Warte; würden sie aber ein Hundes Leben führen, und thun, was er ihnen eben gerathen hatte nicht zu thun, dann würden sie in ein ungeheures Feuer geworfen werden, so groß, daß es in wenigen Augenblicken die ganze Julia Kolonie veraschen würde, und wäre sie so zahlreich wie Hausaffen. Der Sammler und sein Volk hielten aufmerksam dem Missionar zu, und als er geendet hatte, bat ihn der König, mit ihm zu ihm. Während des Speisens bemerkte er, daß seine aus allen Richtungen Holz herbeischleppten und auf einem Haufen zusammenstülpten. Dem Missionar wurde es unbehaglich, die Lächer sah nachschiebend an, und der Julia, der die Geschichte erzählte, sagte: der Missionar habe zu einem Aufseher

und nun große Caanen taten sich anmachen, als wäre er fast kahl. Schliesslich, als das Orin zu Ende war, dachte sich der König selbst nach dem schütternden Wackeln um und sagte: „Was war das, was du eben erlebtest, das große Zuna? Soll so ein großes Feuer zu werten, was dem so gegenüber? Nimm, so will der König, was die Julius für Vene sind, da kennst du nicht, wie es ist.“ Er schickte ihn zu dem großen Scherhanen, der mittlerweile angehende Proportionen angenommen hatte, und ließ das Holz imazon an den Hals der Wirt hoch aufstammte und starke Hitze ringen in verordnete, befehl der König den beiden Kernen, die der Proportionen hatten, sich auf den brennenden Scherhanen zu stellen und nun andenkenden. „Nicht, wie sie waren, stiegen sich die stiegler auf die brennende Masse und rissen die Seite auseinander, nicht eher zu, als das kann eine Spur des Feuers mehr übrig war.“ Der König sagte dann zu den Wirt: „Du hast das gesehen. Du hast es, was wir mit deiner Felle machen werden. Die Julius werden nicht mit euren Feuer spielen und du thatest besser daran, dich aus deiner Felle zu ziehen, sonst werde ich ein Herz von Feuer für dich zum Andenken an den lassen.“ Der Wirt besetzte der Wirt schmerzhaft.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß es in der That eine sehr anmutige Geschichte ist, die sich auch auf der Bühne zu nicht bel annehmen würde. Aber sollte es dem Vondener oder auch dem Angoburger Wirtin verfallen, daß es so interessante Hauptstücke in dem Publikum nicht vorstellt? Ein Eins wird uns dabei nicht recht einleuchten. Sondern ist es die bloße Seite und zugleich der Wirtin solcher Platter, jede Nacht mit, die sie mitteilen, nach ihrer Quelle zu prüfen und mit dem, was man sonst über die Sache weiß, gegenständig zu vergleichen, um so ihren Reizen immer nur möglichst bewußt ges und belustigt zu bieten. Nachdem es sich aber um die Wirtin, so wird jede Verleumdung, jede noch so alberne Gerüchtung für bare Worte genommen. Und das ist eine dargelegte Seite, zeigen die wir an Namen der Wirtin frei sein müssen.

Der Wirtin der fadest lichen Zeitung trägt den Wirtin seiner Unerschlichkeit in sich selbst. Er will von einem Augenblick herabren, wobei Jedermann an dem europäischen Augenzeugen denkt; hundertmal liest man aber von einem „Juli“, der die Geschichte erzählte. Ferner ist das Ganze „vor einigen Jahren“ geschrieben.

und doch ist kein einziger Name genannt, nicht einmal der des Königs. Unerwartlich denkt man Reichswage, der Zischgenannte, sei gemeint. In seinem Charakter paßt die Geschichte auch ganz gut, und das eben ist es, was für den Schein der Glaubwürdigkeit verleiht.

Man hat aber der erste Aufwiegler im Zulu-Land — abgesehen von Moya, Mordner, der 1854 das Land bevölkerte — schon im J. 1837, also unter König Dingaan, gekannt. Es war der englisch-lutherische Miss. J. Ewen*) und wenn seiner Geschichte überhaupt irgend welche Thatsache zu Grunde liegt, so muß es das gleiche Ende sein, das durch den grausamen Zinamen Dingaan seiner Thätigkeit gesetzt wurde. Am 16. August 1837 hatte derselbe seine erste Audienz beim Zulu-König. Wie ein Blutmensch sah dieser zwar nicht aus, den Despoten aber sah man ihm sofort an. Seine Diener harrten seiner Befehle und führten dann denselben aus, wie wenn Leben und Tod davon obhinge. „Weh," sagte er zu einem, „nach Umlauf alteru und zu wieder hier, bevor der Speichel in meiner Hand getrocknet ist!" — und wie ein Pfeil flog der Betreffende davon. Am 21. August — es war gerade Sonntag — hielt Miss Ewen seine erste Predigt vor dem König. Dieser saß auf einem Stuhl in seinem Ajerillo, d. h. dem besonders umzäunten Theil der Residenzstadt Nibamba, wo seine und seiner Weiber Hatten standen. Seine Frauen saßen um ihn auf dem Boden. Ihm hing die Predigt an. Wir konnten den Gedenksatz derselben aus einem Brief Ewens hier wiedergeben. Es ist aber nicht nöthig. Als die Auferstehung Christi erwähnt wurde, gieng ein unglaubliches Lachen über des Königs Gesicht. Dann kam die Rede auf die Pönnerfahrt und auf die Wiederkunft des Herrn zum Gericht, auf seinen letzten Befehl an die Jünger, auf ihre Thätigkeit, die Entstellung des A. Testaments, des Bundes, das er, der Missionar, jetzt in seiner Hand hatte. Zuerst andeutete Ewen ihn geschickt, um auch die Juden in diesem Lande zu unterrichten. Wer die Lehren desselben annahm und darauf lebe, der werde selig werden, wer aber nicht glaube und sich nicht nach diesen Worten lebe, der werde in die Hölle kommen, d. h. an einen Ort in unsichtlichen Feuer. Hier unterbrach der König den Redner und fragte, was die Hölle sei. Miss Ewen theilte nun mit, was sich im A. Testament hierüber findet. Dann fragte der König, wo

*) S. „Journey to the Zulu Country" von Kapl. A. Gachniet, „Church Miss. Record" für 1857 u. 1858 und „The Record" vom 7. Mai d. J.

die Stelle an, woran der Richter ersuchen, das ist: in der Welt nicht gefragt, sondern nur verurtheilt, daß es ein solches Gut gebe, und daß die Werthlosen beim höchsten Gericht dahinter geworfen werden müßten. Man mußte das Gericht vorher beidrehen werden, und als die Aufweisung der Thäter erreicht wurde, schickte man zu Schwab von Jagen wie das möglich sei, wo die Richter dasen alle stehen würden, ob sie die geistigen Fäden hielten würden wie jetzt, ob man einander sehen und einander erkennen werde oder nicht u. s. w. Endlich über erließ der König: „Warum denn die Todten nicht jetzt schon aufstehen, so daß man sie sehen könne!“

In den folgenden Monaten dinst die Ps. Owen regelmäßig predigte und Unterricht ertheilte. Der König selbst wurde sein Schatz. Aber so jung es nicht ungekostet. Es war wieder ein Sonntag, der 26. November, als Mr. Owen sich aufstach zum König zu gehen und zu predigen. Da erschien ein Abgesandter desselben und der sagte: „Der König ist sehr unzufrieden, er habe erwidert, die Lehrer würden ihn in allen Dingen unterrichten, nur beidrehen sie ihren Unterricht oder auf einige Sachen nach ihrer eigenen Willkür und geben das, was er am meisten zu lernen verlange (die Aufsehung von Feuerwaffen, das konnten sie nicht. Immerhin mag der Missionar dasmal noch kommen und Gottes Wort predigen, aber das solle dann auch das letzte mal sein. Die Kinder dachten auch ferner an Sonntagen bei ihm lernen, aber das sei alles, was er noch erlaube.“ In Begleitung Mr. Ellis ging er zu der Hofkapelle vor den König. Mehrere seiner Diener saßen um ihn, die Männer aus der Stadt hatten in einiger Entfernung ebenfalls auf den Boden, eben im Beginn, ihr Frühstück — aus Bier bestehend — zu sich zu nehmen. Der König war sehr böse; er schimpfte über die Weissen und sagte, Owen sei nicht besser als die anderen — einmal habe er ihn gebeten, ihm einen Stuhlquader zu leihen, oder vier geduldet u. s. w.; er sei beleidigt, er sehe, daß man ihn die Feuerwaffen nicht gönne u. s. w.

Endlich erließ Mr. Owen, es sei heute Sonntag, und hieran erlaube er Glauben, ganz Beside zu sein. Auf des Königs Befehl mußten alle Präparanden man müßte lehrte, wie. Er selbst sah wenig vom Prediger, und sahen hatte seiner angefangen, so wie es, er solle lauter sprechen. Dies that nun Mr. Owen so gut er konnte und nicht als wenn zu einem — er ist ein geistlicher Mann, er ist

viel auf ihre Schwächte einzuwirken ist, daß wegen Dingen unter
seinen, welche sich besser als wir auf Zurechtbringung nach Nienem
versteht.

8. Mißverständnis oder Böswilligkeit?

Am 1. Januar unter des Jahres 1870. kam das Ge-
meine Magazin einem kurzen Ueberblick über „die re. größten
Bewegungen der Gegenwart“. Derselbe hatte hauptsächlich
den Zweck, an einigen Beispielen zu zeigen, daß in unseren Tagen
der Kampf zwischen Licht und Wahrheit heftiger als je entbrannt sei,
und zwar in Folge der verriren Mißverständnisse, durch welche
die schlafende Heidenwelt in aberschreckender Weise aufgeweckt und
zum Widerspruch gegen das Christenthum gereizt werden sei. Ver-
gessen war dann noch eine Aufforderung, in diesem Geisteskampfe
nicht zu erkalten, sondern freudig dem geistigen Siege entgegenzu-
gehen. Uns war dabei vor allem der Gedanke vorzuschweben, daß es
keinen stärkeren Beweis für die großartigen Erfolge des christlichen
Menschenwerkes gebe, als eben jene heidnischen Gegenbestrebungen.
Diesen Gedanken auszuführen, hielten wir für völlig überflüssig,
und was die persönlichen Resultate unserer Arbeit betrifft, so handelte
es sich um jedes Fortschreiten.

Jetzt wenig erkannt waren wir daher, bald nach dem Erschei-
nen jenes Artikels in einer Stuttgarter Zeitung einen kleinen
Beitrag „Zur Geschichte des Missionswesens“ von J. J. J. J.
Jonas“ zu finden, in welchem gerade der entgegengelegte Stand-
punkt den von uns gemachten Mittheilungen gegenüber gesetzt war und der
folgendermaßen lautete:

„Zur Geschichte des Missionswesens.“

„Ueber die christlichen Missionen in den großen Heiden Asien
und Afrika's ist mir wenig“ stünde es so bald an, die Mithras Religion
an den Missionen bezogen mehr die Hervorhebung einzelner
Thatsachen behufs Erbauung, als gedruckte Belehrung. Und so
interessant und eben rühmend Mittheilungen aus dem Jahrbuch
des „Missionsmagazins“ sind, in welchem der erste Auf-
satz „die re. größten Bewegungen der Gegenwart“ abgedruckt ist, in

dem sumerianen vorer, wor die argstliche Verdrehung des Christenthums nur allzu berechnete Zweifel erweckt.

Ist überall, wo das Christenthum durch die Mangel große Erfolge erlangt hat, sind es wohl Naturvölker gewesen, welche nicht Anderes aufzuhaben und gegen das Evangelium eintauschen konnten, ganz anders ist es dasjenige, wo die künftige Nation mit ihnen, mehr oder weniger physisch entworfene heiligen in Richtung gekennet ist, wie in China, Indien und anderwärts in den vom Islam beherrschten Gegenden. Hier hat das Christenthum nur die Verhinderung gehabt, die Völker in ihren Glaubensweisen und religiösen Sitten noch nicht zu verdrängen. In Indien werden gegenwärtig von den geistlichen Fürsten die eifrigsten Verhinderung gemacht, den von *Arrianismus* und *Nicelismus* gegen die Aegide der christlichen Kirche nachzuleben zu machen. Es herrscht dort eine argwöhnische Misgelenk und Betrübtheit in Sachen der Religion; Gläubigen und Feinden, religiöse Prozesse und Strafenpredigten wahren, der alten Glauben festzuhalten, die von *Nicelismus* fähig sind, die Forderungen entgegen nur in Europa zu überlassen. Praktischkeit Die Menschen geben ihre Güter zu bezeugen. Zwecken, so wie Frauen suchen Vergnügen für Göttertempel. Bei der noch wenig entwickelten Vergebenswaren Indiens warfen die Missionäre des Protestantismus und „wenn dieser Hindusirungs- Zweck hier einmal gelungen ist, so ist es gewiß, daß das Christenthum so gut wie in Indien gekommen sein wird.“ Nachher ist es in China. Da sangen die Schüler und Nachfolger des Confucius mit neuem Eifer an, erregten Predigten und wenden sich an das Volk. Jesuiten und weltliche Mächte werden gegeneinander, Alles, um den christlichen Missionen die nötigen Hindernisse zu machen und das Christenthum mit seiner eigenen Waffen zu bekämpfen. Und selbst in Japan, nach der von China eingeführte Buddhismus von fremdem auf. Dazu kommt, daß die Christen und Japanesen ihre Religion überall annehmen, wie sie sich selbst als überlegene Religion, als die höchste und edelste ansehn. In Malakka, Australien, Philippinen und nach mit chinesischen Sitten orientiertes Neuentwurf sind auch bereit sein aus. Das alles sind Beweise dafür, daß es mit dem Christen, wie meisten Religionen nach und nach so ganz, was ist, wie man gewohnt ist. In recht viel höherem Maße ist dies kein Mahanadonismo der Welt. Der Mah-

nersehung unter der vertriebenen Partei, den ersten Anhängern der jordaner Partei, ist sonderbarer Weise durch unser Landmann, den Pfarrer Max Bauer in Essend, angeregt.

Die Kerkel der Juden ist mit den Verdächtigungen auspro-
radlich durch die Zustimmung des Comitees hervorgerufen, wie
so in dem Jahrhundert durch Pfaffen, Herrschaften und Mäc-
chen eine Bewegung hervorgerufen wurde. Von welcher Aus-
br. 1811 des Schriftstellers 1812 weiß der Verfasser nicht
zu berichten. Er schließt mit dem Bedauern, daß das letzte
verarmte Geld aus der Einnahme der Mönchsstiftungen verloren
wäre. „Hier schließt“, sagt er, „und haben den Geschmack an
Mittelalterlichkeit, Sprache und anderen christlichen, so leicht als
bedürftigen Tugenden verloren.“ „Alte i. Jesus“

Ebenso gebiert der Herr „Hüter Jesus“ zu dem ersten „Fi-
dium“, in welches nur „wenig Kunde über die christlichen
Missionen“ dringt. „Auch hätte er unseren Mangel, vollen der
erste — hundertfach nicht der erste — der er geistlich, nicht so wenig
mühevoll und verdienstlich sein. So wenig war es damals
vor drei Jahren — wie wenig heute, ihm zu antworten, so
wenig scheint uns auch, ist noch eine Erwiderung am Tag. Wir
sind auf diese Sache nur deshalb zurückgekommen um unsere Arbeit
an der Mission. Man hat zu sagen, wie langsam die Missionen,
sag sie mit den „christlichen Bewegungen“ oder den „Bekehrungen“
reden, mag sie sich selbst rühmen oder demüthig nur ihr „Jahr-
reihen unter der großen Aufgabe bekennen, — wie schwer ich sie
in den Augen der Welt zu machen und wie sehr deshalb
auch heute noch auf alle Missionen zuwenden müssen, diese,
nach Matth. 5, 11. 12 geschrieben steht

Missions-Teilung.

Die evangelische Missions-
Gesellschaft von Paris
hat am 1. Mai d. J. ihre jähr-
liche Generalversammlung abgehal-

ten. Den Vorsitz führte Hr. G.
Mend. den Präsidenten ab-
gab Hr. Bazege von Strasbourg,
welcher dem im Dienste der Afri-

konstänth Missionen erlangen Direktor Calahorra sein Amt beurlaubt werden ist. Derzeit befinden sich zwei, um sich auf dem Afrikanischen Kontinent zu orientieren, die sudanesischen Stationen der Missionen. Auf Tabora stehen sich die Brüder namentlich der Schwestern, sowie der Verfügung, daß die Gewährung der Missionen einem von ihnen anvertraut werden soll. Am Senegal arbeitet der eingeborne Miss Taylor, welcher im vorigen Jahr durch seinen Besuch in Europa so viele Theilnahme für die noch in den ersten Anfängen befindliche Mission in Senegambien gewirkt hat, unter mancherlei Beschwerden und mit wenig in die Augen fallendem Erfolg. In Südafrika hat natürlich der Zuluzieg die Evangelisationsarbeit nicht gefördert, vielmehr zeigen sich schon jetzt nachtheilige Folgen für das geistliche Leben der Gemeinden, und die Pariser wünschen für Christen und Heiden nichts sehnlicher als das baldige Ende des Krieges. Von der Wahrung, in welcher sich die Kaffern befinden, sind auch die Betschuanen berührt. Doch ist es bei den Bassutos ruhig geblieben, ausgenommen die Revolte des Häuptlings Morosi und seiner Leute, der Baputo, die man aber eben so gut zu den Kaffern als zu den Bassutos rechnen kann. Erstaunlich ist es, daß die eingebornen Missionen immer werthvollere Dienste leisten, sowie daß das Unterrichtswesen auf allen Stufen in einer schönen Entwicklung begriffen ist.

Die Einnahmen betragen 234,670 Kr., die Ausgaben 237,867 Kr., so daß ein kleiner Ueberschuß vorhanden war, wenn nicht unter noch ein Defizit von 10,000 Kr. auf der Veranschlagteten (Ausgaben) stand. (Kr. zur Deckung aufgebracht worden.)

Es wird dem Ibel vom missionarischen Stand der Gesellschaft abhängen, ob die Bassutogemeinden in Verbindung mit der heimatischen Gesellschaft einen kräftigen Vorstoß in's Innere des dunkeln Welttheils machen werden, indem sie die so einladenden Resultate einer Untersuchungsreise Corlelands mit der Gründung einer Station an den Ufern des Zambesi beantworten. Wir finden nämlich diesen muthigen Missionar in Victoria Nyanza am Zambesi. Schon früher (Mij 1875, S. 34) haben wir berichtet, wie er mit seinen Bassutobegleitern zuerst den von den Batebelen beherrschten Banyais (nördl. vom Limpopo) das Evangelium bringen wollte, daselbst aber von dem Tyrannen Zokwenqula schmachvoll abgewiesen wurde. Damals kehrte er nach Schotschong zurück. Später reiste er wieder nordwärts bis an das rechte Ufer des Zambesi und war äußerst wohlthätig berührt durch die freundlichen Erinnerungen, welche die Eingeborenen dort Dr. Livingstone bewahrt haben. Der eine rühmte sich dieses Dienstes, der andere eines anderen, den er dem frommen Reisenden geleistet habe, und alle waren seines Lobes voll. So hat Livingstone an manchen Orten indirect der Mission die

Quaba betruet. Nicht viel tiefer-
licher und tieferward ja aber war
mit Concord die Entdeckung, daß
sie ein gerade für die Mission
abgetheilter Bannlandschaft nicht
den zukünftigen Gebiet zu er-
schließen scheint unter den Vor-
theil so auf dem linken Ufer des
Sambesi, nordwärts vom Münd-
der Tschitche. Der Jähren waren
dort kein Haus ausgenommen
und hatten dort, Malonglos ge-
nannt, die unerschunden Stamme
unterjocht, ihnen ihre Sitten und
Sprache gebracht. Mit der Zeit
erhoben sich zwar die Macothis
als herrschender Stamm, die Ma-
lute Malonglos wurden ausgerot-
tet, aber ihre das Malakab über-
lebenden Väter und Mütter blie-
ben unangeartet die Sprache
und Sitten der ermittelten Väter
kam von den Macothis be-
halten und auch bei anderen vor-
gekommen Stämmen bildet die Ma-
lute Sprache noch das Mittel der
Vermittelung. Als King Good-
lord am Jähren die erste Reise
kennen lernte, glaube er sich gleich-
sam wie ins Paradies zu begeben,
und durch die freundliche Auf-
nahme welche ihm und seinen
Leuten in Loel wurde, vermittelte
ich noch den Eindruck, daß die
göttliche Vorsehung hier auf dem
derbaren Wegen ein Arbeitsfeld
für die junge Missionarische Un-
ternehmung habe. Das Fortwähren der
Krieg unter Leuten, die einander
verfeinden können. So wurden
dann, wenn jenes Arbeitsfeld
das einzige wurde, alle unsere
Ferber Entdeckungen, Arbeiter
dieser Mission ebenfalls können
von der im Exil. Das

ist ein unerschöpflicher Vorbehalt.
Als ich hier gehen wird es frei-
lich auch hier nicht fehlen, so da
sind Missionen, Missionen, mi-
der abes Klima. Die Mission
neue Linie das Land. Zu
Jahren ist das ganze Land ab-
schon, dann war man einige
Monate auf die Inseln gehen.
Aber wenn ich bedenke,
daß weit ist ein noch so
Vorsehung der bedürftigen das
es bedient hat, um die Mission
zu unterstützen, sie ihre Gebiete
und namentlich ihre Sprache zu
lernen, so kann ich mich der Über-
zeugung nicht erwehren, daß er
sehr bald dafür vorbereitet: daß
sich die Missionen können, ihnen
das Evangelium zu bringen und
so die Mission zu unterstützen.
Ich habe bemerkt, was man auf sich
und sich nach sich von der
daß es den vorerwähnten Be-
halten der Mission ist und der
beimal den Missionen zu
bringen möchte, der sollte von Ma-
lute unter einander, welche von
den Seiten dem Herrn des un-
erschöpflichen Arbeitsfeldes, ein
neues Arbeitsfeld geben
sagen

Ergeben sich von 1870. 1871

Nur der katholischen Mission.

Nur Elly ist, über
die Samoa Mission. Die
Unternehmung. Der Missionen
was war uns auch auf der
Mission unternehmen und er
ist noch vornehmend werden
haben wir doch manche Stellen der
Mission. Einige können sein
von Missionen. So können
Missionen und Missionen. 1870

leben aus 200 l. „Der Herr ist
den im Bau, 15 l. ist.“ In
Folge der Anwesenheit auf
Samoa „ist diesem unglück-
lichen Lande sehr viel Leid
erregt, welche Noth sehr
erregt, damit sie Unwissenheit
haben, den Einsichtigen die Lan-
dereien gegen Arien und Man-
nen abzukaufen. Auf diese Weise
kommen die armen Samoaner um
ihren Reichthum.“ Das Manuskript es
nicht vornehmen auch von Pro-
testanten zu lernen, beweist fol-
gende Stelle. „Bei unserer An-
kunft sahen wir alle der große
Menge von Katechisten, welche
die protestantischen Prediger ver-
wenden, theils um sich die Wege
bereiten zu lassen, theils um sie
an solchen Orten zu erforschen, an
welche sie selbst nie kommen.
Bei unsrer kleinen Zahl, die in
der kleinen Bevölkerung ist zu
den vielen Inseln und Distrikten,
in welchen wir doch dem Irrthum
entgegentreten müssen, kamen wir
zu der Ueberzeugung, daß auch
wir und der Katechisten bedienen
müßten.“ So wurde denn in Apia
ein kath. Katechisten-Seminar
gegründet. „Nach Ablauf des drei-
jährigen Studiums stellen sich die
Katechisten dem Bischof oder sei-
nem Stellvertreter. Man gibt ih-
nen dann ein Stück Tuch zur
Kleidung für sie und ihre Familie,
denn wir schicken nur verheiratete
Männer als Katechisten aus. Au-
ßer diesem Stoff erhalten sie noch
einen schönen Rosenkranz und ein
großes lapfernes Kreuz; letzteres
tragen sie offen und es dient ihnen
als Unterscheidungszeichen.

„Darauf wird den Katechisten der

Ort bezeichnet wo sie ihre Mission
ausüben sollen. Hierzu hören
sie den Namen einer Insel, die weit
entfernt ist; da geschieht es wohl,
daß Theuren fliehen. Schickt man
sie nicht gleichsam in die Verban-
nung? Mit den Theuren des
jungen Mannes vereinigen sich
wohl die Weiblichen und Töchter
der Familie, die ihn anglicklich sich
so weit erkennen hat. Aber bald
sammelt sich der Katechist wieder
und er ist der erste, der zum
Bischof spricht: „Lassen sie sich nicht
erweichen, ich bin dorthin beordert,
dorthin werde ich gehen und nir-
gendwo anders, sonst fürchte ich
den Segen Gottes von mir abzu-
wenden.“ Dieses Volk hat eine
angeborene Hochachtung vor allem,
was es Tofiga nennt, d. h. vor dem
geborenen Kaiser; wie: ein
Vater im Sterben, so laßt er
seinen Sohn an und spricht: „Fol-
ge mir in meinem Anter nach und
empfang alle Klugheit, die erfor-
derlich ist.“ Die Samoaner meinen
nun, und zwar mit Recht, daß
es in der übernatürlichen Ordnung
sich ähnlich verhalte, wie in der
natürlichen, und daß es auch in
der übernatürlichen Ordnung eine
Vollmacht gibt, die weiter geleitet
werden muß. Aber nur derjenige
der diese Vollmacht besitzt, kann sie
einem andern übertragen, und er
überträgt sie an den, der ihm ge-
fällt, und wie es ihm beliebt; und
wer sie empfängt, hat sie einfach
entgegenzunehmen. Er muß thun,
was man ihm aufträgt, und sich
an den Ort begeben, der ihm an-
gewiesen ist. Im Grunde ist diese
Idee ja die Grundlage der Aposto-
lieität der Kirche. Unsere Kate-

sich ihren Boden nicht, 144. Den hat
Nurere Christen freuten sich an-
gemein, daß die Auserleser Verho-
nare so in elender Noth vor der
Hölle: die Jansen hatten, ver-
denen — so warteten sie anjere
Verstehen — inasie man sich hüten,
wie vor dem T — und anj
der Strafe ihnen sorglosig aus-
treiben. Die Warnung hat zu
nichts gedient, als die armen Pa-
sener Liederlich zu machen." (1)

China.

Der erste Jahresbericht des
von Hrn. Dr. Dudacon gegrün-
deten Opium-Abzins in Pe-
king erzählt von 28 Opium-
rauhern, die arbeits verlassen
wurden und von 2000 anderen,
die zwar nicht in die Anstalt
aufgenommen, aber behandelt
wurden 94,73. Man Opium-
felsen werden auswärts verkauft
für 65 Telsato, während im
Aul selbst 20000 zu 100 ver-
braucht wurden, durchschnittlich
257 per Kopf. 937 war das
Maximum 42 das Minimum,
was ein Patient brauchte. Die
Patienten selbst steuerten frei
mit 4 1/2 Dollars bei. Das
Abzins findet sich in einem von
Dr. Dudacon gekauften Ver-
dunkelmittel und zahlt gegen-
wärtig 12 Jutossen. Viele Lem-
pel nämlich sind verfallen, und
die Chinesen nutzen es nicht, die-
selben zu kaufen und für gewöhn-
liche Noth zu gebrauchen. Macht
aber ein Auserleser sie guten Ge-
brauch davon wie Dr. Dudacon,
so sind auch die Auserleser bereit
es zu kaufen, ja, nichts empfiehlt
die Mission mehr in den An-

gen der Chinesen, als solche mit
ihren eigenen Begriffen von Tu-
gend und mit den Ertönen des
Malthus überzählende Wohl-
thatigkeitsanstalten. Die erste die
Man Lyam Gesellschaft sollte sich
das merken.

Der von Hrn. Dr. Dudacon
redigirte „Monthly Review“ er-
hält allgemeine Anerkennung.
Sogar der gegenwärtige chinesi-
sche Gesandte für England und
Frankreich, Marquis Tseng, hat
einen Artikel für dies Blatt ge-
schrieben. Dr. Dudacon hat nie-
derrheinische Indire über die Stra-
genoth in Schars, über die
Verfälschung des Opiums auf andere
Thiere u. s. w. darin veröffentlicht.
Er theilt u. A. mit, daß die in
ganz China vielgezeigten Anti-
Opium-Bilder (nach Prof. Wille-
quin & Naalvier) nichts sind als
1 Theile Starke und 1 Theil
Opiumpräparat. Weil sie wohl
ansetzen, nützen die von Chemie
nichts vernünftigen Chinesen, es
sei kein Opium darin, und viele
bilden sich ein, sie seien durch
diese Schwindel Medicin von ihrem
Laster geheilt, während sie doch
nur aus Opiumpfeifen Opium-
esser geworden sind. Aber wa-
ren die Halber sehr frei und haben
ohne Zweifel den Abzinsanten
und Verkaufern viel Geld gewonnen
gebracht. Jetzt wird wohl einge-
sehen werden.

Einem Antimann in Schars
ist die Wahl gestellt worden, sei-
nen Kopf zu verlieren, oder bin-
nen Jahresfrist 1100 Lare von
ihm unterirdischer Hingergelder
auszuzahlen. Ein reicher, aber
dem Vortritt entzerrterwender

chinesischer Kaufmann hatte eine große Summe für die Hungernoten gerettet, erzählte dieselbe oder einen Theil derselben aber erst, als er vom betreffenden Mandarin durch Schläge und Drohungen hierzu gezwungen wurde.

Die chinesische Triaktschellschaft hat einen Preis ausgeschrieben für den besten Traktat gegen die Geomantie (Sungshui). Chinesische Literaten bewerben sich darum.

Die ärztliche Missions-Gesellschaft in China hat ihre 10 Jahresversammlung zu Nan-tou abgehalten. In Szent und dessen Filialen wurden im Jahre 1878 zusammen 40,261 Patienten behandelt, 2000 mehr als im Vorjahre. An einigen Orten hatte die Zahl der Aufsuchenden in Folge der gegenwärtigen freundschaftlichen Stimmung bedeutend abgenommen, an anderen aber noch mehr zugenommen. Mit der Ausheilung der Kranken wird immer die Predigt verbunden. Drei Personen konnten getauft werden.

Die englisch-presbyterianische Mission in Amoy hat ihr altes Missionsboot mit einem kleinen Dampfer vertauscht. Die Mittel dazu gab das Legat eines Hrn. „Stephen Thompson“, welcher Namen nun auch das Schifflein trägt.

Chinesen im Ausland.

In Melbourne haben drei Chinesen eine Schrift: „Die Chinesen-Frage in Australien“ herausgegeben, worin sie gegen die schlechte Behandlung ihrer

Land-Leute und namentlich gegen die Verhältnisse in Victoria, und denselben als Australien und Malakka zu betrachten, mecht zu guten Gründen. Nur lesen sie, wenn sie meinen, sie verlangten bloße Gegenseitigkeit, indem sie für die Chinesen das Recht der vollen freien Theilnahme, des Grundbesitzes, Gewerbebetriebs u. s. w. fordern; denn alles das wird den Ausländern in China ja keineswegs verweigert, sondern nur die Erlaubnis, an gewissen Plätzen wohnen und Handel treiben, im Inneren unzulässig reisen zu dürfen. Am Schluß der Schrift heißt es: „Tze Kung, ein Schüler des Konfucius, fragte diesen einmal, ob er ihm nicht ein Wort sagen könne, das für's ganze Leben als Richtschnur zu gebrauchen sei. Der Meister antwortete: Ist nicht Gegenseitigkeit nicht ein Wort, welches er dasselbe meinte, was auch großer Philosophen gesagt hat: Alles, was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen.“ Auf dieser Gegenseitigkeit bestehen wir. Wenn ihr dieselbe verleugnet, wenn ihr Macht für Recht erklart und behauptet, die Verträge seien das Papier nicht werth, auf welches sie geschrieben sind... wenn ihr Willkür, Gewalt, Haß und Reid vor Gerechtigkeit setzen laßt, so werdet ihr vielleicht euren Zweck erreichen... aber euer guter Name unter den Nationen der Erde wird unwiederbringlich verhandelt und eure Flagge, bisher das Palladium der Freiheit, wird zum Sinnbild der Falsch-

ken und des Lactatus werden, vom Sündold; wegen der Selbst-
sücht und Vornehmheit in Ver-
sinn zu schenken. Aufschlagen
und Treue, vom Sündold einer
Sündensünde, sollte seine
Zuhörer in Gedank mit den
Vorwissen einer Metaphysik, mit
der Wissen einer Metaphysik, mit
dem Geist einer Beschreibung
mit der Kunst einer ethischen-
sollen Staatsmannen, mit der
Kunst des Geistes und mit
dem ganzen Charakter und der
Lichterscheinung des beistehen-
des in bringen vermögen. Die
dankten von Wittenberg in Al-
bany für die Verleihung dieser u-
ternehmen Schrift.

Auf Japan sind allein
in der zweiten Hälfte des v. J.
an diesen von Honolulu 2500
Chinesen gelangt, und ihre An-
zahl, welche 1872 kaum
ein wenig betrug, beläuft sich jetzt
auf 6000. Das hängt zusammen
damit zusammen, daß in Kali-
fornien die Chinesen, in der
letzten Jahren viele Einwanderer
abgeschickt hat. 1876 landeten
in San Francisco 20781 Chi-
nesen, das Jahr darauf 1934
und letztes Jahr nur 1071. Auf
Japan und der Gesellschaft
in der die japanische Regierung
die chinesischen Einwanderer er-
gatten, in Peru dagegen wird
dieselbe Fortsetzung. Nicht
wenig war die wirtschaftliche Ein-
wanderung von Chinesen in ein
Land für eine große Gefahr. In
Japan leben über 10000
Chinesen neben über 10000 an-
deren Nationen — ohne

Nachteil. — Auf Java leben
über 10000 Chinesen. In
Siam hat König Chulalongkorn
einen jungen Chinesen gekauft,
der im dortigen Armenhause krank
lag und das 4. Testament in
dieser Sprache früher als Leichter
bei einer der Nationen
gewesen. Der von ihr aus-
sereute Same war nach mehreren
Jahren aufgewachsen.

Japan.

Am 3. 1875 drifte der ame-
rikanische Dampfer „The Perry“ alle
Geschäfte umher und der Re-
gierung einen ausführlichen Re-
richte samt Reformvorschlagen
eingegeben. Unter letzteren nahm
die Einführung der Christen-
schaft als eines Verbesserungsmittels eine
Hauptstelle ein. Dagegen wurde
der ganze Bericht auf Negierung-
kosten gebracht und an alle ge-
lehrte geistliche Verände-
er begeben, in einem Verlan-
ge in Okajama die ganze
Anzahl seiner damaligen Be-
mühungen mit Augen zu sehen.
Mit zwei andern Missionaren,
Dorr und Petter, hatte er um
die Erlaubnis gebeten, sich in
Okajama niederzulassen zu dürfen.
Zu seiner Freude war der Vor-
schlag beim Kaiser willkommen,
wodurch den Missionaren von Je-
sus in ihrem Glauben und seiner
bei dieser Gelegenheit auch
in der Thierheilkunde, Mil-
den in ihrer Ordnung. Die
Geschichten waren gut gekleidet
und sorgfältig bebildet mit der
Stellung von Christen, Stab-
len u. A. Auch der Landbesitz-
stand war jetzt besser als

überaus ginstiger Der Gefangenen Quartier hatte, er habe ihn. Der 17. 2. Nach gelassen und darnach gehandelt, deswegen siehe oben so gut. Das war natürlich eine herrliche Empfehlung für die Missionare. Er selber hat denn auch Dr. Henry Johnston erhalten, sich mit seiner Familie in Fukuoka niederzulassen. Aber das ist nicht die hauptsächlichste Mehrzahl Vorkämpfer von Gefangenen haben in Tokio um Vollmacht zur Antikipation christlicher Lehrer gebeten. An einem anderen Ort beschäftigte ein Christ mehrere politische Gefangene und ließ ihnen zuweilen durch einen Missionar das Evangelium predigen. Als er dann wegen schlechter Wirtschaft keine Arbeiter mehr brauchte, waren die Gefangenen so betrübt darüber, daß sie nun die Gelegenheit zum Hören des Evangeliums verlieren sollten, daß einige von ihnen, die wohlhabende Männer waren, ihrem Arbeitgeber Geld liehen, damit er sie ferner bei sich beschäftigen könne und sie nicht irgend wo anders arbeiten müßten. Jetzt ist aus jener Provinz eine dringende Bitte um Sendung christlicher Lehrer gekommen! — Im Gefängniß in Otsu waren mehrere Gefangene erkrankt worden durch christliche Pfleger. Als ein Feuer ausbrach, flohen sie nicht, sondern halfen löschen. Der Hauptmann war, ihnen wurde hier ist freigelassen und hält jetzt in Otsu eine Schule, in welcher die Bibel gelehrt und Sonntags gepredigt wird. Für die über 100 Gefangenen liegen die Beamten

nach mehr christliche Schriften kommen.

Missionar Davidson erzählt, daß vielen Heiden die christlichen Lehren so unvorbereitend vorkommen, daß es ihnen gar nicht einfallt zu glauben, daß die Missionare aus Ueberzeugung predigen. Sie bewundern nur das Geschick, mit welchem dieselben sich denn eben, eine wertlose Waare als echt und gut anzupreisen. Zugleich erkennen solche Heiden die guten Früchte der christlichen Religion meist rückhaltlos an. Daß unter solchen Umständen Belehrungen in unserem Sinn nur höchst selten vorkommen werden, laßt sich denken. Da muß gewartet und mit der schmerzlichen Geschichte ein guter Grund geleistet werden, kann selbst alles erredliche Reden nur zu Mißverständnissen.

Todesfälle.

Am 3. Jan. Alex. Morton in Alt-Kalabar.

— Am 5. Jan. Dr. C. A. Beadle in Philadelphia, 1833 bis 1842 in Syrien stationirt.

— Am 12. Jan. W. Heath, nach 28-jähriger Thätigkeit in Westindien.

— Am 22. Jan. C. Neutheer in Rangra nach 36-jähriger Arbeit in Indien.

— Am 6. Febr. Alexander Stronach, 78 Jahre alt, nach 10 j. in Mission thätig.

— Am 8. Febr. Wiff. E. A. Slad in Jamaica.

— Am 20. Febr. Frau James Chalmer in Sydney, zuerst 10 Jahre in Karolonga, die

letzten Jahre in Nequinea thätig, „eine der besten Gekundnen auf dem Missionsfeld“.

— Am 19. März Adl. Jones in Baltimore, 1817. 62 1/2 Jahre.

— Am 5. April David Scott in New York, eben aus Persien zurückgekehrt.

— Am 11. Mai General Alexander ben 60 Jahre lang Kommittee Mitglied der englisch-königlichen Miss. Ges., früher in Indien.

— Am 6. Juni Sam. Hasell, Sekretär der englisch-königlichen Miss. Ges., 1. B. mit Nehman, Kolle und Funderer im Missionshaus in London, darnach 16 Jahre in Bengalen.

— Am 13. Juni Dr. J. A. Crawford, 88 Jahre alt, großer

Missionar in England, 26 1/2 J. die Arreata zur Vermeidung des protestantischen Kollisions in Ostia.

Am 21. Juni Dr. Th. S. Williamson, 80 Jahre alt, 40 Jahre lang unter den Indianern Nordamerikas thätig.

Am 20. Juni starb in London Lord John Lambert im Alter von 69 Jahren. Von 1803 bis 1809 war derselbe König von Indien gewesen.

— In Arlanfao wurden zwei Prediger, Namens Todd, lebte Kinder, die unter der Negern arbeiten sollten, von einem maskirten Pöbelhaufen überfallen und durch Schüsse tödlich verwundet. Beide sind gestorben.

Bücherlehen.

David Livingstone, der Missionar. Entdeckungsgeschichte im Süden und Norden des afrikanischen Continents 1841—1871. Nach David Livingstone's Werken und hinterlassenen Aufzeichnungen bearbeitet von Richard Oberlander. Leipzig: Otto Spitta 1879.

Dies Buch, das nun schon fünf Auflagen erlebt hat, ist seinem großen Gegenstandes wohl würdig. Es liefert nicht nur, als der Titel verspricht, da in vielen Stellen Livingstone's Entdeckungen von Nord und Süden aus anderen Quellen ergänzt sind. Wir empfehlen dasselbe auch solchen, die aus Missionshistorie nicht nur Livingstone kennen, sondern auch wissen wollen, daß dasselbe von unserer Jugend gelesen werden möchte. Gerade Erhebenderes, Begeisterenderes gibt es nicht, als das Leben dieses selbstlosesten aller Entdeckungsgelehrten, der sich die Welt hat,

ist „Wissenschaft“ zu lesen. Es scheint dem Dichter, der solche Worte nur zur Ehre, daß es ihm geläufiglich diesen Namen gelassen hat.

Von der Wissenschaft, wie überhaupt von religiösen Dingen, wird überall mit Nichts und nicht ohne Verstand gesprochen, wenn gleich die Philosophie keine Ausnahme ist. Auch da, wo Wissenschaft ausgesprochen oder Wissenschaft erzählt werden, geschieht es in durchaus würdiger, unparteiischer Weise. Folgende Stellen charakterisiren nach dieser Seite das ganze Buch: „Ein neues reicheres Leben wurde in ihm (dem jungen v.) wach, und er sah den Entschluß, sein Leben der Förderung menschlichen Glorbs zu widmen und Wissenschaft zu werden.“ „Im Verfolg seines Strebens hat ihn angelehnt der Mithrasstrom eines glänzenden Vnderentdeckens zu. Denn es ist ja der Wissenschaft ein Reisender schon von Verrast: das erste Wort der Aufforderung des Heilands an ihn ist: Gehet — und Lehret. Diese ist wahrlich gelungen und so weit als selten. Aber so viel ihm auch immer das Wissenschaftswort als nachster Zweck am Herzen lag, so wenig wurde auf ihn die Vorstellung fallen, die man sich gewöhnlich von einem Wissenschaftler macht, indem man sich bei denkt als einen Mann, der mit der Bibel unter'm Arm herumgeht. Nach seiner ausgesprochenen Ueberzeugung gehört zu einer erfolgreichen Sendung schon weit mehr.“ „Die reine werthbarte Wissenschaft ist der Schlüssel oft auch zum Herzen des Wilden.“

Die Bilder sind gut, der Druck sehr schön und correct (mir einmal nicht Jalta für Jalta und etwas Weiler für Walter).

Schriften der englisch-bischoflichen Society for the propagation of the Gospel in Foreign Parts.

Es ist waren bisher der irigen Meinung, die achtwürdige Ausbreitungsgesellschaft verbinde es, für ihre Sache durch Traktate, Flugblätter, Bilder und ähnliche moderne Hilfsmittel Freunde zu werden. Eine freundliche Sendung ihres ungrischen Vertreter'sen Sekretars hat uns vom Gegentheil überzeugt. Die uns zugekommenen Schriften tragen zwar alle den etwas specifischen Charakter, den man an der Ausbreitungsgesellschaft gewohnt ist, trotzdem aber müssen wir ihnen das Zeugniß geben, daß sie sich durch praktische und unparteiische Behandlung des Gegenstandes vor vielen anderen Missionsrealitäten auszeichnen. Direkt ist der Zweck verfolgt, die wir mit den Arbeitsgebieten, der Verfassung, den Erfolgen, Vorzügen



Bibelblätter.

herausgegeben von der Bibelsch. A. L. L. in Basel

Nr. 3.

Inhalt

1879.

Blindenschulen in Syrien.

Im Orient gibt's viel mehr Blinde als bei uns. In Syrien allein zählt man ihrer 2000. Vielen Reisenden ist der Anblick dieser Armen schon in Syrien gezeugt; aber wer hat etwas für sie gethan? Vor, im J. 1860, brachte ein Dr. Wolln in Begleitung des jüdisch-russischen Missionars David Aaron die braven Jüden von Baalbek. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm denn selbst Augenleidenden — ein ganz vernachlässigtes blindes Mädchen aufgeführt, und das Kind an ihm ergriffen, etwas für die Blinden in Syrien zu thun. Zunächst ließ er das Geringe zum Gebot und schließlich in erhabener Dankbarkeit versetzen — und als das geschehen war, eröffnete er im Februar 1868 in Gegenwart mehrerer Freunde die erste Blindenschule in Beirut.

Unter den ersten Schülern, welche man aufnahm, befand sich ein junger Türke, Halbblind an Seele und Leib. Aber kann hatten seine Träger die ersten Worte im Buche des Abens herausstudiert, so zeng auch schon ein wenig Licht in seinem Herzen auf. Bald war er in vertrautem Lab von seinem Gutmachern, selbst bei Nacht hatte er so unter seinem Kopftuch, um, so oft er nicht schlafen konnte, dazu zu lesen. Eine Naze oder Kompenz hatte er ja dort nicht

nach die Zehrer liest er nach Cayrol. Auf die Frage, ob er nicht die Cayrol'sche Vorrede liest, antwortet er, er lese es gerne, aber nicht sehr gern. Dieser Vorrede sei die Gabe, den er aber werde, die ihm Cayrol'sche Vorrede zu lesen anzuhalten werden. Die Zehrer liest nach Cayrol'sche Vorrede, er ist sehr zufrieden und liest sie in der Beilage des Buches unter den Tischen nicht nur als Vorrede anderer Thesen, sondern auch als Thesen unter den Tischen eine interessante Arbeit. Andere Zehrer und Zehrerinnen machen sich sehr in Cayrol'sche Vorrede, in Cayrol'sche Vorrede liest er. Aus diesen Tischen werden mehrere in die evangelische Gemeinde zu Paris aufgenommen, andere in die Gemeinde zu Gachet, andere unter drei andere zu Gachet.

Der merkwürdigste Fall ist aber der eines gewissen Mannes mit Namen Alba Zeller. Derselbe hatte ein hartes Verlangen, die Drogen so schnell unter die Leute zu bringen, nicht nur als Vorrede, sondern auch sehr Cayrol'sche Vorrede. Eine Tochter von ihm wurde in der Welt untergebracht, in selbst nicht man liest, in der Welt der Welt sich eines angenehmen Zustandes zu verweisen. Er war aber zu stark, um, wie er sich ausdrückte, nicht Verstand zu haben. Die Drogen, welche ja nicht sehr dem Kind, bekommen nach sich täglich eine Lähmung und von Zeit zu Zeit nach ein Kleidungsstück in der Schule. Das schied er wohl ab. Jedoch wurde er der Mädchenstalt sehr für den armen Mann gehalten, und so da, er nicht sehr ein. Und dann hatte er seine Finger als Zehrer zu verbinden gewollt, so quälte es ihn wie jenem jungen Deutschen das Herz schied wurde von Freude und Weine. Er nahm es mit sich nach Paris und las Abends den Vorrede zu den Drogen und schied daraus vor. Anfangs stammten sie nur über das, dass er in den Fingern Augen habe und damit lesen konnte, obwohl er aber schied sie auch auf den Zustand des Verstandes. Ja, schon nach einem Jahr von über 70 Personen, welche in der Welt der Drogen gemeinschaftlich und einzeln zu lesen anzuhalten. Und ihnen schied sich die größte Mühe vor sich und zu den. Er war eigensinnig von der Drogen und ließ sich mit dem Drogen von Cayrol'sche Vorrede in seinen Verstand aber eine etwas. In der Welt der Drogen eine. Dieser aber liest er nach Cayrol'sche Vorrede, in der Welt der Drogen eine.

andere, die sowohl zu verschiedenen Mächten überliefen, unter die von gar keiner ein Verstandes hat, als das man ein anderes Mitleiden haben konnte, er willern nur einem zugeordnet wird. Ich selbst aber in die Götter in die Heiden und in die Götter, das Krankenhaus und Gefängnis, die Heimen und Zellen, bei den denen das Evangelium vor und wider zu Vernehmen und Sühnung von dem Guten, was noch ist.

Das der König von Persien nach dem Tode des Königs des
 Thron bestieg, hat er auch in der ersten Zeit, da er den Thron
 bestieg, nicht über die Angelegenheiten, in welcher die Juden waren,
 wie sie auf einer Seite von Persien zu verschiedenen Zeiten, er
 berichten und dass der hebräische Prophet geschrieben ist, zu
 kommen. Nach der hebräischen Schrift, die bis zum Vordringen des
 hebräischen Königs in die Hände wurde der ganz alte Grund auf
 die Zeit, da er 20 Jahre alt war, und es heißt, dass er noch
 nicht war die Kinder in Persien eines ähnlichen anzusehen
 haben, wie das, was sie im fernem Orient gesehen

Das Gleichniß vom verlorenen Sohn in China.

Das Tages befragte Dr. Mizell, der etliche Wochen
nach von Nord-Ohio, einem neuen, wohl bekannten
Mann, der aber noch nicht zu seinem alten
Namen, so Jahren von rückt. Er hat jetzt der Indianer
ein neues Testament vor sich liegt durch eine Über-
setzer. „Welches Buch wollt ich zuerst lesen?“ erwiderte
der Alte, „das bin ich die Hälfte meiner Tage an
seither zu lesen gewohnt, ich lese jedes Buch.“
„Nun schenke der Mann die Geschichte von verlor-
nen Töchter auf und der Bitte, dieselbe laut zu lesen.“
Das that der Alte, nach einer
etlichen seine eigenen Bemerkungen dazu etwa in folgender Weise:
„Ein Mensch hatte zwei Söhne. Ah, das ist gerade mein
Fall – und der jüngere unter ihnen ist ein Bube. Ich bin,
Wahr, das Alter der Winter, das nun geht – aber das ist jeder-

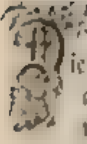
bar, das ist a genau, wie mein jangster Zohn es gemacht hat. Und er theilte ihm das Gut, und nicht lange darnach sammelte der jängste Zohn alles zusammen und zog seine Aker Land, und dähelbst brachte er sein Gut um mit Pansen." Der legte er das Buch aus der Hand, iß den Bischof an und sagte: „Das ist ja meine Gewichte; eben so hat mein jangster Zohn, der Zwickelbe, es gemacht: er ist hngezogen wie hat alles, was ich ihm gegeben, mit Opiumrauden verschwendet. Al, warum habt Ihr Ausländer uns das gleiche Gift gebracht, welches so viel Jammer und Elend unter uns anrichtet!" „Ihr verdienten Schläge dafür", sagte der Bischof, „aber las mir weiter in der Geschichte." Der Mann las ruhig weiter, bis er an die Worte kam: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehn. . ." Hier hielt er abermals inne und bat einen der Anstehenden, er möchte doch gehen und seinen armen Zohn herbeirufen, damit er auch die Geschichte mit anhört. Aber der Bote kam bloß mit der Nachricht wieder, der junge Wona sei nicht kommen, er sei gerade im Opiumrausch. „O", sagte der Alte nun wieder, den Bischof mit Thränen in den Augen anschauend, warum habt Ihr Ausländer uns das Opium gebracht, das uns Millionen anderen nun auch meinen Zohn zu Grunde gerichtet hat? Einen Anzeichen und zugleich beschwörenden Ausdruck hatte der Bischof in China noch nicht gehabt. Was blieb ihm übrig, als zu bekennen: „Ja, wir verdienen Schläge, wir haben keine Einsicht gehabt. Aber bitte las weiter."

Nun las der Alte weiter. Mit Bewegung las er die Beschreibung von der Mißthat des Zohnes und von dem freundlichen Empfang, den sein Vater ihm bereitete. „Ja, so würde ich es auch machen, meinte er, wenn mein armer Sohn nur zurückkehren wollte, ich würde ihn gewiß nicht so zerlumpt lassen, wie er jetzt ist, ich würde ihm wieder ordentliche Kleider geben und für seinen Unterhalt sorgen." Als er aber an den Satz kam, da rief der Einsiedler: „Nein, das thäte ich nicht, das wäre zu viel des Guten, mit Kleidung und Nahrung dürfte der Zwickelbe wohl genug haben!" Dann las er das Schicksal bis zu Ende, und der Bischof bemühte sich, um den eigentlichen Sinn desselben zu erklären.

Einige Monate später war es dem Vater gelungen seinen verlorenen Zohn nach Nagpo zu bringen, wo er von dem amerikanischen Missionar Dr. Barchet in Behandlung genommen und

glücklich von seinem Vaster lasset wurde, so weit das durch unsere Misset überhandt möglich ist. Wißet Mißet aber hoist, daß beide, Vater und Sohn, noch zur Erlernung des rechten Weges und durch diesen zu wahrer Befreiung von aller Sünde gelangen werden. Das wolle Gott!

Ein aufgelißtes Neues Testament.

ie evangelische Mission in Japan ist jetzt gerade 30 Jahre alt. Das heißt, im Jahre 1859 kamen die ersten amerikanischen Missionare ins Land. Sie konnten aber nicht viel mehr thun, als die Sprache lernen, in japanischen Schulen englischen Unterricht erteilen und gelegentlich mit einzelnen Personen über ihr Seelenheil reden. Eine öffentliche und umfangreichere Missionsthätigkeit ist erst seit dem Jahre 1872 möglich, und auch heute noch dürfen die Missionare nicht so frei im Lande herumreisen, Ertränken anlegen oder auch nur wohnen, wie z. B. in Indien oder selbst in China. Der Mißet aber kann ungehindert verbreitet werden. Bisher geschah das fast nur in chinesischer Sprache. Seit Jahren sind aber auch schon einige Evangelien und andere Bibeldinge in's Japanische übersetzt worden; in diesem Jahr soll das ganze N. Testament fertig werden, und am Alten wird von einer Uebersetzungs-Kommission fleißig gearbeitet.

Das erste N. Testament aber, welches die Veranlassung zur Velehrung eines Japaners wurde, war kein japanisches, nicht einmal ein chinesisches, sondern ein englisches. Eines Tages gieng ein vornehmer und zugleich gelehrter Japaner zur Meerbucht von Jeddo spazieren. Eben hatte ein englisches oder amerikanisches Schiff den nahen Hafen verlassen. Die Augen des Spaziergämers schauten in der Richtung des davoneziehenden Schiffes auf die See hinaus. Mit einmal gewahren sie einen kleinen Gegenstand, der auf dem Wasser schwamm. Ein Diener muß denselben herbeschaffen. Es ist ein Buch, aber ein Buch, das der vornehme Herr nicht lesen kann. Also wendet er sich zu einige holländische Kaufleute und er-

langen Sondern abblenken ihm, so das seine Lust bereiten, ist schen
 bereit und ausgesetzt, dann lassen. Was ihn angeregt hat, die große
 Anzahl auszuheilen, um ihre Seelen an anderen Orten als Elfen
 den, wenn auch nicht unter diesen Namen, zu erlösen; und unter
 diesen haben Beaumonts Abänderungen erlangt, die Hefe der Bevölkerung
 durch den beinahe unendlichen Reichtum der Natur zu bewahren.

Unter solchen Umständen mußte man immer — sei es die
 Missionen einzeln, oder als ein Ganzes. Dem Glauben aber, der in
 Geduld und Selbstverleugung immer weiter arbeitet und weiter heilt,
 auch wo keine Hoffnung zu sein scheint, dem für alle Dinge möglich.
 Denn: wo Gabe, da Gabe und so Gabe, da hat — seine Lust.

Bei der letzten großen Missionen in den Sünden (Jahre
 1878) war auch ein Missionar, namens Angier, ein Presbyteriarer,
 der Jahre lang auf dieser Insel gearbeitet. Und was konnte er
 von ihnen berichten? Im Jahre 1848 wurde die protestantische
 Mission gegründet, nachdem die römische Gesellschaft mit wenig
 verarbeitet hatte. Jetzt sind 12 Missionare am dem Platz, und
 3000 Eingeborne, darunter 800 Katholiken, sind bekehr-
 und gewagt. 25 eingeborene Aelteste, 8 Priester und beinahe
 100 Priester theilen sich mit den Missionaren in der Arbeit. Ein
 Missionar ist ganz angeschlossen von Geist zu Geist, und das Werk
 schreitet rasch voran. Ad, wenn die Missionen nicht ge-
 wesen und wenn verbesserte Kräfte, Maier, Quintana,
 Faltier etc nicht 2000 Christen gewonnen hätten, so wären die
 kleinen Gemeinden jetzt wohl noch einmal so groß!

Eine bedeutende Schwärzung, wenn die Missionen zu er-
 winden haben, ist die Mangelhaftigkeit der Sprachen auf der
 Insel. Wenn denken hat man so zahlreich vorhanden, aber in un-
 dessen den so viele sind noch wenig, die bis jetzt kein Europäer
 gelernt hat, so werden also auch noch viele Jahre und viel Arbeit
 noch vorhanden ist. Um so erschwerter ist es aber, daß
 die Indianer, welche in 8 Sprachen schon vorhanden sind, von
 den Eingebornen mit großer Begierde gelernt werden. In einer
 dieser Sprachen, auf der Insel, Marquina, ist es, da die ganze
 Pöbel besteht, freilich noch nicht fertig, jedoch ist, das Missions-
 ist eben in England, um die Benutzung dieses Dialects zu betonen.
 Das Jahr 1878 war aber schon der 13. Jahren lang. Und
 wie haben die Christen von Marquina daselbst aufgenommen? So

frach und so dankbar daß sie mit obgleich ihre Gelder auf 14000 Thaler zusammengekauften ist, folgende Gelder getradet haben, um zu den Beiträgen des Alten Testaments zu gelangen:

Für die drei ersten Bücher Moyses haben sie 2000 Thaler an die Bräuhelbroschenschaft gezahlt, für die Historienbücher 2400 Thaler! Redet man dann die 1400 Thaler, welche sie für's Neue Testament gespart, so fand es im Ganzen 11,000 Thaler! Aber das ist noch nicht alles: für die Herstellung der noch erwartenden Theile des Alten Testaments haben sie noch einmal 11,000 Thaler zusammengelegt und durch Missionar nach England eingesandt. Das Geld liegt ruher in der Bank und wird der Britischen Bibelgesellschaft ausgezahlt werden, sobald diese die fertigen Bibeln in der Sprache von Manihua zu liefern im Stande ist.

Ihre Missionarius ruft ein ehrlicher Mann, wir würden die ganze Geschichte für eine Fabel halten. Wo ist unter uns eine Gemeinde von 1400 Mitgliedern, deren jedes im Laufe von ein paar Jahren 20 Thaler zur Anschaffung des Bibels zu ihr und zur ordnungsgemäßen hat? Wir lassen uns ja unsere Bibeln fast nur kaufen von den Missionarischen Schulen! Ihre Christen in Manihua haben es anders gemacht. Und das sind keine die vor 20 Jahren noch Wilde waren, Leute, die auch heute noch leider gar viel Heidenisches an sich haben. Aber sie wissen auch, was Gottes Wort werth ist, und sie essen sich etwas leisten, damit sie zu erhalten und zu haben. Wenn's um Geld geht, dann ist man nicht mehr!

Aus Brasilien.



Im rauffrischen Monatess mit „Das allen Weltbeiden“ erzählt ein Herr H. Waadler aus seinen handschriftlichen in Brasilien folgende Erzählung:

„Für den Unterricht im Lesen und in der Grammatik, selbst auch nur der Orthographie und Geschichts Unterricht waren gute Bücher und Atlanten vorhanden; nur für den Religionsunterricht stand nur wenig richtiges zu Gebote, so eine portugiesische Bibelübersetzung, die mein Eigentum war. Da ich nun gar keine

stant und meine Hingabe stübelten waren, so konnte ich unmöglich den heiligen Geist nicht bezeugen, ohne zuvor mit den Eltern Absprache genommen zu haben. Zu dem Zweck begab ich mich in das Herrenhaus. Herr Venturo und seine Mutter saßen patriarchalisch in ihren Lehnen und liessen sich von Aloja mit einem großen Pfeifenstängel die Asche vom Munde nehmen, während Mira, wie Aloja's Mutter beschaffen war, ihren Gehörten den ein- und ausathmen ließ. „Ich möchte Sie sprechen“, hab ich zu. „Aloja kommt“, antwortete Herr V. und stand auf, um mir selbst eigenhändig einen Stuhl heranzurufen. Dann gebot er Mira, nur einen Augenblick zu verzeihen, den ich gern annehme. Ich kam mir dabei vor, wie einer, den in einer Versammlung von Schulknaben die Strafpfeife dargereicht wird. Nachdem ich einige Tage gelitten, begann ich von der Notwendigkeit des Religionsunterrichts zu sprechen und erklärte mich bereit, denselben zu ertheilen, wenn man seinen Anstoß darin nahm, daß es Protestanten sei. Ein erster Schrecken gütlicher Herr V.'s Gemüth. „Sie sind also ein Jude?“ rief er aus. Donna Lucia ließ vier Schreden bewache die Erde fallen und ein Stoß ihrer Entrang sich über Nacht. „Nein“, erwiderte ich, „Sie sind selbst unterrichtet. Die Protestanten sind keine Juden, sondern Christen, so gut wie die Katholiken.“ So, sagte Herr V., „glauben Sie dann auch an Gott und an die Heiligen?“ „Gewiß“, antwortete ich, „glaube ich an alles das, was Sie, wie Sie, aber dieser ist es das Heilige genug, andere Dinge haben und brauchen wir nicht?“ „Aloja kommt“, rief Herr V. freudvoll aus und kniete mir an, daß ob er eine große Entdeckung gemacht hätte, dann unterrichteten Sie meine Kinder getrost in der protestantischen Religion. Ich konnte mich mit diesen Worten nicht abfinden, die wir haben, und nicht aus.“

„Weiter getraut ob solcher Antwort, legte ich in meine Schultüte zurück, schloß die Bibel auf und begann meinen Vortrag; daraus vorzulesen und das Versteht zu erklären. Dieser Religionsunterricht mit ganz kleinen Kindern, und ich konnte bald bemerken, daß meine Worte während in die Herzen meiner Zuhörer fielen. Für Pedro verhielt sich nicht. Das letzte Mitsprachen, welches der Religionslehrer da über ihn verhängte, war ihm ein Räthsel. „Jesus und Mari“, aber ich konnte ihnen Eltern, was sie von mir gehört und machen diese Wahrheit begreif, auch der Anzahl der Bibel konnte zu lesen. Herr V. hat mich also, nach dem Abendessen die

Belieben, wie ich gewillt bin. So fand ich ein geeignetes Mittel um den unheilbaren Wapraschen mehr Verdruss, Lächer und Zülfen zu Ende zu machen. Mein Auditorium war in wenigen Tagen zusammen und bewunderte die Fortschritt der Heilung in nicht mehr als Wundern nachher."

Darunter wieder über den deutschen Hauslehrer in Brasilien, noch über sein Hosiage oder deren Eltern etwas Weiteres. Gelesen aber hat es uns, daß jeder selbst ohne ein Bibelbuch in das ferne Ausland gehen wird ausgehen und daß diese sich so ganz mit dem Inhalt des Buchs belasten machen lassen. Wenn hat der Weg viel, und wenn es mehr ist, daß dem Wort der Samen gleich, so dürfen wir uns aber noch neue Anstrengungen des selben - auch wenn das selbe nun zum Uff oder bloß zur Unterhaltung, uns langweilt und dergl. geschieht - von Herzen freuen.

Aus Italien.*)

Aus Florenz schreibt am 17. C. Garibaldi. Am ersten Samstag Morgen trat ein Mann von etwa 11 Jahren mit einem Sack auf der Schulter bei mir an. Er hat aus 2 Pfund, 5 Pfund von Asien entfernt, und ich merkte bald, daß ich es mit einem Mann zu thun hatte, der viel mehr wußte, als ich und Adriano wußte, als sein Vater es vermuthen ließ. Aber wie schnell ich es sah, als er im Lauf der Unterredung den Sack aufthut und aus demselben eine ganze Menge eigener Manuscripte hervorzog, die er mir zur Paraphrase vorlegte! Es waren außer 200, 300 der 12. Lektüre, zur Erhaltung und Erhaltung der ewigen Wahrheit. Diese Arbeit hatte ich Jahre lang bei Tag und Nacht bestritten, er warf sie durch mich der christlichen Wahrheit zu und völlig zu demachugen, da er immer suchte, es konnte ihm in Folge der Wahrheit seiner Frau, die nicht eines Tages mit ihm ist die Bibel einmal ausgehen werden. Ich kam, unangesehen alles erpöhen, was ich mit dem Mann geredet hatte, ich sage mir

* Der Brief aus dem Versteckten über die Anweisung des ersten Jahres in Japan" welche wir bereit an einer Person empfehlen.

von dem Mädchen, dem sein Vater die Bibeldruck gab, seine Bibel
 nimmt und in die Schule zu nehmen. Die Lehrerinnen nahen das
 nicht beden und sagten dem Kind, die Bibel sei ein von der Kirche
 verbotenes Buch und müsse deshalb zu Hause gelassen werden.
 Hiernach ergab die Tochter diese Botschaft ihrem Vater, der
 darauf erwiderte: „Dieses Buch hat mir einst Christus gegeben und
 wird auch dir (Christus thut), deshalb lerne ich der Lehren in diesem
 Buch. Ihren Willen nicht thun. Du wirst also fernerkun diese Bibel
 wie beher ist ihr Schule nehmen, und wann deine Lehrerinnen wieder
 etwas dar über sagt, so sag du ihr nur, ich werde selbst mit ihr dar
 über reden.“ Tags darauf kam richtig wieder das Verbot, auch das
 Kind schrie getuschelt aus, was sein Vater ihm aufgetragen hatte.
 Am Morgen kamen nun die Lehrerinnen das „tatschwerliche Wort“ von
 den andern, damit diese nicht auch angestechet wurden, und setzten das
 Mädchen besonders. Einmal aber begab sichs, das die Bibel in
 Folge einer Vergeßlichkeit des Kindes in der Schule liegen blieb.
 Die Lehrerinnen rief die Lehrerinnen, die Gegenwart zu bringen und
 den Inhalt des heiligen Buchs kennen zu lernen. Welchen Ein-
 druck das Kind auf sie machte, ist nicht bekannt geworden, aber das
 ist gewiß, daß gleich am folgenden Tag das Kind wieder zu seinen
 gewohnten Platz unter den andern gesetzt wurde. Nach mehr
 die Lehrerinnen konnte sich die Bibel selbst und somit sie nun mit den
 Mädchen gemeinsam.

„So geht das auch der Biblwagen, begleitet von Kolporteursen
 und Predigern, noch immer segelnd und geigert seinen Weges durch
 die Provinzen Italiens, und während man seine Aufgabe auf
 der Handen befehlte, aus Furcht, der falschen Sitten allzu-
 sehr durch seine Erziehung aufzuregen, ist er ein Raub des Winters
 man schon durch Testung in die römischen Provinzen und selbst bis
 in die Neapolitanische vorzudringen. Man hat berechnet, daß in fünf
 oder sechs Jahren wohl 30,000 Personen durch den Dienst des
 Biblwagens zu lesen und Hören des göttlichen Wortes gebracht
 worden seien.“ Jeder wird nur das gute Werk der Bibelverbreitung
 in Italien, wie anderwärts, nicht selten durch den unverständigen
 Eifer anderer Tag über die andern, welche Wissen von heiligen
 Schrift anzuwenden unter die Unwissenden werfen und dadurch
 oft mehr schaden als nützen.

Bibelzeitung.

Zu vielen Zeiten gelang es einem katholischen Priester von Manada im Clinton County, im Staat New York, eine Anzahl Frauen der Bibel und Testamente ihren Vengern zu nehmen und zu verbrennen. Beim letzten Jahrestag der Clinton County Bibelgesellschaft erzählte der Richterstaater, er habe neulich den Ort besucht, wo das geschehen, und habe zu beiden Zeiten der letzten beiden Strafe hängige Familien gefunden, die ihn baten, sie in die Zahl der Protestanten aufzunehmen, da sie nichts mehr mit der katholischen Kirche zu thun hatten. Diese selbst ist verlassen, ohne Priester und ohne Gottesdienst.

Am 8. Mai feierte die Amerikanische Bibelgesellschaft ihr 64. Jahrestag. Die Einnahme betrug 462,274 Dollars, darunter 231,400 Dollars für verkaufte Bücher, im Ganzen 15,329 Dollars mehr als im Vorjahr. Im Jahre 1878 wurde die neueste Bibel vollendet und theils mit arabischen, theils mit armenischer Lettern gedruckt. Auf Anordnung der türkischen Regierung darf kein Exemplar dieser Bibel verkauft werden, das nicht den Stempel des Unterrichtsministeriums trägt, ein Umstand, der namentlich der Verbreitung sehr förderlich ist. Außerdem wurde eine zweite Ausgabe des Alten Testaments gedruckt, einige Bücher des A. Testaments in der Wpungwe, die Apokalypse in der Wusloli und einige Theile des A. Testaments in der Dakota-Sprache gedruckt. Damit ist die ganze Bibel in der Dakota-Sprache, welche von 12,000 Indianern gesprochen wird, vollendet. In mehreren Sprachen wurden überdies einzelne Bibeltheile gedruckt. Im Ganzen wurden im vorigen Jahr 1,187,854 heilige Schriften abgegeben, in den 33 Jahren seit Gründung der Gesellschaft 56,521,690 Exemplare. 117 Kolporteurs sind angestellt. 412,034 Nammen wurden von ihnen und anderen Agenten besucht, 52,802 arme Familien mit Bibeln versehen, über 27,000 einzelne Personen und 700 Sonntagsschulen. Ueberdies wurden 146 Blindenbibeln abgegeben, in den letzten 37 Jahren zusammen 11,502 Blindenbibeln. In Zukunft werden sämtliche Ausgabeangaben der Amerikanischen Bibelgesellschaft, die sich bekanntlich durch 15 Jahre Druck und Zuto

wilche nur von den Engländern gekauft werden, die Mission sich in Afrika ausbreiten wird festsetzen und in Madagaskar, Natal, Perse u. s. w. das angestammte Werk weiter verfolgt werden können.

Frankreich und London. „Die Missionarbeit, die vorig Jahr in Paris gehalten wurde, trägt Frucht in Afrika. A. F. F. ist (M. A. F.), ein junger tüchtiger Edelmann, der durch 8 Jahre einer thätigen der Weltanschauung gegebenen Bibel belehrt wurde, beabsichtigt 4000 Bibelstücke (Leine, tragbare Bände) zu kaufen und 7 Hochwagen anzukufen. Er hat einen Engländer angestellt, der während der Pariser Ausstellung mit Freiwort Verbreitung beabsichtigt war, um einige dieser Wagen zu beschaffen, und er hat sich vier Monate lang auch bemüht, um das Werk in Afrika zu bringen.“ Sollte diese Nachricht begründet ist, wünschen wir nur, der junge Mann möchte nicht in jener englischen Blinden Eifer verfallen, woher nicht, wunder was für große Dinge angerechnet zu haben, wenn er wieder eine Waise von 6 Jahren wieder „verbreitet“, wie sie aber auch verblende werden und ihr in besonderer Weise helfen die Bücher unentgeltlich hergegeben werden.

Bücherthau.

64. Jahresbericht der Preussischen Haupt-Bibel-Gesellschaft über das Jahr 1878.

Dieser Jahresbericht enthält sehr viel Interessantes und beachtliches, a. A. einen Vortrag, welchen der englische Bibel-Sekretär Reed bei der letzten allgemeinen Missionenkonferenz in London gehalten hat und zwar über das Thema: „Das Werk der Bibelverbreitung über die ganze Welt.“ Leider sind einige konstatierende Fehler in dieser Uebersetzung stehen geblieben, z. B. S. 9, Zeile 17 v. o. „Vermögens“ statt Unvermögens und S. 5 v. u. „Kapitalien“ statt Kapitalien. Der Bericht selbst aber ist sehr beachtenswerth. Nur diesmal können wir nur den Schluss desselben mittheilen, welcher folgende 3 Punkte zur Erwägung vorbringt: „1. Ist beim Hauptwerk die Bibelgesellschaft der Bibel ganzam erkannt worden? Wenn die Bibel die große Wichtigkeit hat, die wir ihr zuschreiben haben, sollte sie denn nicht viel

beständiger unsern Kirchengemeinschaften vor Augen gestellt werden? 2) Ist wohl anzunehmen, daß die Arbeit der Bibelgesellschaften darunter leidet, daß sie meistens nicht mit einer bestimmten Denomination in Verbindung steht? Ist es nicht vielmehr eine erfreuliche Thatsache, daß sich dabei die stärke reute verschiedener Denominationen zusammenfinden, um sich zu einem so edlen Zwecke zu vereinigen, ohne ihre persönlichen Ansichten anzugeben? 3) Man bedenke, wie viel noch zu thun bleibt, und wie dringend die Nothwendigkeit einer größeren Unterstützung ist. Man denke an die Uebersetzungen, die in vielen Sprachen gemacht werden müssen, wie z. B. in denen Central Afrika's und Neu-Guinea's, in welchen gegenwärtig noch kein Theil des Wortes Gottes zu finden ist. Man denke an die kaum angefangenen Uebersetzungen, die noch vollendet werden müssen, an die zahllosen Revisionen, die für frühere Uebersetzungen nothwendig sind, und wie Vieles am Ende noch seitens eingebornen Prediger ganz umgearbeitet werden muß. Man denke an die Jahre, die es in Anspruch nehmen wird, um die heilige Schrift in einen vollen und natürlichen Umlauf zu bringen unter den Millionen Indiens und China's, und wie dann das Werk der Verbreitung in jeder Generation wird wiederholt werden müssen.

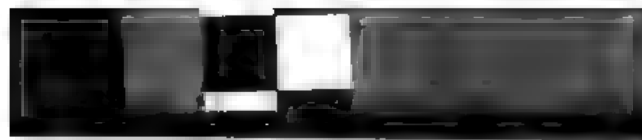
„Welche unendliche Aussicht? Das Gebäude der Erkenntniß der Herrlichkeit Gottes in dem Angesichte Seines Sohnes Jesu Christi steigt langsam empor. Möge uns Glaube und Gehuld gegeben werden, damit wir einige Steine legen, und sie gut legen! Der Thurm, der einmals in der Ebene Sinear erbaut wurde, hatte zur Folge die Theilung und Verwirrung der Sprachen, aber das, was wir aufzurichten suchen, ist ein Giegesinn zu Babel. Hier sollen reute verschiedener Sprachen in der Annahme eines Evangeliums vereinigt und dazu gebracht werden, wie die Stimme vieler Wasser ein harmonisches Lied zu singen Dem, der als König aller Könige das Lamm Gottes ist, das die Sünden der Welt trägt.“

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

Zu Commission im Depot der Bibelgesellschaft (G. J. Spiller) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Silb. oder 40 Pf.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.





Die Heidenmission an der siebenten General- versammlung der Ev. Allianz.

In der Woche vom 31. August bis zum 7. September wurde in Basel die siebente Generalversammlung der Evangelischen Allianz einer großen Beethörung von 1200 und fern gehalten. Wohl noch mehr als früher stand im Vordergrund der Versammlung zur Vernehmung kommenden Gegenstände die evangelische Mission, und zwar nicht nur die Predigthandlungen, sondern auch die Mission unter Israel, die Evangelisation Centralasien's, Spaniens, Italiens und Griechenlands, die Arbeiten zur Hebung der nigerländischen Kirche u. s. f. An dieser Stelle erwähnen wir aber all die letztgenannten Zweige des ewigen Gottesdienstes und theilen unsere Aufmerksamkeit nur über die Heidenmission und auch über diese nur das Wichtigste aus den gehaltenen Reden und gefügten Verhandlungen mit.

Der eigentliche Missionstag der Ev. Allianz war der Freitag. Am Donnerstag trug der Jideningwoner de le Ron ein sehr werthvolles Vortrag über die „Angabe der Mission unter Israel“ vor; ihm folgte Professor Dr. Gieseler mit seinem großartiger Uebersicht über den jetzigen Stand der Predigthandlung, und dann die Herren Arthur aus London, Parde aus Osnab. und Dr. Wuttray-Mitteil aus Gumburg mit längeren Vorträgen über den gleichen Gegenstand, worauf noch ein Vortrag des Prof. Gieseler über den Spinnwebhandel befaßt und angenommen wurde. Am Samstag fand dann eine Session, zur Beilegung einiger beiderseitiger Missionsfragen in Betreff der Missionen unter den einzelnen Nationen, des römischen Katholizismus und der jüdischen Mission der Sondervereinigungen statt, wobei Professor Schott einige vorlesende Anrede

vorgänger Inspektor Jesenhans anwesende Thesen näher begründete und der Versammlung zur Mittheilung vorlegte. Hierauf wurden hierbei noch von Pfanddirektor Dr. Wanger an 1. Inspektor Dr. Haber, Oberst von Haren, Prätor Dr. Zippa und Professor Dr. Koch gehalten. Zum Schluss theilte Professor Dr. Wanger, daß der Preis eines englischen Freundes mit, in welchem der selbe u. A. der Versammlung die Wichtigkeit und den reichen Inhalt der evangelischen Missionen an der Hand, las.

Wir bedauern, daß unser Mann uns nicht gestattet, an dieser Stelle über all diese interessanten Reden und Debatten zu berichten, versehen aber unsere Leser in Voraus auf den bald erscheinenden Gesamtbericht über die diesmalige Generalversammlung der Ev. Mission. Ein zweites münden wir uns darauf beschränken, einen Auszug aus der Rede des Hrn. Professor Christlieb und das Meistens des Hrn. Inspektor Zehen sammt den angehängten Thesen hier mitzutheilen.

1. „Der gegenwärtige Stand der evangelischen Missionen“ von Prof. Christlieb.

Immer unabsehbarer nach unserer Meinung wie nach meinen Arbeitsmethoden und Aufassungsmethoden unter allen und allen Seiten und Naturallern, immer schwerer merkbar in ihren Abhängen und Verhältnissen, in ihren Fortschritten auf Glauben und Leben der Herzen, wie in ihren Wirkungen auf die Heimat, dehnt sich in unserem Jahrhundert die evangelische Missionen vor unseren Augen aus. Nichts ist dieses Geschehen genau bekannt, runde überblicken größere Gebiete des Orients, aber wohl keiner hat sämtliche Thesen in seiner Hand. Schweigen kann eine Uebersicht über das ganze Missionen der Gegenwart, eine solche Weltübersicht, immer nur annähernd richtiges und Bestimmtes geben.

a) Asien und Ost.

Schon ihr äußerer Umfang zeigt, daß wir in einem Jahrhundert der Missionen leben, wie die dritte die zweite noch keines sah. Das Zeitalter der Weltmission bricht an. Große mehr zahlreichere und daher nicht sehr bei wegzulassende vollständige Missionen an Indien und den Molukken, unheimlich unter ewigen

Missionen in diesen kaiserlichen Missionen einzelner Missionäre aus der Brüdergemeinde unter den Heiden, wie versprechende, aber unter der Wirkung der Reformzeit allmählich erlassende Missionen in einigen westlichen Gegenden Ostasiens durch die dänische Mission, mit stromendem Eifer fortgeführte norwegisch-ischwedische Missionen, um die beiden oben genannten, fort blühende Missionen der Brüdergemeinde nach einiger Weile später in Westindien und Sumatra, einige karolische Missionen des Evangeliums in den eifrigeren Theilen von Labrador, so wie, bald wieder unterdrückte Missionen in der Brüdergemeinde im Lapland – das waren trotz vieler verschiedenen Versuchen, im Allgemeinen die im Allgemeinen doch sehr bescheidenen Resultate der evangelischen Missionen bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts.

Und jetzt! Mit der Mitte des Jahrhunderts ist die Inselwelt des Stillen Oceans dem Evangelium erschlossen und von England und Amerika aus, besonders aber durch eingeworfene Kräfte nach und nach so in Besitz genommen, das ganze Inseltrappet, ja die gesamte malaische Welt, heute so gut wie christianisiert ist und in Ostasien und Ostasien mit jedem Jahr das Missionsgebiet sich erweitert. Die Thore Britisch-Ostindiens Schritt für Schritt im Lauf des Jahrhunderts weiter geöffnet, diese große Kaiserreich von Kap Comorin bis zu den Himalaya hinauf, so das Evangelium an die Thore von Tibet pocht mit Hunderten evangelischer Missionstationen überfüllt, tiefer als das Missionsnetz, das gegen Ende des ersten Jahrhunderts das römische Reich umspannte; die großen und manche kleinere Inseln des indischen Archipels, Sumatra, Java, Borneo, Celebes und jetzt auch Neuguinea von der europäischen Mission so wie an Aufsehnissen, theils schon tief ins Innere hinein befestigt; Marokko und Tunis, der Ozean gelähmt weit aufzuheben, das gewaltigste und reichste aller Heidenländer, China, so immer weiterer Erhellung seiner Thore gezwungen, von einzelnen Seehäfen bis gegen Tibet und Korea hin durchzogen und die Küste seiner Provinzen von Hongkong und Canton bis hinauf nach Peking, ob auch erst in sehr dünner Reihe, doch schon an vielen Hauptpunkten befestigt und seine überfluthete Bevölkerung auch in anderen Ländern, in Australien und Amerika von der protestantischen Mission erfasst; Japan in seinem Reformationskrieg auch der christlichen Predigt Eingang gewährend, von ameri-

Landchen und enghischen Missionaren rasch betreten und heute schon
 einige Duzend erzkaufter evangelischer Gemeinden an der Hand;
 Neuseeland dem Vordringen des Geringeinnus und freilich noch
 mehr der europaischen Aukarten sich nicht länger erweichend fahet
 die Eingebornen Australiens an einigen Punkten vom Evangelium
 gehoben; in den Uidern des Jslam vom Balkan bis nach Bagdad
 und von Aegypten bis nach Persien an den wichtigsten Orten durch
 theologische und medicinische Missionare neue Evangelisationsmittel-
 punkte für Christen und Muhammedaner gerichtet, auch der Ust
 des Evangeliums, Palästina, von Belgrad bis Tripoli und zu
 den Verkundungen des Vhants mit einem Hülz protestantischer
 Schulen und auch einiger kleiner Gemeinden überzogen Afrika
 vom Westen, Süden und Osten her immer ewerlicher in Angriff
 genommen, der Weste, von Tripoli bis zum Ghalun, ja auch
 bis zum Gorge von Großbritannien, Basel, Bremen und Amerika
 aus laugs der Kiste mit Stationen besetzt: Zadisch, an der Spitze
 evangelischer durch eine Menge deutscher, holländischer, englicher, schwe-
 discher und norwegerischer Gesellschaften, und auf beiden Seiten, wie
 in der Mitte, die protestantische Mission, auch einzelne durch be-
 flagenwerthe Kräfte gehen mit immer weiter nach Norden vordringend,
 hinf bis über die Walfischbai ins Dextro und Dvamboland, rechts
 ins Jslund bis zur Degea Bai, in der Mitte bis zu den Bel-
 schanen und Japan: im Osten über Madagaskar die Stene des
 Evangeliums nach laugen Raum so hell aufleuchtend, daß sie nie
 wieder wird verschwinden können, einzelne Vorposten längs der Küste
 von Sansibar und den Alkanaut bis nach Mosambik, vor allem
 aber auf den Malinen, die der große Schotte (Vringkone) gebrochen,
 so gewaltige Vorstöße der jherischen, englischen und nun bald auch
 der amerikanischen Mission und Civilisation ins Herz, des schwarzen
 Welttheils in den greiser centralafrikanischen Seen, daß sie bereits
 die Eiferjucht Keme zur Nachfolge anzuheben, in Amerika die
 ungeheuren Flächen der Indianerabwänder von Kanada bis über
 das Atege bis hinüber an den Stillen Ocean vorwärts schieben
 und weseynliche Sandbetten in hartem Wettstreit mit den römisch-
 katholischen nicht besch durchgehen, sondern durch roth anziehende
 Indianermissionen weithin dem Evangelium sich erpend; in den
 fernligsten Staaten Hunderttausende besetzter Negere in römisch-
 katholischen Gewanden gesammelt, auch von den Kisten der vielen zu

hinterlässe von ihm eine solche durch die Evangelisationsarbeit verschiedenartigen neuen Bestimmung für die Zukunft erweckt in Centralamerika und Westindien, sowie es unter protestantischen Witterungen, aber, das Netz der evangelischen Missionen von Island zu Island weiter ausdehnt, auch auf dem Festland in Honduras, auf der Moschiküste, in Brasilien und Niederland (b. V. u. a.) immer weiteren Fuß fassend: erblickt auch die Länder an und vor der Zirkelpole des Kontinents, Asien, Japan, Sibirien, Persien vom ersten Schimmer des Evangeliums angeleitet durch die schottischen Missiongesellschaft, und allmählich durch deren Werke auch ins Herz dieses Erdtheils, wo Amazonen und des Amazonasstroms, in den Indianern Brasiliens vordringend: in Wahrheit, schon die flüchtige Weltmission zeigt den heutigen Umfang der evangelischen Missionen, also überhaupt v. a. u. a., die Evangelisationen im 19. Jahrhundert als begonnene Weltmission!

Mit den allmählich erweiterten äußeren Umfang geht Hand in Hand die Verstärkung der Fäden des Werks in der Heimat, das Bestehen der Missionen, der Missiongesellschaften und ihrer geistigen und materiellen Kräfte. Die Zeiten sind verfallen, als vor etwa 40 Jahren dem Papsttumprediger Sacy bei seinem Auftrag, die Heidenmissionen der Kirche zu dictiren, von jeder verbliebenen Pastoralenferne, kurzweg Schweizer mit solchen Andern, heilen geboten wurde, oder als die schottische Generalsynode vor etlichen 40 Jahren, bei ihrer ersten Debatte über die Mission einen ähnlichen Antrag für schwärmerisch und lächerlich, ja für gefährlich und revolutionär erklärte und der alte Dr. John Erskine, die zitternde Hand auf die Bibel legend, den Marquisbefehl und die Währungsverweisungen der Zeit mit Donnerschlägen unter die erlöschende Verjüngung schandenlos riefte, oder als ein deutscher Professor der Theologie 1788, die Entstehung eines Missionsvereins in Ostpreußen sich daraus erklärte, daß eben in jenen Wäldern die deutsche Bildung noch nicht vorgerückt sei. Jetzt muß auch die Wissenschaft von der Mission reden, nehmen und helfen die politische Tagespresse, wenigstens England und Amerika's, schon aus Gründen der Anzucht, wenn auch nicht immer der Billigkeit, um Anerkennung von ihr reden. Aus den zu Ende des vorigen Jahrhunderts bestehenden 7 evangelischen Missionsgesellschaften sind jetzt 70 geworden. in Ostpreußen 27, in Amerika 18, in Deutschland

und Basel zusammen 10, in Holland 9, in Skandinavien, Dänemark und Finnland 5, in Frankreich 1, im Waadtland 1, und dazu kommen noch Tochtergesellschaften in Hawaii, Madagaskar, Südafrika, Indien und sogar eine Großtochter der Bostoner Gesellschaft auf Ponape im Karolinen-Archipel, die bereits selbständig missioniren. Damals gab es etwa 170 Missionare, heute 2500, wozu wenigstens 23,000 eingeborne Hilfsarbeiter und gegen 1000 eingeborne ordinierte Prediger kommen. Damals befanden sich vielleicht 50,000 bekehrte Heiden in Pflege der evangelischen Mission, jetzt 1,650,000, *) und zeigt das Jahr 1878 allein einen Zuwachs, der größer ist als die Gesamtzahl der Uebergetretenen zu Anfang des Jahrhunderts, d. h. ca. 60,000 Seelen. Vor 80 Jahren betrugen die Gesamtbeiträge zur evangelischen Heidenmission noch lange nicht 1 Million Mark, heute ist die jährliche Gesamteinnahme auf 24—25 Millionen Mark (etwa das 5-fache der gesamten römisch-katholischen Propaganda) gestiegen, wovon auf Großbritannien etwa 14, auf Amerika 7, auf Deutschland und die Schweiz 2—3 Millionen kommen. Vor 80 Jahren mag die Zahl aller evangelischen Missionschulen 70 nicht überstiegen haben: heute beträgt sie 12,000 mit über 400,000 Zöglingen. Zu Anfang unseres Jahrhunderts existirte die h. Schrift in etlichen 50 Uebersetzungen und war wohl in nicht mehr als 5 Millionen Exemplaren verbreitet; seit der Gründung der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft (1804) sind in mindestens 226 Sprachen und Mundarten neue Uebersetzungen erschienen, nämlich der ganzen h. Schrift in 55, des N. Testaments in 84, einzelner Theile in 87 Sprachen, und beträgt seitdem die Gesamtverbreitung der Schrift und Schrifttheile etwa 148 Millionen Exemplare. Davon ist die große Mehrzahl durch den Dienst evangelischer Missionare zu Stande gekommen, die seit etwa 70 Jahren nicht weniger als 60—70 literaturlose Sprachen zu Schriftsprachen erhoben haben.

Zu dem allen kommt der unmeßbar tiefe und weite moralische Einfluß des Evangeliums, wie er sich heute schon in der Regeneration ganzer heidnischer Stämme, ja hier und da in dem

*) 310,000 in Westindien, 10—50,000 in Westafrika, 180,000 in Südafrika, 260,000 in Madagaskar, 4—500,000 in Vorder und Hinterindien, 90,000 im indischen Archipel, 45,000 in China, 270,000 in der Südsee u. s. f.

deutlich liget in dem Umwandlungs-proceß des ganzen sozialen Lebens mit seinen individuellen Grundleiden und Klängen zu gehobeneren Formen des menschlichen Daseins, in dem allmählichen Wiederaufbau, in dem wahren Fortschritt von Mensch zu Mensch und Selbstachtung, dieser Grundbedeutung aller echten Kultur, aus verknüpfte, geistig hochbedeutender Zeitungsverfassung, Zeit und Ebe, Familie, Erziehung und bürgerliche Ordnung umschließt sich von Jahr zu Jahr, von Jahr zu Jahr, nicht nur erneuert und erneuert. Noch vor 20 (30) Jahren konnte man Zweifel erheben, ob das Evangelium auch die allerersten Menschen nicht lebend und lebend aufsteigen und ihren einwachen des Lebens zum Leben werden könnte: heute haben wir die feste, glaubwürdige Gewissheit, daß auch die allerersten Menschen nicht nur eben doch Menschen und bei den Schall des Evangeliums noch aufstehen und daran glauben lernen, den unumstößlichen Beweis, daß sein Leben geistlich zu leben für heute lebend durch die gute Botschaft, keine Sprache zu barbarisch für Menschen, der Bibel, sein bedingtes Individuum zu leben, verstanden ist, daß nicht eine neue Kreatur in Christo aus ihm werden konnte, daß also unser Herr und Meister vor aller Welt sich als der Mann, die Botschaft und das Leben in menschlichen Worten erweist und seinen unmöglichen Kasten gab, als Er so schmerzlos alles, alles nicht die Welt umfassend betraf: gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur.

In der That, meine Brüder! wir müssen im Akt auf dieses jetzt nach Wahrung und Wahrung unabhöbar gewordene evangelische Wort, wenn es seinem Vorläufer despektiren in Deutschland, Dr. Barth, voll demütigen Dankes gegen Gott heute mehr als je nachsprechen:

Wo wir's kaum gewagt zu hoffen,
Sehn nun weit die Thüren offen,
Wählst du folgt der schwache Zeit
Deinem raschen Siegesheute!

Aber das ermutigende Bild hat auch seine bedenkliche Reizseite. Wir freuen uns, daß es fast auf allen Klängen und Tönen zu dämmern, ja oft zu tragen beginnt. Aber wir dürfen auch nicht verabsäumen, daß auf den meisten unserer Welt entgehe und gerade unter den großen und gewaltigen Menschen, trotz schwerer paralytischer Fortschritte im Wissen und Glauben mehr als vielversprechende

Anfang des heute nicht gemacht wird und von verminderten Beob-
 achteten sich gar nicht erwartet werden können. Dagegen ist heute
 auf diesen Welken die Missionsaufgabe noch schwerer als früher
 zu werden. Wohl sind überall die ersten Ansätze besonders schwer
 und es ist darum eigentlich mehr als ein Anfang gemacht, wenn
 ein Anfang gemacht ist: es ist eine Schandlage gelegt von sehr un-
 berechenbarer Tragweite und Tragfähigkeit. Aber insbesondere - wie
 monche Mission, die vor Jahrzehnten vielversprechend begann, daß
 heute nur noch Hoffnung auf Rettung eines kleinen Theiles des
 betreffenden Volkes bleibt! Das liegt die und ist so brisante Vor-
 dringen welcher Aufklärer, Hochgelehrter, Theologen und anderer
 Gelehrter zerrütet, zerstreut und rührt in die kaum gesammelten
 Gemeinden und Stämme des Kaiserthums es zu einem sehr unde-
 fensiblen Staat gegen jedes weiche Gewicht, sei es auch das eines Mi-
 nonas. Man denke nur an Siam, Siam, Siam, Siam und
 die Jünger Nordamerikas. Eine Kienkung wie der Orden
 zu untergehen, ist an sich schon schwer genug; wie aber, wenn
 neugierige gebildete Jünger den christlichen Prediger mit Verachtung
 auf Hegel, Strauss, Heron entgegenreten, wenn zum alten Aler-
 glauben auch noch christlicher Aberglaube hinzukommt, wenn die sehr
 bejahrte hereditäre Jugend es auch in Japan von unheimlichen
 Priesteren unterwerfen wird und das Gedenken an das Volk der
 Jüngerlichkeit und Missionen macht?

Das Weltbild des Jenseits ist noch lange nicht einmal erkannt,
 geschweige denn erkannt worden; wie aber, wenn der letzte Versuch
 noch einmal seinen Eroberungsang durch die Welt macht: wenn das
 Evangelium z. B. in Afrika und in indischen Archipel heute an
 manchen vom Jolam verlassene Thore pocht, das vor Jahrzehnten
 noch weit offen gestanden wäre? Und wo kann denn die evangelische
 Mission einen bedeutenderen Schritt vorwärts thun, ohne daß sich
 ihr die römische sofort an die Fersen heftet?

Und wie voll ist, wenn die Haupt christlichen Theorien am Kai-
 sernobis nicht so sehr in anderen Erklärungen auf gegenwärtigen
 Welt, als vielmehr in den Zuständen der Welt zu sehen sind? Denn sehr begreiflich ist der Grundgedanke
 unserer älteren Missionen, wie z. B. im Deutschen Reich
 christliche, christliche Grundidee aus der evangelischen Staatslehre und
 den Diktanden in jener Kapelle der sehr geistigen ist weinend

in die Arme sanken und aber die Schwestern der Deion nation hindert sich die Hände nicht an der Wartung der wunden Wunden. Seine folgende Vision gleit, daß A. noch bei der Abordnung der ersten Wiener Missionare 1821 die Director nicht bloß mit Gold, sondern auch mit goldenen Ketten, Uhren, Ringen und Schmuckstücken als er sich fühlte — wo ist sie hin? Seit einigen Jahren und bei vielen Wohlthätigkeiten die Deficit geworden, ja hier und da hat man sich gewundert gesehen, die Gnadengabe und Abgabengabe auf die Lageordnung zu sehen, und — was das Schlimmste ist — in den Missionenbetrieb schließt sich die Kontingente ein, der Geist wird abgezogen, die Beteiligung an der Missionen nicht zur Gewohnheit, man hat zu sagen zu einer Gesellschaftliche Arbeit, und viele, die den Samen der Missionen trachten haben, verlassen doch ihre Kraft.

Man mag noch so hoffnungsreich in die Zukunft blicken; mir steht soviel fest, daß bei näherer Vergleichung des Erst und Jetzt doch immer noch alle Menschen zu Tausenden des Jetzt ausfallen, daß wir aber nur um so mehr Gott danken, wenn er in mancher Hinsicht nicht da ist, sondern trotz uns, trotz der Wahrheit und Schwierigkeiten des heutigen Christenlebens so gewagte Fortschritte seines Werkes und schauen läßt.

b) Missionsagenten der Mutterkirchen.

Gegenüber der römischen Arbeit steht die Kirche des Evangeliums auch in ihrer Missionstätigkeit in hundertfacher Arbeit vor uns. Aber durch sie kein zu beklagendes Uebel, sondern ein zünftiger Segen für unsere Sache. Die Mannigfaltigkeit der Bedarfe und Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Arbeitsfelder erfordert auch eine Mannigfaltigkeit von Missionen, und von Missionen und Versuchsformen, wie die katholische Kirche sie nicht zu Verfügung hat. Wohl haben unsere Theologien auch für die Mission ihre ersten Nachteile. Aber in der Regel treten sie doch dem Fortschritt gegenüber gar sehr in den Hintergrund, wo nicht in der Vergangenheit. In einem Lande, wo die Leute noch nicht annehmen, sagt man sich, man mit Missionen zu reden, „nicht viel aus den Unterschieden, welche Christen von Christen trennen“; da bleibt die Einheit in der Sache mangelfest für alle unsere Bestrebungen.

Weglehet man die einzelnen evangelischen Kirchen und Kirchenvereine auf ihre Missionen hin, so steht Großbritannien da an anderen Orten und hier wiederum werden die großen Staatskirchen von den kleineren Frei-Kirchen erbkelt und betroffen, beionders in Schottland, wo dem sich in Den schland die Brüdergemeinen der alle Staats- und Landeskirchen weit überflügelt und die gar kein Staatkirchen ihm konneiden Vereinigten Staaten vielmehr die rechte kirchliche Missionsthätigkeit aufzuweisen haben. In keinem Land der Welt erhält die Mission so große Einkünfte und Bewandnisse wie in Nordamerika, und auch die Durchschnittsvertheilung erbt hier ein sehr günstiges Verhältnis obdenn immer noch hunderte von Gemeinden auch hier vorhanden sind, die gar nichts für die Mission thun.

Die deutsch-lutherische Kirche, auch die Barmherzigen des Göttingens in der Göttinger, ist seit 40 Jahren von den reformirten Schwärmern weit überflügelt worden und ist zu ihrer erneuten Missionsthätigkeit nicht von jenen erst wieder angekrat worden. Nehmen wir zu der Berliner, Leipziger, Göttinger, Darmstädter, Breslauer auch noch die 3 vorerwähnten lutherischen Gesellschaften und die Mission der lutherischen General-synode in den Vereinigten Staaten hinzu, so bleibt es eine merkwürdige Thatsache, daß heute nur 11 lutherische Missionsgesellschaften, darunter die Hälfte noch ganz klein, nicht zusammen nur etwa 200 ordinirten Missionaren, einer Zahl von 25 reformirten mit gegen 2000 ordinirten Missionaren gegenübersteht, während 4 nicht unbedeutende, die Predigergemeinden, die Basler, Barmherzigen und Bremer mit zusammen 250 Missionaren zwischen beiden die Mitte halten. Es erreichen also heute alle lutherischen Missionsgesellschaften zusammen noch nicht die Eine englische kirchliche Gesellschaft der Mission (187) und an Einkünften (etwa 1,200,000 M. gegen 3,400,000).

Ja, alle deutschen und schweizerischen Missionen zusammen erreichen mit ihren sammtlichen Einnahmen noch nicht die Höhe einer einzigen der drei größten englischen Gesellschaften. Man kann allerlei Trübsaliges in Erfahrung und Betrachtung dieses Mißverhältnisses sagen, aber es kommt mir dabei doch immer wieder jenes Wort in den Sinn, das ich einst von einem Fremden hörte: „Der Deutsche, sage er, bedarf immer einer dreifachen Bekleidung, zuerst des Herzens, wie alle Menschen, dann der Armb des Kopfes,

weiß der bei ihm beistehende von allerlei Zweifel u. t. und endlich auch noch — des is-Idbentels! — Nicht so ob wir von Natur weniger mittheilungsfähig als andere oder unsere Vorfahren mit starkerer Verstandesausstattung wären; aber um eben für rein sachliche Freie und wir eben innerhalb der staatlichen zu wenig erzogen worden und das allerdings mit so ungeheurer Verworfenheit vertriebene, regellose, systematische Zusammenfassen, auch weniger Beizüge von wenig Beizügen hat sich bei der weit verbreiteten Macht der tiefsten Christenheit und Methodismus noch wenig unter uns eingekerkert, leider auch nicht die so heilige Seelsucht des freiwilligen oder resp. massigen Zuhaltens einer bestimmten Quelle der Einsichten für christliche Zwecke und zwar im Moment der Einsicht selbst, worin, wie ich Grund habe zu glauben, in sich selber die Bezeichnung des Scheiterns der geistlichen Verantwortlichkeit der vorder englischen Jugend ganz besonders beruht.

So groß übrigens kein protestantisches Land, in welchem das Wissenschaftsinteresse so ungleich auf die einzelnen Gebiete sich vertheilt, wie in Deutschland; so ist aber auch ein Land, wo die Wissenschaft mit so viel hartnäckigem Widerstand und Vorurtheilen in der öffentlichen Meinung besonders der Gebildeten, mit so viel Verstandeskräften in der (von Juden beherrschten) Presse, mit so viel Unwissenheit und Verachtung bei einflussreichen Personen noch immer zu kämpfen hatte, wie bei uns? Wie wenige Professoren — selbst der Theologen — haben den Muth, die Schwachheit, die diesem Werke besonders eben mit den höchsten Hohen der Wissenschaft noch anhebt, um des Herrn Jesu nach seines H. Testaments willen auf sich zu nehmen? Mein Bruder daher, wenn von unserer Universität fast nur ein Kandidat der Theologie — geschweige denn der Medicin — in den Wissenschaften eintritt, und wenn unsere kleinen studentischen Wissenschaftsvereine meist nur mit ihm ihr Dasein fristen. Und wie lang zeigt sich immer noch ein großer Theil unserer Geistlichen! Woher die große Ungleichheit im Wissenschaftsinteresse der Gemeinden ist einer und derselben Provinz? Ich antworte, hauptsächlich vom ungleichen Verhalten der Gemeinden. Liebt der Kirche selbst nicht in der Mission, ist ihm das Glauben von Missionen den eine Last, beraubt er sich selbst der Glaubenswirkung, wie die er aus dem Leben der Missionen zu ziehen konnte — dann bleibt nach seiner Meinung der Geist und gleichgültig und die Zustände treten ein, wie sie heute schon

vielfach vorliegen: das Volk draußen breitet sich aus, die Bedürfnisse und Ansprüche der Gesellschaften wachsen, ihre Einnahmen aber bleiben kaum auf der alten Höhe, nehmen da und dort schon ab und die Defizits werden permanent!

Es ist nicht recht, wenn die Geistlichen hauptsächlich von den Gesellschaften die Bedeckung und Pflege des Missionsinteresses erwarten. Dies ist und bleibt wesentlich die Aufgabe der Herrschaft selbst und ihrer Diener. Rast aus, liebe Freunde! die Gesellschaften von dieser Sorge etwas freier machen, damit sie um so mehr alle Zeit und Kraft auf ihr Werk unter den Heiden verwenden können. An Geld fehlt es nicht, wohl, aber an Berathung und Liebe für die Armen. Wie viele Missionen werden doch alljährlich für verunsicherte Getränke, für Lüge und allerlei Narrentheilung ausgegeben!

Noch vieles könnte im Blick auf unsere Rheinlirchen gesagt werden: lassen Sie mich das Wichtigste u einige prävalente Punkte zusammenfassen:

1) Die Mission soll allerdings immer mehr eine sich von selbst verstehende Sache der ganzen Gemeinde werden; man erwarte aber ja nicht, daß alle Namendriften daran theilnehmen. Wer selbst noch nicht belehrt ist, der ist mehr Objekt als Subjekt der Missionen. Nicht die Welt, sondern die gläubige Gemeinde ist zum Missionswerk berufen. Wer hier mithun will, der schaue sich erst ihrem inneren Glaubensleben an.

2) Auf unseren Universitäten sollte der Missionsstudium noch weit mehr gewidmet werden, zumal in der theologischen Jugend.

3) Auch in der sonntäglichen Predigt und dem Religionsunterricht sollte die Mission etwas mehr Vorrang bekommen. Die Kirchspracht muß den Grund zum Nachdenklichen zum Missionsstudium legen, Reichthumsnachrichten ihm pflegen und fördern.

4) In einzelnen Theilen Deutschlands ist größere Konzentration auf Unterstützung Einer bestimmten Mission wünschenswerth. Es ist Thatsache, daß diejenigen Gemeinden, die da Interesse Einer bestimmten Mission anwenden, die eifrigsten sind.

5) Neben größerer Verbreitung von Missionsschriften wäre es sehr förderlich, wenn einzelne Gemeinden oder reichere Missionsfreunde je drei Missionen einer Station oder auch die Mission der Ausbildung eines Missionars auf sich nehmen wollten. Eine solche

Specialisierung des Missionsinteresses wurde auch zur Verstärkung desselben beitragen.

6) Ferner ist es hohe Zeit, manchen Missionsstreitern die Meinung zu nehmen, die sich vielfach mit Fäbiogenie fortsetzt, als könnte man jeden fremden, wenn auch unbegabten Jüngling zum Missionar dienst brauchen. Die Mission braucht geradezu das Beste, was die christliche Jünglingswelt bietet. Besser wenige aber ganz tüchtige Missionare, als viele halbbrüchige.

7) Ist gleich die Entstehung neuer Missionsanstalten einseitig erfreulich, so bleibt doch der Wunsch berechtigt, daß die Missionskraft sich nicht weiter zersplittern möchte. Je kleiner eine Gesellschaft, desto kostspieliger meist ihre Arbeit. Warum neue, wenn alte alte Gesellschaften Mühe haben, ihr Werk in vollem Umfang weiterzuführen?

Was nun die verschiedenen Missionsmethoden betrifft, so ist schon in der Heranbildung der Missionare ein großer Unterschied: bei uns gehen die meisten Missionsarbeiter aus (besonderen Seminaren) hervor, in England, Schottland und Amerika kommen sie meist von den Universitäten her. Damit hängt der andere Unterschied einer bald freieren, bald viel strenger die Regel ansehnenden Organisation und Leitung der Missionare zusammen. Manche amerikanische Missionar wurde es in der That; B. H. L. Baileys nicht gar lange abweichen, aber ganz und mancher schwebende Missionar in amerikanischer Freiheit etwas verwildern. Ich möchte hier vor einseitiger Kritik warnen. Eine gesunde Mitte ist wohl auch hier das Richtige. Was die Ausgaben betrifft, so arbeiten die Deutschen am billigsten. Aber ich möchte davor warnen, daß man die Sparsamkeit nicht zu weit treibe, am Ende auf Kosten der Gesundheit und Arbeitsfreudigkeit der Missionare. Je weniger überzogen die deutschen Missionen etwas äußerlich Vorhandenes haben, desto anerkannterwerther ist der Einspruch, daß der Andrang von Jünglingen zu ansässigen Missionen noch immer so groß ist.

Was die Frage betrifft, ob man auf Einzelbelehrung oder auf die Ehrerweisung ganzer Völker hinarbeiten soll, so sind alle praktischen Arbeiter an der Hand der Erfahrung längst darüber einig geworden, daß es sich hier nicht um ein Entweder — Oder, sondern um Ein und das Andere handelt. Dennoch sieht es nicht an immer neuen Vorschlägen zu anderen entweder mehr apostolisch sein

selben oder aber weniger steigenden Arbeitsweert, da theils aus der Zuchtstube geboren werden, theils aus laboratorischer Thätigkeit hervorgehn. Wodurch die Missionarier z. B. Pak, Yangbang, doch endlich von Worten zu Thaten übergehn und ihre Pläne der Feuerprobe der praktischen Ausführung unterziehen! Das wäre der einfachste Weg unserer — oder aber ihrer eigenen Verbesserung. Damit soll aber nicht gesagt seyn, daß z. B. unsere bisherige Missionen, obgleich nicht verbesserungsbedürftig seyn. Es ist wahr, daß wir nicht nur mehr, sondern noch stark fähigere und gekübeltere Missionare brauchen, besonders für die heidnischen Naturvölker, und selbstverleugungsgereilere Männer, deren Mangel noch bitter predigt als ihr Muth. Vor allen seien die Missionare selbst an die Pflicht ihrer eigenen Weiterbildung, jedenfalls in ethisch religiöser Selbstacht, erinnert. Wie mancher nach dem edlen St. Martin sich gestehen, er habe zu viel Zeit den öffentlichen Worten und zu wenig der Privatgemeinschaft mit Gott gewidmet. Und zum Schluß eine Frage: Wenn haben wir denn in den deutschen Missionen noch keine Missionsärzte und noch keine medicinische Missions-Gesellschaft wie die Engländer und Amerikaner? Wir haben wohl Missionare, die zugleich ein wenig Mediziner sind und nothgedrungen seyn müssen, oder wir finden nur Mediziner, die zugleich ein wenig Theologaster sind? d. h. das Zeug hätten zu einem Evangelisten, obgleich ja das Evangelium seiner inneren Natur nach gar viel Verwandtes mit einer Arznei hat? Ach, bei dem heutigen Zustand unserer medicinischen Fakultäten kann kein Missionsgedanke sich aufbringen, ohne das tolle lichte Spott zu erwecken, unter ihren Meistern und Jüngern herrscht aberwiegend der Aberglaube einer naturalistischen Weltanschauung, für die das Christenthum ein vollg. aberwundener Standpunkt ist. Sie folgen einem Damm in allem eher als in fernem Sympathie für die Mission, in der er ähnlich der sachsen-lauischen Missions-Gesellschaft einen Vertrag von 100 Mark fandte. Und dennoch bleibe ich dabei: unsere deutschen Missionskreise müssen nach dieser Seite in Rede ergaßt werden! Und dann die Missionsfrauen wiederum in diesem Spiegel auch etwas zu sehen, so seien sie freudlich erinnert an die große Frau, die ihre Schwwestern in England und Amerika nicht bloß durch Frömmigkeit, sondern durch selbständige Ausübung von Tugend und Gütigkeit dem Völkern

weit schiffen. Es gibt bereits eine ganze Reihe solcher Frauen-Missionsgesellschaften.

c. Die Arbeit unter den Heiden.

In diesem Abschnitt seines Vortrags schilderte Professor Elm-
 laß eingehender die eigentliche Missionsarbeit unter den Kultur-
 völkern einer- und unter den wilden Völkern anderer-^{seits}. De ihm
 zugewiesene Zeit war viel zu kurz, als daß er seinen mit größter
 Sorgfalt vornehmlich aus den Berichten der letzten allgemeinen Mi-
 sionsconferenz in London, aber auch aus vielen anderen Quellen
 zusammengezeichneten und mit zahlreichen missionarischen und
 weltlichen gewöhnlichen Mission ganz hatte vertraut machen. Was er
 in der großen Versammlung vorgelesen hatte, hatte er aber später
 die Mühe im Rundschreiben, insbesondere zum Nutzen der Jugend,
 auszuarbeiten mitzutheilen. Hier waren auch die praktischen Erfah-
 rungsregeln, welche besonders am Platz, welche er als Frucht seiner
 Beschäftigung mit der Mission, erst, wie am Schluß dieses Abschnitts
 zusammengefaßt hatte und die wir kurz wiedergeben wollen.

1) Wenn schließlich Fremden Volk gegenüber bleibt die erste
 Aufgabe des Missionars immer die, allmählich sein Vertrauen
 zu gewinnen, und wie wird diese Aufgabe erleichtert durch das
 Vorhandensein solcher weißer Saboteur, sagen. Christen! Da gilt
 es für den Missionar, die Heiden so zu lazen, daß er gekommen
 zu geben, nicht zu nehmen, ihr Glück zu linden, nicht aus ihrer
 Unwissenheit Kaputt zu schlagen. Und dazu braucht es Thater,
 nicht bloß Worte, nicht physische Geschenke, auf daß man nicht
 „Kocheritten“ erache, sondern ein Leben voll Güte und Mitleid-
 freudigkeit, sich gleichbleibend in christlicher Erbauung und Sanft-
 muth. Der Missionar kann nicht nachdrücklich genug eingeschärft
 werden, daß gerade beim Wort des Lebens das eigene Leben von
 diesem Wort am wenigsten getrennt werden kann, wenn die Predigt
 Frucht bringen soll. Missionar Hughes sagt: „Junge Missionare
 laufen oft in ihrem Eifer von Dorf zu Dorf, um Tempel abzu-
 legen und können dann beim im betradenden Gefühle, ihre Mis-
 sion erfüllt zu haben. Aber wirksame Missionarbeit braucht weit
 mehr als das: beständige Beweise herzlicher Liebe.“ Im Sinn
 solcher Thatsache ist auch die apostolische Mission. Daher ihre schonen
 Erfolge überall.

3) Nicht uninteressant erscheint Erwähnung darauf, daß Höflichkeit und gute Manieren selbst den rohesten Stämmen gegenüber gar viel werth seien. Gerade seine Kulturlosigkeit wird oft eine Gefahr für den Missionar, der Eingelehrten zu sehr von ihm herab zu behandeln. Das thut niemals gut. Als dieser Stelle preisgekrönte Prof. Christlieb in den schärfsten Ausdrücken gegen das kriegerische Auftreten des auch von uns öfter erwähnten Missionars Brown in Verbrühen ist.

4) Was den Unterricht selbst betrifft, so erweist sich der Vorgehens des Meisters, der sein künstliches und bis ins Detail ausgeführtes System, aber in vielen fruchtbaren Samenkörnern doch etwas Ganzes in die Jünger pflanzte, aus dem dann unter den jetzigen Umständen des l. Gesch. der ganze Nation aufsteigender Heilserleuchtung sich entwickeln konnte, immer mehr als die richtige Methode, zumal bei noch rohen Völkern. Die jetzt allgemeine Klage über Mangel an innerem Gehalten der Neugetauften hängt hang mit der Praxis in solcher Weise nach nur flüchtigen Verberührung unterrichtet zu werden.

5) Daß es für den Fortgang einer Mission höchst erschwerend wirkt, wenn die Missionare zu oft wechseln, weil Wankeltend eine für einige Jahre meist nicht viel nützen, wird jetzt immer allgemeiner anerkannt. Fast alle Gesellschaften machen daher auch die baldige Erlernung der Landessprache dem Missionar zu Pflicht. Die Predigt durch Dolmetscher hat nur zweifelhaften Werth, auch wenn diese nicht immer solche Schutten machen, wie unzulängst der eines schottischen Missionars am Afrika See, der John Rex frühzeitig mit „Johann der Schre“ überlegte. Eine allg. rasche Uebersetzung der ganzen Bibel in eine noch ungedruckte Sprache hat auch ihr Mißgeschick. Man beziehe sich für den Anfang mit den Hauptstücken.

6) Mit Recht geht überall Predigt und Schulunterricht Hand in Hand. Man mache aber die Predigtschule nicht zu früh zu einer Pflanzstätte für eingeübene Missionararbeiten. Erst muß man durch Predigt und schlichten Unterricht einen Grundstock lebendiger Gemeindeglieder schaffen; ist ein solcher da, dann kann höhere Ausbildung mit christlichen. Zum ich leichter erkennen, wie weder eingeübene Lehrer und Prediger helfen soll. Es ist von nachtheiliger Tragweite Folgen, wenn Leute, die geistliche Handwerker und nicht selbst lebendig sind, gründende Arbeit thun sollen.

6) Man sei nicht vornehm in Uebersetzung der äußeren Kultur, um die Fäden und Seidenstränge nicht zerstückt und moralisch zu ruinieren. Bessere Dinge soll der Missionar überhaupt nur soweit in Angriff nehmen, als sie mit dem geistlichen Leben in Zusammenhang stehen. Überhöhung der Staatsorgane und Bedürfnisse, die nicht wie bei uns aus einer langen Entwicklung entstanden sind und daher tragbarer Natur sind, sondern plötzlich von außen auf ein unvorbereitetes Volk übertragen werden, wirkt geradezu zerstörend. Somit hängt die Pflicht zusammen, nicht bei den rohesten Völkern durch die Abstraktionierung nicht die Entnationalisierung einzuleiten. Zerstört ein Zukunftsgeist in der Volkskraft ein, der nie wieder gut gemacht werden kann. Alles das, was mit der europäischen Form christlichen Lehrens und Lebens offenbar unvereinbar ist, muß nach Pottesen bekämpft werden. Besonders von englischen Missionaren in Indien ist hier viel geseht worden. Aber man studiere die Eigenart des Volkes und verleihe, daß das Eingekerkerte fähig ist, auch einen weichen, schlaffen Volkscharakter zu tragen. Das Verhalten der des Wortes ist auch eisenhart. Man muß fassen die eingebornen Missionare nicht europäisiert werden. Dies stößt nicht nur ihre Mission, sondern setzt sie in ein falsches Verhältnis zu ihren Landsleuten.

7) Die eingebornen Gemeinden müssen von Anfang an zur Selbsterhaltung erzogen werden, ihre Kapellen, Pfarrhäuser und Schulen selbst bauen und in Stand halten, ihre Lehrer und Prediger aus eigenen Mitteln besolden und dann auch zur Selbsterhaltung und Selbsterweiterung heranziehen. Denn sind wir Deutschen noch weit zurück. Unsere Missionare werden zu erst Pastoren der farbigen Gemeinden. Aber das ganze Arbeitspersonal muß beständig auf die Herdengemeinde den Eindruck machen, daß es sich nie festsetzt, sondern immer vorwärts strebt, weiter missionirt etc. Nur so wird auch den Gemeinden der Missionen einhaucht und erhalten. Der Selbstunterhalt, Selbstregierung, Selbsterweiterung — das muß immer das Ziel bleiben, auf welches die Missionare hinarbeiten müssen, um auf diese Weise sich nach und nach selbst erhaltend zu machen. Das wird denn auch der leuchtenden Missionstafel die so reichenswerthe Entlastung bringen.

di Einige Aufgaben. Wünsche und Ziele für die nächste Zukunft.

Der heutige Zustand des Missionswerks beweist, daß seine Träger allerdings schon viel gelernt und noch mehr zu lernen haben.

Die Missionaretreuende in der Heimat seien vor allem daran erinnert, daß dies Werk das größte und schwerste auf Erden ist. Wenn in Missionsfragen erst jetzt ein Barnas und Barnabas scharf aneinander treten, so werden wir uns nicht wundern, wenn heute auch unter Missionen die Ansichten, Mängel, Kräfte und Methoden der Arbeit oft weit auseinandergehen, und daß man es nie leicht recht machen kann. Mancher liebe Missionarefreund hat mit seinen wohlmeinenden Einsichten den Missionsleuten schon die Arbeit erschwert. Neue Experimente muß man meist theuer bezahlen, und wie oft stimmen jauch einfachere als der Uebermuth, die das alte Wort vergißt: Deus haec omnia facit et miras. Man fördert die Missionsache am besten, wenn man in der Heimat für sie wirkt, durch Veranschaulichung der Thatbestände, durchhalten von Missionen, durch Gründung von Anstalten u. dgl.

Ich schreibe von der großen Aufgabe der Ausbildung einer Missionswissenschaft. Sie ist noch ganz im Stadium der Vorbereitung. Aber die praktische Theologie sollte sich der Ausarbeitung der Berufslehre (Sonderlehre) im nächsten Sinne noch ganz anders annehmen, als bisher. Möchten doch alle Missionsgesellschaften die Hauptgrundzüge ihrer Arbeitsweise gesammelt und veröffentlichten.

Was die Missionsgesellschaften betrifft, so wüßten wir mancherlei Beobachtungen zunächst zu dem Bedenken, sie werden doch mehr von einander lernen. Manche wissen kaum etwas von einander, daher auch das nicht immer ganz richtige Verhältniß zwischen den verschiedenen Gesellschaften. Während die Geschichtsblätter verschiedener Länder und Kirchenparteien nehmen oft viel zu wenig Notiz von einander. Wie erkennen wir wenig kümmern sich z. B. die Kirche und evangelische Missionsgesellschaften um die Leistungen der deutschen Mission, und welche Thesen der Unwissenheit begeben sie sich und da in ihren jährlichen Berichten die Fehler und Zerkleinerungen aller Geschichtsblätter sollten sich doch eine Uebersichtnahme des heutigen Missionswerks verschaffen. Aufzüge zum Besseren sind

die großen Versammlungen in New York, Liverpool, London, Mahabad, Schanghai u. s. w., auch kam ich selbst erwählen, daß 4 da mehrere Versammlungen bestimmet monatlich dort eine brüderliche Vereinigung zum Gebet und Gedankenaustausch haben. Dadurch wird viel Streit vermieden oder gleich in der Wurzel erstickt. Ähnliche Konferenzen haben monatlich in Madras, Kalkutta u. s. w. im Gehen statt.

Zobari glaubte es im Zaune nicht zu sprechen, wenn ich an einige methodistische Missiongesellschaften eine Bitte richtete. Ich habe nie einst in New York gebeten, sie möchten ihre Evangelisten und Prediger, die sie in evangelische Lande senden, doch ja an Orte dirigiren, in denen das laetere Evangelium nicht gepredigt wird, d. h. die bestehende Kirche ihre Schuld gegen nicht thut. Daraus kamste ich heute eine Bitte: sie möchten doch an ihren Missionen in Deutschland und Evangelisten in Skandinavien in ihren Jahresberichten und Zeitschriften einen strengen Unterschied machen. Es muß doch die Deutschen oder Norweger u. s. w. schmerzen, wenn sie sich irgend auf eine Stufe mit den Jansen und Papuas gestellt werden.

Ammer leuchtet es ein, wie unanschauwerth eine gleichmäßige Behandlung der nicht vom kirchlichen Vorurtheil abhängigen Fragen, z. B. der Kastei, der Sklaverei, der Porzellan- und wozumöglich auch der Transmigration wäre. Wenigstens existirte man doch eine freundlichere Betheiligung der Lebensgeister und verstandige sich in nachbarlich freundschaftlicher Weise über das Grundgehalt der Missionen, in der Wirkungskreis einer anderen Gesellschaft sich nicht einzuordnen. Je mehr die verschiedenen Gesellschaften ihre Particularinteressen als ein Ziel Selbstzucht verknüpfen desto gesegnet werden sie in Erfüllung der gemeinsamen Aufgabe sein, die darin besteht, das Evangelium zu predigen. Jede Kirchengemeinschaft und jede Missiongesellschaft hat ja doch nicht nur ihre besonderen Gaben, sondern auch ihre eigenthümlichen Schwächen. Man vergleiche sich doch weniger mit anderen Gesellschaften, sondern habe lieber das Verhältniß herauszufinden, in welchem die eigenen Gaben zu den Gegenständen dienen und Bedürfnissen des betreffenden Heidenvolkes stehen und suche diesen vor allem gerecht zu werden, nicht irgend welcher heimatlichen Partei zu gefallen Gerade von diesem Gesichtspunkt aus zeigt sich ja die Väterlichkeit der evangelischen Kirche als ein Segen. Jede Abtheilung der

selben jache sich das Arbeitfeld heraus für welches sie am meisten begabt ist und daher am meisten Beruf hat. Dann werden die einzelnen Götzen und Götzen unter verschiedenen Umständen der Ermahnung, aber in brüderlicher Zusammengehung zu einer Reichthumsarmee, wahrhaft stimmungsvollen Beiständen zu werden im Stande sein. Aber hierzu bedarf es — und dies bildet eine Hauptforderung für die Zukunft — etwas mehr Einheit als Einheit beim Abwärtigen der Welt. Einige weniger genutzte, sprechwillige Leute mit freiem, unbedingtem Willen und festem Willen schaffen mehr als viele halbsüchtige. Die werden auch als Männer vor einem gewissen apostolischen Typus Weisheit und Takt genug haben, die Gegenwart des Volkes so weit zu verpacken, daß sie von Verwirrung frei bleiben, was nicht nur notwendig, im Uebrigen aber Mangel lassen für später sich die ideologische Vorbereitung mit allerhand bereiteten Eigenschaften, die in ihrer Weise mit beitragen zur Vorbereitung des Geistes hochgeheilten Hauptes der Kirche.

Ja, unser Heiland ist Gott sei Dank ein Weltmissionar. Aber welche Verantwortung ruht den Beweisen auf den Heilmitteln! Und wie wenig es sprechen immer noch in die Verfassungen der Größe der Aufgabe! Und doch, wir sind bedürftig in diesen Tagen des wachsenden Unglaubens und der Schwermüdigkeit gerade der Mission, dieses verkörpert Wortes der Kirche, das das Beweisen ihres Glaubens und ihrer Herrschaft. Sie ist die neue Apologie des Christenthums, sie ist auch berufen, manche Frage zu lösen, an der uns politisches Leben da und dort knistert. Aber löst heute die Judenfrage in Amerika? Das Evangelium und die Mission! Was wird die christliche Frage am gründlichsten lösen? Das Evangelium und die Mission, der ewige Geist, d. h. der Geist dienender, rettender, heilender, liebender!

Die Zeit ist da. Die Weltmissionoperade, in deren Anfang wir eingetreten, wird die letzte sein. Je näher dem Ende, desto rascher wird die Entwicklung sein. Vielleicht wird es bald offenbar werden, daß die Unruhe und mühsame Untergrundarbeit der Hauptarbeiten des Christenthums plötzlich seinen Halt verliert. Ohne zu wissen, den Zeitpunkt bestimmen zu können, dürfen wir doch jetzt es aussprechen: bald wird eine Zeit anbrechen, die alles bisherige weit übersteigen wird. Noch angelehnt eine Zeit lang, und der volle Tag bricht an, schon fliehen die Schatten und die Reize

welche steht bereit. Und dann nahn wir es an, ist im Vertrauen uns zur Tröste zu und dient Laune in der Gedankwelt. Mache dich auf, werde nicht, denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir! Ja, der Herr und die Bräut' sprechen: Komm! Und wer es höret, der spreche: Komm! Amen, ja, komm, Herr Jesu!

2. Referat des Herrn Inspektor Scholt über die von seinem Vorgänger Herrn Inspektor Josenhaus aufgestellten Thesen.

Es ist mir der Auftrag geworden, die Thesen für die heutige Berathung zu vertreten, welche mein Amtsvorgänger, der indessen von Amt ausgeschieden ist, in Uebereinstimmung mit der Kommission unserer Missionsgesellschaft vorgelegt hat. Derselben sind danach angeordnet, Uebelstände zu vermeiden und praktische Fragen zu besprechen, namentlich ein greifbares Resultat derselben zu erzielen. In diesem Sinne trete ich auch in dieselben ein; ich bitte aber die geehrte Versammlung um Nachsicht, hinsichtlich sofern mir der gebührende Nachdruck an Gehalt im Einzelnen noch abgeht, doch in dadurch, was zunächst die erste These betrifft, auch die Lautsart vertritt, daß sie mit persönlichen oder lokalen Entschiedenheit nichts zu thun haben will. Zur Förderung der Sache des Reiches Gottes lasse wir auch hier verharren, um seinen Segen bitten wir auch sehr für dieses unser Zusammensein.

A. These I lautet:

„Da die verschiedenen protestantischen Missionsgesellschaften sich noch bis in die neueste Zeit immer auf's Neue in dem Fall find, Eingriffe in ihre Arbeitsgebiete von Seiten der Missionare anderer protestantischer Missionsgesellschaften abzuwehren oder erwidern zu müssen und nach der Fall verkommt, daß mehrere protestantische Gesellschaften auf ein so enges Arbeitsfeld zusammengebracht sind, daß keine von ihnen frei sich bewegen und ihre Kraft entfalten kann, erscheint es mindestens werth, daß die Veranlassung der Evang. Mission nicht bloß anspricht, wie sehr es nach ihrer Ueberzeugung verfehlt ist,

wenn Missionsstationen und einzelne Missionare sich Konkurrenz machen, sondern auch über Mittel und Wege berathe, wie diesen Uebelständen abgeholfen werden könne."

Ich bin weder berechtigt noch gewillt, hier an dieser Stätte die „schwarze Wäsche“ der protestantischen Missionsgesellschaften anszutragen. Daß es eine solche gibt, brauchen wir nicht zu leugnen, denn wir sehen und sündigen alle manchfaltig, und es ist gewiß gut, wenn wir, die wir in der Missionsarbeit oder -Leitung stehen, uns darunter demüthigen, um Vergebung bitten und die Aufforderung zur Wachsamkeit auch in der angeregten Beziehung dankbar annehmen. Aber das Eingehen auf einzelne Fälle würde gewiß nur statt der gehofften Stärkung in der Einigkeit, wenigstens für den Augenblick, vielleicht für längere Zeit, Bitterkeit oder Streit hervorrufen, und zwar darum, weil die verschiedenen Gesellschaften und ihre Arbeiter mehr oder weniger verschiedene Maximen der Praxis verfolgen, wie solche in den kirchlichen und nationalen, sowie in individuellen Unterschieden begründet sind, wobei der Standpunkt, den der Eine ausspricht und vertritt, nicht allsobald vom Andern ganz erkannt, verstanden und bis in seine Konsequenzen rückwärts und vorwärts verfolgt werden kann. Das ist ja eben auch eine Ursache davon, warum nicht nur unter den Missionsgesellschaften, sondern auch in den verschiedenen Kirchentheilen, aus denen sie hervorgegangen sind, der Glaubenssatz von der Einheit der Kirche, den wir alle getrost festhalten und von dessen Wahrheit und Realität wir Gott sei Dank Beweise genug haben, auch in dieser Woche und heute einen Thatbeweis vor uns haben, doch der äußeren Erscheinung nach durch Kampf und Streit oder doch durch Mißverständnisse und Auseinandersetzungen hindurch sich vollzieht. Eine Einheit im katholischen Sinne ist ja doch nur etwas Todtes und eine Illusion. Wir Protestanten wollen nicht vergessen, daß unsre Einheit, so real sie ist, doch hienieden Glaubenssache bleibt, eben daher aber auch mit Bewußtsein und ernstlichem Wollen angestrebt werden muß und daß jede Plumeiſung auf diese heilige Pflicht dankbar zu ergreifen ist. Dies ist ja eben auch der Gedanke der Allianz, daß wir einander anerkennen und uns die Hand reichen in dem Sinne, daß wir jedem seine eigenartige Kirche, Organisation und Thätigkeit belassen. Wer mit seiner Wirksamkeit über Andere, die er doch als Brüder aner-

kennt, und solches hinwegsetzt, der hat nicht nur den Boden der Mission verlassen, wenn er sie auch für seine Zwecke benutzte, sondern selbst wenn er der freiesten Ausprägung des protestantischen Missionars zu baldigen schenkt, dennoch sich dem katbolischen Dogma von der ausschließlichen Kirche in die Arme geworfen. Zudem ist man gemäß der ersten These an die gebräute Versammlung der Kirche nicht, sie mag es auch haben, wie sie es nach ihrer Uebersetzung versteht ist, wenn Missionarionnen und einzelne Missionare, und ich sage noch bei, auch dazumissionarionnen einander Konkreten, machen, so wird es genügen, diese Kirche, die sich an jedem Christen von selbst legitimiert, mit wenigen Worten zu begründen. Der Apostel Paulus besaß gewiß das Zeug, um Andern Missionare, zu machen und hatte sich dabei auf seine unmittelbare Erfahrung, der Missionar der Kirche zu werden, beziehen können; ja er hatte wirklich Rom 1. 2, 20 einen Schreier, in seiner Thätigkeit. Aber sein Schreier bestand darin, daß er predigen, wo Christus kam und nicht nicht geworfen war, um nicht auf fremden Grund zu treten. Er hatte sich geschildert, so sehr er den Muth eines tüchtigen Arbeiters suchte, in eine fremde Arbeit hineinzutreten, aus der er nun so leichter hatte Muth nehmen können, 2. Kor. 11, 1. 11. Er hatte seinen eignen Namen oder seine Methode, aber eben darum wollte er nicht in ein mit anderer Methode bearbeitetes Gebiet eindringen, ob er wohl sah, daß es überaus bequem ist, oder wie man beschönigend sagen konnte, ein gerade für ihn vorbereitetes Feld gewesen wäre, 2. 16. Er bot da, wo es sich um Vertheilung des Arbeiterfeldes handelte, 1. Kor. 2, 9, eine rechte Zerkürzung verlangt und eingehalten, und lieber noch die Arbeit Anderer mit Worten aus seinem Missionarionnengebiet anerkennt, ohne Neoprocitat zu fordern. Andererseits hat derselbe Apostel das nämliche Eindringen in christliche Geduld getragen, 1. Kor. 1, 15. 16, und sich noch darüber freuen können, als er in dieser letzten Art eine Missionarionnen, die Streit nicht oder hervorruft und nicht traurig ist, an's Oberflächliche verdarnt. Statt uns also in oberflächlicher und halbwarer Weise eine Denksatz auf das freie Wesen des Gottes vorhalten zu lassen, zum Theil Lehrer, die Weisheit der unwichtigen Missionarionnen uns selbst vorzuhalten:

1) Die Konkreten, fast in denen, die sie als Vetter pflegen, statt des heiligen Weltmeisters im Handeln und in guten Werken, ein

mer schließte Blasen, die ich, die Litzkornstein, gedankt oder effen
 hand 118 Wre! hervor, vernicht zu misanieren und letzten Witten
 und Wegen des Betriebs, und ist und er ist dann Unsegen und
 göttliche Strafe

2 Die Konfession, welche in dem heimathlichen Quellen
 gebiet der Wissen die Einheit der Gläubigen, beider der oben
 dies so beklagenswerthe Zerrissenheit der christlichen Kirche, macht
 die Missionen aus zu legen und pflichtgetreuen Webern zu un
 nützigen Fahlen oder zu unanständigen Gernern, führt daran
 die Trägheit oder die Eitelkeit und faet und er ist dann auch hier
 Unsegen und göttliche Strafe.

3) Die Konfession, draußen auf dem Arbeitsfeld, dazum
 auf 8 empfindliche

a. die Missionen selbst, von denen die Genuß der Arbeit
 Zeugen thun, was niemandem gut ist, die Andern mit Gnuß
 und Schadenfreude, was ihr nützlich Leben ruuert. Sie er
 zeugt beiden den auf dem Kampfbah doppelt nothigen Treu
 der brüderlichen Liebe;

b. die Gemeinaden, indem sie deren Gewissen gutlich vernun
 weil sie die aus der christlichen Arbeit herbeigezogenen
 Widersprüche nicht kennen und vertheilen, und ihnen erlaubt,
 sich den Forderungen der heiligeren Gewissen, annehmen
 der so nöthigen Arbeitskraft auf göttliche Weise zu erziehen;

c. die Sammlung auf die Fäden, welchen die die letzte Ein
 heit und die Einheit der Weltanschauung zum Wohl
 wird. So faet und erzieht sie auch hier und überall. Unsegen
 und göttliche Strafe

Um nun auf die Mittel und Wege hinzuweisen, wie solche
 Uebelthäter abgeholfen werden solle, sage ich folgende Sage zur
 Beherzigung vor:

1) Die Missionen selbst haben nicht nur, wenn sie vor
 der Wahl stehen, welches Arbeitsfeld sie angreifen sollen, sondern
 auch dann, wenn sie Anforderungen und Pläne zu Befriedigung eines
 Arbeitsfeldes erlassen, jede von so lothende Einwirkung abzuweisen,
 wenn der Eingriff in das Gebiet einer andren Weltanschauung droht.
 Die Erde und die Genuß ist ja groß, der Arbeiter sind wenige, das
 gilt auch heute noch, und darum ist es Thun, aus irgend welchen
 andren Motiven der leidenden Arbeit, der eingeleiteten Verbindungen,

der hien zu Verfügung gestellten Gelder u. s. w. die apostolische Regel zu betheiligen.

2. Die Mitwirkenden haben ihre Anseher nicht nur im Allgemeinen dahin zu instruiren, sondern in jedem einzelnen Fall, der ihnen vorgelegt wird, zu verpflichten, wenn von dem Plan der Besetzung eines Ortes die Rede ist, ausdrücklich ihre Macht der Besetzung auch durch den Nationalen zu unterstützen, daß das Feld von andern noch nicht besetzt ist und nicht in deren Kreis fällt.

3. Wo die Gorte einander berühren oder nachgerade in einander abergreifen, da gilt es, daß die betheiligten Gesellschaften durch ihre Konventionen mit einander in Correspondenz treten, um theils nach geographischen, ethnographischen und linguistischen Gesichtspunkten, theils nach dem geschichtlichen Gang, welcher der öfteren und noch fortdauernden Besetzung ein Vortritt zuerkennt, billige Vereinbarungen zu treffen. Dieweil es aber nothig, daß die Missionarsgesellschaften als am gleichen Werk des Herrn arbeitend, schon ehe Konventionen in Zucht sind, überhaupt brüderlicher Austausch und Gemeinschaft aufleben und pflegen, wozu Konferenzen der Missionarsgesellschaften unter einander ein gutes Mittel sind. Ich benutze diese Gelegenheit, die Missionarsgesellschaften unter Hinweis auf die apostolische Praxis auf die Pflege nicht nur eines schriftlichen Austausches ihrer Berichte, sondern häufigere persönliche Besuche und größere oder kleinere Gesellschaftskonferenzen hinzuweisen.

4. Wo es bereits zu Gezeirissen oder Meinungen gekommen ist, soll nach Matth. 18, 15 ff. weder ein unausgesprochener Groll behalten, noch mit versteckten oder offenen Klagen oder mit einsichtigen Dorfskizzen, mit denen man der anderen Gesellschaft zuwerkemmt, an die Öffentlichkeit getreten werden, sondern zuerst und mit Ernst die betheiligte Christenpflicht des offenen Vorhalts von Gesellschaft zu Gesellschaft genßt werden, nicht aber sollen die Arbeiter draußen streiten dürfen, um nicht ihre süße Predigt des Evangeliums durch eine bittere Stimmung zu verderben.

Der Herr schenke uns allen die Gnade, daß wir mit Zureden heiligen Reichthums nicht unsere eigenen Pläne, unseren Eigensinnen und andern Ehrgeiz vermischen, sondern uns als Diener neben andern Dienern antheil, die der unverdächtigsten Gnade gewürdigt sind, als Werkzeuge der Gnade zu seinen Konventionen in der Bistumwelt zu bereiten.

B. These II lautet:

„Da im Jahr 1863 die »Church Miss. Society«, die »Wesleyan Miss. Society« in London, die »Société des Missions Evangéliques« in Paris, die »London Miss. Society«, die »Brüdermission«, die »Rhein. Missionsgesellschaft« in Barmen, die »Evangelische Missionsgesellschaft« zu Basel, der »American Board of Commissioners for Foreign Missions« in Boston sich vereinigt haben, das *Standard Alphabet for reducing unwritten languages and foreign graphic systems to an uniform orthography in European letters* by C. R. Lepsius, Dr. phil. and D. D. in ihren Missionen einzuführen und dieses Alphabet wirklich in den verschiedenen afrikanischen Missionen großen Segen gestiftet hat, dasselbe aber bei den Missionaren der verschiedenen Gesellschaften in China in Vergessenheit gerathen zu sein scheint — während es doch gerade für China unerlässlich ist, daß in den Missionsschulen und Missionsgemeinden die heilige Schrift und die nöthigen Erbauungsbücher in einer romanisirten Schrift lesen gelernt und gelesen werden, wenn die Christen aus den Heiden alle ohne Unterschied, auch diejenigen, welche das Zeichensystem nicht gelernt haben und nicht mehr sich aneignen können, im Schriftwort gegründete Christen werden sollen — so stellen wir die Frage, ob es nicht im Interesse der Mission liege, die verschiedenen Missionsgesellschaften an die frühere Uebereinkunft zu erinnern und sie zu bitten, daß sie daran denken mögen, ihren Christengemeinden in China eine christliche Literatur im Dialekt und Lepsius'schen Alphabet darzubieten.“

Hierbei habe ich die Bemerkung voranzuschicken, daß die Abmachungen der genannten Missionsgesellschaften nur von der Darstellung bisher ungeschriebener Sprachen, zumeist afrikanischer, in einheitlich romanisirter Schrift nach dem System Lepsius reden, während China schon längst seine Zeichenschrift hat, die geschrieben und gedruckt wird, sowie daß die Mehrzahl dieser Missionsgesellschaften in dieser Frage auf ihre Missionare keinen Zwang auszuüben, sondern nur ihnen das Lepsiusalphabet anzupfehlen versprochen hat. Aus diesem Grunde stellt auch die These nur eine Anfrage, beziehungsweise Bitte in Betreff der christlichen Literatur

für China. Bei dieser ausschließlich chinesischen Frage handelt es sich um folgende Punkte:

1) Die literarische Handschrift wird in ganz China trotz der totalen Verschiedenheit der Dialekte geschrieben und verstanden. Wenn in diesem ungeheuren Reich mit so sehr vielen Millionen von Christen nur durch mündliche Predigt des Evangeliums missverstand werden müsste, so wäre das Ziel der Mission in unendlicher Ferne gerückt; durch die Bibel sind andere christliche Literatur in Betracht, aber in ein Manuscript vorhanden, dem ganz China fremd steht, während die Bücher in romanisierter Schrift nur den beschränkten Verehrern eines einzelnen Dialekts haben.

2) Durch die Falschheit bilden auch die chinesischen Christen in literarischem Zusammenhang mit ihren Volksgenossen, und je höher gerade in China die wie immer geartete literarische Bildung aufgezogen wird, um so weniger darf durch Entzerrung der Sprachform den literarischen Chinesen der Einfluss auf ihre Landsleute verflüchtigt werden.

3) Daran ist aber nun die Frage, ob sich schon so viel und ihre Erklärung so zuverläßig, daß sie den christlichen Schulen einen guten Theil ihrer Zeit wegnimmt, der auf Besseres verwendet werden könnte, und daß auch dann, wenn man sie als Unterrichtsmedium für das materiale Wissen nur benützt, sie mit ihrem Unzulänglichkeiten, freilich den Wortschatz sehr überfordert und verdrängt. Wohl ja doch bei Vielen das ganze Leben in der Laus schriftlichen Arbeit des Lesens und Schreibens ruht, womit die Aufgabe der Christen, ein Volkvolk zu werden, insbesondere die Möglichkeit der mündlichen nach gemein verständlichen Erbauung dahingehend in den Familien durch geordnetes Placieren, welche er ihrert und nützlich gemacht ist. Es noch viel größere Uebelstand aber ist, daß das Studium des Chinesen weit mehr noch in Ansehen gekommen ist durch das Erlernen des lateinischen Staats, dessen maßlose und stürmische Trübsinnigkeit in der Falschheit und Ungeklärtheit des menschlichen Charakters besteht. Es muß also von der Mission als solches Ziel mit Sorge behalten werden, die Herrschaft dieses Stils zu brechen, und das geistige am liebsten durch die romanisierte Schrift.

4) Ja, wenn wir Hoffnung haben, daß der Wundermentale, der in 14 von den 18 Provinzen Chinas gesprochen werden soll,

und dessen Ziel sich vom Heidenthum wesentlich unterscheidet, betrachtet werden konnte, so konnte man denken, daß das Christenthum, wenn es einmal denselben geistigen Durchbruch hat, auch die dänische Literatur und die Heidenthumschrift auf eine einfachere Form zurückföhren werde. Die Erfahrung aber ist, daß man in so weite Ferne geräth, weil mit dem Christthum das ganze nationale, sociale, literarische, politische und religiöse Leben Christi verknüpft ist: die Mission muß also die romanisirte Schrift aus einer Bundesgenossin in die Feindin verwandeln und den heidnischen Wiedersatz selbst führen.

Nur jetzt sieht die Sache so, daß die Einen die romanisirte Schrift zwar angefangen, aber wieder aufgegeben haben, Andere beides, romanisirte Schrift und Heidenthum, neben einander lieföhren und darnach laufen. Ich bitte die kompetenten Personen, durch Anstalt ihrer Erfahrungen dieser schwierigen Frage Rath und Rath zu geben.

Ich gebe auch der Hoffnung Raum, daß jetzt oder später die Uebersetzung sich Bahn brechen wird, die göttliche Botschaft Christus selbst von der Schriftszug ungetrennt sich, wobei es von dem Gange der Uebersetzung nach dem Noth Wortes abhängen wird, ob diese Uebersetzung durch die einfachere Alphabetschrift eingeleitet wird, oder ob im Befolge hat, oder auch ob die dänische Schrift sich in eine Silbenschrift verwandelt, welche den Vertheil der vertheilten künftigen Uebersetzung mit dem der Silbenschrift des Hebräischen in Uebereinstimmung bringen würde.

C. Ulf. III. lautet:

„Da es unzweifelhaft ist, daß eine Ehe, welche im Kindesalter geschlossen und noch nicht vollzogen werden ist, nach der heiligen Grundrathen eine vor der Heiratung zum Ehestande übergetretene Tochter nicht verpflichtet, sich für immer an einen heidnischen Mann zu binden, ja das Christenthum die Verbindung einer solchen Ehe geradezu für unzulässig erklärt, wenn der Mann in der Zeit zwischen der Eheschließung seiner ersten Ehe und der Vollziehung derselben eine zweite pologonische Ehe eingegangen ist und in derselben verbleiben will, so wird der Kuzug gestellt:

Die Ev. Allianz wolle beschließen, künftliche in Indien arbeitenden Missionars Gesellschaften mögen anzuferdert werden, einen gemeinsamen Schritt bei der jetzt gehenden Dekorde Standens zu thun zur Beilegung der jetzt ehegerichtlichen Bestimmungen, welche die strengste Erklärung und Aufhebung einer solchen Ehe, wie es oben beschrieben worden ist, hindern."

Diese Thie ist ein aus untern Erfahrungen in Sinaden hervorgegangener Vorschlag. Eine Gesetzesdewie geht der verwichenen Art ist im Laufe der Jahre immer wieder und wieder in Sinaden in nurer Wison und auch in andern zu Tage getreten. Junge Mädchen von 7 - 12 Jahren haben nach irdischem Brauch eine Art Hochzeit durchgemacht und sind gemäß dem in Indien geltenden Recht als rechtmässige Ehefrauen anerkannt. Aber nicht die Ehegatten, sondern die Eltern und Verwandten sind die natürlichen und wahren Besitzer und Verwalter derselben. Wenn nun solche Kinder mit oder ohne ihre Eltern sich an andre Gemeinden anschließen, so bleibt der Anspruch ihrer Gatten an sie, wenn er auch eine Zeitlang nicht erhoben wird, dennoch in voller Rechtskräftigkeit bestehen und kann jederzeit geltend gemacht werden, so daß diese Mädchen, wenn sie jahrelang christlich unterwiesen und erzogen sind, dem traurigen Loos ausgesetzt sind, von ihren heidnischen Ehemännern verlassen zu werden, und so nicht etwa bloß zu einem widerwärtigen gemischten Ehe vollziehen zu müssen, sondern weil sie durch ihren Anschluß an uns die Sklaverei verloren haben, von den Heiden als Freian, sondern als Konkubinen behandelt zu werden. Treten diese Mädchen in das heirathsfähige Alter ein, so weis jeder Kundige, wie notwendig ihre Verheirathung ist. Wenn der heidnische Ehemann, wenn er auch bisher gar nicht nach dem Mädchen gefragt und selber eine andere Frau genommen hat, jetzt gerade jetzt seine Ansprüche am wenigsten auf, und so ist eine Scheidung nicht auszuwirken, und diese Mädchen müssen also entweder in ledigem Stande hingehalten und so allen sittlichen Gefahren ausgesetzt werden, oder als Konkubinen einem heidnischen Mann in eine poligamistische Ehe als Opfer hingeworfen werden. Und es ist schrecklich zu sagen, einige Gerichte nicht nur in erster, sondern auch in zweiter Instanz sind im Stande, solche Christenmädchen als Konkubinen einem

bedenkten Manne zuzutreiben. Die Versuche, auf peremptorischem Weg eine Scheidung zu erlangen, sind bei uns nicht gelungen. Wir haben in manchen Fällen die Fante verkehrt, ein zu großer Schmerz solcher Kinder, nur um die Schwiegertöchter nicht zu verwehren, oder in vergeblicher Hoffnung einer gelassen Vertheilung, ob etwa der bedenkliche Ehegatte, sei es auch gegen Vertheilung, andererseits, in einer Ausgabe seiner Ansprüche wisse. Ja, es kommt vor, daß beide Theile Verwandte bei einem Ehebruch ein gemeinsames Mädchen zur Heirathceremonie bringen, um um ihr das Streben zu ermöglichen zu machen, und sie haben nur das Gefühl der Eile. So ist das Christenthum durch die Verheißung gegenüber dem Heidenthum bevorzugt. Was thut es, wenn man, um das Gesetz zu umgehen, ein solches Mädchen findet und anderwärts eine weitere Verheirathung? Auf die Dauer kann ein solches Verbot nicht unangefochten bleiben und muß unter Umständen die noch viel gefährlicheren Verheirathungen wegen Bigamie nach sich ziehen.

Wie ist es möglich, daß ein Mensch, dessen Haupt dem ein christliches ist, eine solche allem Christenthum, ja allem Naturrecht widersprechende Institution dulden kann? Dem schon nach dem Naturrecht ist eine solche Ehe nichtig, da sie weder vollzogen noch beseitigt werden kann. Wie kann man die christlichen Lehren vom Verbot der Scheidung und Annulirung einer Ehe anwenden auf solche Ehen, die nicht nur nach der Natur noch keine sind, sondern auch als peinigendste Strafe dem christlichen Prinzip widersprechen? Wie kann man ein auf dem Zwangsweg zu Stande gekommenes Verbrechen eines Mannes zu ihm rechtsgültig erklären, abgesehen davon, daß dieser versprechende Ehe durch seinen Uebertret zum Christenthum in der Annulirung des heidnischen Theils, der die Einhaltung des Versprechens fordert, todt geworden ist, also auch rechtlich für ihn nicht mehr existirt? Wie kann man vollends eine Scheidung anerkennen, wenn der Mann das Mädchen freisetzt, dagegen das Mädchen dem Manne zugesprochen und zum Vollzug der Ehe gezwungen, wenn er sie nicht freigibt, also das Scheidungsrecht in die höchste Gewalt eines heidnischen Mannes legen? Es ist Pflicht aller Wissbegierigen, diese Fragen, so viel an ihnen ist, von dem christlichen Mann einer Heirath, unter dem Scepter der Wissen ein so großes Feld mit so reichem Erfolg zu bebauen gewohnt ist, abzufragen zu lassen, und indem ich daher

Letzt, den Antrag der These anzunehmen, formulire ich ihn näher dahin:

1) die Allianz wolle irgend einen der hier anwesenden Missionsleiter bitten, die in Ostindien arbeitenden Missionsgesellschaften zu einem gemeinsamen Schritt in der angegebenen Richtung bei den zuständigen ostindischen Behörden aufzufordern, und zwar

2) sie wolle, um die Sache nicht zu erschweren, sondern zu erleichtern, eine der englischen Gesellschaften bitten, die Sache in die Hand zu nehmen.

3. Praktische Resultate.

Aufstehende Annahme wurden von der siebenen Generalsammlung der Ev. Allianz angenommen:

a) Der von Prof. Christlich, Hrn. Arthur und Hrn. Nieder gestellte in Betreff des Opiumhandels:

„Die siebenste allgemeine Versammlung der evangelischen Allianz in Basel spricht — aus Veranlassung der Berichte über den gegenwärtigen Zustand der evangelischen Missionen — ihre volle Sympathie mit den Bestrebungen zur Unterdrückung des Opiumhandels aus, und unterstützt den Protest gegen dessen Fortdauer, welcher mit wachsendem Nachdruck in den letzten Jahren von vielen englischen Ländern verschiedener Denominationen, ja von der Repräsentation ganzer englischer Kirchenkörper erhoben wurde. Sie erklärt mit ihnen diesen allüberall verbreiteten Handel auch in seiner jetzigen legalen Form für ein freies Unrecht gegen China, für ein die Ehre des Christennamens tief schädigendes Vergehen in der Christen- und Heidenwelt und erfordert für ein schweres Hinderniß des christlichen Missionwerkes. Sie erachtet eine Beseitigung der künftigen englischen Opiumpolitik für dringend geboten im allgemeinen christlichen Interesse, und beauftragt ihre Vorstehenden, dies zur Meinung des Staatssekretärs für Indien zu bringen.“

b) In Betreff der Konkurrenz verschiedener Missionsgesellschaften untereinander:

„Die Ev. Allianz erklärt, wie sehr es nach ihrer Ueberzeugung verfehlt ist, wenn Missionsgesellschaften, Nationen und einzelne Missionare anders als brüderlich sich gegen einander verhalten und ne

bietet die Kommittee der Ev. Allianz zur Erreichung dieses Zweckes die geeigneten Schritte zu thun, d. h. diese Thesen und ihre Begründung den verschiedenen Missionskommissionen mittheilend und sie zu bitten, dem Missionarinn ihre darauf zu antworten."

c) In Betreff des Verrinus'schen Alphabets:

Nur Enthaltung jedes inholdlichen Missions über die behandelte Frage sollen die heute geschlossenen Verhandlungen den verschiedenen Missionsgesellschaften mitgetheilt werden und sollen sie gebeten werden, diese Frage des Verrinus'schen Alphabets besonders (aber nicht nur) für China in freundliche Erwägung zu ziehen."

d) In Betreff der russischen Missionarier wurde der von Inspektor Sedt gestellte Antrag auf eben schon gegebenen Wortlaut einstimmig angenommen.

Die Mission in den Augen der Welt.

9. Eine Segelfahrt um die Welt.

Merkst du ge Leute, diese Engländer! Da ist ein reicher Mann. Er hat eine gebildete Frau, ein paar prächtige Kinder, hat Geld, Zeit und Gesundheit. Was thut er, sich und den Seinen auf angenehme und zugleich nützliche Weise die Vagabunde zu vertreiben, vielleicht auch um seinen Seelen für ihr künftiges Leben zu verschaffen die Einbrüche, werthvolle Melanthesen und Kenntnisse, wichtige Beziehungen und tüchtige Eigenschaften mitzugeben? Er richtet ein eigenes herrliches Schiff aus, hiebt Offiziere, Matrosen, Mediziner und noch wer sonst noch an, nennt alles was zur Unterhaltung und Belehrung nur gedacht werden kann, darunter eine Bibliothek von vielen hundert Bänden, mit sich und nach theils dann send theils segelnd — eine Reise um die Welt. Das ist nun freilich heutzutage keine so erste und gewöhnliche Sache mehr, hat doch namentlich der amerikanische Kessel in Mexorrien in 25 Tagen glücklich die Rinde um die Erde gemacht. Herr Brassey aber ist nicht der

der letzten zwölf Jahre die Eingebornen häufig besacht und ungemein viel für sie gethan, wobei er für seine eigene Person den größten Gefahren und Schwierigkeiten Trotz geboten und eine fast übermenschliche Festigkeit und Ausdauer an den Tag gelegt hat.“ Nach ihr Bericht über die Feuerländer selbst ist interessant: „Als wir Englisch Reach, wo schon so viele Schiffe ihren Untergang gefunden, erreicht hatten, schoß plötzlich aus dem Barbara-Kanal ein Canoe hervor, dessen Insassen durch die lautesten Rufe und wildesten Gesticulationen unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchten; besonders that sich hierin ein Mann hervor, welcher ein Fell mit solcher Vehementheit über dem Kopfe schwang, daß das Boot durch's Ungerathen seiner Bewegungen fast zum Umschlagen gebracht wurde. Das gebrechliche Fahrzeug bestand, wie sich bei genauerer Besichtigung herausstellte, nur aus rohen, durch Thierschuen mit einander verbundenen Planken, und die eine der drei Personen mußte beständig Wasser schöpfen, um es nur flott zu erhalten. Wir warfen ihnen ein Tau zu, das Canoe legte an, und immer dringender wiederholte sich der Ruf: „Toluaen, galleta!“ (Broiebad). Nachdem wir ihnen das Gewünschte gegeben und dagegen die Felle erhalten hatten, mit welchen sie uns seither Zeichen gemacht, nahmen die beiden Männer ihre aus 8–10 Secotterfellen zusammengesetzten Mäntel ab und reichten uns diese mit der Bitte um ein weiteres Quantum Tabak. Wir gaben ihnen denselben nebst einigen Messern und Schnüren (Glasperlen, und schließlich entäußerte sich auch die Frau, dem Beispiele der Männer folgend, ihres einzigen Kleidungsstückes, sowie der beiden aus Blinde gefertigten Töpfe und erhielt dafür noch etwas Tabak, Perlen und kleine Spiegel. Zu den Hülgen der Frau wie auch des jüngsten der beiden Männer drückte sich das Entzücken in ganz unverkennbarer Weise aus, als sie, vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben, bunte Glasperlen und Spiegel in den Händen hielten: sie jauchzten laut, plapperten in ihren unartikulirten (?) Tönen lustig darauf los und waren nur mit Mühe zum Vorlassen des Tones zu bewegen. Alle sahen gesund und wohlgenährt aus und waren, ob schon keineswegs hübsch, doch durchaus nicht abstoßend in ihrem Aeußeren, das Gesicht der Frau hatte sogar, wenn sie lächelte, einen ganz angenehmen Ausdruck. Der Boden des Canoes war ganz mit Zweigen bedeckt, und die zwischen denselben zerstreute Asche ließ erkennen, daß sie erst kurz zuvor ein Feuer in ihrem leichten Boote

gehabt. Die Wider bestanden bloß aus geipaltenen Platten, an deren einen Ende kleinere Gefsimbe mit Hilfe von Seilen festgebunden waren. Die Relle, welche vor den Wider entstanden hatten, waren von verzuglicher Qualität, und jedes einzelne derselben wurde später in England auf 80–100 M. geschätzt.*

In der That war die erste Insel, welche besucht wurde, das zur Pannem Gewepp gehörige Korallenriff Noo. Aus Vortheil ging man stark bemüht an's Land. Die Eingekommen aber, offenbar von Tahiti her bis auf einen gewissen Grad civilisirt, waren auch noch nicht durstkrank, erwießen sich so freundlich und gastfreundlich als nur möglich. In ihrem Wesen lag so viel Freundlichkeit, Muth und Farbe, daß sie einem wohl ihren Wille hätten zum Vortheil dienen lassen. So groß jedoch die Zahl der sich herbeidrängenden Männer, Weiber und Kinder war, so ließ sich doch sehr einiges junges Mädchen unter denselben entdecken; ohne Zweifel waren sie beim Anblick des herannahenden Schiffes hienach geschickt oder in Zerkheit gebracht worden; Frau Wessley sagt sich zwar, aber der sehr uns Beside ebenso Leichnamende: also für diese Inseln eine Grunde steht nur allmählich auf der Hand. Auch lebte ein weißer Mann auf der Insel, er ließ sich jedoch nicht blicken, und Frau Wessley meint, es werde wohl eine jener Persönlichkeiten gewesen sein, deren sie ist in Zahlen und aus der That erweist sich, daß sie als ein Mitglied der englischen oder amerikanischen Expedition, welcher die Vernehmung mit Landvolken möglich macht, die gegen Handelsgefahr zwischen der Zerstreuung und den Gebirgen sehr gestärkt und mit gehörigem Nutzen für sich zu vermittelte versteht.

Die nächste Insel, welche besucht wurde, war Ma-tia (Juden im Lande). Hier blieb den meisten Annahernden der Ausdruck des Besuchs völlig unverändert. No soll bereits zu verlaufen ihr Namen vermindern, fragten sie „Nein!“ „No way more?“ (habt ihr keine Macht?) „Nein!“ „No do want him?“ (was treibt ihr denn?) Wiederholte diese Fragen in den Tönen der That, in der That der That und in die That ersterten ihm, mit welchen die Mission zu kämpfen hat!

Hier traf der „Sunbeam“ mit einem kleinen Schooner zusammen. Dieses Schiff brachte einige der Inselbewohner von Tahiti oder anderen Orten zum, wohin sie zum Besuch oder um Arbeit zu

erhalten, sich begeben hatten. Die Freude des Wiedersehens bot in einzelnen Fällen einen wirklich ergreifenden Anblick; so saßen z. B. zwei Frauen, sich dicht umschlungen haltend und mit thränenüberströmten Gesichtern fast eine Viertelstunde beisammen, ohne sich zu rühren. Der Kapitän des Schooners, welcher des Französischen mächtig war, plauderte ganz munter mit uns, hülte sich aber wohl, zu dicht an unser Schiff zu kommen, und lehnte die Einladung, uns an Bord zu begleiten, rundweg ab. Augenscheinlich traute er uns und unseren Absichten nicht und fürchtete, wir möchten ihn und seine Mannschaft entführen, ein Mißtrauen, welches durch die abscheuliche Behandlung, wie solche die friedfertigen, gutmüthigen Inselaner häufig von Weißen erdulden müssen, leider nur zu sehr berechtigt ist. Wenn man die Fälle der Ermordung von Schiffs- oder Bootsmannschaften genau untersuchen wollte, so würden sich dieselben wahrscheinlich meist als Handlungen der Rache und Wiedervergeltung herausstellen, denn in grausamster Weise werden die wehrlosen Wilden von gewissenlosen Abenteurern und Kanfleuten mißhandelt, ausgeplündert und erschlagen. Diese aber, welche keinen Unterschied zu machen verstehen, lassen dann die Guten mit den Bösen leiden, und Leute, wie Kapl. Moodeenough und Bischof Patten son mußten für die Sünden Anderer — eigener Vandalente vielleicht — büßen.*

In Tahiti gefiel es der Reisegesellschaft über die Maßen wohl. „Die Schönheit und Lieblichkeit Tahiti's ist über alle Beschreibung erhaben; Worte vermögen nicht, den zauberischen Reiz der Landschaft, die zu vollendeter Harmonie sich vereinigende Farbenpracht der Blumen und Früchte wiederzugeben: das Ganze ist wie ein zur Wirklichkeit gewordenes Feenmärchen.“ Zugleich zeugte hier alles von den legensreichen Wirkungen des Christenthums, obgleich Frau Brasseu denselben durchaus nicht nachspürte. Gelegentlich erzählt sie, daß die allgemeine Strafe für Trunkenheit darin bestehe, daß der Schuldige einen Theil der seiner Wohnung zunächstgelegenen Straße kehren oder ausbessern muß. In der Lebensweise, im Umgang mit Fremden, im Handelsverkehr, überall merkte man, daß man es mit Christen zu thun habe. Bei einem großen Gastmahl, *)

*) „Alle zur Zeit in Tahiti anwesenden Mitglieder der königlichen Familie waren uns zu Ehren eingeladen worden. Alle waren in die Landestracht gekleidet und trugen Blumenkränze um Kopf und Hals, auch die Diener.“

und rothen Schwefen verziert waren. „out comme chez nous.“ Eine mit großer Aufmerksamkeit gefangene Stimme brach den Schlaf der Tauffereel ab, an welche sich die Auslieferung des Abendmahles schloß. Bei demselben vertrat Vellewinnmich die Stelle des Weins und Bretttrichter diejenige des Brotes, ein Oheeraach, der allgemein eingeführt worden ist, seit man bei Benutzung wirklich den Wein die Erfahrung machte, daß der Meher schon von den ersten zwei oder drei 1) Romanen lauten bis zur Reize geleert wurde.“

In Japan geschieht es den Reisenden nicht minder. Das Tagebuch unserer Leben erwerbenden Berichterstatter handelt aber fast nur von allerlei Vergnügen, kleinen Abenteuern und Unrichtigkeiten. Ueber das auf diesen Julein zur Verfaßtheit gelangte Christenthum verläuft kaum ein Wortlein, obgleich natürlich aus allen Schilderungen deutlich zu erkennen ist, daß man sich hier an christlichem Boden befindet. Nur einmal müssen die Missionäre sich eine kleine Zurechtweisung gefallen lassen. „Die Pilgrime, sagt Frau Buxier, besitzen eine ganz besondere Liebe zu Mimen. dieselben sind ihnen zum Leben so nothig, wie die Luft, welche sie athmen: und die Missionäre begehen neuer Veranlassung nach einen großen Fehler, indem sie eine so unbedingte Verurteilung zu unterdrücken streben.“ Welcher paßt sich ganz auf den Charakter der meisten dieser leichtlebigen japanischen Christen, was Frau Buxier in anderer Zusammenhang über die Insel Japan sagt. „Sie ist ganz mit Laster bedeckt, und an vielen Stellen ist dieselbe noch so frisch, daß nur eine ganz dünne Erdschicht über ihr lagert. Bei der Vortrefflichkeit dieses Bodens gedeihen nur allerdies die Pflanzen eine Zeit lang in ungezügelter Hitze, sobald die Wurzeln aber eine gewisse Tiefe erreicht haben und mit der Erde in Berührung kommen, gehen sie ein.“ Ueberall ein heiteres, entzündliches Wesen, viel höherer Aistand, das allerdies die erste Seite, Gesang, Klengelungen und dergl., in der Tiefe des Herzens aber doch noch eine unabweisbare Neigung zu unbedingtem Genuß, Unachtsamkeit und Verdruss — das schimmert auch durch die harmlose Darstellung der täglichen Leben hindurch. Man darf daher keine übertriebene Geseglichkeit darin sehen, wenn die Missionäre selbst an so unbedingten Vergnügen, wie bei vielen Menschenhand dieser Welt, nicht ohne Mißtrauen betrachten.

Nach weniger Aufheben hat uns der Theil des Buches gezeigt, welcher von Japan, China, Ceilon, Neuguinea u. d. d. han-

dell. Verrathel aber ist nur die Not, daß der Altar eines von den
Brahma bewohnten japanischen Moneten mehreren Göttern gegen-
über geweiht haben soll. Der Buddhist nun ohne nur den Weg zur
eine höhere Art der Verehrung — für's Christenthum! „Der
da ruhet eines Weltkammerlinsers liegt ein selbes Gottes-
denkmal eckentumlich.“ Aber man ist sicher zu sehen, daß der
Besuch der buddhistischen Tempel in Japan abnehme, so daß viele
derelben geschlossen werden würden und es keine Unterneh-
mung wäre, gerade, welche die schönen Tempel, doch an lauter und
nach Göttern, nicht, wo man aus dem Welt. Selbst trägt
über die Fortschritt des Christenthums in Japan aber stehen
wie nichts.

Man kann, die Welt zu haben schon genug, in aller
Welt sein. Man kann, zu finden und am Ende, wenn es besser, und
etwas zu machen — der möge aus dem Ende lernen, das
man mit offenen Augen und ohne Furcht gegen das Christen-
thum eine Hilfe um die Erde machen kann ohne — selbst für
Jahreszeiten erkennen soll — sich nur eine einzige Mission, ja e-
dich, und auch ohne eine sehr ungewissen Gradat von den,
zu erhalten, was bisher ausgerichtet worden.

Man weiß viel davon, Japan und ganzen Völkern ist doch der
„Zauber“ vorangesetzt, wo nach seine Verhüllungs die Wahrheit
zum Bedenken ist, wo bei jeder der Götter doch stets als Zerstör-
bringer oder als Handelsmann, wie es sich zeigt, als ein
die eingeweihter bekannt geworden, wo nach seine ungewissen Missionen
geschickten eine Station hat, und wo doch auch in der Welt, er-
schaffen, die Menschen, die die Welt ist — ohne Mann
und ohne Hoffnung. Aber es sind Menschen da, besonders in
der Enden. Aber vergleicht man mit diesen Japeten die großen
Menschen von Zaidamerik und China, so muß man betonen,
es muß sich viel gesehen, bis eine vorübergehende Zeit ge-
schafft und eine ungewissen beabsichtige Zeit, in der man
daran erinnert werden: in die da Lande wird ja Wissen gebracht.
Gott, man und Völkern liegen hier in Kampf gegen ein-
ander zu sein. Die Zeit ist also noch immer nicht gekommen, wo
man sich nicht davon, selbst in die Welt gebracht zu sein

und das Evangelium aller Kreatur verkündigt zu haben. Das geht aus dem bedeutungsvollen Schweigen des vorliegenden Buches nur allzu deutlich hervor.

Millions-Zeitung.

Afrika.

Zwischen der Rheinischen und der Londoner Mission handelt es sich gegenwärtig darum, welche von beiden das durch Missionar Hepburn 1877 unter den Batauanen am Ngami-See eingeleitete Werk fortführen soll. Der Genannte schreibt hierüber an den Rheinischen Miss. Schröder und fügt hinzu: „Die Batauanen scheinen mir der Schlüssel zu den nördlich gelegenen Stämmen zu sein. Miss. Coillard von der Pariser Mission hat sich gerade jetzt in Begleitung seiner Frau und Nichte mit zwei eingeb. Missionaren auf den Weg gemacht nach dem Sambesi, um die Errichtung einer neuen Mission am nördlichen Ufer dieses Flusses zu versuchen und womöglich in der Richtung des Bangweolo-Sees vorzudringen. Sollte ihm das gelingen, und ich habe kaum einen Zweifel daran, so würde die Niassa-Mission der schottischen Kirche und die Bangweolo-Mission der französischen Kirche, vorausgesetzt daß sie darauf eingehe, mit der Ngami-Mission von der Rheinischen Miss.-Ges. eine Kette von Stationen bilden, die sich quer

durch Afrika erstreckt von der Ost- bis zur Westküste, Grund genug um sogar das Herz eines Luther, Calvin und Knor zu entzünden, ja man möchte fast sagen, Grund genug um sie aus ihren Gräbern zurückzurufen, damit sie selbst die Leitung dieser Missionen übernähmen!“

— Der Bischof von Sierra Leone hat im Anfang dies. Jahres Lagos und das Yoruba-Land besucht und 563 Personen konfirmirt. In Ido wurde eine neue Kirche eingeweiht. Das Missions-schiff „Henry Venn“ wäre am 3. April im Niger fast untergegangen: es stieß auf versunkene Baumstämme und trug mehrere große Löcher davon, konnte aber noch gerettet werden, zunächst auf eine Sandbank, wo aber die Eingebornen drohende Mienen machten, dann an einen sichern Ort bei der Nun-Mündung.

— In Bonny am Niger (S. Jahrgang 1876 S. 305 und 467, 1877, S. 172 und 1878, S. 186) hat die Verfolgung der Christenklaven endlich ein Ende genommen. Die Häuptlinge sehen ein, daß sie gegen das Christenthum machtlos sind und lassen ihre Sklaven wieder beten und in

die Kirche gekn. Am 5. April ist einer der Verfolger „Kaplan Hart“ gestorben, nachdem er auf seinem Todbett den Betsaal zur Bestimmung als seiner Unten gegeben, weil diese nun ja trotz all seiner Eifersucht um sie doch nicht gehalten. Seine Leute haben diesen Befehl streng ausgeführt. Am Donnerstag wurden sogar 18 Personen in Bann getauft — was besonders ersten ich — der im September vor den Jähren aus Bannland zurückkehrte. König George Perle bekennet sich offen zu den Christen, behält regelmäßig die Missionstische, läßt Bibeln an die Christen austheilen u. s. w. Im vorigen Jahr war er schwer krank gewesen, der Arzt hatte zu einer Züfveränderung gerathen. Dies war die Veranlassung zur Reise nach Capetown. In London war der schwarze König wirklich gekranket worden, hatte eine Unterhaltung mit dem Prinzen von Wales gehabt und den Lord Mayor von London zu seinem persönlichen Freund und Patron gewonnen. Die Missionen waren natürlich auch in Verbindung mit ihm getreten. Das alles scheint ihm gut gethan zu haben. Leider stirbt er aber bei seinen Quälereien auf große Schmerzen. Wegen der von ihm emgetreten oder begünstigten Neuerungen haben sie sogar eine Art Revolte gegen ihn angesetzt. Hoffentlich bleibt er fort. — Sehr anerkanntenswerth ist die Freigebigkeit, mit welcher die Kirche in Bonny zur Wiederherstellung der ziemlich in Verfall gerathenen Missionstische (St.

Stephan) beizutragen haben. Am 25. Juni vorigen Jahres stellte Archidialonus Crowther ihnen die Sache vorzulegen vor. „Die Missionsgesellschaft hat uns ein gutes Schmiedehaus bestellt, ja sie hat auch eine große, stehende Schmelze unisoni dazu geliefert. Wir haben reichlich davon genommen und das Geschicht gutgekommen für Leib und Seele; nun muß die Schmelze aber gewaschen und gepulvert werden. Wer soll das thun? Doch genug nicht die Missionsgesellschaft! Wenn ein Freund dem anderen ein Werk geschenkt, und dasselbe noch dazu mit Hader, mit Mannschaft u. s. w. angeschlossen ist, und der andere hat dasselbe Jahre lang benutzt, bis es einen neuen Anstrich und einige Reparaturen nöthig hat — ist's dann in der Ordnung, daß der Besizer sein Boot seinem Freunde schenkt, damit er es renovirt? Gewiß nicht! Man, so wollen auch wir die Kirche, welche uns von der Missionsgesellschaft gebaut worden ist, aus eigenen Mitteln repariren. Ich will keine Antwort auf meine Fragen, laßt nur eine Beilage reden.“ Und die Beilage haben gegeben. Die St. Stephanogemeinde, 5 h. d. meist aus Sklaven bestehende eigentliche Missionsgemeinde in Bonny gab über 250 M., woran ein 18-jähriger Sklavenbub, der 2 Diamanten (40 bis 60 Pfennig) brachte; die vornehmen schwarzen Christen aus Sierra Leone, Lagos, Fernando Po u. s. w., welche des Handels wegen in Bonny leben, gaben 150 M., König George über 210

macht, waren von ihren Trägern verlassen worden und am einen Theil ihres Gepäcks geknicken. Die andere Karawane der evangelischen M. W., welche auf dem N. W. Weg reiste, ist im Februar in Neuk. 7 Tage reisen von König Witsa's Heiden glücklich angekommen, mit W. J. Wilson und Kaday zusammengetroffen und von dem auf sie wartenden König empfangen willkommen gehalten.

Amerika.

Nur die Indianer thut niemand mehr als die bishöfliche Kirche. Sie verwenden jährlich ungefähr 40000 Dollars auf die Landerdas Sioux, Schyppewas, Dakotas und Schoshoneo. Ein Bischof, 10 Priester und 100 indianische Gemeinde, 10 eingeweihte Katecheten und Lehrer, sowie 15 Missionen, zusammen 22 Arbeiter, stehen in diesem Missionswerk, die meisten (12) unter den Dakotas.

Unter den Dakotas haben überdies die Presbyterianer 11 Gemeinden mit 800 Mitgliedern, theils unter der Bostoner Missionsgesellschaft, theils unter der presbyterianischen Kirche hat v. A. auch eine congregationalistische Gemeinde gegründet. Auch die Methodisten arbeiten dort. Durch diese Konkurrenz wird das Werk gehindert. Die ersten Missionare, nämlich die Dakota-Übersetzer, waren übrigens Presbyterianer. Die von den Lutheranern selbst gegründete Dakota-Missions-Gesellschaft hat im v. J. 217 Dollars

ausgebracht und einen Missionar, Kenville, an den Cheyenne Fluss zu den Saouvon-Indianern geschickt, während ein zweiter, E. L. man, eine verläufte Untersuchungserreise nach Devils Lake machte und offene Thüren fand.

— Der „Minnesota Messenger“ berichtet: Medway genannt, der Ueberköpfling der Schyppewas am Nothen See, hat sich kürzlich bekehrt und ist auf der Missionstation St. Antipas getauft worden. Schon als Heide war er ehrlich, treu und fleißig. Dem U. bezeugt wird nicht ohne Einfluß bleiben. Schon vor seiner Taufe pflegte er — da man keine Aushengelade und keine Werten hatte — immer vor dem Gottesdienst von Wiawam zu Waiwant zu gehen und die Leute zu die Kirche zu treiben. Im Januar wurde auch der zweite Häuptling, namens Katung Heaiber, getauft.

Auf der dänischen Insel St. Croix haben die Friedensmissionare in Friedensthal, Friedensberg und Friedensefeld — so heißen ihre drei Stationen — in Folge des Aufstands recht untriedliche Zeiten gehabt. 51 Plantagen wurden verwüstet, zahllose Gebäude in Brand gesteckt. Leider waren auch einige ihrer Ethenen in die Verwirrung verwickelt. „Diese Leute scheinen nur wenig christliche Charakterfestigkeit zu besitzen; manche meinen, daß, wenn sie nur ihre Kirchensteuer zahlen, nichts weiter von ihnen erwartet werden dürfe.“ Einer erwiderte noch auf dem Sterbebett, als der Missionar ihn fragte,

Bücherlehen.

Eine Segelfahrt um die Welt an Bord der Yacht „Sunbeam“ in eilf Monaten ausgeführt und geschildert von Mrs. A. Brassey. Frei übersetzt nach der achten Auflage des Originals von A. Helms. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn. 1879.

Dr. Fabri hat neulich in seiner bekannten Broschüre „Bedarf Deutschland der Kolonien?“ den Wunsch ausgesprochen, wir möchten „überseeischer“ werden. Wenn Bücher und Bilder dazu helfen können, so gewiß das vorliegende Werk mit seinen 9 prächtigen Tonbildern, 104 hübschen Textillustrationen und 1 großen Karte. Wie begierig dasselbe in England aufgenommen wurde, sieht man daraus, daß es dort schon durch so viele Auflagen gegangen ist. Frau Brassey schreibt interessant — nicht weil sie sich große Mühe gibt oder besonders schriftstellerisch begabt ist, sondern einfach weil sie so viel zu sagen hat, und das mit wenigen schlichten Worten so treuherzig und ungekünstelt thut, daß man meinen könnte, es sei eine deutsche Hausfrau, die so schreibt. Der Uebersetzer hat freilich auch das Seine hierzu beigetragen, und die Verleger haben offenbar weder Kosten noch Mühe gespart, das Buch so anziehend als möglich zu machen. Möchte es auf recht vielen Geburtstags- und Weihnachtstischen seinen Platz finden. Wir haben solcher Bücher in Deutschland noch lange nicht zu viel. Wohlthuend berührt auch der fast tadellose Druck. Die einzigen Fehler, denen wir begegnet sind, (Korallenriffen statt -rissen S. 198; Ijawura statt Iwawura S. 217; Jeddo statt Jedda S. 401) können ebenfogut Schreibfehler sein. Was den Inhalt betrifft, so bemerken wir nur, daß die Stellen, welche von der Mission handeln, und die wir in dieser Nummer abgedruckt haben, keinen Begriff von der Mannigfaltigkeit desselben geben. Lustiges, was z. B. nicht auch ein junges Mädchen lesen dürfte, findet sich nirgends. Es ist überall die vollendete Lady, welche beobachtet und erzählt. Auch übertriebene Reise- oder Abenteuerlust, wie alles Ungefunde ist ihr fremd. Mit Dank gegen Gott, der sie auf der weiten Fahrt so gnädig beschützt, erkennt sie vielmehr am Schluß ihrer Reise, daß es zu Hause doch am schönsten ist.





GROUP FROM THE "NATION", 1880-1885

Ein Blick auf Indien.

Von L. A.

(Fortsetzung)

2. Das Heidenthum in Indien.

Indien kann sich gegen seine christlichen Erbauer rühmen, es beziehe eine Nation, die schon alt war, als in Europa noch die erste Barbarei herrschte; es kann stolz sein auf die Fülle und den Reichthum seiner heiligen Sprache, auf die Vollkommenheit seiner Schrift, auf den Ursprung seiner Literatur, auf das merkwürdige (Hefenbuch) des Wang, auf die großartigen Heldensage Mañana und Mahabharata. Es besitzt überdies sechs scharfsinnig ausgedachte philosophische Systeme, es hat die Wissenschaften der Grammatik, Arithmetik, Astronomie, sogar selbständig angebaut und wirkliche Fortschritte in Künsten und Wissenschaften aufzuweisen.

Es ist daher natürlich, daß die Hindus auf ihren großen Besitz gar stolz sind. Die Chinesen heißen uns Europäer fremde Leute und unwürdige Barbaren: die Hindus sagen dafür Mensehas, was aber so viel heißt, dasselbe bedeutet. Nichts, nichts, eine verdächtige Bezeichnung für die einzigen, welche das heilige Sanskrit nicht verstehen, und dies Wort jetzt allgemein von gewöhnlichen Hindus auf Europäer angewandt. Brahmanen der alten Schule aber verachten die Europäer so sehr, als nur die alten Arier würde, nichtliche Bezeichnungen verachtet haben. Es ist für einen Europäer schwer, den Grad des Stolz sich vorzustellen, den ein Hindu auf Grund seiner Civilisation uns gegenüber zu Herzen trägt. Dem alles an derselben gilt ihn für göttlich: Das ABC ist keine menschliche Erfindung, sondern verdankt sein Dasein unmittelbarer göttlicher Eingebung. Die lateinischen Buchstaben des Alphabets kommen, wie schon ihr Name verrät (Schrift der „Wörterstube“), direct von

den Kasten, und so ist alles, was zur Bildung eines Hindu gehört, von der Gottheit übernommen. Unsere europäischen Schulgrammatiken hält man nicht für unverbesserlich. der Hindu hat seinen Panini, die Quelle aller andern Grammatiken, nur das Poetik, was man in der Sprachwissenschaft leiten kann; Panini war nicht selbst ein gottbegabter Meister gewesen sein, der sein Werk nicht im Einklang seines Augensichts nach mathematischem Studium zu Stande brachte, sondern der es als Jurist nur niederschreiben konnte. Das Sanskrit selbst ist nicht etwa infolge langwieriger geschichtlicher Entwicklung das geworden, was es ist; der Hindu ist darauf stolz, daß es fix und fertig von der Gottheit Zarasvat hergekommen sei. Ueber keine heilige Pflanze hat der heilige Hindu irgendeine Vorstellung; den Rigveda hat der Hindu selbst wie seinen Mann aus sich hervorgehen lassen; außerdem wird jedes der übrigen Schastras oder heiligen Schriften durch ein Wort angeführt oder das Wort als mehr oder weniger unter ihm oder über ihm einander gedacht. Der weise Mann z. B. ist kein Geschlecht vom Brahma selbst geoffenbart worden.

ferner sind alle sozialen Einrichtungen zugleich auch heilige religiöse Institutionen. Das Geseß der Kaste z. B. regelt das ganze Wesen eines Hindu; er glaubt, daß Gott die Menschen in verschiedenen Kasten geschaffen habe, wie die verschiedenen Arten der Thiere. Im Rigveda ist gesagt, die Brahmanen seien der wirkliche Mund Brahmas, die Krieger seine wirklichen Arme u. s. w. Es ist es begreiflich, daß der Hindu seine Kaste betrachtet, wie seinen Gott; und nachdrücklicher Weise: je niedriger die Kaste ist, desto mehr scheinen ihre Geäder die Beobachtung der Kastervorschriften als wesentlichen Theil der Religion und Sittlichkeit anzusehen. Es gibt keine größere Sünde für einen Hindu, als das Brechen der Kaste.

Die Ehe ist mit der Kaste ganz verbunden, sie ist ihr, sagen wir, ein Sakrament. Jeder Mann sucht, sobald er alt genug ist, unter der unbedingten, religiösen Verpflichtung, eine Frau zu haben; die ehebrechende Pflicht gilt für das weibliche Geschlecht. Nicht zu heirathen oder nicht innerhalb der Kaste sich zu verheirathen, ist mit schweren Ausnahmen eine Sünde, die schwere Strafen im Leben nach sich zieht. Mann und Frau können nie getrennt werden, je oft durch den Tod nicht.

Weiterhin ist das Essen und Trinken des Hindu unter Gott

selbst thätig gestellt. Ein Hindu verachtet denjenigen als ein göttliches Wesen, der sich selbst in die Freiheit des Essens und Trinkens ergeht. Nicht allein die Keuschheit des Manns, sondern auch die Keuschheit der Weiblichkeit hängt ab von der Keuschheit der Nahrung. Zu beherren Götze als die Juden sehen die Hindus den Unterschied zwischen erlaubter und unerlaubter Nahrung als göttliche Ordnung an. Keine höhere Klasse will mit einer niederen und selbst eine niedrigere Klasse will nicht mit Obere essen. Endlich sind auch Vechenisse erlaubt um in Indien heilige, religiöse Akte — kurz das ganze Leben eines Hindu von der Wiege bis zum Grabe ist umgeben und durchzogen von religiöser Sorge.

Wo feste feste Normen das Leben beherrschen und wo so viel gedulde und besonders religiöse Entschiedenheit zu bemerken ist, kann man mit Recht von einem civilisirten Volk reden. Aber diese Entschiedenheit fand ja tausendmal vor vielen Jahrhunderten statt; wie ist's denn dort in der gegenwärtigen stillen Lage des Volkes bestellt?

Der Geschichtschreiber Mit. schildert den sittlichen Zustand Indiens ungefähr folgendermaßen: Die höheren Klassen sind allgemein vornehmer, jeder Verräther und Schwachsinniger tadelhaft; sie verachten die unter ihnen stehenden, und noch mehr: sie tödten dieselben mit geringeren Bedauern, als wir etwa einen Vogel. Die niederen Klassen sind lasterhaft und weit unter das Thier herabgewürdigt. Der Hindu ist allgemein entbehrt jedes sittlichen und religiösen Grundgesetzes, er ist hinterlistig, betrügerisch, klugschleierisch, falsch, meuchelhaft, zur Verführung geneigt, er verbringt Schandthaten mit kaltem Blute, ist gegen Fremdlinge gefühllos gegen die weiden Anderen, ungastlich, feig, ohne kindliche, elterliche und eheliche Liebe.

Unanständig ist man mit solchen Worten der Charakter der Hindus zu sagen; gemäß. Weitere Beobachter rühmen an dem Hindu Gastfreundschaft, Mäßigkeit, humanen Gesinnung, Ehrerbietung gegen Ältere und Weisere, Mäßigkeit gegen Verzeihen, Ehrer und geistliche Verehrer. Zuchtlos gegen Thiere, Duldung Anderer und anderer u. s. w. Mancher wohlhabende Hindu räumt auch den Lieb, seinen Liebenmenschen Gutes zu erweisen; davon zeugen die unterirdischen Brunnen, die man tie und da angelegt findet und die eben solche fromme Stiftungen sind, wie bei uns etwa Hospitäler.

Aber in ganzen ist der sittliche und intellektuelle Stand bei den Massen des Volkes ein sehr niedriger. Der gewöhnliche Hindu

THE PREPARATION OF THE SACRIFICIAL OFFERING



den diese Uebel nicht nur noch vermehrt. Ein indisches Volk gibt es kaum mehr: es gibt nur noch eine Wahl von Kasten, Zuppen und Familien, deren jede gegen alle anderen sich abkuchelt und despotisch — immer nur vom eigenen Kapital zehrend — an Leib und Geist je länger je mehr dahinsiechen und verarmen muß.

Schon ansehnlich ist das indische Haus so gegen die Außenwelt verschlossen, daß die falsche Himmelsläut und das Licht des Tages keinen freien Zugang haben. Schwächliche Kinder werden hier von unwissenden, adergeliebten Müttern in einer vergifteten Atmosphäre aufgezogen, nicht aber wirklich erzogen, daher der gegenwärtige bellagenmerthe Zustand des indischen Volkes!

Wie schwierig es allerdings ist, eine zureichende Sittenlehre der englischen Unterthanen in Indien zu geben, geht schon daraus hervor, daß die letzteren sich aus allen Hauptstraßen der Erde zusammensetzen. Die europäische Rasse ist vertreten durch Arier (die Mahomedaner und Nachkommen) und durch Semiten (etwobl wenig arabisches Blut in den indischen Muhammedanern fließt), die mongolische und vielleicht sogar die Negerrasse in einigen einheimischen Völkerschaften. Alle Rassen sind mehr oder weniger vermindert, aber es finden sich unter der Bevölkerung solche Unterschiede, wie zwischen Griechen, Römern, Deutschen, Slaven, Kelten, Japanen und Negeren.

Und wie die Hauptstämme und Völkerschaften der Menschheit in Indien ihre Vertretung finden, so auch die vier Hauptreligionen: der Brahmanismus, der Buddhismus, der Jaism und das Christenthum, und diese vier wiederum in allen möglichen Abstufungen, Schattirungen und Entwicklungsphasen.

Was die statistischen Erhebungen betrifft, so sind von den 240 oder 241 Millionen Indern etwa 155 Millionen dem Namen nach Brahmanen, beinahe 11 Millionen sind Muhammedaner (so daß England die größte mahomedanische Macht der Welt ist, sofern es über mehr Moslems herrscht, als der Nachfolger der Kalifen selber), etwa 3 Millionen sind Buddhisten inklusive die Tibeter (250,000) — eine kleine Zahl, wenn man bedenkt, daß es im Ganzen 300 Millionen Buddhisten gibt. Die übrigen 11 Millionen vertheilen sich auf die anderen Religionsgemeinschaften (Parssis, Juden, Katholiken, syrische Christen, Protestanten u.

Was nun zunächst den Brahmanismus betrifft, so hat derselbe zwei Seiten: eine philosophische und eine populäre. Der phi-

eibt schon von kleinen Eltern einen krankhaften Appetit nach geistigen Reizmitteln, anregende Reizungen und Gedanken und dazu eine schwächliche Verwerblichkeit. Woher, muß man fragen, kommen diese Uebel? Die nachstliegende Ursache derselben ist nicht in der indischen Religion, sondern in den socialen Verhältnissen zu suchen, besonders im Kastensystem. Dieses ist ja jetzt allerdings ein Bestandtheil der Religion, aber der ursprünglichen Form der indischen Religion gehörte es nicht an. Man kann nur sagen, daß die Religion nicht so viel Kraft gehabt habe, das sociale Leben vor solchen Schäden zu bewahren und nicht so viel Gesundheit, derartige an ihrem eigenen Leibe sich habende Krankheitsprocesse zu überwinden. In Folge dessen hat sie selbst unter den Wirklungen dieser socialen Schäden zu leiden gehabt und ist zu dem geworden, was sie ist.

Die Kastenarrichtung ist kein unbedingtes Uebel, im Gegentheil hat Indien manchen guten Dienst gethan. Jede Kaste war für sich so zu sagen eine Polizei, die die Kastenmitglieder im Zaum hielt und vor allerlei Ausschweifungen bewahrte. Aber diese Vortheile werden weit überwogen durch die schweren Nachtheile für den leiblichen, geistigen und sittlichen Zustand des Hindavolkes. In dreifacher Beziehung hat die Kaste sich selbst gewirkt. 1. indem sie ihre Heirathen zu einer religiösen Pflicht machte, 2. indem sie „Endogamie“ veranlaßte, d. h. die Kasten und sogar die Unterkastenzweige derselben warz, daß innerhalb des nächsten Verwandtenkreises zu heirathen; 3. indem sie das Familienleben durch eine unauflösbare Mauer gegen außen abschloß. Das Uebel der strikten Heirathen ist bekannt. In den höheren Kasten der indischen Schulen sind oft die Väter der Söhne Vater. Die Haupt Sorge der Eltern um ihre Kinder ist nicht die, sie gut zu erziehen, sondern sie fruchtbar zu verheirathen. Wenn Mädchen von 12 Jahren Mütter und Knaben von 16 Jahren Väter sind, so kann man keine leibliche und geistige Kraft erwarten weder bei den Eltern, noch bei den Kindern. Kinder von Kindern werden ihr Leben lang Kinder bleiben. Sie mögen viele der Welt weiß in ihrem Verstande sein, aber sie sind unfähig, mündliche Tugenden zu erwarfeln. Dazu kommt, daß die allgemeine Einteilung der frühen Heirathen die Bevölkerung in einer Weise vermindert, die der Engländern in Bezug der Puritaner und Puritaner noch große Schwierigkeiten bereitet. Durch die Natur der Endogamie und der hier und da ebenfalls vorkommenden Polygamie wer-

den diese Aebel natürlich nur noch vermehrt. Ein indisches Volk gibt es kaum mehr: es gibt nur noch eine Anzahl von Kasten, Taven und Familien, deren jede gegen alle anderen sich absperrt und deswegen — immer nur vom eigenen Kapital lebend — an Verstand und Geist je länger je mehr dahinsiechen und verarmen muß.

Schon ansehnlich ist das indische Haus so gegen die Außenwelt verschlossen, daß die frische Himmelsluft und das Licht des Tages keinen freien Zugang haben. Sowohl die Kinder werden hier von unwissenden, abergläubigen Müttern in einer vergifteten Atmosphäre aufgezogen, nicht aber wirklich erzogen, daher der gegenwärtige bellizientenverthe Zustand des indischen Volkes!

Wie schwierig es übrigens ist, eine zutreffende Schilderung der englischen Unterthanen in Indien zu geben, geht schon daraus hervor, daß die letzteren sich aus allen Hauptkräften der Erde zusammensetzen. Die indische Klasse ist vertreten durch Arier (die Brahmanen und Kschatrien) und durch Semiten (obwohl wenig arabisches Blut in den indischen Muhammedanern fließt), die mongolische und vielleicht sogar die Negerrasse in einigen eingebornen Bergstämmen. Alle Kasten sind mehr oder weniger vermischt, aber es haben sich unter der Bevölkerung solche Unterschiede, wie zwischen Engländern, Deutschen, Slaven, Kelten, Franzosen und Negern.

Und wie die Hauptkräften und Sprachfamilien der Menschheit in Indien ihre Vertretung finden, so auch die vier Hauptreligionen: der Brahmanismus, der Buddhismus, der Jodhismus und das Christenthum, und diese vier wiederum in allen möglichen Abstufungen, Schattierungen und Entwicklungsphasen.

Was die statistischen Erhebungen betrifft, so sind von den 241 oder 242 Millionen Indiern etwa 150 Millionen dem Namen nach Brahmanisten, beinahe 41 Millionen sind Muhammedaner (so daß England die größte muhammedanische Macht der Welt ist, sofern es über mehr Moslems herrscht, als der Kaiser der Russen selbst), etwa 3 Millionen sind Buddhisten (inklusive die Sikhs (Sikhismus)) — eine kleine Zahl, wenn man bedenkt, daß es im Ganzen 700 Millionen Buddhisten gibt. Die übrigen 11 Millionen vertheilen sich auf die anderen Religionsgemeinschaften (Paras, Jiden, Skatellen, jüdische Christen, Protestanten u.

Was nun zunächst den Brahmanismus betrifft, so hat derselbe zwei Seiten: eine philosophische und eine populäre. Der phi-

Isoprophische Brahmanismus ist sehr einfach sein. Anandiy lautet: „Es gibt nur ein Zerstörtes, kein zweites.“ Nichts Besseres als das durch sich selbst bestehende Brahman, und alles, was besteht, ist Gott. Du, er und ich sind Gott. Wir wissen nicht, daß wir Gott sind, weil Gott eine Zeit lang nichts von sich selbst wissen will. Wenn die Zeit der Unwissenheit aufhört, verschwinden alle per se selbst den Unterst oder das Beste. Er ist ein — Der populäre Brahmanismus ist Abgottieren. Er setzt sich mit der Philosophie so auseinander, daß er sagt, alle Dinge, Steine, Pflanzen, Thiere, Menschen, Götter, Dämonen, alles sei ein „Ausfluß“ aus Brahman, wie ein Tropfen aus dem Ocean. Die Menschen sind in bestimmten Abtheilungen aus der Welt herausgeschleift, so daß sie ihre Stelle nicht ändern können. Die Götter der Menschen können — je nachdem ihre Funktionen es verdienen, in Steine, Pflanzen und Thiere eingewandelt oder aber zu Göttern werden. Die Götter sind personalisirte Ausflüsse aus dem höchsten Wesen. Es findet sich auch die Idee der Flererwerdung. Lohita, der Wetterhalter, nimmt verschiedene Gestalten an, um die Welt von der Herrschaft böser Dämonen zu befreien. Das Ziel des Brahmanismus ist einfach das, daß Götter Menschen Thiere Pflanzen, Steine und alles, was auf Erden ist, wieder zu Gott und der Urquelle, das unpersonliche Brahman.

Der Buddhismus ist entstanden in der ersten Hälfte des bewegten Zeit (um's Jahr 600 v. Chr.), die in verschiedenen Ländern Männer wie Kuthagoras, Pythagoras, Buddha, Confucius her vorgebracht hat. Buddha hat durchaus praktisch gewirkt, sein philosophisches System ist nur scheinbar dem brahmanischen eine der Ähnlichkeit dem Pantheismus entgegensteht. Aber er machte es sich zur Aufgabe, die Kaste zu entfernen, die Priesterthum abzuschaffen, allgemeine Barmherzigkeit und Liebe zu predigen und das Aufgeben des eigenen Ich als das einzige Mittel anzupreisen, durch das man aller Leiden des Lebens ledig und aus dem ewigen Kreislauf des Geborn und Wiedergeboren werdens befreit werde. Buddha selbst ist, nachdem er Millionen von Menschen durchgemacht und der Welt die Wahrheit verkündigt hat, gestorben und existirt jetzt nicht mehr; er kann daher nicht angebetet werden, wie er sich selbst auch nicht für einen Gott ausgibt, sondern nur als das Vorbild eines vollendeten Meisters. Sein Name ist im Zustand des freudigen Andenkens, über jenen Meistern, z. B. über einem seiner vernehmen

haben Haare und Haare, hat man Tempel erbaut. Der Buddhismus hat keinen Gott; des Menschen Thun ist seine Vorsehung: eine böse That verfolgt ihn durch hundert Geburten, ebenso die gute. An Stelle des webers treten einige kurze Formeln, deren Wiederholung naturerhebend die größten Lehren für das jenseitige Leben mit sich bringt. An Stelle des Priesterthums hat der Buddhismus Tausende von Mönchen und Mönchen. Das endliche Ziel für jeden Menschen ist, ähnlich wie im Brahmanismus: Aufhören der persönlichen Sonderexistenz: Nirwana.

Der Jölam ist beinahe so einfach, wie die philosophische Korinthe des Brahmanismus: ein starrer Monothismus. Dem Willen Gottes sich zu erwerfen — das ist Jölam. Sein Ziel ist ein irdisch gedachtes Paradies; wer dies Ziel nicht erreicht, kommt in eine der 7 Hölle, deren dritte für Christen bestimmt ist.

Interessant ist es zu vergleichen, welche verschiedenen Heilwege die genannten Religionen vorschreiben. Um das Paradies der Moslems zu erlangen, muß man an Muhammeds Sendung glauben, sich in Gottes Willen ergeben, beten, fasten, Almosen geben, wallfahrten, und immer wieder Koranverse hertragen. An einigen Stellen behauptet freilich der Koran, daß man nicht durch menschliches Verdienst, sondern allein durch Gottes Gnade ins Paradies komme, also sind jüdische und christliche Sätze nebeneinander und ohne Vermittelung stehen gelassen. Muhammed selbst macht nicht den Anspruch, für das religiöse Leben seiner Anhänger irgend etwas zu sein, weder ein Stellvertreter und Mittler, noch eine Quelle des Lebens; auch war sein Wandel nicht rein. Der Brahmanismus will sein Ziel erreichen durch den Gehorsam an einen Gott. Nur löst sich diese Gottheit bei genauerer Betrachtung in eine bloße geistige Substanz auf. Gott wird hier allerdings Mensch und läßt sich herab, um den Menschen zu helfen — und in Wirklichkeit ist ja die Verehrung Krishna's (einer Inkarnation Vishnu's) auch für Viele in Indien eine Quelle religiöser Lebensgeboten. Siehe das Buchlein: „Kritische Studien.“ Klostervereinigung, Basel. Aber ein lebendiges Verhältniß zwischen Gott und Mensch kommt nicht zu Stande, weil der Mensch dazu bestimmt ist, im Brahman unterzugehen. Der Buddhismus endlich will sein Ziel erreichen durch Enttötung des eigenen Ich und durch Erhaltung von Tugenden. Buddha selber kam, weil er nicht mehr existiert, seine Quelle des

Lebens für seine Amlanger sein; wenn auch eine Quelle des Lebens, wenn es des Menschen Aufgabe ist, ausgebläsen zu werden wie ein Licht!

Vom eigentlichen Brahmatismus kann man weiter noch unterscheiden den Hinduismus als eine Entartung des ersten. Er ist das verästelte System von polytheistischen Kasten und Kastenregeln, das allmählich entstanden ist durch Vermischung des Brahmanismus mit dem Buddhismus z. T. durch and. Elemente und mit den eingebildeten toten Vollkommenheiten anderer Kasten. Der Hinduismus vertheidigt ganz offen den Götterdienst, d. h. den Dienst vor den Götterbildern. Jeder Brahmane ist zu, daß die Waise des gedanklichen Volkes den Göttern (den selbst Verehrung erweist: das ist eben, sagt er, eine Unbequemung an die Anschauungen des unempfindlichen Gottes das Wahre sei aber die Anbetung im Herzen und im Geiste. Nach dem Abstrich eines der Thüren sind die Hindus „so entfernt davon, Bilder für Götter zu halten, daß sie vielmehr nicht einmal an das Dasein der Materie glauben!“^{*)}

Der Hinduismus ist ein unerschöpfend angelegtes Schatzhaus, an dem nicht Ein Baumstamm, sondern eine Reihe solcher gebaut haben. Das beweist schon die große Zahl der heilig gehaltenen Schriften, die mit dem Rigveda geschrieben etwa zu derselben Zeit, wie die

* Was toptische Hindus für Anbetungen machen, ihren Göttern zu erweisen, zeigt folgendes Schreiben eines „Hindus“ im „Star“: „Wenn man den Allschöpfer durch 3 Aufstehen (1) 1 da 1 hin, 1 so 1 hin, 1 nicht ein, warum die Anbetung eines Bildes oder Statuette anders als den gleichen Zweck etwas Anderes haben soll. Wie „Hindus“ und „Hindus“ eine willkürlich aus einem unvollständigen Geist, welche jeden der 3 Götter versteht, zeigt, bei ihrem Anblick den Namen Gottes auszusprechen, so haben auch die Bilder und symbolischen Darstellungen Gottes an sich selbst keinen Wert, wohl aber sind sie im Stande, die Götter zu erweisen zu lassen. Wenn die Hindu anbeten: „O Agni, lebe mit uns!“ so ist damit so wenig gesagt, daß sie damit das Feuer anbeten als damit, daß sie ihm einen Teil der entsprechenden Eigenschaften des Wortes, bestimmt und geben, gesagt ist, daß von Papier und Druckerschwärze anbeten! So wenig jemand ein Buchstaben eines Leies ist, wenn er das Wort „Gott“ ausspricht, so wenig, wenn nur die alten Hinder des Götterdienstes bezeugen, wenn sie den „Hindus“ Agni (Feuer) nannten und ihn unter dem F. de des Feuers verehrten, u. s. w.“
Zur letzten Seite eines Hindu, was die großen Tugenden der Erde und des Lichtes wäre als die modern hinduische Hinde. Sie zeigt recht die Unbarkeit des indischen Hinduismus.

Ueber Moson begyngen und sich durch eine Zeit von 200 Jahren
 hielten. Dieses Lande war umher mit seinen vielen Anhängern,
 seinen Lehramten und seinem Altkerk lagen jeden Augenblick
 in Trümmern salben zu wohnen und besitz noch eine merkwürdige
 Festung; denn es ist gebaut durch das Brahmanentum auf die
 Kasse. Nur durch den wunderbar fortwährender Duldung und Ein-
 schlag isten hat diese Melikon so viele Jahrhunderte hindurch ihr
 Damm gestanden. Sie hat ihre Thore allen geöffnet, die kommen
 wollten, und sie thut es immer noch, unter der Bedingung, daß die
 geistige Hochachtung der Brahmanen anerkannt und gewisse die
 Mannschaften, welche sich zu betreffende Kassen regeln an-
 erkannt werden. So hat sie 3 Mal von dem Jesuit Thomas der
 schwarzen Meeresthore Indus angenommen, sie hat sich den Ge-
 wohnheiten erbeugen der Träume angelassen und sich die Anbetung
 von Fischen, Schlangen, Eiern, Felsen und Bäumen gefallen lassen.
 Dementselbe, vielleicht sogar die jüdische Anstande sind in dieselbe
 eingebunden. Wer also hat sie beinahe den ganzen Buddhismus,
 abgesehen von seiner Verehrung und Kastenlosigkeit, in sich auf-
 genommen.

Zu der Religion sind aber zusammengekommen worden
 die Jinas, welche jetzt noch allem die rein buddhistische Lehre
 in Indien vertreten. Ihre Lehre kann aber noch weniger als der
 Buddhismus eine Religion genannt werden. Sie soll unabhängig
 vom Buddhismus und früher als dieser entstanden sein. Eine
 Menge von Missionen im weitlichen Indien und Schahis. Wenn
 ein solcher Missionar Indische zu erwerben sucht, so baut er
 entweder einen neuen Tempel für ein Bild eines oder oder 24
 Dichters Dichten, oder ein Hospital für kranke Thiere. Keiner
 denkt daran, das Werk seines Vorgängers wieder herzustellen, und
 hat es seinen eigenen Vater gebaut. In Patana sind hunderte von
 neuen Tempeln neben alten, zerfallenden. Die Jinas werden
 im Jafaraubhang mit ihrer Lehre von der Seelenwanderung
 die Gläubigen vor dem Thierleben, leben vor dem der kleinste An-
 stande, als Wasser. Ihre einzige Ansetzung aber ist mensch-
 licher Vollkommenheit.

In beiden sind Indismus und Jindismus noch deut-
 licher auseinander, weil es dem unheimlichen Einfluss nicht so
 ausgeht war, wie Nordindien. Südindien ist sogar religiöser als

Nordindien, sofern es drei große Zelten aufweist, die eine Wohnung des alten Glaubens in einer Form zur zweite hatten. Der Herr des südlichen Hindusinnos ist die Verehrung Vishnu's und Siva's. Auf die Eingatten sind Siva Anbeter; nur betrachten sie die Kasten-
einteilung.

Sadadrien ist ferner der Hauptort des Oberlandes an Weister (Bhutend). Die Diavider und Auer mögen bei ihren Vertrieben in die Auerwohner im Süden getroffen haben, deren Aussehen ihnen damals vorkam; und es mochte ihnen allmählich Sadadrien als der Hauptwohnsitz der Dämonen erscheinen. So ist ein allgemeiner Glaube in Sadadrien, daß jeder böse Mensch durch seinen Tod die Dämonenchaaren um ein Glied vermehrt. Seine Sühnezeit nimmt man die bestimmte Aerm eines Jönn. Weistes an. Der Welt Siva wird mit diesen dämonischen Mächten in bestimmte Beziehung gesetzt durch seine grausame Gattin Kali. In Sadadrien werden auch mehr, als in Nordindien, endige Vaudysen, wie Trostherren und Mähtzen, auf dämonische Mächte zurückschreiben. Wenn im Gebirge auf bewohnlichem, am Abgrund hinabstehendem Fels das Pferd des Caropäers steht, so sagt der Eingeborene, die Gegend sei von Weistern u. dgl. gemacht und es hätte Ganesa, zuerst solch Ver-
söhnt werden. Dieser Welt, der Sohn Siva's, wird wohl haupt-
sächlich darum so hoch verehrt, weil man glaubt, er habe Macht über das Weister böser Weister. Der höchste Welt nämlich, oder der Weltigen, in zu vollkommen und zu gedacht, als daß er irgend jemand Schaden zufügen sollte und verneint zu werden vermöchte. Man besorgt den Herrn der bösen Weister durch seine Opfer, be-
sonders durch Darbringung von Tungen, die den Verstorbenen zu lebendem werth gewesen. Wenn z. B. ein Caropäer, der nur keine Nachbarschaft ein Schreden war, stirbt, so legen ihm die Eingeborenen Kramwein und Cigarren auf's Grab in der Meinung, seine Seele schwebe mit allerlei bösen Absichten ruhelos um diese Stelle. Der-
selbe Ehrer wurde auch einem Caropäer erweisen, der ein großer Nachbaber die Umgegend von Tugen geläubert hatte.

Den bösen Weistern stehen gute gegenüber, die nur recht gütlich gesinnt zu werden brauchen, um die Gmwohner vor allem Unheil zu führen. Jedes Dorf bei nahe hat einen solchen Schutzgen, oder wie man sie oft heißt, „Mutra.“ Es ist merkwürdig, daß man diesen Schutzgenen nachsagt, sie hätten besondere Freude daran,

auf diesen die Segend zu durchfließen. Daher trüft man häufig
Nieder reich gesäunter Heide aus Terracotta in Zindur, die von
Mauern auf ihrem Aulde aufgestellt worden sind, oft in Folge von
Gefällen bei dauernder Trockenheit.

Es verhielt sich, erzähle ich vor mir, daß in solchen Oeagen, die dem Dancungenden unterworfen sind, gewisse Leute sich er-
scheinen daraus machen, Tugend anstreben. Wenn worden sagt
man: Tugend ist ein Gegenstand von Tugend zu beinahe ein Gegen-
stand in furchterlicher Weise und entzückenden Reizung, die sich
durch in die Gedanken in eine Art Natur hat unterlegen. In diesem
Hinsicht, glaubt man, sich so vor einem natürlichen bösen Geiste
befinden und habe dann die Gabe des Menschens und der phre-
nischen Bemerkungslage. Es scheint auch der Gabe zu be-
stehen, daß man, wenn Bösen, Cholera oder sonst eine Krankheit
wird, besonders Mangel an erwarten mag, um die Ursache dieser
Plagen, so sie böse Geister, in solche Tugendträger setzen zu lassen
und so verhältniß zu machen. So ist es das in einem einen
offenbarlichen Tugendträger, bei dem die 3. ausarbeiteten Patienten
3 besondere Arten des Typhus vorstellen sollten!

Man nennt, das indische Reich ebenfalls ein paradoxes Durcheinander, eine Welt, in welcher sich der Leidigste noch sich leidvoll sein kann. Wie daselbst nur daher nicht wandern, überall auf Zedernstämme zu stoßen, die stammweis am Fuß, nach einander gegen über- und doch friedlich neben einander fortbestehen. So kommt es, daß der unbedeutende, welcher lieber sein eigenes Feld kultivirt, als das eines Zilers oder einer Welt zersert, bei gewissen Gelegenheiten doch wieder an kühnen Opfern seine Freude hat. Bei einigen Stämmen können oder können ja sogar Kriegerseher vor.

Ein Pader Traktat schildert die Menschenopfer unter den
Hindern in Treffe. Aufständisch eines heissen Tages brachte da die
Gewaltthatigkeit eines Dorfes mehrere Tage in rauherer Kustion
zu, dann brachte sie das Opfer dar. Auf das erste Mal zur
Gede, so viel man: „Wir haben dich im Bild erlöst, leere Hände
bleib mehr an uns.“ In der Stadt Sanger wurden unter der
Herrschaft des Mahatma bis zum Jahr 1800 Menschenopfer dar-
gebracht. Dann schaffte ein weiser freigeblinder, einer Gen-
tlemen dafelien 10. Als später die Familie dieses Wohlthäters
der Stadt in Unglück geriet, brachte ein gelehrter Brahmane sie

wider von dieser Meinung ab. Es sei keine Sünde, sagte er, wenn man den Göttern keine Menschenopfer darbringe, denn nach wie vor die Dargenbracht worden seien; Weiter aber, die bereits an solche Opfer gewohnt seien, strafen ein Völk, wenn man ihnen dieselben entziehe. Uebrigens konnte Menschenopfer noch jetzt verengt vor (S. Mij. Mag. 1870 S. 52) Mauer der von außen Mase waren Menschenopfer ohne Zweifel selten, dagegen sind Thieropfer bei ihnen allgemein geworden. Der Sinn des Opfers scheint bei ihnen zuerst der gewesen zu sein, daß die Göttheit mit Nahrung versehen werden sollte. Vögel und Menschen sollten zusammen ein Fest feiern. Dann sah man das Bedürfnis, eine Schuld auf dem Wege der Stellvertretung zu salben. Einige Götter, die nach Menschenblut durstten sollten, gab man an dessen Stelle Thierhaut. Der Buddhaismus hat das rasche Verschwinden der Thieropfer mit sich gebracht. Gegenwärtig sind sie selten.

In anderer Hinsicht aber hat die Religion in Indien wenig Menschlichen geleistet. Frauen, die kinderlos waren, mieten den Göttern Götter und vertragen immer mehr, bis sie schließlich dem Gott ihr Gefäß übergeben, falls es ein Knabe sein sollte, welchen Kinde dann ein Sohn geboren, so lassen sie ihn als zum Jungstgänger heranwachsen, dann werde ihm das Weltliche angetheilt, zugleich mit der Aufforderung, es auszuführen. Der Jungstgänger hält es für Pflicht, seiner Mutter zu folgen und betrachtet sich von dem Augenblicke an als Gottgeweihten. Er ist irgend etwas zu sagen, nimmt er das Kleid eines Jüngers, besucht alle Tempel, die dem Gott in verschiedenen Theilen Indiens geweiht sind und an dem jährlich stattfindenden Feste aus den Mahadevabergen stürzt er sich von einer Höhe herab, um zerstückt unter gefunden zu werden. Auch er ist noch nicht stark genug zu dem schweren Schritte, so bringt er noch ein oder zwei Jahre auf beschwerlicher Wallfahrt zu. Auch die Verbrennung der Wunden ist eine Art Opfer. Man findet in Indien hier und da Leinwand über der Höhe solcher Wunden errichtet, und dieselben werden noch jetzt vom Volke mit der größten Ehrfurcht betrachtet. Uebrigens liest man von Zeit zu Zeit, daß keine noch Wundenverbrennungen vorkommen. (Mij. Mag. 1877 S. 175) Schrecklich ist es, solchen Jüngern sich vorzustellen; schrecklicher aber, wenn man hört, daß man die aus Furcht vor der Todesart sich lebendig begraben lassen.

Allgemein bekannt sind ferner die Blutschafe, bei denen gewaltige Ochsenwagen von einer Menge Volks in Bewegung gesetzt werden und die und da Menschen sich freiwillig unter die Räder legen. Besonders zu Purl in Orissa wird der Wagen des Dschaganath (Bishnu) gezogen, aber man findet in Südindien beinahe an jeder größeren Vishnu-Pagode einen solchen Wagen. Die Fälle von religiösem Selbstmord vor diesen Gelegenheiten sind wohl immer selten gewesen; dagegen ist's ja unvermeidlich, daß beim Ueberdrehen von Hundertausenden einzelne von den Rädern überfahren werden. In den wenigen Fällen, in denen ein Selbstmord vorliegt, ist er angeschlossen von Menschen, die sich auf diese Weise vom Jammer ihres Daseins befreien wollten.

Dagegen kam es früher häufig vor, daß Hindus sich lebendig begraben ließen, theils um ihren Leiden ein Ende zu machen, theils um in den Ruf eines Heiligen zu kommen. Man glaubte nämlich, daß ein solcher Heiliger, der sich ganz von der Welt und ihren Freuden zurückziehe und sich lebendig begraben lasse, nicht todt sei, sondern Tausenderte lang in einer Art Verpöschung liege. Gräber solcher Heiligen sind dann Wallfahrtsstätten geworden, die von Tausenden besucht werden. In neuerer Zeit sind nach 2 Häte von Somach — wie man diesen Weg zur Heiligkeit nennt — vorgekommen. Pauerstele im Hindustanlande entdeckten vor ein ger Zeit in der Nähe ihres Dorfes Männer, die in einen hohen Bambusstamm, der in die Erde reichte, Waffel schmeten. Das Bambusrohr sollte einen begrabenen Mann mit Luft und Nahrung versehen. Als das Grab aber geöffnet wurde, war der Mann schon todt. Ein anderer Fall wurde von einem Kelleter in Gadcherat entdeckt. Ein Mann in guten Verhältnissen, der den Ruf besonderer Heiligkeit zu erlangen begeherte, that nach langem Fasten und Beten endlich den Entschluß faßte, sich lebendig begraben zu lassen. Am festgesetzten Tage verkündigte er den verammalten Dortheuern, er wolle nur einer göttlichen Erscheinung Folge leisten, die von ihm eine sechswochentliche Enthaltung von allen weltlichen Dingen verlange. Er legte dann sorgfältig 21 Gerstenkörner in ein Gefäß voll Erde und erklärte seinen Zuhörern, diese Körner bedeuten sein Leben. Seien sie nach 6 Wochen hervorgewachsen, so müßte man ihn aus dem Grabe ziehen und als Heiligen verehren. Andernfalls sei er als gestorben zu betrachten. Dann verabschiedete er sich seelich

von der Welt und stieg hinab, um alsbald mit einer Schicht von Brettern bedeckt zu werden. Zwei Stunden nachher schritt die Polizei in Gestalt des Kollektors ein, zog den Mann lebend hervor und konstatirte den ganzen Thotbestand. Das Grab war ein Loch, in den Fußboden eines Hauses eingelassen, so daß die Wand des Zimmers eine Seite des Grabes bildete. Der Kollektor stieg selbst hinein, um es genau zu untersuchen; es war etwa drei Fuß tief, man konnte ziemlich bequem darin sitzen. An der einen Seite des Grabes war ein hölzernes Brett von der Breite eines Fußes eingefügt, das als Fallthüre diente, durch die man mit dem daneben liegenden Zimmer in Verbindung treten konnte. So war für Nahrung und Luft gesorgt. Die entsprechende Stelle des äußeren Raumes war durch eine Reihe irdener Krüge verdeckt. Das Grab selbst war, als im innersten Theile des Hauses liegend, äußerst dunkel und für die Zuschauer nicht genau sichtbar. Es war ein fein ausgeführter Betrug! Und doch sollte er ein Menschenleben kosten. Der Heilige, den die Polizei gerettet hatte, starb am anderen Morgen — wie es sich herausstellte, an einem Herzübel: die Aufregung und das vorausgegangene Fasten hatte seine schwache Konstitution nicht ausgehalten. Das Volk aber glaubte, er sei nicht todt, sondern liege in der Samadh-Verzückung; denn seine Glieder waren wiewohl kalt, doch nicht steif geworden!

Außer dieser Art von Samadh kam der Tod durch Ertränkung früher häufig vor. Bischof Heber († 1826) berichtet, daß Schaaren von Pilgern jährlich nach Venares gekommen seien, um ihrem Leben im Ganges ein Ende zu machen und so ihr Heil zu sichern. Sie kauften sich zwei große irdene Geschirre und banden sie sich um den Leib. Dann giengen sie in's Wasser, getragen von den leeren Gefäßen. Allmählich füllten sich dann die Gefäße mit Wasser und so sanken die Armen unter — in die Ewigkeit! Manche suchten übrigens diesen Tod auch aus Lebensüberdruß.

Viele Selbstmorde werden überdies aus rein weltlichen Gründen begangen, entweder um Ehre und Ruf bei der Menge zu ernten, oder aus bloßer Rachsucht! Wenn z. B. ein Gläubiger eine Schuld eintreiben will, so setzt er sich, wenn ihm keine anderen Mittel zur Verfügung stehen, vor des Schuldners Thüre und beginnt zu fasten. Stirbt er in Folge des Fastens, so hat der Schuldner die Strafe dafür zu tragen; war der Gläubiger ein Brahmane, so hat sein

Weshalb die lachbare Schand des Brahmanen erdes auf sich
geladen!

Geheh wir nun aber zu den sakramentalen Seiten der indischen Religion. Von dem alten gottesdienstlichen Ceremoniell, wie es in den Vedem vorgeschrieben ist, kann man heutzutage wenig mehr erkennen. Es werden auch keine gottesdienstlichen Versammlungen in Tempeln abgehalten. Die Priester haben für die Götzenbilder zu sorgen, sie zu schmücken und zu baden, ihnen Verehrung mit Vcheyanganden und Misel, zuweilen Wenzens und Abends, darzubringen. Den Göttern, u. Vasslichkeit den Priestern werden Opfer von Blumen, Getreide, Früchten u. dergl. von ihren Verehrern dargebracht. Gemeinsames Gebet, wie bei uns, findet nicht statt.

Die Mehrzahl des Volkes läßt ihren abergläubischen Gottesdank dann aufgehen, daß sie den Zorn böser Geister durch Opfer abzuwenden sucht und Kostgütern ihre Verehrung darbringt, die vor bösen Geistern sicher bewahren können und die hauptsächlich in rohen Wildern, Steppen und Wäldern gegenwärtig gedacht werden. An die Stelle gemeinsamen Gottesdienstes tritt dem Hindu die große Thiermenschheit bei, die er auf seine privatreligiösen Gebräuche wendet, besonders auf die Verschlingung menschlicher Leichentömer bei Anlaß von Hochzeiten, Verheirathen, Todesfällen u. s. w. Er läßt sich dabei leiten von Brahmanen, die mit dem Tempeldienst nichts zu schaffen haben. Alle diese Gebräuche sind verschieden je nach der Kaste.

Verweilen wir 3 B. einen Augenblick bei den Ceremonien zu Ehren eines Verstorbenen. Es genügt dem Hindu nicht, seine Todten zu vertheimen, sondern er ist um des Seiles der Verstorbenen willen vertheilt. Hier, noch besondere Todtenfeierlichkeiten vorzunehmen. Man glaubt nämlich, daß die Seele des Todten, unthätig mit einem seidenen, von gewalkten ben verstorbenen Körper, unruhig umherhwebe. Ward nun ein feierliches Vertheimbegängniß vollzogen, so befristet man dadurch nicht nur den unthätigen Geist, sondern man verleiht ihm dadurch auch einen angemessenen Leib, der, zwischen dem greichen und seinen in der Mitte liegend, menschlicher Empfindungen der Freude und des Schmerzes fähig ist. Man läßt, dadurch dem Geiste nach in seinem Fortschritt in der jenigen Welt, damit er zu neuen Schritten und zu endlicher Befreiung gelange. In diesem Brauch werden Kugeln aus Mehl dargebracht: die erste nach dem Tode dargebrachte soll die Grundlage des neuen Lebens seyn; jede weitere

Auf ein weites Stück des Feldes vertrieben, das jetzt durch eine schmale Grabel das Haupt eintheilt. Dann wird der Wasserbau als eine Art Wettbewerbs verkehrt und somit der heiligen Abendschicht gewidmet. Solche Ceremonien sind sehr anständig, sie kosten viel Zeit und Geld. Der Maharadscha von Mysore hat vor einigen Jahren den Maharadscha, die eine von ihm veranstalteten Festen betheiligten, 30,000 M. bezahlt.

Besonders werthvoll ist eine Fischei, die an heiligen Ort, 3 M. in Benares, und zwar in der Nähe eines kleinen Wehres mit stehendem Wasser gezogen wird, der damals besonders heilig ist, weil er aus Indra's Schwanz entstanden sein soll! Tausende von Pilgern machen ihn aus, steigen die zu ihm führenden Stufen hinunter und laubet auf der rechten Seite des Wehres ihren ganzen Leib in's Wasser, alles unter der Aufsicht von Priestern. Weiter wird den Weiblichen des Vishnu und Siva durch Verhinderung der Sonnen Verhinderung gebracht. Die Pilger sind nach dem Bade viel schwächer, als zuvor, aber ihnen scheint sie mit reinen und ihre Hände abgewaschen sein für Zeit und Ewigkeit! Benares ist ein Ort der Götter, eine Stadt eben so heilig, wie der vorige. Zum Wasser selbst ist der Götter ein heiliges, weil man alle hineingeworfene Opfer an Göttern und Menschen verfallen läßt. Ein Europäer kann dort nicht verweilen, aber ein Brahmane steht den ganzen Tag dort und schöpft Wasser aus und gibt es den Pilgern, die damit ihr Gesicht waschen oder es mit der gekneteten Erde trinken. Das Wasser soll von Siva's Schwanz selbst durchdrungen sein.

Natürlich finden die Brahmanen bei alle dem ihre Nahrung. Am Schlusse gewisser Ceremonien lassen sie sich geradezu füttern. Der Wahige mag sie mit solchen Dingen, zu dem Zweck, gewisse, Milch u. dergl. verzeihen, und der denkende Brahmane pflegt diese Speisen meist mit selber Eier zu verhängen, als hätte er seit lange keinen Appetit dazu ausgepart.

Am Schluß einige Worte über das indische Göttersystem, und zwar über eine Götter, die den Hindus, Mahomedanern und Katholiken gemeinsam ist, nämlich die „Heiligen“. Auch während der Zeit nach ist Indien das Vaterland der Heiligen, und es gibt solche wohl schon lange vor dem Eintritt des Christenthums in die Welt. Der fromme Hindu gebraucht aber seinen No-

Leutnant nicht nur zur Berechnung seiner Gebete, sondern auch um diese Berechnungen gütlicher Namen zu zählen. Stundenlang kann sich ein Mönch damit beschäftigen, Witternamen heranzuholen. In Pinaros sah ich einen eines Pinar an der Thüre eines Tempels mit einem Meientranke sitzen und vor sich her sagen: Nam, Nam, Nam. In späteren Periode des Tages saß der Mann immer noch in der gleichen Stellung und murmelte ihm beständig: Sita, Nam, Sita ist die Frau Nam. Die Thüre betete er den ganzen Tag abwechselnd diese zwei Namen. Ich sah seine 1000, Sita seine 1000 Namen, während die Muhammedaner den Allah bloß 99 Namen geben. Die Buchhalter haben Aufzeichnungen mit 108 glatten Abgaben, die Zehnerleiter sollte mit 32 oder 34 rothen Seufzern. Es gibt Vishnavereiter, die Morgens und Abends 108 Mal an der Hand ihres Meientranke die Namen beten: Swami, Namam, Swami, Swami u. s. w. Brahmaner hebeten diese braachen ihre Meientranke dazu, die Wiederholung eines gewissen Bedachtens zu zählen. Töhen der Klang dieser Antworten soll für sie eine Quelle unerschöpflichen göttlichen Segens sein. Derselbe irdnmal wiederholt macht sie aber dieser Spende frei von der schwersten Sünde.

And. Bedenken haben ihre Meientranke; dieselben bestehen aus 108 Abgaben und dienen dazu, die Wiederholung der Worte zum mahnend, jachne hama zu zählen. Man kann sich nicht gänzlich mit einem betenden Buddhisten unterhalten; denn sein Gebet besteht oft nur darin, daß er Watilapla der, auf denen das buddhistische Gebet eingravirt ist, nach einer bestimmten Richtung hin umdreht. Die Mönche eines Dint, jenseitlich in vada haben lange, mit dem buddhistischen Gebet beschriebene Streifen auf Füllader geknüpft und sie durch eine Lat Uhrwerk in Bewegung gesetzt, das vermittelst schwerer Gewichte getrieben wird. Morgens verweilt ein Mönch einige Minuten damit, das Werk in Bewegung zu bringen, dann ruft er seine Mönche aus rathliche Gesellschaft — so wird die Zeit jener Welt geteilt. In Zeiten großer Noth werden noch besondere Gebete an das Uhrwerk geknüpft, um seinen Gang zu beschleunigen.

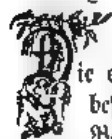
Ein indischer Kollektor erzählt, er habe einmal in der Nähe seiner Wohnung einen Eremiten beim Beten getroffen. In der Nähe desselben war oben eine Nische erbaut, über der ein gezackter Nischkan; hier, er bestand aus 15 rothen Holzklagen, jede von der Größe eines Nischkanes. Jede einzelne Kugel ließ der Eremit

durch seine Hand gehen und sagte dabei ein kurzes Gebet an Kama her. Dies Beten erforderte eine bedeutende Muskelaufstrengung. Nach mehrmaliger Umdrehung gieng er in eine andere Hütte und schlug dort mit aller Kraft hölzerne Klöße im Gewicht von 20 Pfund, die an einem Querbalken befestigt waren, an die Seitenbalken. Er wollte wohl seinem Gebete durch solchen Lärm verstärkten Nachdruck geben. Man sieht auch an diesem Beispiel wieder, wie in Indien die Religion in's Unnatürliche und Karrikaturenhafte getrieben wird, und wird leicht verstehen, daß gerade die berühmte „Religiosität“ der Hindus das Haupthinderniß aller wahren Frömmigkeit bei ihnen ist.

(Schluß folgt.)

Die Mission in den Augen der Welt.

10. Fräulein M. L. Whately und Herr Wild.



Die englischen Christen beschänken uns in manchen Stücken, insbesondere auch die Frauen. Frau Thompson in Syrien, Frä. Baxter in Hongkong, Frä. Anstey in Maisur, Frä. Tuder im Pandshab, Frä. Whately in Kairo, Frä. De Broen in Paris und viele andere Arbeiterinnen, theils auf dem Gebiete der inneren, theils auf dem der äußeren Mission sind leuchtende Beispiele dieser Art, und wenn, wie allem menschlichen Thun, auch dem ihrigen der eine oder andere Mangel anhängt, so kann man doch auf die meisten mit vollem Rechte anwenden, was Jesus von der Maria sagte: „Sie hat gethan, was sie konnte.“ Wir glauben, das gilt auch von der neuerdings vielgeschmähten und angegriffenen Frä. M. L. Whately mit ihren im Laufe von 18 Jahren aus den bescheidensten Anfängen zu schöner Blüte herangewachsenen Schulen und sonstigen Missionsanstalten. Ein Herr Wild aus der Schweiz hat sich im Laufe dieses und des vorigen Jahres alle Mühe gegeben, um eines an und für sich geringfügigen Umstands willen diese verdiente Dame und ihre uneigennützigte Thätigkeit in einem möglichst ungünstigen

nicht erscheinen zu lassen - wir hoffen, weniger aus Abneigung als aus Überdruß der verfluchten Kaptschackten und Mechtubere..

Vorerst, was es gegen Art. 23baten vorzubringen hat. Die Stuttgarter Handelszeitung vom 19. Januar d. J. enthält hierüber folgenden „interessanten“ und von der Redaktion „besonderer Beachtung“ würdigten Artikel aus der Feder eines Schweizerischen Journalen: „Wie Sie wissen, ist mit unserem berühmten Vandenanne Werner Maxinger auch sein Freund Hagenmacher den Winterthur im November 1875 auf einer in Dienste des Sultans von Kopten unternommenen Expedition bei Assi Todura umgekommen. Zwei Witwe, eine Negere, kam im Juni 1876 mit ihren beiden Kindern nach Kairo, wo sie nicht nur der Theilnahme der Vandenanne ihres verstorbenen Mannes sicher war, sondern auch ihre wohl berechtigten Pensionensprüche geltend zu machen hoffte. Sie hatte zwei Knecht mit aus dem Wallewaide bei sich, einen Knaben von circa 8-10 Jahren und ein Mädchen, circa 8 Jahre alt. Die Heimat der beiden Kinder liegt zwischen dem 9 und 11. ° n Br. und 39 und 40. ° östlicher L. von Greenwich, in der Nähe des Akbar-Sees. Der Straße, den sie Kames (Diamant) nannte, war im Jahr 1871 oder 75 mit andern Kindern seines Dorfes von mit Kameidenischen Arabern von der Küste weg gestohlen worden, dann mit einem Sklaventransport durch Abessinien nach Massaua gekommen: dort hatte sich der Gouverneur Arakel Ben der Sklaven bemächtigt und den Knaben an Adolf Hagenmacher geschenkt. Das Mädchen war seinen Eltern Ende 1875 oder Anfang 1876 durch den Krieg entzogen, von den Siegern weggeliebt und dann ebenfalls durch Abessinien nach Massaua gebracht worden. Auf dem Transporte war dem Knaben der in Kopten sehr geachtete Mädchenname Dests (zu deutsch Freude) gegeben worden: Frau Hagenmacher kaufte das gute Mädchen in Massaua und gab ihm den arabischen Namen Har, d. h. Acht. Beide Kinder erinnern sich sehr gut ihrer Eltern und Geschwister.

Allen die Namen der Frau Hagenmacher blieb trotz bester Versprechungen immer aus und so kam die Frau in Noth. Sie mußte sich entschließen, so schwer es ihr auch fiel, die beiden Negerkinder zu verkaufen, um wenigstens die eigenen Kinder nicht dorthin zu lassen. Sie thate diesen Entschluß einem seit Jahren in Kairo anwesigen Schweizer (Hrn. Wolf) mit, den der Herr W. nennen

wollen. Herr N. hatte die Kleinen lieb gewonnen; er sagte mir, sie seien oft in ihren Hemdchen an sein Pult gekommen, hätten sich auf die Beine gestellt und hinaufgesehen, was er mache, und wenn er ihnen dann die schwarzen Backen gestreichelt, seien sie ganz glücklich gewesen. Er erklärte der Fran, er könne natürlich keine Sklaven kaufen und hätte auch nicht die Mittel dazu; aber er wolle ihr gerne ein paar hundert Franken geben und dann solle sie ihm die Kinder überlassen; er verspreche ihr, sie schulen und ihnen eine gute europäische und christliche Erziehung geben zu lassen. Sie ging auf den Vorschlag ein, trat Herrn N. die beiden kleinen Neger ab und reiste mit ihren Kindern in ihr Mutterland Nubien zurück.

Herr N. war über die Akquisition höchst erfreut. Er kleidete die beiden Schutzbefohlenen von Kopf bis zu Fuß in europäische Tracht und brachte den Knaben in die „American School“ des Dr. Kaufing in Kairo, wo der junge Bursche in jeder Beziehung wohl gedeiht. Bezüglich des Mädchens wandte er sich an die hochberühmte Missionärin Miß Whately, Tochter eines englischen Erzbischofs, Verfasserin geschätzter Erbauungsbücher und Vorsteherin der großen „British Mission Schools“ in Kairo. Er schloß am 1. Nov. 1876 mündlich einen Vertrag mit ihr ab, wonach er seine kleine Nur ihr gegen ein bestimmtes Honorar zur Erziehung anvertraute und gleich den Betrag für das erste Trimester vorausbezahlte.

Der Erfolg entsprach jedoch hier den gehegten Erwartungen keineswegs. Miß Whately zog dem Mädchen die europäische Tracht aus und legte ihm wieder sein arabisches Hemdchen um; Herr N. bemerkte mit Befremden, daß das arme Kind in verwahrlostem Zustande erschien, nicht einmal reinlich gehalten wurde, und bei seinen Besuchen, bei denen Miß Whately ihn meistens sehr von oben herab empfing, sah er, daß bei dem Mädchen von Lesen, Schreiben und Rechnen keine Rede war, wogegen ihm eine Anzahl Bibelsprüche beigebracht wurden, die es kaum verstehen konnte. Auf seine Bemerkungen erwiderte ihm Miß Whately, daß von der Vorsehung die schwarze Race zum Dienen bestimmt sei, daß ihr europäische Kenntnisse hierbei nur hinderlich sein können, und die Religion vor Allem die Hauptsache sei. Als er der Kleinen einmal ein Sparbüchsen brachte, um ihr von Zeit zu Zeit kleine Geschenke hinzuzulegen, wies Miß Whately dasselbe zurück mit dem Bedenken, ein Negerkind brauche keine Sparbüchse. Herr N. wußte nun, woran er mit der Dame

war, und entließ sich das Mädchen aus der Asstalt wegzunehmen, um es ebenfalls der Sorge von Fr. Zerkow zu übergeben, der dazu mit Freuden bereit war. Altem wie erkannte er, als Math Schachtel erklärte, sie gebe das Kind mit mehr heraus. Sie sagt, Herr K. ist nicht der Vater, nicht der Vormund des Kindes, er habe also legal nichts (kein gerichtliches Recht), dessen Aufenthalt zu bestimmen, das Kind sei frei, und es erklärte auf ihre Frage, daß es bei ihr bleiben und deren wolle; und die fremde Dame sagt wohl nicht, gewiß sagt das gute, schändliche Diegermädchen zu jeder Frage Ja, die sie an dasselbe richtet. Herr K. glaubte sein Recht ohne besondere Schwierigkeiten geltend machen zu können; allein er irrte sich gewaltig. Die Chattrin des englischen Generalkonsuls Rivon, unter dessen Jurisdiktion Miss Schachtel steht, ist eine intime Freundin der Zerkows und K. fand bei Rivon seinen Zehy. Er wandte sich nach London an Mr. Zunge, Mitglied des Gemeinderathes der „Anti Slavery Society“ und dieser wies ihn an den damaligen Minister Marquis of Salisbury mit der Bemerkung, daß ihm sein Schachtel natürlich sofort zurückerstattet werden müsse. Salisbury versprach sehr freundlich Untersuchung der Sache, was dann Bericht von Rivon am 1. und bedauerte am Schluß des letzten Briefes der gegenwärtig in der Hand unseres h. Bundesrathes liegt: „Ihrer Majestät Regierung lerne in diese Sache sich nicht einzumischen!“ Selbst die Bemühungen des schweizerischen Bundesraths und des deutschen Generalkonsuls in Aegypten blieben erfolglos. Nicht nur wahr Niemand fand, sondern auch das mühsige deutsche Reich machte es erleben, daß sein Einfluß im Orient nicht groß genug war, um gegenüber einer englischen Willkür dem Recht zum Siege zu verhelfen.“

Nach englische Blätter, z. B. das „Echo“ brachten die gleiche Mahnung vor: es war darauf angelegt, die öffentliche Meinung gegen die standhafte Willkür in Bewegung zu setzen und so diese Willkür zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Natürlich waren wir gewarnt, was diese be würde zu antworten haben, ja, wir da auch ein mit den Verhältnissen bekannter Historiker uns rief, sie sich selbst vertheidigen zu lassen, da er sie von Eigennutz und Gewalttauglichkeit in dieser Sache nicht glauben freisprechen zu können.

Endlich am 19. März erschien im „Echo“ ohne jeglichen Kommentar ein schon am 13. Februar in stark geschriebener Brief von

Frl. Whately. Wir theilen das Wichtigste aus demselben mit: „Die beiden schwarzen Kinder, die Frau H. aus Chartum mitbrachte, waren von ihr oder ihrem Manne nicht aus der Sklaverei befreit, sondern lebten thatfächlich als Sklaven bei ihr und wurden rauh behandelt. Sie gab oder verkaufte dieselben dann an Herrn Wild, der sie auf die Bitte einer Dame in England zu mir brachte, und mit seiner Einwilligung wurde der Knabe von einem meiner Lehrer aufgenommen und sehr freundlich behandelt; da der Junge aber die Schulncht nicht leiden mochte, lief er nach beinaß einem Jahre davon, begab sich zu Herrn Wild und wurde von diesem nun zum erstenmal in europäische Kleider gesteckt und in Dr. Pansing's Schule gebracht. Jetzt jedoch sieht man ihn als zerlumpten Stiefelpußer sich in den Gassen der Stadt herumtreiben.

„Das Mädchen, welches 11 oder 12, nicht erst 8 Jahr alt war, trug, als sie zu mir gebracht wurde, ein zerlumptes, landesübliches Kleid und befand sich in einem schrecklich schmutzigen, verwahrlosten Zustand. Alle Sorgfalt wurde nun auf sie verwendet, sie wurde nach Landesfittte gekleidet, aber sauber und genügend, und erhielt in Uebereinstimmung mit einer von ihrer englischen Beschützerin schriftlich abgegebenen Erklärung eine einfache, praktische Erziehung. Sie nahm auch bald gebildete Sitten an, war aber in der Büchergelehrsamkeit immer zurück. Während des ersten Jahres bezahlte jene englische Dame alle Auslagen für das Mädchen, seither sind dieselben von der Mission getragen worden.

„Ich muß noch beifügen, daß weder Frau H. noch Herr Wild irgend etwas gethan hatten, um die Kinder auf gesetzlichem Wege aus Sklaven zu Freien zu machen. Ich erst besorgte für's Mädchen die nöthigen Papiere von der Regierung und zwar auf eigene Kosten, konnte das aber nur, indem ich mich verbindlich machte, als Vormund des Mädchens fungiren zu wollen, gemäß der gewöhnlichen und sehr nothwendigen Vorschrift in Betreff junger befreiter Sklavemädchen.

„Herrn Wild war es darum zu thun, daß das Mädchen europäisch gekleidet werden und Französisch, Klavierspielen zc. lernen sollte; ich hielt ihm aber entgegen, daß die nothwendigeren Dinge zuerst kommen müßten und daß, wenn sie Fähigkeit hiezu zeigen würde, sie schließlich zu einer Lehrerin sollte ausgebildet werden, einstweilen scheinu sie aber wie ihre meisten Stammesgenossen (Gallas)

nach geeignet für den Diensthofen land, in jedem Falle aber bei europäische Kleidung für sie unmittelbar und unpassend. Frau sich in d. Manier spielen wird in neuer Zeit überhaupt nicht getrieben. Das Mädchen klagt aber gar. Herr W. ist sehr unruhig, sie in eine Schule zu thun, wo sie europäische Kleidung und Bildung erhalten würde. Obwohl der Antritt des Mädchens als neuer Form der Schicklichkeit jeder Freierbrief ungünstig gemacht hätte, stellte ich ihr doch die Wahl frei, ob sie bleiben oder mich verlassen wolle. Sie weigerte sich aber zu wiederholten Malen entschieden, letzteres zu thun, sooft als man sie durch das Anbieten von schönen Kleidern und Schmuck zu bestechen suchte. Herr W. hatte früher gewarnt, sie nicht von Zeit zu Zeit besuchen; da er aber ein unverantwortlicher Mann ist, konnte ich das natürlich nicht erlauben. Der eigentliche und der deutsche Skandal wurden gegen mich angestellt, aber niemand hatte die Macht, das Mädchen gegen ihren Willen von mir fortzunehmen. Herr und Frau W. sahen beide nach dem Mädchen und überzeugten sich, daß sie sich wohl befände und gut wie sie geführt sei.

„Sowohl ich selbst als auch der Vorstand unserer Mission haben mehrere bel. Lieder, in drückende Worte von Herrn W. erhalten, worauf ich aber doch geantwortet habe, daß er aber das Mädchen, welches nach ägyptischen Recht jetzt verheiratet ist, durchaus nicht zu sagen oder zu veräußern habe. Heut ist sie in der hiesigen evangelischen Kirche von Herrn Collins getauft worden. Dieser Geistliche versteht selbst etwas Arabisch und erklärte sich von dem Frauen, das er vor der Taufe durch einen Dolmetscher mit ihr anstrebte, völlig befriedigt.“

„Diese Thatsachen sind hier so bekannt, daß angesehene Einwohner Mann's bereit sein würden, als Zeugen für dieselben aufzutreten.“

Sowen Sir Whately. Man kann begreifen, daß Herr W. sich gekränkt fühlte, aber wenn ihn das Wohl seines künftigen Lehrlings wirklich am Herzen liegt, sollte er froh sein, dieselbe in den Händen und unter dem Dach einer christlichen Dame geborgen zu wissen, welche nach 18-jähriger Erfahrung wohl triftige Gründe haben mag, in einem Fall, wie der vorliegende ist, lieber den Sohn des Gegners als sich zu laden, als den Privatmenschen eines wenn auch noch so wohlmeinenden Mannes zu verhängen.

In Frä. Whately's Schulen ist jede Klasse für 30 Knaben und 20 Mädchen — nicht genug, um allen Schülern gerecht zu werden. Die bei ihr erzogenen jungen Leute sind so geistig im ganzen vorge, daß es schwer fällt, dieselben bis zum Ende ihres Studiums in der Schule zu behalten. Namentlich ist die Bibel das Hauptbuch und die Belehrung der Hauptvorleser in diesen Anstalten, und in manchem Hause kann man schon auf dem Koran des Vaters das Neue Testament liegen sehen, welches eines seiner Kinder aus der Missions-Schule mitgebracht hat.

Das junge, nun g. lante Galla Mädchen, um welches sich der ganze Streik gedreht hat, ist jetzt im Hause des mit Frä. Whately's Anstalten verbundenen Missionars. Und diese ärztliche Mission ist zwar der jüngste, aber nicht der unwichtigste Zweig des von ihr gestifteten Baus. In Folge der in Ägypten immer mehr eintreffenden Verarmung ist es vielen Kranken unmöglich, sich von einem Arzte behandeln zu lassen. Bevor gibt es Armenärzte, die sich unentgeltlich solcher Kranken annehmen sollen: unter den armen Leuten aber gibt die bittere Klage: „Wenn wir nicht sind, kommen sie, um zu sehen, ob wir noch leben sind, aber um uns am Leben zu erhalten, kommen sie nicht!“ Gibt nicht ein einmüthiger Rath dieser Art vor. Ein liebes Mädchen, ihrer Mutter rechte Hand, wurde von einer fallenden Treppe schwer verletzt, ein Bein ihr gebrochen. Frä. Whately bemachte sich, ihr Assistance in's Leben zu verschaffen. Die vorgeschriebenen Medicationen, Nahrungsmittel, Normalkuren etc. waren so unerschwinglich, daß zwei Tage darauf starb. Darin kam das Paracelsus, welches 3 Tage davorle und also andere in den Tod zu stellen. Am achten Tage nach dem Unfall endlich konnte die Amputation des zerflimmerten Beines vorgenommen werden, aber der Brand stellte sich ein und das arme Kind starb. Solche Beispiele zeigen, daß ein Missionar's Ueberfluß ist. Aber wie sollte Frä. Whately einen solchen erhalten? Ein junger deutscher Arzt, der seine Ausbildung in einer deutschen „Clinique“ in Berlin erhalten hatte, war wegen gewisser Familienverhältnisse gezwungen gewesen, seine Heimat zu verlassen und nach Aegypten überzusetzen. Hier bewilligte er ein junges Mädchen aus dem Hause des Frä. Whately und ist nun von dieser in der Weise angeworben, daß er die Heilung solcher Krankheiten zubereitet, die armen Kranken, für welche sie vorläufig ein Heil als Arznei-Mittel und Operations-Tool her-

gerichtet hat, unentgeltlich zu berathen und zu behandeln. Unter den hiedurch herbeigeführten Kranken wird natürlich auch der Vorleser von Phlogistikanten, Weiserleute und dergl. nicht fehlen.

Von Zeit zu Zeit macht Hrl. Schabert auch kleine Missionen, indem er mit einem Boot den Fluß hinauf oder hinunter fährt und hier und da die Dörfer an beiden Ufern besucht. Während des letzten Winters wurde er von ihrer Schwester unterstügt. Er hofft, daß die eben erwähnten Missionen ihn nicht schaden werden.

11. Ein russischer Reisender und sein Uebersetzer.

Unter anderen Reisewerken haben wir auch des berühmten gelehrten Frischewalek. „Reisen in der Mongolei“ die unseres Jures zur Hand genommen. Wir erwarteten nicht viel aber die Mission darin zu finden, weil ja weder die von Frischewalek besuchten Gegenden sehr reich noch überhaupt von derselben viel überliefert sind. Viel haben wir auch nicht gefunden. Das Wenige ist aber um so merkwürdiger.

Nachdem der Verfasser nämlich etwas über das „Mithens-bekantnis“ der Mongolen, d. h. über den bei ihnen herrschenden Buddhismus oder eigentlich Lamaismus gesagt hat, sagt er die Bemerkung bei: „diese Grundriße des Buddhismus seien vor seinen Zeiten als christliche Lehren nach Urept verpflanzt und ihre Ausübung zu einem sehr wohlgeordneten Etem gesteuert worden.“ Das ist zu dieser letzten Behauptung verachtet hat, ist nämlich die viel beschriebene Unwissenheit, welche dem Sinne, der Fassung und gewissem Gebrauche des Buddhismus auf der einen und der sarkastischen Kirche auf der anderen Seite. Dieselbe bedarf keiner Uebersetzung. Um konstant der Reise oder weiter die Tempel, die Klöster, die Abteien, die Häuser der Mongolen, zeigt dann an einem charakterlichen Beispiel, wie der „von Charakter gute, dann auch als Reaktionist steht und dergleichen.“ Komade zu nützen Thore war, sobald sie verdrängten gewest werden, und erklärt dann, er habe dies nur erwähnt, um zu berathen, daß der Charakter allein, ohne andere Mittel der Charaktere, die charakterlichen Institute der Völker nicht abzuwandern oder verändern kann. Die

buddhistische Lehre predigt bekanntlich die höchsten moralischen Grundsätze; trotzdem hat sie den Mongolen nicht gelehrt, in jedem Menschen seinen Bruder zu erblicken und Mitleid selbst mit dem Feinde zu haben. Nehmen wir ferner die Art der Todtenbestattung: die Leichen werden nicht begraben, sondern den Vögeln und wilden Thieren zum Verzehren hingeworfen. Ein Anblick, wie ihn jeder Reisende in der Nähe von Urga hat, wo Krähen und Hunde alle Tage hunderte von Leichen verzehren, kann selbst den rohesten Menschen betrüben; trotzdem ist der Mongole dabei ganz gleichgültig und schleppt zu einem solchen Begräbniß selbst diejenigen, die seinem Herzen nahe und lieb waren. Vor den Augen dieses Menschen beginnen die Hunde die Leiche seines Vaters, seiner Mutter oder seines Bruders zu zerfleischen, und er schaut dieser Scene gleichgültig wie ein gefühlloses Thier zu."

Und nun kommt ein wohlgemeinter Rath. „Dies ist," sagt der Verfasser im Blick auf die vorausgegangene Schilderung, „eine große Lehre für alle künftigen christlichen Missionäre unter den Nomaden! Nicht in der äußeren Form des Bekenntnisses allein darf sich die neue Propaganda zeigen; Hand in Hand mit diesem muß der civilisatorische Einfluß der höheren Klasse gehen. Lehrt den Mongolen, vor allen Dingen nicht in dem Schmutze zu leben, in welchem er sich jetzt aufhält; macht, daß er begreife, daß die Gefräßigkeit und Faulheit etwas Schädliches, aber keine Annehmlichkeit des Lebens ist; daß das Verdienst jedes Menschen vor Gott in guten Thaten und nicht in einer gewissen Anzahl von Gebeten besteht, welche täglich gelesen werden — und dann erst redet ihm von den Ceremonien des christlichen Glaubens. Die neue Lehre muß den Nomaden nicht allein in eine neue intellektuelle und moralische Welt versetzen, sondern auch von Grund aus sein häusliches und gesellschaftliches Leben verändern. Dann erst wird das Christenthum hier als fruchtbares, erfrischendes Element erscheinen und die durch dasselbe ausgestreute Saat wird tiefe Wurzeln schlagen unter der ungebildeten und rohen Bevölkerung der Mongolei."

Selbstverständlich liegt uns nichts ferner, als gegen diese gut-herzige Ermahnung irgend etwas einzuwenden. Der Verfasser, ein russischer Oberst, hat vom Christenthum nie mehr gesehen als die „Ceremonien" und die „äußere Form", welche der Katholicismus und leider auch die Kirche Rußlands mit dem mongolischen Samais-

mus kennen hat. Mit einer evangelischen Missionarsthatigkeit verknüpft ist er nie weder bekannt geworden. Wie wurde er sterben, wenn er leben könnte, wie die schwarzen Missionen in Veredole mit Dattner und Hölzel, mit Giesel und Zisch, mit Gernie und Telegraphie sich abgeben, wie die Linn-Weiber in Mangatur ihre Spulen drehen oder am Wechsellager liegen, während ihre Zömine nebenan in der Dattner Missionen leben und Kerkelchbogens leben wie selbst von den schwarzen Missionen Parvaas und Amara, deren schon einige durch's Christenthum zur Arbeit, zur Heiligkeit und zu einem menschenwürdigen Dasein sich erziehen worden!

Aber es sind nicht nur russische Kerkelche oder mit dem Weizen des Christenthums wenig bekannte Dorfsister, welche es für nöthig halten, den Missionen, selbst der protestantischen, ihre „gute Lehre“ immer wieder einzubringen. Sollte der dattnerische Derrn nicht auch unedelm sein? Ach, wie leicht geschieht es, daß nicht nur die eben erst bekehrten Heidenchristen, sondern auch vor sieh, die wir an ihrer Eigenschaft anerkennen, unter das Heizen fallen, das der Herr über die Pharisäer sprach: sie sagen es wohl, aber sie thun es nicht. Wie bald ist man ein Hörer, ja auch ein Prediger des Wortes, und wie lange dauert es, bis man ein Jünger desselben geworden ist! So ist daher gar nicht vom Ueberflusse, wenn wir in dem Spiegel, welchen uns der Reisende durch die Missionen des unendlich geist- und lebten menschlichen Selbstbewusstseins vorhält, ein wenig blickt hinein. Da ist ein Volk, von dessen moralischer Verbesserung ein volles Dattner sich dem sogenannten geistlichen Stande gewöhnt hat: daß sie haben sich ihr Haar rasiren lassen, sie tragen ein gelbes Kleid sie bleiben ehelos, sie leben vor den Weibchen der Fremden, sie haben hundertange Gebete, sie lesen eben so lang in ihren beizigen überaus hohen Büchern, je vorzu nur die Erhaltung der Tempel, ohne was sie reden und thun hat ein reißendes Glorize und bei dem Allen noch sie — „eine wahre Kerkelche der Missionen, da sie wie wahre Schwarzer auf Missionen der übrigen Missionen leben und durch ihren Glauben das Volk verheeren, aus der neuen Missionen, in der es lebt, herauszubringen.“ So lautet das Heizen, es ist nicht gerade übertriebene Redensart, aber diese letzten Missionen. Was ist das? Die russische Missionen, die Missionen, den Missionen und die Missionen des Volkes zu bekehren hat, steht damit vollkommen im Einklang.

Und was haben wir Protestanten, die nur uns einer „leihen Gerechtigkeit“ rühmen, für diese armen, unverschuldeten Leute gethan? Unter allen jetzt lebenden Missionären der evangelischen Kirche haben meines Wissens nur zwei etwas für die Mongolen gethan: Dr. Zahnhausen, der im Auftrag der sächsischen Liebe-Gesellschaft durch Schriftverbreitung von Ostasien zum Westen derer, die leben können, sich bemüht hat, und dann der Hamburger M. S. G. Müller, von dessen Auf- und Abreise über Asien wir vor einigen Jahren (1877) erzählt haben. Das ist alles! Welche Aufnahme aber ganz anders bei Missionar in der Mongolei zu erwarten hat, darüber findet sich manches Abwechselnde in der Reisebeschreibung. In Tschinuan : M. bereute der eingeborne Fürst den Reisenden einen sehr freundlichen Empfang, ließ aber noch ehe sie vor ihn gekommen waren, durch einige Beamte nachforschen, was sie eigentlich seien, daß nicht etwa Missionäre? Als wir diese Frage vernahmen, begann man uns die Hände zu drücken und uns zu erklären, daß der Fürst verbotenen hatte, uns in die Stadt zu lassen im Fall wir Missionäre wären. Im Allgemeinen mag ich sagen, daß einer der wichtigsten Gründe des Gelingens, den unsere Reise hatte, der war, daß wir keinem Menschen unsere Absichtsbekundungen aufgedrungen haben.*

Ja, der russische Oberst ging noch weiter: Als er in einer anderen Gegend in den Aufbruch zu einem großen Fest zu sein und dieser Aufbruch als sehr nützlich für die Reisenden erwies, vermachte er sich „den Wünschen von Segen, Währungs- und anderen nützlichen Ausrüstungen“ nicht zu entziehen. „Danguten wie Mongolen lernen oft halbsowenig herbei, nicht allein um uns, sondern auch um unsere Waren anzubieten, und die Chinesen der Gegend brachten ihre Kinder zu mir und baten mich, ihnen meine Hände aufzulagen und sie so ihr's ganze Leben zu segnen. Als wir nach Tsalin weiter, versammelte sich ein Haufe von ungefähr 200 Menschen, welche zu uns befeuert und hierbei an Wege niederkehrten. Der Name, welche die Zukunft erahnen wollten, war es unmöglich zu

* „Als ich die d. m. r. Missionen zum Vortritt diente vor allem unsere Reise durch Wüste, die von Menschen das getal war. Weiteres wurde von den Schiften aus in sehr reinen Worten, die das Licht und die Wärme der Sonne und die große Wärme der Sonne, die das Licht von Berlin im Auge, das Trachten von Menschen, endlich auch das geistliche Ziel unserer Reise.“

entlicher. Man kam zu mir, nicht blos um sein künftiges Schicksal zu erfahren, sondern auch über den Verbleib eines verlorenen Stückes Buch, einer verlorenen Pfeife u. s. w. Runder ist zu erhalten. Der Khambus unseres Namens übersteigt jeden Einlaß. Unsere Führer, so manchmal auch andere Mongolen, sammelten beinahe alle Blätter eines alten Buches, welche wir bei gewissen Gelegenheiten wegwarfen und fragten sie sorgsam auf, indem sie sagten, daß sie den Khamben, wenn sie erscheinen, diese Blätter als Schutzschriften, die sie von den Mäusen erhalten haben, zeigen werden. Die widerspruchsfähigsten Erzählungen über unsere Unmacht wurden in Stills geist. So war überall das Gerücht verbreitet, daß, obgleich unsere nur vier sind, im Fall eines Angriffs auf ein Dorf von nur tausend Mann erscheinen und für sich kämpfen. Außerdem wurde überall behauptet, daß ich über die Elemente gebiete, Fische und Menschen extrahieren lassen könne u. s. w.* Natürlich wurde der Reisende zugleich genöthigt, die Noth eines Heilthums zu suchen. Da er daraus keine medicinischen Kenntnisse beifand und auch nur wenige Axiome bei sich hatte, wählte er meist „den größten Charlatanismus, der je in der medienischen Welt aufgetaucht ist, den Aaschweidunmas“, an. Das betreffende Instrument hatte er wie in einer Vorlesung mit auf die Reise gewonnen. „Die Eingebornen hatten das also für einen heiligen Gegenstand, der vielleicht von Buddha selbst angewandt, und trugen sich — wie es scheint mit großem Erfolg — damit ab.“

An ihrem Aberglauben zu rathen oder die Wahrheit ihrer Lehren und Heilungsmittel zu bezweifeln — wäre freilich ein vergebliches Experiment gewesen; denn da werden die Mongolen gleich fanatisch. Herrn Fischers Abbezugsmethode war daher vom Nützlichkeitstandpunkt aus gewiß das Richtige. Mithin werden alle Weisheit brauchen. Leider haben die Mongolen von China her zugleich mit dem Opium und anderen schädlichen Dingen auch schon allerlei Vorurtheile gegen die Chinesen bekommen. Ueber das Blatbad in Tientsin (Juni 1870) z. B. hörte der Reisende Folgendes: Zum Photographiren brauche man die Reinheit aus menschlichen Augen; zu diesem Zweck hätten die Missionäre in Tientsin Kindern die Augen ausgegraben, deswegen habe sich damals das Volk empört und alle diese Missionäre ermordet!

Und was haben wir Protestanten, die wir uns einer „besseren Veredlung“ rühmen, für diese armen, umstenden Völk gegeben? Unter allen jeh. abendl. Missionaren der evangelischen Kirche haben unseres Wissens nur zwei etwas für die Mongolei gethan: Dr. Walhamm, der im Auftr. der kaiserlichen Akademie steht, durch Schriftenverbreitung wenigstens zum Theil in derer, die lesen konnten, sich bemüht hat, und dann der Londoner Miss. Gilmour, von dem auch nur sporadischer Wirksamkeit vor vor einigen Jahren (1875) erzählt haben. Das ist alles! Welche Aufnahme übrigens ein eifriger Missionar in der Mongolei zu erwarten hat, darüber findet sich manches Abschreckende in der Reisebeschreibung. In Dordjannan z. B. bereitete der eingeborne Fürst den Reisenden einen sehr freundlichen Empfang, ließ aber noch ehe sie vor ihn gekommen waren, durch einige Beamte nachforschen, was sie eigentlich seien, doch nicht etwa Missionare? „Als wir diese Frage vernahmen, begann man uns die Hände zu drücken und uns zu erklären, daß der Fürst verbieten hatte, uns in die Stadt zu lassen, wir hätten wir Missionare wären. Im A. gemeinen muß ich sagen, daß einer der wichtigsten Gründe des Erfolgs, den unsere Reise hatte, der war, daß wir keinem Menschen unsere Schaulusternungen aufgedrungen haben.“

Ja, der russische Oberst gieng noch weiter. Als er in einer anderen Gegend in den „Kaslam“, ein griech. Besitz zu sein und daher muß sich als sehr nützlich für die Reisenden erwies, vernahm er sich „dem Ertheilen von Segen, Wahrheiten und anderen ähnlichen Redensarten“ nicht zu entziehen. „Zunächst wie Mongolen kamen oft hundertweise herbei, nicht allein um uns, sondern auch um unsere Waffen anzusehen, und die Fürsten der Gegend brachten ihre Kinder zu uns und baten mich, ihnen meine Hände aufzulegen und sie so für's ganze Leben zu segnen. Als wir nach Dordjannan kamen, versammelte sich ein Haufe von ungefähr 200 Menschen, welche zu uns beteten und hierbei am Wege niederknieten. Der denen, welche die Zukunft ersagen wollten, war es unmöglich zu

* „Als Ursache dieser Prozedur zum Folgenden dürfte vor allem unser Verste durch Gansu, das von Seiten derer gestiftet war. Derselbe wurde nur das Zeichen als eine geistlicher Beistand, die ganz im Th. u. n. l. m. l. u. s. aus der großer Entzweiung erfolgt, das Zeichen von 2. u. n. l. m. l. u. s. das Zeichen von 2. u. n. l. m. l. u. s. endlich auch das g. l. m. l. u. s. zu unserer Reise.“

entstehen. Man kam zu mir, nicht bloß um sein kostbares Stiefel zu erhalten, sondern auch über den Verbleib eines verirrten Stüdes Buch, einer verlorenen Pfeife u. s. w. Aufschluß zu erhalten. Der Nomade unseres Namens übersteigt jeden Glauben. Unsere Führer, ja man dinst auch andere Mongolen, sammelten beinahe alle Blätter eines alten Buches, welche wir bei gewissen Gelegenheiten wegwarfen und bewahrten sie sorgsam auf, indem sie sagten, daß sie den Hühnern, wenn sie erschienen, diese Blätter als Schutzsteinen, die sie von den Mäusen erhalten haben, zugeben werden. Die wunderbarsten Erzählungen über unsere Mächte wurden in Mars gesetzt. So war überall das Gerücht verbreitet, daß, ehegleich unserer nur vier sind, im Fall eines Angriffs auf ein Wort von nur tausend Mann erscheinen und für mich kämpfen. Außerdem wurde überall behauptet, daß ich über die Elemente gebiete, Vieh und Menschen erkranken lassen könne u. s. w.“ Natürlich wurde der Reisende zugleich genöthigt, die Rolle eines Heilmittelers zu spielen. Da er dinstaus seine wechselläufigen Kenntnisse besaß und auch nur wenige Arzneien bei sich hatte, wählte er meist „den gähren Chiratsanensis, der je in der medicinischen Welt aufgetaucht ist, den Baanichidnomis“, an. Das betreffende Instrument hatte er wie in einer Verabingung mit auf die Reise genommen. „Die Eingebornen halten das'elce für einen heiligen Gegenstand, der vielleicht von Budoka selbst herrührte, und suchen sich — wie es scheint mit glänzendem Erfolg — damit bezaubern.“

An ihrem Abglauben zu zweifeln oder die Wahrheit ihrer Verzeuden und Drogengeheimnisse zu beweisen — wäre freilich ein gewagtes Experiment gewesen; denn da wurden die Mongolen gleich fanatisch. Herrn Wishevaloff's Überzeugungs-methode war daher vom Hauptausgangspunkt aus gewiß das Richtige. Missionäre werden also Weisheit brauchen. Leider haben die Mongolen von China her zugleich mit dem Opium und anderen schädlichen Drogen auch schon allerlei Vorurtheile gegen die Missionen bekommen. Ueber das Blutbad in Tientsin (Juni 1870) z. B. hörte der Reisende folgendes: „Um Photographen brauche man die Ähnlichkeit aus menschlichen Augen; zu diesem Zweck hätten die Missionäre in Tientsin Kinder die Augen ausgestochen, deswegen habe sich damals das Volk empört und alle diese Missionäre ermordet!“

Wir glaubten schon aus Herrn Prschewalski's Buch alles ausgezogen und beisammen zu haben, was sich auf die Mission bezieht, als wir im Anhang auf eine Note des Uebersetzers Albin Kohn stießen, der sich berufen gefühlt hat, die Aufmerksamkeit des Lesers noch einmal ausdrücklich auf die in Dyn-juan-in an den Reisenden gerichtete Frage, ob er ein Missionar sei, zu lenken, d. h. er benutzt oder mißbraucht vielmehr diese Gelegenheit, um seinen Haß gegen die Mission und leider auch gegen das Christenthum selbst auszuschütten. Die Nutzlosigkeit, ja Schädlichkeit der ersteren sucht er folgendermaßen darzuthun:

„Es bedarf wohl nicht des Beweises, daß der Mensch, je niedriger die Kulturstufe ist, auf welcher er sich befindet, desto fester an dem hält, was ihm schlaue Priester als die ‚Religion der Väter‘ vorstellen, wobei sie ihm natürlich verschweigen, daß die Väter der Väter doch einen ganz andern Glauben hatten, daß sie selbstgemachte Götter, Fetische, Sonne, Mond und Sterne, ja sogar Thiere angebetet haben, der Fetischismus also so recht eigentlich die ‚Religion der Väter‘ sei. Ich will hier nicht auf den Werth der sogenannten geoffenbarten Religionen*) eingehen und nicht nachweisen, daß sie gleichwerthig sind, aber darauf muß ich die Aufmerksamkeit hinleiten, daß, wie ja aus dem IV. Kapitel erhellt, die christliche Glaubenslehre den Mongolen nicht civilisirt,**) seinen Charakter nicht ändert, ihn auch nicht in unserm Sinne moralisch macht, trotzdem aber mit der Zeit in socialer Hinsicht eine Scheidewand zwischen den Bewohnern der Wüste errichten würde, die dem Volke schädlich werden müßte, weil sie eine Spaltung zur Folge haben würde. Welchen Einfluß das Bekenntniß bei rohen Volksstämmen auf ihre politischen Ansichten ausübt, beweist am besten der Aufstand in der Herzegovina, wo die römisch-katholischen Bewohner, die Viriditen, sich nicht nur nicht am Kampfe für die Freiheit theilnahmen, sondern sogar offen die Waffen gegen ihre Stammverwandten, welche dem griechischen Katholicismus anhängen, ergriffen haben.

„Wohl mochte der Fürst von Alaschan instinktmäßig fühlen, daß jeder Missionär ein Apostel der Zwietracht, des Hasses, der

*) Für die „geoffenbarte Urreligion“ halt Herr Albin Kohn den — Schamismus!! Röm. I, 22.

**) Der Haß macht Herrn A. Kohn blind. In Kap. IV sagt Herr Prschewalski nichts der Art.

Intoleranz ist, der die Widdhosage durch die Zeinsage, welche so, wie auch Wailis* (die Naturgeschichte der Völker) ausdrückt, nur als eine trüben und verwässerte Nachbildung von jener erscheint, den Rost in Asien Tibet durch den Dalai Lama in Rom ersetzen will, denn mehr als ein Vertauschen von Sagen haben bis jetzt die religiösen Missionäre aller Zellen nicht bewirkt und nicht erreicht. Wo sie, wie einst in Persien, die alten Götter graben und davon der alten und neuen auf ihren Thron gesetzt haben, haben sie das Volk in seiner Verdrümmung und geistigen Verflümmelung gelassen, so muß also geschehen, um der ihnen feindlichen (aber auch größtentheils unbekannten) Wissenschaft den Eingang unmöglich zu machen.

„So lange immer noch Missionäre zu den Heiden gerufen werden, um deren Götter zu entthronen, und weil, in je drei Theile getheilt,**) neue mit einer zahllosen Reihe von Unterarten, sogenannten Engeln, Heiligen und Seligen an ihre Stelle zu setzen, wird die Civilisation keine Fortschritte machen und die Heiden werden bleiben, was sie bisher waren — Wilde oder Halb Wilde. Erst wenn statt des langweiligen Missionärs mit kurzem Verstande Pandwiler***) der verschiedensten Art in das jetzt un-
 kultivirte Gegenden kommen, die Bewohner mit irdischen Dingen bekannt machen, ihnen recht viele neue Bedürfnisse zeigen und einimpfen, aber auch die Mittel zu ihrer Befriedigung durch physische und geistige Arbeit zeigen werden, wird die Civilisation sich weiter verbreiten, neue Territorien und neue Völker gewinnen, und dann wird der moderne Missionar überall ein erschauer Wahr sein, der selbst von den rohesten Völkern mit offenen Armen und freudigen Herzen empfangen werden wird. Solche Missionäre werden:

*) Oder Wailis? Von dieser und einer andern Schrift: „Köthen, Gott und Gott“ sagt Herr A. Kohn: „Ihre beiden Theorien enthalten nicht Wahrheit, als alle Religionsbäcker zusammengegrummelt.“

**) D. h. nach A. Kohn's geistlicher Grubedung: 1) Gott, der dreieinige, 2) der Teufel — Lucifer, Verführer und Satanus!! S. 25.

***; Selbst die katholische Mission sendet jetzt schon Pandwiler aus, die gegenwärtigen Missionäre in ihrer Pandwiler sind, so sind bekannt. Nur Herr A. Kohn weiß davon nichts.

†) Namentlich auch von den „unbegrenzten Chancen“ (S. 26) eine von Mangeln! — Mit wie unzureichendem Maß messen doch diese Herren! Handelt es sich um die religiösen Missionäre, so ist auch schwarz und weiß, kommen sie aber auf die „modernen“ Pandwiler an

nicht Versprechungen des Wohlergehens nach dem Tode bringen, sondern den Völkern zeigen, wie sie es anzustellen haben, um durch richtige Ausbeutung der materiellen Reichthümer ihres Landes, sich irdisches Wohlergehen, ein menschenwürdiges Dasein verschaffen zu können, und dann werden wissenschaftliche Forscher nicht mehr mit Noth und Elend zu kämpfen haben, keine Mittel der Verstellung anzuwenden brauchen, um die Kenntniß der Erde zu erweitern.

„Wenn wir einst dahingekommen sein werden, daß statt der faulen, unwissenden Mönche*) und Mucker**), die im Gebet und Nichtsthun, in metaphysischen Meditationen die Lebensaufgabe des Menschen finden, rege, arbeitssame und denkende Handwerker zu den Wilden und Halbwilden kommen werden, um sie für die Kultur zu gewinnen, dann wird der faule Aberglaube von selbst (?) verschwinden und selbst der ewig von der Natur zum Wandern bestimmte Mongole wird dann***) zu den gesitteten Völkern gezählt werden.“

so ist alles rosig und wir im Handumdrehen sind die schmutzigen, stinkend faulen, feigen und bössartigen Heiden in wahre Engel verwandelt! — Bis jetzt wissen wir niemand, der so freudig von den Wilden und Halbwilden bewillkommt wird, als der Branntweinhändler.

*) Obgleich Herr A. Kohn das Christenthum und die Mission nur in ihrer katholischen Verzerrung zu kennen und daher bei Missionären immer zunächst an römische Priester, Jesuiten etc. zu denken scheint, so erheben doch auch wir den Ausruf, von seinem Haß und Spott mit betroffen zu werden. Wir glauben gern, daß Hr. K. durch traurige Lebensschicksale erbittert worden ist, und sein Urtheil über Mission und Christenthum charakterisirt sich ja selbst als ein krankhaftes. Trotzdem ist aber sein Votum leider kein vereinzelt und mußte beßwogen mit aufgeführt werden, wenn es sich darum handelte, zu zeigen, wie die Mission in den Augen der West erschrint.

**) Unschuldige Leute, die nicht wissen, was „Mucker“ sind, mögen sich's von der „Gartenlaube“ (1874, S. 840) erklären lassen:

„Anfangs das harte, dunkelgläubige Lesen in Katechismus und Bibel, dann das Hören davon und die Belehrung in Schule und Kirche. Das macht, wenn die Vernunft nicht dagegen arbeitet, den Pietisten fertig. Aus dem Pietisten — das lehrt tausendfach die Erfahrung — entpuppt sich leicht der Mucker (Hu!). Die Muckerei erzeugt den Fanatismus, und nun ist's ein kleiner Schritt nur zum völligen religiösen Wahnsinn.“

***) Herr Kohn hat ein merkwürdig kurzes Gedächtniß: S. XVII und XXXVI hat er prophezeit, daß wenn die Berührung mit Europa und Amerika intimer wird, alle Mongolen, selbst die Chinesen — nur die Japaner ausgenommen — vom Erdboden verschwinden werden, und hier schreibt er ihnen eine ewige Bestimmung zu und verspricht ihnen eine schöne Zukunft!

Die Wu-schi-schan-Maire.

Wir haben in der Februar-Kammer von den traurigen Vorgängen in Futschan erzählt, welche seit mehr als einem Jahr die Gemüther aller Freunde der Kirche der Mission in China bewegt haben. Die englisch-kirchliche Mission hatte auf dem hohen Wu-schi-schan oder Schwarzen Berg in Antichan schon vor vielen Jahren ein Staat Land erworben und darauf mehrere Häuser gebaut. Dieses Landstück gehörte zu einem ausgedehnten Tempelguts, welches von einer Commune verwaltet wurde und noch wird. Wer die eigentlichen Besitzer waren oder wer das Recht hatte, gesetzlich gültige Pacht- oder Leihverträge in Betreff dieses Gutes abzuschließen, das haben wohl die Missionare nie untersucht, sondern auf Treu und Glauben mit den Personen, welche in aller Lage als die befugten Verwalter des Tempelgutes galten, die betreffenden Verträge abgeschlossen. Jedemfalls glaubten sie im rechtlichen Besitz jenes Landstückes zu sein, auf welchem sie ihre Station errichtet hatten. Im Sommer 1878 bauteu sie ein neues größeres Haus, das zur Aufnahme eines Seminars bestimmt war. Niemand hatte etwas gegen den Bau eingebracht. Kaum war dasselbe aber vollendet, als — von einigen Furchtschreibern angestachelt — ein Haufe rohen Volks das Haus überfiel und völlig zerstörte. Auf die Klage der Missionare hin hieß es, sie hätten kein Recht gehabt, dies Gebäude zu errichten, der Grund und Boden gehöre nicht ihnen. Es folgten endlose Verhandlungen mit den Pächtern und mit den Verwaltern des Tempelguts. Endlich wurden die Uebeltäter zur Vermeidung von Schadenersatz verurtheilt und theilweise bestraft. Hingegen aber strengten die Chinesen einen Proceß gegen Miss Wolfe als den Vertreter der englisch-kirchlichen Mission an: die Besizerin, auf Grund welcher die Mission bisher auf dem Wu-schi-schan Pacht sich angesiedelt, seien getödtet und völlig ungenüß, die Missionare hätten kein Recht gehabt, dort zu bauen. Zwei englische Advokaten wurden angestellt, die Sache der Missionare zu führen, welche nun vom britischen Consular Agent in neuntägigem Verhör aller Ver-

theiligten und gezeichneten Prüfung der betreffenden Dokumente und Gesetzesbestimmungen untersucht wurde. Die Entscheidung ließ länger als zwei Monate auf sich warten. Endlich — am 14. Juli d. J. — erledigte sie, die Missionare wurden von jeder Schuld, hinsichtlich von Dolmetschen u. dergl. freigesprochen, dagegen den Tempelverwaltern das Recht zugesprochen, sobald sie das betreffende Grundbuch für Tempelzwecke vorzulegen hätten, der Mission den Kontrakt zu kündigen; mit anderen Worten — so verstehen wir wenigstens der langen mühseligen Erklärung fassen. Sann — der Vertrag wurde als einfacher Kauf, nicht als Kauf- oder Pachtvertrag anerkannt. Moralisch waren die Missionare gerechtfertigt, sachlich aber schwer geschädigt. Die Fremde triumphieren und machten auch selbst von ihrem Kündigungsrecht Gebrauch; der Pöbel sah in dieser Entscheidung wohl gar eine Freisprechung der Auftraher und Brandstifter vom 30. August v. J. In den jetzigen wird nun ihr und in der die Missionare geschrieben. Vieles Herumgedanken werden offenbar nur uns, die wir mit allen Einzelheiten des Prozesses und insbesondere auch mit den in Frage stehenden Personen nicht bekannt sind, ist es unmöglich, der Sache auf den Grund zu sehen. Wir beschränken uns daher darauf, einige der bezeichnendsten Äußerungen widerzugeben, welche im Zusammenhang mit dieser Angelegenheit und gewiß so oder anders folgenreicheren Angelegenheiten in die Öffentlichkeit gedrungen sind.

Zuerst stellen wir die deutsche Uebersetzung eines chinesischen Gedichtes mit, das schon am 10. März in der China Mail zu lesen war und das Wort trug: „The Devil can quote scripture“ („Auch der Teufel versteht die Bibel zu citiren“), während als Verfasser „ein junger Chinese“ sich unterschrieben hatte — natürlich ohne seinen Namen zu nennen. Zum Verständnis schufen wir bloß das voraus, daß es sich damals noch nicht um den Prozeß wegen des Vandalismus handelte, sondern um die Verurteilung der Auftraher vom 30. August 1873. Das Gedicht lautet:

„Du wollst die Übeltäter hart bestrafen,
 Verrechtlos und Recht zu leben sie.
 Und droht, daß — wenn es nicht geschieht — im Hohen
 Reichthum in Krieg! erscheinen, wie noch nie,
 Doch leid, doch wird je Herrsch! er nicht geküßt!
 So lehren Strafgesetze dieses Land

Ihr sprecht von Englands Macht, die Thar zu rächen,
Und Macht ist Recht bei euch, das wissen wir;
Wht eurer Flott' ist's leicht von Recht zu sprechen.
Hochwürdig'ge Herrul' ein Wort gestattet mir:
Sprach nicht von Engelheeren Jesus dort,
Die zu Gebot ihm stünden auf Ein Wort?

Arbeits mir, becheiden euch zu fragen:
Hat euch der gleiche Geist hieher gebracht,
Der arme Fährer einst in alien Tagen
Zu Zuldeu und zu Martyrern gemacht?
Wenn jener Einer heute wiederkam',
Ich glaub', es wär' euch kaum sehr angenehm!

Von Selbstverleugung so ist ihr schon zu reden;
Und wenn ihr also lebet, wie ihr sprecht,
So überzeugten eure Thaten jeden,
Und eurer Lehre gäben gern wir Recht.
Von Abtrünnigen Gräbern hab' ich was gehört —
Ich such', ihr Herren lebt nicht, wie ihr lehrt!

An Priestern fehlt's uns nicht, die haben wir in Menge,
Nasirt und uncastet, von jeder Sect';
Wir brauchen nicht Gebete, nicht Orsänge,
Nem — Wissenschaft und Kunst, des Lebens Fort,
Vor allem Herrscher, der mit starkem Arm
Auslegen dessen ganzen Blauschwarzarm!

Ein. Meinte in der gleichen Nummer bezeichnet dieses Schmahgedicht als „eine kurze Predigt in Prosa.“ und bemerkt u. A.: „Es ist tief zu bedauern, daß „ein junger Chinese“, der die Vorzüge einer guten europäischen Bildung besitzt, wie aus dem Abstrakten und den Theorien der fließenden Worte hervorgeht, die Missionare auch nur für halb so schlecht halten konnte, als er in diesem Gedicht sie zu machen sucht. Sicherlich ist viel von der besondern Zartheit, welche hier über die ehrsüchtigen, hart arbeitenden, schlecht bezahlten Missionare — und fast alle verdienen diese Bezeichnung — ausgegossen wird, aus harter Parteileidenschaft, nicht aus ruhiger Erwägung der Thatfachen hervorgegangen.“ Uebrigens sei es gar nicht am Platz, immer von der Religion, des Irthums, d. h. der Widerständigkeit zu reden: die Missionare können in einem solchen Fall einfach als Menschen, als bürgerliche Arbeiter in Frage, die Grund und Häuser besitzen und in diesem Buch vom Vertragsrecht behandelt werden. „Aber auf der andern Seite“ heißt es weiter — „wäre es sehr zu

bedauern, wenn irgend einer unserer englischen Missionare sich so gebärden würde, selbst in der Vertheidigung seiner unzweifelhaften Rechte, daß auch nur ein Schein der Rechtfertigung für die Vorwürfe des „jungen Chinesen“ daraus abgeleitet werden könnte.“ Was die Hongkonger Zeitung hier als so bedauerlich darstellt, ist nun — so behauptet sie selbst wenigstens — doch geschehen. Sie versichert, Miss Wolfe und Stewart hätten sich beim Verhör unwürdig benommen und wiederholt die Chinesen mit chinesischen Mitteln zu besiegen (d. h. zu überdorthen) gesucht; ja das Schlussergebnis, welches sie (in der Nummer vom 12. August d. J.) aus der ganzen Geschichte zieht, lautet dahin, daß die Christianisirung China's „mit solchen Mitteln und durch solche Männer“ wohl nie zu erreichen sei. *)

Leider steht der Zeitungsschreiber mit dieser Meinung nicht vereinzelt da: auch andere, ja selbst einige Missionare gestehen oder behaupten, die Vertreter der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft seien in dieser Sache von allzu selbstgewissem, rechtshaberischem Auftreten, jedenfalls von Unvorsichtigkeit nicht freizusprechen. So schreibt z. B. der amerikanische Methodistenmissionar F. Ohlinger: **) „Die Entscheidung des lang hinausgeschobenen Wu-schi-schan-Prozesses wurde am 18. Juli verlesen. Die Missionare sind keines Kontraktbruches überwieien. Was aber viel wichtiger ist und woran den Chinesen alles liegt, ist folgender Punkt: drei Monate, nachdem die Tempeldirektoren melden, daß sie das Eigenthum selbst zu Tempelzwecken gebrauchen wollen, muß die Mission es aufgeben. Das ist ein schwerer Schlag für die Mission. Die stolzen Literaten jubeln. Es dürfte dies das Signal zu schweren Verfolgungen an mehreren Punkten im Innern sein. Unsere eigenen Gemeindeglieder sind jedoch ruhig und gutes Muths. Gott sitzt im Regiment. Unser Li-Su-mi sagt, dieser Verlust sei das Heil der englischen Mission. Er mag Recht haben. Inzwischen gehen jene Missionare in eines unserer besten Felder und bauen Kapellen für ausgeschlossene Methodisten. (!?) Es steht nichts weniger als gut in jener Mission: drei junge Männer ohne Erfahrung sind am Ruder in diesem Sturm, und schon hört man von Uneinigkeiten.“

*) „The evangelization of China, we are afraid, must be carried to its successful issue by different means and men of a different stamp to these.“

**) Der „Christliche Apologete“ vom 8. September d. J.

Ein anderer Monarch, der sich aber nicht nennt, hat schon vor Ertheilung des Privilegs sich folgendermaßen über die Sache ausgesprochen: „Daß man aus dem Aufsatz kein Pro est lernen kann“:

„1. Man hat in diesem Fall nicht sich in die öffentliche Angelegenheit mit viel zu großer Übermaßigkeit, vielleicht sogar mit Verachtung behandelt.“

„2. In dieser ganzen Geschichte ist die Meinung, welche freilich nicht die Majorität allein haben, sich auf die harten Axiome der britischen Macht zu stützen und des Vorurtheils, als sei es immer im Recht, die Chinesen im Unrecht, nur als zu deutlich hervorgetreten.“

„3. Den Grundriss der vorliegenden religiösen Streitigkeit berechtigung sucht man selbst in England erst jetzt als maßgebend zu erkennen an, man kann sich dabei nicht wundern, wenn euclisch leicht die Missionare, wenn sie gekränkt werden, aber selbst ihren Feinden gegenübersteht, es an der Befähigung dieses Grundrisses scheitern lassen sollten.“

„4. Es ist eine ungeschickliche und offensichtlich nur sehr vorübergehende Sache, wenn die nahe Missionäre in einer Sache oder Unternehmung die Zustimmung annehmen lassen, daß der von ihnen gezahlte Beitrag für getrennte Zwecke freigegeben werden solle.“

„5. Dendurke Tempel wie Institute Schulen und Kapellen sind meist Eigentum nicht einer Person sondern einer ganzen Verwaltung oder eines Verwaltungsraths. Es versucht sich daher vor selbst, daß Verwicklungen und Streitigkeiten entstehen müssen, wenn wir versuchen, die Tempel zu lehren d. h. in die Kirchen oder Missionen zu verwandeln — „nunc“, ehe zuvor die Bevölkerung belehrt zu haben.“

„6. Niemand, der nicht selbst mit den Gläubigen Verhandlungen über Handels- und Verträge gehabt, kann sich eine Vorstellung davon machen, wie verwickelt meist die Frage nach solchem Recht ist. Es ist eher die Regel als die Ausnahme, daß diejenigen, welche uns solches Eigentum verkaufen oder verkaufen, eben damit Grund welche andere Missionen ketteln oder um das Ihre bringen.“

„7. Wenn wir nun auch nicht verzweifeln, so die vermeintliche Fülle bis auf den Grund zu untersuchen, so sieht uns doch der allseitigere Blick offen, bei unserer geschäftlichen Abmachungen gehen

die geistliche Form zu beobachten und aus den inneren Anstalten und den äußeren Verhältnissen zu wissen, daß das gültig ist.

Der Grundlag, daß, wenn einmal diese geistlichen Formen nicht beobachtet worden sind, wir dennoch einen Vertrag, in welcher wir auch noch gekommen sind, unter allen Umständen im Vertrauen auf den Handel, den wir an einer starken Regierung haben, schließen sollen — muß für immer aufgegeben werden.

9. Es wird schließlich wohl unserer Sache, die wir nicht der Sache des Christenthums, mehr nützen als schaden, wenn wir einen Anspruch, welcher nach dem Buchstaben des Gesetzes nicht haltbar ist, einfach fallen lassen, sobald derselbe in Frage gestellt wird.

10. Der Einfluß eines Missionars auf die Herzen ist nicht von der Art abhängig, wie er mit ihnen im geschäftlichen Leben und persönlich verkehrt, als von sonst etwas.

11. Dieser Vertrag wird wie ein lastriches Gewicht jeden Falls eine gute Wirkung haben, was auch sein Ausgang sein mag.

12. Und derselbe gegen die Missionäre einzuwenden, weil sie fern von Unrecht sind, so wird das eine heilsame Wirkung für alle ihre Kollegen sein.

Von West, Weise und seinen Verstandesgelehrten ist schon mehr veröffentlicht worden, als ein Buch, in welchem sie die Missionäre Gott danken für die ihnen zu Theil gewordene Lage. Jetzt ganz und gegen den ziemlich allgemein erhobenen Vorwurf, daß sie eigentlich alle von den Chinesen gemachten Missethaten und Verbrechen verzeihen, abzuweisen trüben, ist damit verbunden, daß sie auf diesen Vorwürfen eine Hauptstütze der gewesen sei, sie — die Missionäre — sollten erklären, daß sie unerschütterlicher Weise in den Besitz des im Leben verstanden gekommen seien!

In England ist die Sache natürlich auch schon ein Gegenstand der Verhandlung geworden, und es ist nicht mehr als genug, daß wir nun auch hören, was die Kommittee der englischen Missionen darüber sagt. Nachdem nämlich ein Artikel der Times vom 11. September die Sache in einem etwas ausführlicheren Artikel behandelt hatte, erschien, dessen, hat Dr. Wright, einer der Sekretäre der Gesellschaft (Times vom 21. September) Folgendes erwidert:

1. Wie man an den Fall des gleich nach seiner Verleumdung am 10. August 1878 auf so plötzliche Weise verstorbenen Missionars

seminars genug, hatte man den Plan dem britischen Consul vorgelegt und eine sehr seltene Billigung desselben von ihm erhalten.

„2. Während des Monats, der drei Monate in Anspruch nahm, sahen viele Leute aus der Nachbarschaft zu, kein einziger aber erhob einen Widerspruch. Unter den Neugierigen befanden sich auch die Priester der drei zunächst gelegenen Tempel. Die Mitglieder des Literaten Clubs, welcher seinen Sitz etwas oberhalb auf der gleichen Anhöhe hat, konnten alles vom ersten Augenblick an beobachten. Dennoch hielten sie keinen Menschen gegen den Plan oder die Missionare auch nur im Irrthum, bis von Kanton her ein berüchtigter Führer der fremdenfeindlichen Partei, namens Yin Jing Yin, sich einschaltete. Dieser machte sich sogleich daran, einen Aufruhr herbeizuführen. Infolge unermüdlicher Anstrengungen und mit Hilfe einer gemischten Bande von Strolchen aus der Umgegend gelang ihm auch wirklich die Zerstörung des neuangelegten Seminars.

„3. Daß die Missionare beim Volk im Allgemeinen nicht beliebt sind, geht aus der Thatfache hervor, daß gerade die in der Nähe der Missionsverlassung wohnenden Chinesen sich an der Zerstörung des Missionsgebäudes nicht betheiligten, sondern vielmehr mit Wort und That sich gegen diesen Ueberschlag erklärten. Dafür spricht auch die weitere Thatfache, daß das einzige Quartier der Stadt, wo man Ausländer höflich und freundlich zuhört, eben die Umgegend der Missionsverlassung ist. Da sagt ein Missionar, habe man uns in die Häuser zu, gibt uns Thee zu trinken, kommt, um unsere Wohnungen zu besuchen und hört unseren Straßepredigten ruhig zu. Es ist keine Frage, daß die große Masse der Bevölkerung gelernt hat, die Missionare mit Wohlwollen zu betrachten, so daß -- wenn die fremdenfeindliche Partei unter den Herrschern näher in Betracht nicht wäre -- ein Aufruhr wie der vom 30. August 1873 wohl nie stattfinden würde.

„4. Es ist ganz wahr, daß es auch in Futschou wie anderswo Europäer gibt, welche kein Interesse, geschweige denn wirkliche Theilnahme für die Mission haben; aber ganz falsch ist das nicht zu allen, ja nicht einmal bei der Mehrzahl der Fall. Nach jenem Verfall wurde z. B. eine öffentliche Versammlung der britischen Angeordneten in Futschou gehalten, an welcher auch der englische und der französische Consul theilnahmen, und in welcher einstimmig beschloffen wurde, den Missionaren herzlichste Theilnahme und aufrichtiges Be-

bauern auszusprechen; ja, es wurde ein Ausschuß von fünf Männern ernannt, welcher eine Bittschrift an den Staatssekretär des auswärtigen Amtes ausarbeiten sollte, worin um Verhütung ähnlicher Vertragsverletzungen von Seiten der Chinesen gebeten wird.

„5. Um die Unentschuldbarkeit und Schändlichkeit jenes Gewaltakts zu verdecken, brachten die Chinesen eine Klage gegen die Missionare vor, sie hätten gar kein Recht, auf das betreffende Grundstück, sondern hätten auf fremdem Boden gebaut. Die Sache wurde vom ersten Richter des höchsten englischen Gerichtshofes für China und Japan, Hrn. G. French, untersucht und dahin entschieden, daß in Betreff dieser Anklage die Missionare völlig unschuldig seien, die Grundherren aber, von welchen sie das Land erworben, das Recht haben sollen, unter gewissen Bedingungen die Missionare nach einer dreimonatlichen Kündigungsfrist von dem Grund und Boden zu verjagen, den sie seit bald 30 Jahren inne gehabt und zwar auf Grund eines Kontraktes, der ihnen — wie bisher jedermann überzeugt war — das Landstück in ewige Pacht gab. Von Sachkundigen wird die Wichtigkeit und Gültigkeit des Richterspruches in Betreff dieses Punktes so stark bezweifelt, und für alle Kaufleute und Missionare, welche in China Grundbesitz erworben haben, ist derselbe von so großer Wichtigkeit und Tragweite, daß man wahrscheinlich noch an den Geheimen Rath (Privy Council) der Königin wegen dieses Punktes appelliren wird.“

Millions-Zeitung.

Japan.

Dem „Globe“ entnehmen wir Folgendes: „In Sapporo oder Sapporo ist eine japanische Ackerbauhochschule errichtet worden, die aus vier großen zweistöckigen Gebäuden besteht und mit einem zoologischen, botanischen, geologischen und Ackerbau-Museum verbunden ist. Sechzig Studenten

werden hier auf Kosten der Regierung ausgebildet, müssen sich aber verpflichten nach Beendigung ihrer Studien in den Dienst der Regierung zu treten und für den Aufschwung der Agrikultur auf der Insel Jesso Sorge zu tragen. Der Unterricht erfolgt in deutscher und englischer Sprache, dauert 4 Jahre und erstreckt sich auf

Landwirthschaft, Rationalökonomie, Chemie, Botanik, Geologie etc. Die Church Missionary Society hat sich bereits des Dito bemächtigt und unter den Studenten Proselyten gemacht.“ Die Sache verhält sich so: der amerikanische Vertreter der Alford-Schule, Herr Clark, las mit neuen Uebersetzungen die Bibel, mehrere lehrten sich und auf Herrn Clark's Bitte kam der bucherisch-mittelbedürftige Leut. M. S. Harris aus Hakodate und taufte am 2. Sept. 1877 sieben dieser Uebersetzten und zwei Tage darauf noch einen, wieder ein anderer wurde am 14. August in Tokio, die übrigen am 2. Juni 1878 getauft. Im September desselben Jahres kam der englisch-schottische Miss. Dening nach Sapporo und lernte diese sieben jungen Leute kennen. Ihrer 17 an der Zahl kamen sie so oft als möglich in sein Hotel zum Bibel- und Bibelstudium, darunter ein gewisser Jeto, den Dening schon am 2. August 1876 in Gegenwart von Hrn. Clark und zwei anderen Professoren getauft hatte. Am 22. September taufte er wieder einen jungen Mann, namens Urato. „Diese Heier. schreibt er, war für mich eine tief ergreifende. Wenn ich an meinen ersten Besuch vor 2 Jahren denke, als Jeto, der Erstling, getauft wurde, und mir vergewissere, daß jetzt nicht weniger als 18 junge Männer, lauter ausgewerkte, gebildete Leute, welche Muth haben, einst einflußreiche Stellungen einzunehmen, den christlichen Glauben bekennen, so

schäme ich mich tief der Tage, wenns dahin welcke durch mich glauben bewirkt gewesen und“ Von den 16 nicht von ihm selbst getauften sagt Miss. Dening: „Diese 16 haben sich nicht zu einer Gemeinde organisiert, sich auch keiner Kirchengemeinschaft angeschlossen. Sie sagen, sie seien in einer Ausnahmestellung, da sie so lange sie in der Anstalt seien, keine Erlaubniß hätten öffentlich zu den Heiden zu predigen, und da in Sapporo kein Missionar wohne und sie überdies noch 1 oder 2 Jahren ihre Studien beendigen und die Bewirthschaftung verschiedener Güter übernehmen werden, halten sie es für's Beste einstweilen sich an den gelegentlichen Besuchen irgend welcher protestantischer Missionare genügen zu lassen und mit ihrem Anschluss an irgend eine bestimmte Denomination zu warten, bis sie selbständig geworden.“ Dagegen findet sich im Bostoner „Miss. Herald“ ein Brief einer dieser jungen Leute an Hr. Clark, wo es u. A. heißt: „Am 2. Juli 1878 organisierte Miss. M. S. Harris aus Hakodate eine Gemeinde in dieser Stadt und nahm 17 von uns als Mitglieder auf.“ Wie diese Angabe mit dem Obigen zu vereinigen ist, wissen wir nicht. Da Miss. Dening erst im September nach Sapporo kam, hätte er von jener Gemeindebildung doch hören müssen.

— Am 28. März nahm der amerik.-methodist. Miss. Davison 44 Personen in die Gemeinde zu Kagoshima auf der Insel Kjusiu auf.

— In Okajama, einer Stadt

von 25 000 Einwohner, 35 Stunden von Kobe wurde am 2. April d. J. der erste öffentliche Gottesdienst in einem Hause gehalten, das dem Christenamt gehört und von diesem den amerikanischen Missionaren für den Anfang eingekauft worden war. 75 Japaner waren anwesend; der Gemeinverwalter hatte 3 seiner Kinder dazugeführt, auch 2 kleine Bräute, welche zu waren gekommen. Die Predigt über Jesu Weisheit mit der Samaritanen wurde von einem jungen Japaner Sada gehalten; doch der Vortrag war ohne Wirkung, sonst alles gelungen. Am 27. wurde eine Sonntagsschule eröffnet mit über 40 Schülern. Christenlich hatten die Missionare sich ein Haus in schönster Lage vor der Stadt. Dr. Perry, der Missionar, und überall mit offenen Armen empfangen.

Indien.

Von den Leipziger Missionaren sind im vorigen Jahr 1089 Weiden und 207 Christenlinder verkauft, 261 aus anderen Gemeinchaften, namentlich Katholiken, aufgenommen worden, so daß das Gebiet dieser Mission auf 14 Hauptstationen in 421 Ortshäusern jetzt 10 872 Gläubige zählt.

Die Traktatgesellschaft im Pandischab hat v. J. 98 Bücher und Anführer bereit gegeben, 37 Kopisten beschäftigt, 14 Bibliothekare recht gerechnet, und für verlorne Bücher 14 500 Rupien darunter 1500 für Bücher in den Landesprachen, eingezeichnet, mehr als je zuvor.

— Die englischen Missionen in

Drifsa haben 6 Kirchen, 10 Kapellen, 12 Stationen, 982 mündige Gemeindeglieder, 1140 Schüler, 2088 Personen, die sich zur Mission halten. Im letzten Jahr wurden 87 getauft. 1861 war die Zahl der Gemeindeglieder 333, dann 1869 betrug sie 319 und 1874 also 482. Die Muttergemeinde (General Baptist) in Enlbad zählt 24 000 Mitglieder. — Außerdem haben die amerikanischen Predigten in Drifsa eine Mission. Neulich haben sich 211 - 300 Familien an sie angeschlossen.

— Die schottisch-irischen Missionare haben im v. Jahr 15 erwachsene Santals mit 28 Kindern, in Tibalna 27 Erwachsene und 40 Kinder getauft, und Anfang dieses Jahres hat der evangelische Weiland David John Macdonald in Bombay 18 Personen aus 3 miteinander verheiratheten Familien getauft. In Puna wurde die erste Erhebungsschule dieser Mission am 16. Mai in Puna geöfnet, doch konnte das Feuer nicht gelöscht werden. Mehrere Kirchenanbaue in der gleichen Stadt sind wohl von den Verschwörern niedergebrannt worden.

— In Madras wahlte seit 6 Jahren der englisch-irische Miss. Goldsmith unter den Muhammedanern. Er hat sich ein Haus im muhammedanischen Stadttheil (Diplan) gemietet und in dem Hof desselben eine Aue anbringen lassen, so daß er von seiner eigenen Veranda aus zu einer geschlossenen und doch jedermann offen stehenden Versammlung reden kann.

Deficere werden hier auch Lectüre und Disputationen in englischer Sprache für die jungen gebildeten Hindus erhalten. Ein freischotischer Miss Alexander, der einmal hieran theilnahm, versichert aber, es würde bei dieser sog. dreifachen Missionsarbeit nicht viel herauskommen, wenn nicht durch die gründliche Schularbeit, wie eben die Schotten sie treiben, vorzuarbeiten wäre. Diejenigen Gebildeten, welche bloß in religionslosen Regierungsschulen gelernt haben und die Uebel nur vom Hören sagen kennen, haben kein richtiges Verständnis und kein Heilbedürfnis, während die in Missionsschulen Erwachsenen doch schon einen ganz andern Geist haben, selbst wenn sie das Heidentum vertheidigen. Wie gut, daß auf allerley Wege missionirt wird!

— In der Gegend von Bellary hat der Londoner Miss. Revue im v. J. 1870 Tote auf der Krebserkrankung umgebracht und 216 Säuugl. Töchter und Kleink. befreit, zum Theil auch Almosen unter die von der Hungersnoth Betroffenen ausgespeist.

— Der Brahma Samadisch zählt (nach der Civil and Military Gazette) 149 Gemeinden: 20 in Kallutta, 54 in Bengalen, 7 in Anant, 3 in Triboua Karpur, 7 in Dehar, 2 in Drissa, 8 in den Nordwest Provinzen, 1 in den Central Provinzen, 1 in Bandhab, 3 in Einbh, 3 in Gudscherat, 6 in Benhar, 6 in Midras. Von diesen besitzen 44 Wanders d. h. Rajaputen, 14 verschiedene Geschlechter dienen dem Sa-

madich: 6 englische, 9 bengalische, 1 Hindi., 1 Trija und 1 anglo-martanische.

— M. J. Wade und Dr. Downes von der englisch-lit. Ges. in Kalkutta haben zu infolge der Hungersnoth verwaiste Kinder aufgenommen. Die Gesellschaft hat 10 000 R. vom indischen Hungerfond ihnen zur Verfügung gestellt und M. J. Downes mit Frau aus Mitteln nach Kalkutta zur Ausbilde geschickt. Auch wird ein pauper Art gesucht der dem überarbeiteten und krankenden Dr. Downes unter die Arme greifen könnte.

— Im Januar machten Miss Calcy und N. Harbort mit dem evangel. Geistlichen Juy einen Besuch in Mollawu bei den durch den schreckl. Vater bekehrten Ariens in den Bergen von Trankanler. Sie wurden mit freudensichigen empfangen, taufte 29 Erwachsene und mehrere Kinder, segneten einige Eben ein schickten Strengkeiten zc. Miss. Calcy soll sich in Zukunft dieser einsamen schrecklichen Berge wohnen annehmen, die durch den Tod ihres Vaters Vater sehr betrauert worden sind.

— Aus dem Vandschab sendet Miss. Bateman einen interessanten Reisebericht. Von Harowal (S. Miss. Mag. 1876 S. 863) sagt er, es sei da „wie ein Geruch des Heides, das der Herr gesegnet hat“ (1 Mos. 27, 27) und erzählt dann mehrere schöne Züge von diesem Ort, wo vor einigen Jahren mehrere Mubammedaner getauft und ein schönes Kirchlein gebaut wurde. Da ist z. B.

der Aufseher des nicht weit vom Kloster gelegenen Meschaufes, ein Araber, der früher als Soldat dem Nabatidscha von Kadmah die sie dann Zalk wurde und nun ein Christ. Einmal kam medan der Zalk hatte ihm vor Jahren gesagt, das Christenthum sei die wahre Religion; lange nachher hatte er einen Traum der ihm das Gleiche sagte, worauf er ein Bild des Herrn Jesu und einer Maria kaufen wollte, um es anzubeten, so kam er nach Zalk und traf mit Jomah und den Zalk, ertheilt von einem andern Araber Christen hat 4 M. hat jener Aufseher gesagt, er habe eine vollständige Sammlung bildlicher Bilder, deren Sam er bald gefast hatte endlich wurde er gekauft.

Creolen.

Neukaledonien Ueber den „Kanaka Aufstand und seine Ursache“ schreibt der katolische Missionar Lalle in den „Katholischen Missionen“ „Unsere Creolen sind fast unerschrocken und trotz der Aufregung ihrer Angehörigen und Verwandten treu geblieben. . . Als ließen denn aber die Ursachen dieser schrecklichen Empörung“. Die Creolen des Nachbarlandes Australen meinen den Kanaka Aufstand schrecklichen Ursachen bei. Und ganz so kanakischen Landes durch die französische Regierung, Aufregung wurde Erregung, Zerstörung ihrer Grabstätten und ihre Familien, Zerstörung. Auf man vermuthet, Zerstörung der den Unterhaltungen schuldigen Personen, der Aufregung.

mas der Commandantur, Kreolen gewinn: Unterhandlung mit anderen Worten, man beschuldigt die Regierung, die Verwaltung und die Kolonisten. Die plumpen Zeichnungen der uns selbst (die katolischen Missionen) in Missionen der Kreolen, Kreolen selbst, weisen diese Kreolen mit Entschiedenheit zurück. Doch enthalten ihre Angaben neben viel Wahrheit manche Uebertreibungen. Der wahre Grund des Aufstandes ist nach des Missionars Meinung der zivilisatorische und kulturelle Unterschied einer gewissen Zahl von Kolonisten und Kreolen. Die Kreolen haben sich empört, weil sie keine Christen sind, und daß sie keine Christen sind, verführen sie nicht die Missionare, nicht einmal die Kreolen, nicht aber der zivilisatorische und kulturelle Unterschied eines Theiles der Kolonisten und Kreolen. . . Schon 10 Jahre vor der französischen Besitzergreifung, im Dec 1873, landeten die Missionen auf Neukaledonien, während 15 Jahre vorangegangen mit dem Volk von Kanakischen mit wechselndem Erfolg. Und wie nicht gebrungen, bald wieder zurückgekehrt, bald wieder sich auf, ergriffen bald wieder vertrieben. Sie haben ihre Missionen verlassen, ihre Kreolen haben vertrieben, ihre Häuser und Kirchen zerstört. Jetzt sind Kanak, Kreolen, und mit 15 Jahren waren 1878 und 1880 begann der Krieg des Kreolenkrieger; fast alle Kreolen der Kreolen wurden getötet oder begannen das

Ratschamenat; sie „nahmen die Leidsbände“ d. h. auf lazarösch. Sie entschlossen sich dem Verbannt zu folgen und seine Lehren anzuhören. Die Todsyphe der Enklasse folgte diesem Beispiel und die Leidsyphe war entschieden aus demselben Wege. Wer hat nun auf diese bei letzten Hoffnungen vernichtet? Wer hat die gaulige Strömung, die sich auf der ganzen Insel zeigte, aufzuhalten? Ich wiederhole es: der gottlose und antichristliche Verfall eines Theiles der Kolonisten und Kreanten. Die Einen stießen sich der Befreiung in den Weg auf die Eingeborenen zu ihren schmerzlichen Leidschaften zu gebrauchen zu können. Andere sahen es die Kreanten als Sklaven zu betrachten, die man nach Willkür plagen und mit Fesseln überladen darf. Noch andere stellten sich aber auch aus direktem Hass gegen die Religion in den Weg. Man will die katholische Kirche

erst durch die Vuzzerweiterei und nachher durch den Freimaurerismus zerstören. . . Die Freunde des Christenthums in Neukaledonien müssen an ihre Kräfte klagen: auf sie ruht die Verantwortung der letzten Verzweiflung!

Was den Zustand selbst betrifft, so geht es schon in einem Teilrathen vom 12. März dieses Jahres. Der Zustand ist sehr verheerend. Die letzten aufständischen Elemente haben sich unterworfen.

Nei gainea Im März dieses Jahres hatten die 3 Londoner Missionare in Zedé, welche 40 Eingeborenen als Patzleren. Ten diesen sind inzwischen mehrere im Nichter gestorben, und leider auch drei kreantische Kreanten von einem heftigen Brande getödtet worden. Sogar die Kreanten, welche im März dieses Jahres im Nichter gestorben, und deren die Eingeborenen gedenken!

Bücherkammer.

Von einem Weberknaben, aus welchem ein herrlicher Mann wurde, Vilin und Wilei von Trod Lenzstene. 7te. nach dem Englischen Hais. Verlag von J. F. Zeyher 1871.

Schon wieder eine Prognose Lenzstene! Was in der That, was kann man Erhebendes lesen oder der Angenehm Veredelndes zum Maier vorkommen, als das Müssen und Wollen, das Reden und Streben, das Dienen und Leiden eines wahrhaftigen Mannes? Dieser erste Band 211 S. erzählt die Geschichte des großen Reisenden, seinen eigenen Erfahrungen folgend, aber diese wie und

der Kaffeekeed nicht so! Vom
schonst gelegener Kaffeekeed,
an Brauware der fräner als
Soldat den Vaharadisa von
Sambur diente, dann sah er wurde
in einem Corridor Ein ruhame-
medan ider Kaffee hatte ihn vor
Jahren gelast das Christenthum
sei die wahre Religion Lange
nachher hatte er einen Traum,
der ihm das selbste sagte we-
raus er ein Bild des Herrn Jesu
und seiner Apostel lassen wollte,
um es zu sehen, so kam er nach
Sabore, wurde mit Jemadudiri
bekannt er sah von einem andern
einige Gassen, so 4 Meilen statt
jener Arbeitergesellschaft eine
velandische Sammlung von 100
Bilder, deren Zahl er bald ge-
sehen hatte, endlich wurde er getraut

Sacanen.

Neulaledonien. Ueber
den Kanakastand und seine
Ursachen" streicht der lateinische
Verfasser Late in den „Kritischen
Missionen". Ueber Christen und
fast anmalunster und trotz der
Kritikung ihrer Handgesessenen
und Buntverwandten treu geblie-
ben. Wo liegen denn aber die
Ursachen dieser schrecklichen Em-
porung. Die Uatier des Nach-
barlandes Australiens wegen den
Kanakastand folgenden Ursa-
chen bei Vertheilungnahme Kanaki-
schen Landes durch die Kanaki-
sche Regierung, Vertheilung ihrer
Länder, Verletzung ihrer Tra-
ditionen und ihrer Tabusätze,
Frauenraub, Annehmung anneh-
mer Arbeit, Vertheilung
der den Unterthanen schul-
digen Pensionen, der Abschlus-

mus der Commandanten, Neutrali-
täten gegen die Christen und so,
mit anderen Worten, man beschul-
digt die Regierung, die Vertheilung
und die Aktionen. Die
pletische Vertheilung, die uns
selbst die kanakischen Missionen
in Kanakien der Oberherren
geheißt und, weiser diese Väter
mit Canakien zu. Doch ent-
halten ihre Kanaken neben viel
Kanakheit manche Ueberrebranz.
Der wahre Grund des Kanak-
stades nach des Vertheilung
der kanakischen und der kanakischen
Werke einer gewissen Zahl von
Kolonisten und Ueberrebranz.
„Die Kanaken haben sich
empört, weil sie keine Oberherren
sind und daß sie keine Oberherren
sind vertheilten während der
Missionen, nicht einmal die Ue-
berrebranz, noch, aber der kanakische
und der kanakische Werke einer
Therapie der Kolonisten und Ue-
berrebranz. Schon in
Jahre vor der französischen Ver-
theilung im Dec 1843, lan-
den die Kanaken auf Neulale-
donien, während 15 Jahren saßen
sie mit diesem Volk von Kanaki-
balen mit kanakischen Werken.
Volk zur Kanak geworden, bald
wieder zurückkehrend, bald sie ind-
lich aufgenommen, bald wieder
vertrieben. Sie sahen ihre Ue-
berrebranz seitdem ihre Ue-
berrebranz vertheilt ihre Ue-
berrebranz einzeln, und
Kanak, Kanak, Kanak. Aber sie
hatten nicht und nach 15 Jahren,
gegen 1858 und 1860, begann
der Krieg der Oberherren und
die Ueberrebranz der Ue-
berrebranz ober begonnen das

Katechumenat, sie „nahmen die Leidsbinde“ d. h. auf kanakisch, sie entschlossen sich dem Missionar zu hängen und seine Lehren anzuhören. Die Zahl der Ektisten folgte diesem Beispiel, und die Kordipite war erlaubten auf demselben Wege. Wer hat nun an diese herrlichen Hoffnungen verachtet: Wer hat die günstige Stimmung, die sich auf der ganzen Insel zeigte, ausgenutzt? Ich wiederhole es: der gottlose und unheimliche Geist eines Theiles der Kolonisten und Beamten, ... Die Einen stellen sich der Belohnung in der Hölle, die Eingebornen zu ihren schmerzlichen Leidenenschaften mißbrauchen zu können; Andere lieben es, die Kanaken als Sklaven zu betrachten, die man nach Gurdanken plagen und mit Kröten überladen darf. Noch andere stellen sich aber auch auf direktem Wege gegen die Heiligen in den Hölle... Man will die katholische Kirche

erst durch die Lüge der Keterei und nachher durch den Aemantentempel eisenen. ... Die Feinde des Christenthums in Neukaledonien zeigen an ihre Leiden, daß sie auf sie fällt die Verantwortung der letzten Ereignisse.

Was den Zustand selbst betrifft, so hieß es schon in einem Telegramm vom 12. u. 13. dieses Jahres: „Der Frieden ist verloren.“ Die letzten aufständischen Stämme haben sich unterworfen.“

Neuguinea. Im Anfang d. d. Jahres hatten die 8 Londoner Missionare in Südost-Guinea 40 Südsee-Christen als Mitarbeiter. Von diesen sind inzwischen mehrere am Fieber gestorben und leider auch drei sammt ihren Frauen von einem heftigen Malariafieber befallen worden, lediglich um ihrer wenigen Habseligkeiten willen, nach denen die Eingebornen gelustete!

Bücherleben.

Von einem Weberknaben, aus welchem ein berühmter Mann wurde. Leben und Wirken von David Livingstone. Frei nach dem Englischen. Basel. Verlag von C. F. Spittler. 1879.

Schon wieder eine Biographie Livingstone's! Was in der That, was kann man Erhebenderes lesen oder der Jugend Beredenderes zum Maßstab vorhalten, als das Ringen und Sinnen, das Leben und Streben, das Dienen und Leiden dieses wahrhaftigen Jüngers Jesu? Dieser erste Band, 211 Z., erzählt die Lebensgeschichte des großen Reisenden, seinen eigenen Schilderungen folgend, aber diese hier und

da auch aus anderen Quellen ergänzend, bis zum Jahr 1863. Ein zweiter Band soll die Geschichte zu Ende führen. Der Ton der Erzählung ist populär, gemüthlich. Auch wer keine großen geographischen Vorkenntnisse besitzt, wird das Buch mit Nutzen und Genuß lesen. Gerade für solche scheint es bestimmt zu sein. Der sehr geringe Preis wird es manchen zugänglich machen, denen vollständigere und gelehrtere Werke verschlossen sind.

Kalala, Prinz, König und Sklave. Scenen aus dem Leben in Central-Afrika von H. M. Stanley. Für die deutsche Jugend bearbeitet von E. Mannheim. Leipzig, Verlag von Ferd. Hirt und Sohn. 1879.

Wenn wir dies bereits in mehreren Sprachen und in zahlreichen Auflagen erschienene Buch des weltberühmten Reisenden im Miss.-Mag. anzeigen, so hat das nur den Zweck, christliche und missionsfreundliche Eltern, Erzieher und Jugendfreunde auf dasselbe aufmerksam zu machen und es ihnen zu empfehlen als ein vorzügliches Mittel, in den jungen Köpfen und Herzen, die ja doch nun einmal die Wahrheit kaum anders als in der Dichtung Schleier zu widerlegen wissen, das Interesse für und die Bekanntschaft mit Afrika zu wecken und zu fördern. Die abenteuerliche Geschichte ist zwar erfunden, aber die einzelnen Schilderungen, Reisen, Kämpfe, Erlebnisse u., aus denen sie sich zusammensetzt, sind eben doch der Wirklichkeit entnommen. Was es mit der Sklaverei in Ostafrika auf sich hat, wie unglücklich das Heidenthum die Menschen macht, wie die Schwarzen aber eben doch auch Menschen sind und zwar Menschen mit den gleichen Gefühlen und Bedürfnissen, wie wir sie haben, das wird hier mit den sprechenden Farben, wie sie nur einem Augenzeugen zu Gebote stehen, den Lesern vor die Augen gemalt. Die deutsche Uebersetzung oder eigentlich Umarbeitung ist vortrefflich. Nur hier und da hätten wir gern noch eine Anmerkung, Erklärung arabischer Ausdrücke u. beigefügt gesehen. Die Bilder sind prächtig. Eins derselben finden unsere Leser in dieser Nummer wieder.

Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur. Auch eine Kulturkampfstudie. Von Dr. Gustav Warnock. Göttersloh. G. Vertelsmann. 1879.

Dr. Warnock hat uns hier mit einer neuen, aber keineswegs nur so über Nacht gereiften Frucht seines Fleißes überrascht. In

ebenso sachkundiger als unparteiischer Weise schildert er zuerst das
 Verhältniß der Mission zur Natur, d. h. er geht an einer
 Menge von Beispielen und aus einer Reihe der unwerthigsten
 Gründe, daß die verachtete christliche Mission, fast ohne es zu be-
 achtigen, mehr für die physische, intellektuelle und moralische Be-
 lung der Heidenwelt gethan hat, als irgend eine andere Einrichtung;
 und dann behandelt er ebenso eingehend das Verhältniß der
 Natur zur Mission, d. h. er zählt auf, was die moderne Acker-
 Wissenschaft, Handel, Colonisation, Politik u. der Wille zu alles für
 Dienste geleistet, verschweigt aber auch nicht die Hindernisse und Ge-
 fahren, welche der letzteren vielfach aus der Verbindung mit jener
 erwachsen sind. Wer suchten die Veltine des inhaltreichen Buches
 vor allem jeuen blauen Heiden der Mission empfehlen, welche wie
 Dr. v. Helldorf, Adm. Mohr, Dr. Richter und viele andere ihren
 Gegner bisher zu sehr verachtet haben, um sich erst nach ihm zu be-
 schäftigen. Wenn die von Dr. Worned angeordnete Methode des
 Unterrichtes bei ihnen eingeführt werden sollte, so ist wahrlich
 Hoffen und Muth an ihnen verloren! Aber auch Missionare können
 viel, sehr viel aus diesem Buche lernen. Ertlich wird ihnen die
 tiefsinnige und weittragende Bedeutung ihrer oft so beschwerden und
 unbefriedigten Arbeit daraus erst recht zum Bewußtsein kommen,
 dann dürfte es für viele eine Erleichterung sein, ihr einmal zusam-
 mengesetztes zu sehen, was durch all die verneinten Missionen-
 ungen ganz abgesehen von den rein geistlichen Früchten — doch
 schon zu Stande gekommen ist, und endlich werden sie auch manche
 Fehler, die sie gemacht, manche Unseugkeit, manche Uebertreibung
 hier aufgedeckt und in wohlwollender Weise lernen können. Feind
 und Freund wird zugeben müssen, daß die hier gelassene Missions-
 apologetik einer- und die gegen den modernen Kulturanthropismus ge-
 führte Polemik andererseits sich streng in den Grenzen der Wahrheit
 und Gerechtigkeit gehalten und der Verfasser es verstanden hat et
 ab iusto doceri. Die genaue Darstellung, wie überhaupt
 die zahlreichen Anmerkungen sind eine werthvolle Beigabe. Nicht
 hätte der Verfasser sein Buch zum Doppelte vermehren können,
 Vieles hat er ungesagt gelassen. Aber die rückwirkende Kraft der
 Mission, die Völler die Verbreitung geographischer und ethnogra-
 phischer Kenntnisse u. der Heimat, aber die Wirkung iberischer
 Interessen, über die Anregung zur Auswanderung, wie sie von un-

stet Missionärliteratur und von beimgelernten Missionaren ausgeht, aber die Bekanntschaft mit wohl heimatliche Poetika und Diplomen ist den von Missionaren erhalten haben, ist nicht gesagt. Andererseits kann sich gezeigt werden lernen, wie schon die europäischen Missionare an sich für sich, z. B. der West indischer Missionar Franz v. A. Weiss ausgeht, 1768 schickte auf die Westindien, deren Missionen sich ja je nach je weiter und enthalten, wirken müssen. Auch im Einzelnen hatte vieles bemerkt werden können, z. B. die vielfache Anregung, welche z. B. vom Papst Missionar Dr. Garen auf die Gütern des öffentlichen Redens in Bengalen bis auf der Kirchen Luthers geht worden ist. Welche Ausdehnung hatte sich das bei einem Jahr erdachte Leben Dr. 23. Jahre gelehrt. Aber wir danken so dem Verfasser, daß er sich eine kleine Selbstbeurteilung anferlegt hat und hoffen, daß man verdient das Werk das im vollen Maße anerkannt wird, wozu es bestimmt ist. Seine Thätigkeit, seine Sachkenntnis und namentlich die Geduld, mit welcher er sich den mit der Wissenschaft und andauernden Begegnen ihr Mangel zu Leide für sich nachweist und die Natur kann wieder und wieder vorant, wird schwerlich je übertreffen werden. — Was das Heftere betrifft so sind Papier, Ausstattung und Druck im Ganzen recht gut, nur einige Druckfehler werden störend, wenn z. B. Prof. Gerland S. 214 zum Priester gemacht wird, u. A.

Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit. Von drei Predigten von Emil Schirrandt. Miga Verlag von Alexander Smeda. 1872.

Diese Predigten sind kurz und gut, unregelmäßig und durchaus biblisch. Sie und da lassen sie erkennen, daß der Verfasser auch ein wahrer Herr, wie die Mission hat. Die Forderung derselben hat uns alle ein Graß aus der Heimat besonders gestreut; für eine eingehende Beschreibung von Predigtbüchern hat aber das Missions Magazin keinen Raum.

Ein Blick auf Indien.

Von Ch. R.

(Schluß)

3. Das Christenthum in Indien.

Fragen wir zuerst: Hat nicht eine der wichtigsten Religionen Aussicht, in der Zeit die allmähliche Herrschaft in Indien zu erlangen? Wird eine derselben dem Christenthum den Rang streitig machen? Der Brahmanismus ist keine Religion, welche nimmmt, er kann es seinem Wesen nach nicht sein. Es können wohl einzelne Hindoverordnungen noch in den Organismus des Staatesystems aufgenommen werden, aber dies hat mit dem kralmündigen Wesen nichts zu schaffen. Der Brahmanismus kann keine Propheten schaffen, selbst wenn er es wollte. Er ist weit davon entfernt, in fremden Ländern seine eigenen Religionsbücher, die Vedas, in Uebersetzungen oder Originaltexten zu verbreiten; verbreitet er doch seinem eigenen Volke das altindische Wesen und Herkommen derselben. Dem orthodoxen Brahmanen sind seine Religionsbücher so heilig, daß sie nicht durch Druckeichdrücke entweicht werden dürfen. Erst christliche Gelehrte haben die Vedas drucken lassen und herausgegeben; der großen Mehrzahl der Hindus selbst waren dieselben sonst für immer eine unbekannte Größe geblieben. Der Brahmanismus muß mit der Zeit untergehen. Mit seiner religiösen Lehre sind so viele wissenschaftlich falsche Begriffe verknüpft, z. B. falsche Vorstellungen über die Gestalt der Erde, über den menschlichen Organismus u. dergl., daß die einfachste Schöpfungsgeschichte — im angeführten Saal der erste geographische oder naturwissenschaftliche Unterricht, ohne die Reife des Christenthums, die Grundzüge des Brahmanismus erschüttern muß.

Eben so wenig wie der Brahmanismus ist der Parsismus, der seinem Ursprung nach dem ersteren so nahe steht, eine missionirende Religion. Ihre Bekenner gehören zwar zu den reichsten, wohlhabendsten und gebildetsten Einwohnern Indiens; aber sie können keine Proselyten machen. Ein Mensch muß entweder als Brahmane oder als Parsi geboren sein; keine Macht der Welt kann ihn zum einen oder andern umschaffen.

Dagegen war der Buddhismus bei seinem ersten Auftreten in Indien eine in hervorragender Weise missionirende Religion. Daher hat er sich auch ausgebreitet wie keine andere Religion vor und nach ihm. Aber sein Missionseifer hat jetzt aufgehört, seine Philosophie sich in Aberglauben aufgelöst, und überdies ist er zu wenig eine wirkliche Religion. Der Buddhismus scheint nur theilweise mit Gewalt aus Indien vertrieben worden zu sein; er machte sich auf die Dauer von selbst unmöglich, weil die Hindus eben ein sehr religiöses Volk sind und eine wirkliche Religion nöthig haben. Nimmt man den Brahmanismus weg, so können die Hindus nicht wieder Buddhisten werden; sie müssen Moslems, Theisten oder Christen werden. Allerdings gibt es auch solche Hindus, die sich mit europäischer Civilisation und Bildung ohne Christenthum begnügen; wir meinen das junge Kalkutta, Madras und Bombay, das sich auf seine religionslose Aufklärung etwas zu gute thut. Aber sie machen die wahre Bevölkerung Indiens nicht aus; die Menge wird sich nie zufrieden geben mit bloßer europäischer Bildung oder mit den negativen Resultaten einer fälschlich so genannten Wissenschaft.

Der Jolam läuft in der That an manchen Orten dem Christenthum den Rang ab. Die Einfachheit dieses Glaubens zieht besonders unkultivirte Völker an; daher seine beständigen Fortschritte in Afrika. Aber sollte der Missionstrieb der Christenheit nicht denjenigen der Moslems übertreffen können? Was die „Theisten“ anlangt, so bilden sie eine Zwittererscheinung, die an die religiösen Zustände der römischen Kaiserzeit am Anfang unserer Zeitrechnung erinnert. In den oberen Schichten der Gesellschaft zerlegen sich allmählich die Religionen, und man macht sich eigene Glaubensansichten zurecht, indem von der einen Religion dies, von der andern jenes Stück hergenommen und zu einer neuen Mischmasch-Religion zusammengebraut wird, die eben meist weder Fisch noch Fleisch ist. Viele der fähigsten Köpfe in Indien sind jetzt sogenannte Theisten, die den

Wohnen an ein höchstes Leben gegenüber der Gottesleugnung einer-
 und der Sagenwelt andererseits feinhaken wollen. Sie nennen
 daselbe Brahma, betreten es aber als personlichen Gott, an den
 man seine Gebete richten darf. Manas in jeder größeren Stadt
 ist ein Samadhi, d. h. ein Verein solcher Leute. Man ist aber ein
 solcher Samadhi ganz indel, so geschieht, was in Indien das Ge-
 wöhnliche ist, er zertheilt sich in Unterabtheilungen, die einen grän-
 den ihren Schauern auf die Beden, andere verwerfen die Beden
 theilweise, wieder andere ganz. Selbst bedeutende Führer dieser
 Bewegung, wie Kischnu Tschander Sen, Kananad Saraswati
 u. d. m. vermögen es nicht, alle indischen Theilen zu einer
 Religionsgemeinschaft zusammenzuschließen.

Das Christenthum ist es, das schließlich über den Trümmern
 der anderen Religionen den Sieg in Indien behalten wird. Es hat
 gerade in diesem Lande besondere Aussicht darauf, weil es hier
 wichtige Anknüpfungspunkte findet. Vor allem in der Hinatth-

*) Ein Schüler dieses Mannes aus der Khatriga-Rasse, der erst
 23 Jahre alte Santragelante Kananad Khatriga, ist nach
 England gezogen und wurde die Jahr drei Jahre in Oxford aufge-
 nommen worden. Der Mann, mit welchem er den Khatriga und seinen Vor-
 urtheilen der Zeitgenossen entgegengetreten ist, verdient alle Anerkennung. Doch
 beruht es einen eigenthümlich - fast wie eine Satirische - wenn man
 hört, dieser geistige junge Hindu habe die Absicht nach seiner Rückkehr sich
 sofort wieder durch die demuthvolle Cerimonie des jama-maschanta in
 seine Kaste aufnehmen zu lassen - u. der Zeitgenossen so erst recht als ein
 Verräther unter seinen Landsleuten zu wirken zu können! Ist es nicht der
 Streich, aus welchem Reformatoren gemacht werden. Da war der Ueber-
 dieser ganze Bewegung, der 1774 Maharajah Pratap Singh Dohun Kana,
 der 1833 in Khatriga starb, doch noch eher ein bahnbrechender Charakter. Der
 jetzt 61 jährige Devendranath Tagore, der eigentliche Gründer des Abi-
 Khatriga Samadhi 1844, ist auch ein sehr einflussreicher. Kischnu Tschander
 Sen, der einst so kühn und entschieden auftrat, gibt sich jetzt, wo er schon
 über 40 Jahre alt ist, ebenfalls immer mehr als Hindu zu erkennen, wenn
 auch im Gewande einer bahnbrechenden Theologie. Wie konsequenter er in
 den ersten Jahren gehandelt und wie ausgebildet er erst nach und nach als
 „etwas Religiöser“ getreten ist, ist bekannt. Viele seiner früheren Jünger haben
 ihn nun verlassen und den sogenannten Zohar und Zohar geschildert.
 Der Zohar sagt: „Aber dürfen wir überzeugt sein, dass diese indischen
 Theorien in Indien ein christliches Werk sind, wenn sie auch nicht
 alle christlichen Lehren aufgenommen haben“ - eine Behauptung, zu der
 man wohl ein Fragezeichen wird setzen müssen.

beschaffenheit der Hindus. Schon früher war davon die Rede, daß die Hindus alle Seiten des menschlichen Lebens unter religiöse Gesichtspunkte stellen. In der That gibt es wohl kein Volk, das so religiös wäre, als das indische, keines läßt sich so gern belehren und ist so willig, eine Autorität anzuerkennen, keines bezeugt so viele Ehrfurcht vor Alter und Erfahrung. Allerdings herrscht Aberglaube, Unsitlichkeit, Unzuverlässigkeit, Stolz, Selbstsucht, Geiz u. s. w. gewaltig in Indien, aber nicht mehr als in anderen vom Geist des Christenthums noch nicht berührten oder wieder abgefallenen Ländern. Das Christenthum allein wird das tiefe, bis jetzt freilich sehr irre geleitete religiöse Bedürfniß der Hindus befriedigen können.

Das Christenthum hat überdies noch besondere Berührungspunkte mit indischen Religionsanschauungen, mehr als der Buddhismus und sogar als der Islam. Die Hindus sind z. B. gerne bereit, ihre Sündhaftigkeit anzuerkennen; sie geben die Nothwendigkeit des Opfers zu, sie räumen das Bedürfniß einer übernatürlichen Offenbarung ein, und ihre Inspirationslehre ist sogar noch ausgebildeter, als die christliche. Ihre heiligen Schriften sind nicht das Werk eines Geistes, wie der Koran, sondern sie sind in einem langen Zeitraum durch stufenmäßig fortgehendes Wachsthum entstanden, wie die Bücher unsrer Bibel. Die Hindus sind vertraut mit dem Gedanken einer göttlichen Dreieit, einer Menschwerdung und mit dem Bedürfnisse eines Heilandes, so verunstaltet diese Gedanken bei ihnen auch sein mögen. Sie glauben an die Eitelkeit alles Irdischen und behaupten, das höchste Wesen sei ein Geist, allmächtig und allgegenwärtig; ihr Bekenntniß lautet: „Gott ist Wesen, Gedanke und Seligkeit“, nur steht nicht dabei: Gott ist die Liebe. Die h. Schriften des Brahmanismus enthalten neben vielen unzulässigen Ausagen über Gott doch unter anderen folgende: „Gott ist der Heiligste der Heiligen, der Seligste der Seligen, der Gott aller Götter, der ewige Vater aller Kreatur; er ist das Leben in Allem, er ist der Unerfaßliche, der Schöpfer und Erhalter des Weltalls, der alte Weise ohne Anfang und ohne Ende.“

So ist das Christenthum doch in mancher Beziehung in Indien vorbereitet; aber nicht bloß innerlich im Geistesleben der Hindus, sondern auch äußerlich durch die Herrschaft der Engländer. Zu welchem Zwecke sind denn den Engländern die gewaltigen Länderstrecken Indiens anvertraut? Doch nicht, damit sie an ihnen politische,

soziale und politische Versuche zu stellen, damit sie ihren Handel erweitern und ihre politische Macht stärken, sondern damit jede Seele vom Kap Komoren bis zum Gangesgebiet erlöst werde, erleuchtet und zu Christo geführt werde. Wie sich freilich die indische Regierung zum Christenthum stellt, ist bekannt: sie will in religiösen Dingen neutral sein, ihre Schulen sind religionslos, ja, als vor einigen Jahren die englische Königin in Delhi als Kaiserin von Indien ausgerufen wurde, wurde bei der ganzen Feierlichkeit zum Erläutern der Hindus nicht ein einziges Mal der Name Gottes auch nur genannt, geschweige denn angerufen. Das Princip der Neutralität als solches kann man natürlich gar billigen. Herrscher sollen ihren Unterthanen keine Religion aufzwingen; die Engländer bieten daher zu Recht keinen Vortheil politischer oder sozialer Vorteile und unterscheiden sich dadurch vortreflich von Mikamnedemern und Katholiken, welche die staatliche Autorität mit der Macht des Sacerdotalen ohne Zehen zur Beförderung ihrer Religion mißbrauchen. Der Staat soll als Staat nicht in die Religion eingreifen, das hat die Christenheit zu thun. Es ist genug, daß die Engländer der Mission in Indien Raum lassen, nicht bloß dadurch, daß sie selbst nichts von Staats wegen dafür thun, sondern auch dadurch, daß sie dieselbe gewähren lassen. Im Einzelnen mag wohl von Missethat der Mission manches Hindernis in den Weg gesetzt werden, oft wird das Princip der Neutralität so ausgelegt, als müsse das Predikanten gegenüber dem Christenthum in Schutz genommen werden. Nichtredungen dieser Art sind im Mißbrauche. Max Müller wiederholt getreulich, z. B. 1855, S. 182, 1877, S. 24. Manche Engländer treiben dadurch, daß sie als Freunde des Kreises Christi wandeln, eine Art Gegenmission. Es sind aber solche öffentlichen Aergernisse jetzt in Indien viel seltener als noch vor 40 oder 50 Jahren. Die Eingeborenen können zu den Engländern nicht mehr sagen, so wie sie im Jahre 1616 zu Terni (dem ersten europäischen Gesandten, der Indien betrat) haben sollen, gesagt haben: „Christliche Religion eine Zornreligion, Christen trachten viel, Christen thun viel Zorniges, Christen schlagen viel, Christen mißbrauchen Acker etc.“ Jedenfalls sind die Umstände, unter denen in Indien missionirt wird, nicht hundertmal so gut für das Christenthum als sonst; verglichen mit der Zeit der römischen Kaiser, sind sie nicht besser zu nennen. Und muß man hinzusetzen — wegen Menschen hindernd oder fördernd

mitwirken, die Kraft des Evangeliums ist davon unabhängig. Im Ganzen aber nimmt die indische Regierung eine freundliche Stellung der Mission gegenüber ein (siehe Miss.-Mag. 1872 S. 30: „Urtheil der anglo-indischen Regierung über die evangelische Mission“); und dies ist auch billig; denn die Mission arbeitet der Regierung bei der Ueberwindung der ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten geradezu in die Hände, z. B. bei der Ueberbrückung der Kluft, die zwischen Herrschern und Unterthanen besteht, bei der Heranziehung eines gebildeten, zuverlässigen Beamtenstandes, bei der Auffuchung und Blosstellung von Mißbräuchen und Unsitten aller Art; die Regierung unterstützt andererseits die Geistesarbeit der Mission durch ihre Bildungsanstalten, denn Bildung thut den alten Religionsanschauungen Indiens großen Eintrag und unterhöhlt nach und nach den Bau des Brahmanismus: Gebildete Hindus sehen mit Verachtung auf den Götzendienst herab. So müssen Mission und Regierung einander gegenseitig helfen und ergänzen.

Was nun die Wirksamkeit der ersteren im Einzelnen betrifft, so dürften manche Leser des Missions-Magazins über dieselbe wohl besser unterrichtet sein als unser Gewährsmann, der Professor; wir beschränken uns im Folgenden deswegen darauf, einige Urtheile und Eindrücke desselben wiederzugeben, weil es doch von Interesse ist zu vernehmen, was ein in Indien vielgereiseter englischer Gelehrter über diesen Gegenstand zu sagen hat.

Das Erste, was ihm auffällt, ist der Umstand, daß in Indien das Christenthum seine größten Fortschritte unter Leuten der niedrigen Kasten und unter einigen lastenlosen Stämmen der Urvölkerung gemacht hat. Erst nach und nach — meint er — wird es seinen Weg in die oberen Schichten der Gesellschaft finden, gerade wie dies bei der ersten Verkündigung des Evangeliums durch den Herrn und seine Apostel der Fall war. Die Zahl der Belehrungen steht zwar noch in keinem angemessenen Verhältniß zu den Millionen Indiens. Aber Prof. Williams bezeugt doch, er habe bei seinen Reisen einen Eindruck davon empfangen, welche Wohlthaten Indien durch die Arbeit der Missionare aller Konfessionen genieße, mögen auch die sichtbaren Erfolge der Arbeit noch so beschränkt sein. Ja er sagt, die Rolle, welche die Mission bisher in Indien gespielt habe, könne man nicht vergleichen mit der Rolle, die sie einst im indischen Reiche noch spielen werde. Die europäischen Missionare werden

täglich mehr ein wichtiges Bundesglied zwischen Regierung und Vorkantonen; sie gemessen das Vertrauen vieler Eingebornen aus allen Städten und verdrängen oft das in Kolbrungen, was die Regierung bei ihrem Neutralitätsprincip nicht durchsetzen kann.

Hauptstück ist der englische Missionar Professor die Missionschulen. Das Beste, was von christlicher Seite geleistet werde in den Schulen gethan. Der erfolgreichste, wenn auch langsam zum Ziele führende, anscheinbare Weg, um Indien christlich zu machen, sei der der Missionschulen, in welchen den Kinderseelen durch die Missionare für Heiligkeit die wichtigsten Eindrücke und Lehren mitgegeben werden. Als in hervorragender Weise vorzuziehen werden gerühmt die große Lehranstalt der schottischen Presbyterie in Madras, die etwa 1.400 Kinder unterrichtet, und die Schulen der methodischen Mission in Fimereel. Hundert andere konnte man noch hinzusetzen. Auch die Schulen der Basler Mission in Margaher werden gelobt; sie seien von bedeutender Wirkung und großem Nutzen; die Lehrer derselben bewiesen große Hingebung und Aufopferung.

In einigen beherrschten Städten, wie Patnaes, sind die Missionsschulen beim Volke sogar noch beliebter, als die Regierungsschulen, obgleich man in den ersteren die Bibel leset und Religionsunterricht ertheilt, in den letzteren nicht. Weiterhin ist von der Bildung der Frauen in Indien die Rede. Alle Ehere geübte den hochberzogen Missionaren, die, wie Bischof Ziegen mit seiner Frau in Fimereel, durch Errichtung von Mädchenschulen Indien mit dem zu versehen streben, was es am nöthigsten brauche: mit guten Frauen und Müttern; Andere, wie Fr. und Fr. Voss, bilden Mädchen zu höheren Lehrkräften aus und verwenden sie dazu, in Indindien an verschiedenen Orten neue Missionspunkte der Erziehung des weiblichen Geschlechtes entstehen zu lassen. Das Ziel, das in dieser Richtung anzustreben sei, könne freilich nicht erreicht werden durch bloßes Predigen, Erziehen und durch Föderung der El. gesehe. Die Missionare müssen ihre Thundestade beständig um das indische Jerocho herumtragen, bis sich endlich seine Männer zu Jast kommen, bis sein inneres Leben der irdischen Lust des Jares sich entziehet und alles, was dazu gehöret, zu einem reinen, gesunden, wohlgeordneten christlichen Volksstamm sich umgestaltet. Und dies Jerocho sei der hässliche Heib, das Haus, des Jannileben, nicht der

Tempel, eint oder irgend eine andere Seite des öffentlichen Lebens. So lange es den geküßten und geküßten Armen, die aus der erlauchten Sprache rühmt sind, nicht ergeht, ist den eideckten Frauen und Mänteln in ihrem egeren Hause frei zu verbleiben, so lange wird das Ohr nicht mit, neigend in seiner reinen Form, nur geringe Fortschritte unter Hindus und Mahomedanern zu machen im Stande sein.

Die Einküßten, mit denen die Mäntel zu kämpfen, finden bei Williams eine gleiche Berücksichtigung. Die Mäntel, welche die Mahomedaner predigen, ist ja die Religion der Erklärer und hat daher auf wenig Liebe und Beifall von Seiten der Unterworfenen zu rechnen. Natürlich haben auch die Mahomedaner unter den Folgen der früher geübten gegenseitigen Entfremdung der Engländer und Hindus zu leiden. Nennen doch selbst fromme Engländer es kaum über sich zu gewinnen, ihrer Anzahltheil zu werden. Wenn ein hochgeachteter Brahmane Christ wird und sich entkleeht, mit Satopaten an dieselbe Tafel zu sitzen, so ist er auch in diejenige europäische Gesellschaft aufzunehmen, die seinen bisherigen Stande etwa entspricht; aber der Mahomedaner, ist stärker als das Verhättniß; wenige englische Familien, abgesehen von den Missionaren, werden nach einem solchen Befehlten selbst aus ihrer Klasse aufsteigen. Dagegen kommt es vor, daß gebildete Männer, die den Engländern an Rang und Bildung gleich stehen, von einem offenen Befehlten zum Christenthum dadurch abgelehrt werden, daß sie innerhalb der neuen Mission keinen angemessenen Lohn finden, in dem sie sich bewegen können. Wenn die Befehlten sich zur Taufe begeben, so sind sie sofort aus ihrer bisherigen Freundschaft und Gemeinschaft ausgeschlossen, und wenn dann keine Missionen mehr in der Nähe ist, so bietet ihnen keine andere Wahl, als allein zu leben oder mit Befehlten aus niedrigerer Klasse zu verkehren, mit denen sie nach jeder Weise von nichts gemein haben, als ihren Glauben, in vielen Fällen nicht einmal die Sprache.

Eine andere Schwachheit besteht in der Verneinung aller Befehlten: Williams hebt in dieser Hinsicht das Verfahren der Engländer als ein nachtheiliges Beispiel hervor. Dasselbe besteht darin, daß die Befehlten im Handel und in der Industrie unternommen nach dadurch in den Stand gesetzt werden, sich ihren Lebensunterhalt und eine unabhängige, menschenwürdige Existenz zu verdienen.

Von Seiten der Hindus selbst begegnet der Mission natürlich die größten Schwierigkeiten. Die Hindus sind stolz nicht bloß auf ihre Nationalität, sondern auch auf ihre Religion. Das Bestere liegt im Wesen dieser Religion: der indische Pantheismus ist ein hochschöner, anerkennendes und allumfassendes System, das sogar erklären kann, es löschte das Christenthum als eine Erscheinung des Universel Christus nicht aus, sondern ein und macht dasselbe eben deswegen einbezüglich. Ein bedeutender Hindu soll einmal gesagt haben: „Ihr Hindus haben nicht mehr, und zu befehlen, wir sind schon Christen und sind bereits mehr als Christen.“ Ferner liegen eigenthümliche Schwierigkeiten in dem geistigen Zustande der Hindus. Es gibt zwar Männer von fruchtbarer Weisheit in Indien, aber man kann sagen, daß der gewöhnliche Hindu ein so schwaches Gehirn, einen so ungesunden Appetit nach geringen Mitteln und so krankhafte Triebe und Vorurtheile von seinen Eltern erbt, daß er erst beinahe unfähig ist, die einfachsten Thatfachen aufzufassen und für sein sittliches Leben zu verwenden; er ist in der Regel unfähig, die Bedeutung derselben für sein tägliches Leben und Treiben zu erfassen. Dabei kommt in Indien der Mangel einer Geschichte, daher der Schwächheit, einen genauen, nicht übertriebenen und nicht verdrehten Bericht über irgend ein ganz geschichtliches Ereignis zu erhalten. Daher ist es auch so schwierig, einem Hindu davon zu überzeugen, daß die einfachen Beschreibungen der Abo, den ungeschriebenen Uebersetzungen des Ramajana eben durch ihre Natürlichkeit und Einfachheit weit überlegen sind.

Williamz spielt auch auf einige Hindernisse an, die im Betrieb der Mission selbst liegen, nämlich auf die eigene Zertheiltheit und Zusammenhanglosigkeit der einzelnen Missionen. Allerdings könnte er auf Grund seiner Reisen bezeugen, daß in der Regel Christen aller Denominationen friedlich zusammen arbeiten und im Kampf gegen den gemeinamen Feind ihre eigenen Meinungsverschiedenheiten in unwesentlichen Punkten vergessen. Als einzigen Grund sind aber in neuerer Zeit mehrere Erfahrungen hervorgetreten, welche Unverträglichkeiten sollten daran erinnern, daß es das Merkmal der ersten Christen im Kampfe mit dem Heidenthum war, daß sie sich gegenseitig so lieb hatten.

Natürlich ist es, daß ein Gelehrter auch an der wissenschaftlichen Bildung der Missionare einige Ausstellungen zu machen hat,

und noch natürlicher, daß der Zauber-Professor gerade auf seinen Vortritt den Magionaren eine bessere Vorwarnung macht. Den Magionaren wie den einzigen Beamten wird daher vergewarnt, sie kennen und studiren zu wenig die heiligen Bücher, auf denen die Religionen Indiens ruhen. Man müsse diese heiligen Bücher immer mehr von dem Standpunkt der von sie blutenden Wüthigen lernen, das sei eine gründliche Kenntniß des Zaubers nicht möglich u. s. w.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über die katholische Mission. Der größte Erfolg des Christenthums in Indien ist auf Seite der römischen Katholiken; dieselben ließen dem Hindu eine Art jüdisches Christenthum dar mit Vätern, Vätern, Symbolen, Processionen, Reliquien, Wundergeschichten und Heiligenlegenden, eine Form der Religion, wie sie dem gegenwärtigen geistigen Zustand der Hindus besonders zusagt. Der Krieger, der an der Spitze von Mahabar blüht, ist eine Reihe von Mahabharat, die meist von dem schmucken Thurne einer städtischen katholischen Kirche überragt werden; Zeugnisse der beinahe übermenschlichen Energie und Hingebung des großen Krieger. Das Innere dieser Stätten bietet freilich einen Anblick, der dem eines indischen Tempels ähnelt. Man enthält Bilder der Jungfrau Maria, die beinahe ebenso aufgezogen, gekleidet und auch verehrt werden, wie die Bilder der indischen Götter und Heiligen.^{*)} In jeder Provinz tragen sich die katholischen Kirchen dem Volk an. An Feiertagen sind sie festlich erleuchtet, man findet vor ihnen Feuerwerk und bengalische Fächer an, läßt Schreien und Ausrufungen hören, alles zur großen Belustigung der Bekehrten wie der Heiden.

*) Miss. Arthur erzählt, daß er einmal, als er nach seiner Gewohnheit einen ihm befreundeten Mann fragte, wie sein Gott heisse, eine außerordentliche Antwort erhielt. Nach längerem Zögern dann aber mit der Erklärung des heiligen Tempels, des Kriegers, des Mahabharat des Wogen heil, erschienen habe. Daß der Mann nicht für die ein Katholik und kein „Gott“ der Hindu, sein „Zuschauer“, war! Und als ich einmal einem indischen Richter, mit dem ich näher bekannt war, von Beschreibung und Niedertracht sprach, sagte er in schmerzlicher Verwirrung: „Alle Christen sind in die Hölle verdammt! Wie ich ihn darauf erkannt habe, rief er: „Nun in der Welt ist der heilige Katholik heilig, ich von keine andere, Kreuzer zu einem ganzen Ländel.“ Vor seiner Verwirrung sagte: „Nun mach du mit den Dingen da.“ Der erwartete Antwort erfolgte nicht: „Die heilige ich an, Herr.“ D. Red.

Die römischen Priester finden sich ihren Gemeinden dadurch sehr einzuwickeln, daß sie eine Lebensregel setzen, wie die jüdischen Mönche (Religionsclerus) und für die lebenden wie die geistlichen Bedürfnisse der Mehlreien sorgen. Diejenigen, welche aus Europa herüberkommen, geben den protestantischen Missionaren wenigstens in zwei Punkten ein gutes Beispiel. Sie begnügen sich mit einer ertöndlich geringen Ausbildung und sie denken nie (?) daran, wieder nach Hause zurückzukehren.

Das aber erkennt Williams an, daß der endliche Sieg des wahren Christenthums nicht auf die alten Missionen der protestantischen Kirche abgesehen ist; das große Werk der Christenheit, sagt er, werde vollendet werden durch ein Zusammenwirken geistlicher Missionen und menschlicher Missionen.

Nachdem hat auch der hiesige erwähnte amerikanische geistliche Prof. Warren de Lissu gerichtet. Es stand ihm fest, daß die Befreiung der Hindus mit dem Ganges und dessen heilenden Einflüssen das einzige Mittel zu ihrer nationalen Heilung und Wiederherstellung sei. „Mit besonderer Aufmerksamkeit und lebender Teilnahme pflegte er in seinen Jahresberichten die Missionen in Indien zu verfolgen und jeden Ersatz derselben ununterlassen zu verurtheilen. Mit Wohlgefallen erwähnte er das einmüthige Zusammenwirken der protestantischen Missionäre verschiedener Kirchen, welche vor dem gemeinlichen Gegner, dem Heidenthum, ihre sonstigen unverschiedenen Zwecken zu überwinden lassen und vergessen und in der Befreiung von Sünden, Erhaltung von Dürftigen, Verbreitung von Wissen und Wissen, in einander wetteifern. Er freute sich, daß gelehrte Brahmanen, wie Bannabhi und Boreh, in eigenen Schriften die Vedanta Lehre und die physischen Systeme des indischen Pantheismus bekämpften, daß der letztere den Verfall des ganzen Brahmanismus verheißt, wenn es nur gelänge, den geliebten Religionen die Systeme aus der Seele zu reißen u. s. w.“

Es freut uns, daß auch Dr. Dillinger, in seiner Eigenschaft als Freund und Redner des erwähnten französischen Dr. Lissu, diesem nach ein Zeugnis dafür abgelegt hat, daß unsere Missionen in Indien doch nicht vergeblich sind. Er sagt u. a. O. „Der große Zweck, das Brahmanenthum ist eingeleitet, die Welt, mit welcher der physische Pantheismus die Götter in den höheren Sinnen gebunden hielt, ist erschüttert; die tiefe

Begrenzung des Christenthums auf indischem Boden, die Vertreibung aus demselben, die Abzurechnung christlicher Heber gegenwärtig auf allen Lebensgebieten, die Zurechtung der Ervelung und europäischer Reue ist — das alles drängt mit unauflöslicher Gewalt auf den Hinduwismus ein und schiebt sich an, das feste Gefüge des Kastensystems, dieses so manchen Feindes europäischer Sitten und Religion zu sprengen. Die großen Weiserseelen ziehen nicht mehr solche Menschen voran an wie früher; schon haben sich theilweise Schulen, die der alten Ind. Weisheit nicht mehr die Huld schenken. Die Brahmanen, die britische, von dem Geiste christlicher Moralität getragene Gesinnung, deren Wohlthaten der Hindu doch empfindet — so vieles wirkt zusammen, das alte Hinduwesen gleichsam aus seinen Angeln zu heben und europäischen Andeutungen Platz zu machen. Die brahmanische Reformpartei, der sogen. Brahmo Samajisch, hat nun auch den Glauben an eine göttliche Inspiration der Vedas fallen lassen und erstreckt einer natürlichen efferbarungsreichen Überzeugung. Sie tritt als reine Religion auf, los ihre Tempel und Kapellen, deren schon 60 sein sollen, entzieht soziale Reservation, Abhaltung der ostentativen Zeremonien, der Kastenscheitern und Verbesserung des Lebens der Frauen. Auch Ganges Verehrung ist sie auf die Mittelklassen einer bedeutenden Einfluss. Man Wunder und einige Engländer stehen mit Hochachtung und Sympathie auf der Seite dieser Partei, ungeachtet der in derselben eingetretenen Spaltungen. Aber: on ne change rien en qu'on complait; man beschränkt nur auf, was man durch etwas Besseres ersetzt. Der indische Geist bedarf für Geist und Herz, eine selbständigerer Nahrung.

Dieses Gesagten hat Dr. Delinger nur zwei Fragezeichen beizufügen. Einmal bezweifelt er, ob dieser indische Geist, namentlich in den höheren Kasten, schon hinlänglich vorbereitet und disciplinirt sei, um die christliche Lehre verstehen und annehmen zu können. So viel er sehr, werde diese Frage von den geistlichen Männern *) des

*) In diesen gehört auch Dr. A. Purcell, der kürzlich in der „Lancet“ ganz entschieden gegen die Indische Mission protestirt, als ob Indien sich bereits in einem Uebergangszustand befinde, ja das Hinduwesen von großen „Rechtschritten“, die auf sich selbst und gegenwärtigen Wesen gemacht werden sollen, so fälschlichen Weise sehr charakterisiert. Er sagt dann, „denn er sich hauptsächlich auf seine eigenen Beobachtungen in Madras bezieht, daß zwar fast mehr als 50 Jahren alten Glauben, die darauf beruhen, des

Hinduismus verneint. „Aber wenn man bedenkt, wie das Christenthum in der alten Welt doch erst Wurzel fassen und sich verbreiten konnte, als diese durch Pellenismus und heilenistisches Judenthum hinlänglich dafür vorbereitet war; bedenkt, daß die analoge Verbesserung und Erleuchtung der indischen Welt durch den Augustinismus doch erst seit zwei Jahrhunderten“ ernstlich begonnen hat, so wird man ihnen zugestimmen geneigt sein.“ Im Blick auf das bereits

vorgedruckte englische Werk ist in zahlreichen Schulen und seit 20 Jahren in Madras sogar eine Unversität offen stehen, daß die Regierung sowohl als die Missionen sich sehr große Sammen auf ihre Schulen verwendeten, trotz allem und allem die Zahl derer, die in Madras graduirt haben, bis jetzt aber nur 11 betrage. Würden nun diese etwa durch Ablosung von Eltern auf die „nach des Lebens künftige Erbsinnung zu richten suchen, so wäre ein größerer Nutzen resp. Erfolg der europäisch-indischen Missionen zu hoffen. Es sei aber nicht der Fall. Von 536 Büchern, die im Jahre 1817 in der Provinzialstadt Madras erschienen, seien nur 16 von 14 der verlegt, die eine höhere europäische Bildung gereiften, darunter nur 6 Proben. Und was den Inhalt dieser 16 Bücher betreffe, so seien 7 davon ganz elementare Schulbücher, 5 ebenfalls elementare Werke juristischer Art, 2 handeln von Religion, 1 sei ein Gedicht an die Kaiserin und 1 ein höchst lachendes Lustspiel. Nach diesen literarischen Früchten zu urtheilen, hätte die Universität Madras ebenso gar nicht vorhanden sein können. Von den übrigen Büchern seien 225 teigosen Inhalts, meist Traktate gewesen. Mehrere Fabeln und Fabelthemen hätten die christlichen Missionare etwa 91 folle Bücher geschrieben die Fundus 97 und die Verkommenen 17. Mehr Madras seien 11 Bücher von Fundus und 1 von einem Muhammedaner, überdes ein Fundus Buch über Liebarmerlunde erschienen. Alles das werde der christlichen Art, an deren man auch keine Spur europäisch vorkommen. Einflüsse merke. Ebenso verhalte es sich mit 7 Büchern aber Anatomie oder eigentlich Astrologie. Unter allen 536 Büchern finde sich nur eines, das von der Geschichte eines außereindischen Landes handle, und das sei eine mahomedanische Geschichte der Türken! Die übrigen seien theils Schulbücher, theils billige und schlechte Ausgaben heiliger Schriften des Fundus und Moslems auch ein paar Sanskrit-Gedichte — alles ohne eine Spur von Wissenschaftlichkeit. Einige Bücher seien geradezu immorale den Fundus. So viel über die 536 Bücher welche im offiziellen Katalog der Regierung seien. Wie man nun aber in den indischen Bibliotheken herrscht, so finde man noch eine Menge von Büchern, namentlich aber Kalender aller Art, die nicht am besten Orte stehen, und die vom besten Abreglauben und althergebrachten Gewohnheit voll seien. Nach diesen Kalendern zu urtheilen, sei ganz Evident noch viel weniger der Wissenschaft astrologischer Gelehrsamkeit Tagewörter u. s. w., wor die oft so unbedachtigen Worte der Fundus verstanden wolle,

oben Gesagte und auch im Andenken an die neuerdings eingetretenen Massenübertritte in Südbindien können wir diesem Urtheil nicht so ganz beitreten, obgleich es wahr ist, daß gerade die höchsten Klassen der indischen Gesellschaft sich gegen das Christenthum am sprödesten und abschließendsten verhalten. Aber so war es auch in anderen Ländern und zu anderen Zeiten. Daß die Schriftgelehrten und Priester in Israel sich gegen den Nazarener erklärten, ist kein Be-

dei finde hier eine Erklärung. Dazu kommen Schriften über Wahrsageri, darunter eine Uebersetzung von „Napoleon's Book of Fate“. Manche „gebildete“ Hindus versichern uns zwar, daß der Hinduismus am Zusammenfallen sei, dabei tragen sie ihre Götzen- und Kastenabzeichen aber so dick und frisch an der Stirne, wie wenn sie die bigottesten Heiden wären, und „we ich vor 18 Jahren ein wenig Krugier in Betreff europäischer Wissenschaft und Literatur fand, da finde ich jetzt völlige Gleichgültigkeit. Ganz kürzlich haben zwei ganz gute Exemplare dieser Gattung von gebildeten Hindus glänzende Ansichten anderer Art geäußert, und sind religiöse Kacelen geworden — der eine hat eine Art Missionsgesellschaft gegründet, der andere zieht predigend von Ort zu Ort.“ Ferner zeigt Dr. Burnell, daß von den 1,095,445 Brahmanen in der Präsidenschaft kaum 900 im Dienste der Regierung stehen, die übrigen fast alle auf Kosten der 16,000,000 zählenden Mittelklassen leben, theils als Priester und Religionslehrer, theils in ähnlichen Stellungen. Alle diese Brahmanen seien weit davon entfernt, auf ihre Vorrechte zu verzichten und dasjenige zu begünstigen, was diesen Vorrechten gefährlich werden könnte. Bloß aus den niedersten Kasten finden Übertritte zu anderen Religionen statt; die höheren Kasten sind dagegen, weil sie dadurch oft ihre Feldarbeiter verlieren und weil infolge solcher Übertritte endlose Schwierigkeiten zwischen den Grundbesitzern und den Pächtern oder Frohnarbeitern entstehen. Aber auch die geringsten Kasten ahmen immer noch lieber die höheren Kasten nach, so viel ihnen das möglich ist, als daß sie sich den Europäern nähern würden. Dr. Burnell schließt mit der Bemerkung: „Es weist uns die Geschichte Südbindiens voraus, in die Folge einer Verdrängung mit Ausländern immer eine Neubelebung des Hinduismus gewesen. Ich brauche nur an die letzten großen Erweckungen im 14., 15. und 16. Jahrhundert, während der mohammedanischen Eroberung, zu erinnern. Daß eine neue Erweckung des Hinduismus schon angefangen hat, kann meines Erachtens kaum bezweifelt werden.“ Dieses nachherne Urtheil eines zwar nicht christlichen, aber doch unparteiischen Gelehrten gibt gewiß viel zu denken. Wenn dasselbe wirklich begründet ist, so dürfen wir wohl hoffen, daß der gedankwürdige Aufschwung des Hinduismus doch das letzte Aufblühen desselben vor seinem Ende ist. Jedenfalls ist aber das eine wie das andere ein Prozeß, der nicht in ein paar Jahren, wohl auch nicht in ein paar Decennien zum Abschluß kommt.

weis dafür, daß die Zeit etwa noch nicht erfüllt gewesen sei, und daß griechische wie römische Denker, Staatsmänner und Volksoberer das Christenthum als eine jüdische Sekte verachteten, verbandert uns doch nicht zu glauben, daß die römisch griechische Welt für den Empfang des Evangeliums vorbereitet war! Auch in Indien geht das Christenthum auf seiner Ziegebahn eben den Weg des Kreuzes, d. h. nicht von oben nach unten, sondern von unten nach oben — gerade weil es „von Oben“ ist.

Das zweite Bedenken, welches Dr. Tillingner auspricht und wofür er sich u. A. auch auf unseren Savabesavon Prof. Williams beruft, lautet also „Das Christenthum, welches die Missionare den Hindus diktieren, sei zu stark occidentalisirt, trage zu sehr die hauptsächlich englische Gestalt; in seiner primitiven, einfacheren, daher mehr orientalischen Gestalt würde es leichteren Eingang finden.“ Das klingt sehr plausibel, hat aber keinerlei praktischen Werth. Daß die Missionare ihr Möglichstes thun, den Hindus auch Hindus und den Fremden orientalisirt zu werden, geht aus eben ihren Berichten hervor. Daß es ihnen nicht immer gelingt, wird kein Menschenfeind, zumal kein kleiner Indier, ihnen zum Vorwurf machen. Wird jener Vorwurf aber gegen unser ganzes Christenthum gerichtet, so scheint uns der Fehler nicht darin zu liegen, daß dieses zu occidentalisirt geworden, denn auf einen Unterschied zwischen Ost und West kann es hiebei doch nicht ankommen. Daß aber unser Glaube nicht lauter, unsere Liebe nicht bristiger, unser Eifer nicht heftiger, unser ganzes Denken und Wirken nicht — christlich, nicht Jesus ähnlich genug ist — das bekennen wohl alle, denen an Nennen des wahren Gottes auch in Indien gelegen ist, zumal die daran unerschrocken, mit Begehung. Wir thun eben, was und so gut wir es können. Im Uebrigen bleibt uns nichts übrig, als zum Herrn aufzublicken und zu beten, wie schon Jungendorf in aller Emselt gethan:

„Hörst Du uns! Bist Du was Besseres, so ehre
und mach' aus uns keine und treffende Pfeile!“

Die Mission in den Augen der Welt.

12. Dr. Lenz über die Basler Mission in Westafrika. *)



Wie an zahlreichen Orten Westafrika's, so haben sich auch an der Goldküste bereits seit einigen Decennien Missionäre stationirt, und zwar ist es hier der Baseler Missionsverein, der sich einen nicht unbedeutenden Einfluß zu verschaffen gewußt hat; daneben haben sich noch Wesleyaner (sic!), eine englische, etwas (!) pietistische Gesellschaft, niedergelassen.

„Der Baseler Missionsverein ist eine nicht ungeschickte Verbindung von Handel und Missionsthätigkeit; ein Konfortium reicher Baseler Handelsherren (!) treibt seit langer Zeit einen lebhaften Handel besonders in Palmöl; ein Theil des jährlichen Gewinnes aber wird zu Missionszwecken verwendet. In Basel selbst befindet sich ein großartig angelegtes Institut zur Heranbildung von männlichen und weiblichen (!) Glaubensboten, die nach den verschiedenen Weltgegenden geschickt werden, besonders aber zu den Negern der westafrikanischen Goldküste. Selbst die zur Erledigung der kaufmännischen Geschäfte hinausgeschickten Herren sind, theilweise wenigstens, Zöglinge des Baseler Instituts und wirken im Sinne desselben.

„Vorstand des Ganzen (?) ist gegenwärtig ein Bremer, Hr. Rottmann, in dessen gastfreundlichem Hause in Altra ich einige angenehme Tage zu verbringen Gelegenheit hatte. Derselbe lebt bereits über 20 Jahre an der Küste und ist an eine Mulattin verheirathet, welche deutsch und englisch spricht und von der er einige reizende Kinder besitzt. Ein junger Verwandter dieser Frau, ein Hr. Zimmermann, gleichfalls Mulatte, hat sich längere Zeit in Süddeutschland aufgehalten und spricht gleichfalls ein gutes Deutsch; es machte mir aufangs einen eigenthümlichen Eindruck, von einem

*) „Die Goldküste in Westafrika“ von Dr. Oskar Lenz in der österreichischen „Monatsschrift für den Orient“, März 1879.

Näheren in ihrer Muttersprache angesprochen zu werden. Es konnte auch selten vor, und selbst in diesen deutschen Missionsanstalten ist Englisch die Unterrichtssprache.

Es ist schon mehr als 20 Jahre (nämlich 1821), daß die Baseler Missions-Gesellschaft an der Gesellschaft thaug ist, und es ist derselben auch gelungen, einen nicht unbedeutenden Einfluss unter den Eingebornen zu gewinnen. Von ihren Missionaren sind eine Menge gut eingerichteter Schulen errichtet worden, die stark besucht sind, selbst höhere Lehranstalten existiren, in welchen Neger zu Lehrern herangebildet werden und in denen sogar etwas Griechisch und Lateinisch gelehrt wird. Sehr eifrig wird Musik und Gesang gepflegt, und in jedem Schulhaus befindet sich ein Harmonium. Manere bestrebt sich in dem feuchten Klima des westlichen Aequatorialschmals nicht. Griechisch sind es meist geistliche Lieder, die angestimmt werden; um aber den Negern etwas mehr Abwechslung zu bieten, hat man eine Anzahl sehr weltlicher Melodien, bekannte deutsche Volkslieder u. s. mit einem geistlichen Text versehen, und die Jünglinge singen diese frischen, frohlichen Melodien mit offenbarem Vergnügen.

Die Mehrzahl der Missionare ist verheirathet und zwar meistens an europäische Frauen, die gleichfalls aus dem Basler Canton kommen; einige der Herren in Wahrheit nur 2 haben Negatinnen zu Frauen, die aber gewöhnlich vollständig deutsch und englisch sprechen. Es ist keine Frage, daß das Beispiel einer regelrechten Ehe als ein werthvolles, bildendes Moment gegenüber den Schwarzen (nicht auch vielen Weißen?) betrachtet werden muß. Die Kinder der Missionäre werden schon in früher Jugend nach Basel zur Erziehung geschick; so traf ich einige jüngere Herren, die theils als Lehrer, theils als Kaufleute beschäftigt waren, deren Geburtsort Afrika war, die aber ihre Erziehung in der Schweiz genossen hatten und dann nach Afrika zurückgelehrt waren.

So früh, mein Aufenthalt in Afrika auch war, so hatte ich doch vielfach Gelegenheit, die Einrichtungen der Missionsanstalten daselbst und in der Umgegend kennen zu lernen. Ein bequemster Weg führt zum nächst gelegenen Dorfe Salem, in welchem sich zwei Schulen befinden, eine Volksschule und eine Art Realschule. Mit Vergnügen erinnere ich mich an einen in Salem zugebrachten Abend in dem gastfreundlichen Hause des dortigen Schulvorstehers; als ich nach

verabschiedete mich am nächsten Morgen mit dem Schiff die Goidale für immer zu verlassen, erhielt p. glich aus den Schuln einen des Frädes ein treiflich ausgefülltes Ge'ang, ein Placatum, das die Negersöhne, die ohne mein Vorwissen von der Frau des Missionärs zu sammengedrungen worden waren, dem deutschen Missionäre zu haben. Nicht ohne Rührung verließ ich einen Kreis von Frauen, die mit wahrlicher Opfersreidigkeit sich ihrem schweren Dienste hingaben, ihre einzige (17) Entschädigung ist die Ueberzeugung, daß sie einer guten Sache dienen. Außerdem aber kann ich mich des Gedankens doch nicht erwehren und ich habe zahlreiche Missionen der verschiedensten Konfessionen und Nationen besucht — daß die aufgewendete Mühe nicht im Verhältnis zum Erfolge steht und daß es ein recht nützliches Material ist, was wir die Missionäre zur Vorbereitung ausgewählt haben. Inwiefern die Neger in den Schulen lesen, Schreiben und Rechnen lernen, ist es ganz gut; wenn aber nur das Christenthum mit seinen unverständlichen Lehren lernt, so langen die Neger zu brechen an: sie verlernen sich so lange dann, einige Bibelsprüche anwendend zu lernen, als es in ihrem Interesse liegt, die Mission zu befragen, wo sie Kleidung und Nahrung erhalten. Ich will nicht direct von den Negern der Goidale reden norum nicht (18) aber in der französischen Kolonie Madagaskar; A, wo zwei große Missionen sich befinden, eine französische und eine anglische, haben sich alle Hasterischen verhalten und selbst einige Missionäre mußten die Lasterer machen, daß diejenigen Neger, welche in Wissen gebildet worden sind, in den Dingen nicht verwendet werden können, da sie ihre erlangten Fertigkeiten nur dazu verwenden, der Erzeuger in noch raffinierterer Weise zu betrügen, als es der gewöhnliche Pächter thut, der immerhin schon Verstandliches davon leistet.

„Wichtiger als die Erziehung von hilflosen Negern scheint mir die Herabsetzung der Kosten zu Landwerkern, damit sie sich ihren Unterhalt auf anständige Weise verdienen können. Das ist aber eine große Schwierigkeit. Der Neger kann sich nicht an eine regelmäßige Arbeit gewöhnen, eine kleine Ueberschüttung der Personen in irgend einem Handwerkszweig ist ihm nicht werth als ein größerer mit Handarbeit erworbenen Verdienst. Es gibt auch bereits eine ganze Reihe von Missionsanstalten, die in ruhiger Erkenntnis der Verhältnisse sich erstehende Mähe geben, die Negerskinder zu

Arbeitern heranzubilden, damit dieselben später nicht genöthigt sind, durch den stark an Sklaverei itzenden Zwischenhändler, ihren Unterhalt zu verdienen. Handwerker, besonders Schmiede, Schneider und Zimmerleute, sind in Abessinien sehr geachtet und können sich ein gutes Stück Geld verdienen. Die häufigen Reparaturen von Sägen und Booten, die Herstellung von Häusern und Wägen, die großen zahlreichen Zäunen, Schlössern, Zimmerleuten und Tischlern beschäftigt. Bei den so blühenden Kaffeehandel sind in diesen Kolonien Handwerker außerordentlich geachtet und gut bezahlt.

„In einigen Missionenstationen, besonders in der großen und fruchtvoll eingerichteten Jesuiten-Mission in der französischen Kolonie Gabon, sowie in der Baseler Mission an der Westküste, befinden sich denn auch gut ausgestattete Werkstätten zur Heranbildung der genannten Handwerker. Von Basel aus werden sogar Schweizer sehr und holländische Tischler- und Schneidermeister herangezogen, um die Neger in den Handwerken zu unterrichten, und das ist sicher eine sehr segensreiche, wenn auch nicht immer sehr dankbare Arbeit. Die Portugiesen, Spanier etc. von Afrika haben an der ganzen Küste einen guten Ruf, und ich laube dieselben an den verschiedensten, oft ziemlich weit entfernten Orten in den Kolonien als gut bezahlte Arbeiter beschäftigt. Wie stimmt das mit dem eben Gesagten, daß die in Missionen gebildeten Neger „in den Kolonien nicht verwendet werden können?“)

„Europäische Arbeiter können in jenen Gegenden auf die Dauer nicht existiren, und wo man aus Mangel an Negerhandwerkern den Versuch gemacht hat, ist derselbe fast immer unglücklich ausgefallen. Der Reisende, der Missionär, der gebildete Kaufmann befindet sich in ungesunden Verhältnisse in der Abicht, einen bestimmten Plan auszuführen, dem er vieles, besonders in Hinsicht der Lebensgenüsse opfert; er weiß, daß er während der Dauer seines Aufenthaltes dorthin ist muß, und eben und vollen entgegen muß, was die Heimat bietet, und er that dieses im Hinblick auf die seiner Reise zu Grunde liegende Idee. Nicht so der gewöhnliche, weniger gebildete Handwerker, der in dem Umlaufe gewöhnlicher Bedürfnisse eine einfache Noth empfindet und sich dann leicht, wenn sich Gelegenheit bietet (und das geschieht sehr oft), zu Extravaganzen hinsetzen läßt, die die Gesundheit erkränkern und einen baldigen Tod zur Folge haben. Weist also nicht ja mit welchem Recht jene es unvernünftig sein mag, wenn

rufen; aber andererseits kann nicht genug hervorgehoben werden, daß Mäßigkeit, besonders im Genuß geistiger Getränke, sehr viel dazu beitragen kann, einen Aufenthalt daselbst weniger gefährlich zu machen. Man rechnet aus, daß jährlich so und so viel Europäer dem Klima zum Opfer fallen; man muß aber bedenken, daß davon der bei weitem größte Theil aus wenig vorgebildeten Engländern (frühere Matrosen u.) besteht, die in dem Genuß von brandy Erstaunliches leisten. Andererseits ist ein vollständiges, principielles Enthalten von allen stärkenden geistigen Getränken (besonders Bier und Rothwein), wie es von vielen anglikanischen Missionären geübt wird, ebenso falsch. Das Wasser ist in den meisten Fällen, selbst filtrirt, schlecht, und ein beständiges Theetrinken kann auf den Organismus unmöglich günstig wirken. Freilich mag hier der Umstand maßgebend gewesen sein, daß man den so leicht zu Extravaganzen im Rummengenuß geneigten Negern ein gutes Beispiel geben müsse; ich habe aber gefunden, daß die Neger überall, (?) mögen sie aus anglikanischen oder aus jesuitischen oder deutschen Missionen hervorgegangen sein, in dieser Richtung unverbesserlich (?) sind und den an Schwefelsäure erinnernden Trade-rum in enormen Quantitäten zu sich nehmen.“

So weit Hr. Dr. Penz. Seine Schilderungen sind von Uebertreibung, Einseitigkeit und Widersprüchen nicht frei; seine Auffassung ist vielfach eine oberflächliche, wie z. B. schon aus den drolligen Bemerkungen über den „Baseler Missions-Verein,“ über das „Institut“ in Basel, über die „Weslyaner“ u. s. w. hervorgeht. Doch ist es unverkennbar, daß er, an Ort und Stelle erst mit der Mission bekannt geworden, viel mehr Gutes an ihr entdeckt hat, als er wohl erwartet hätte, und daß er eine Art Bedürfniß gefühlt hat, derselben eine gewisse Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Das hat uns gefreut. Die einzelnen Unrichtigkeiten werden unsere Leser selbst zu corrigiren im Stande sein.

13. Die „deutschen Liberalen“ über die Mission.

Es ist bekannt, wie geringschätzig und engherzig bei uns von Männern, die sich liberal nennen, über die Mission geurtheilt zu werden pflegt, ja, wie manche Zeitungschriftler jede Gelegenheit

Leuzen oder auch dem Jamm kochen, um über die „mitleidlich angestrandeten“ Missionare zu weinen, ihren Seelen vorzuwerfen, daß sie die Mission „verwahrlosten“, die belakuten Heiden aber als Heuchler und abgeleitete Zirkelbader darzustellen.

In einem früheren Jahrgang haben wir als Karikatur mitgetheilt, daß in Japan eine Streitschrift gegen das Christenthum unter dem Titel „Benimo“ erschienen sei und einen Auszug aus derselben mitgetheilt. Seither hat eine unserer Verlagsanstalten dies japanische Machwerk in deutscher Uebersetzung erscheinen lassen, und das „Ausland“ bemerkt dazu: „Eine solche Miß hat die christliche Mission noch nicht zu machen gehabt... Diese gar nicht binnamen Heiden haben eine Dialektik, welche häufig den belakulirten Pöbelhasaren in den Sand streicht.“ In überreilter Zuhilfenahme meint das mitwundernde Blatt wirklich, einem solchen Nagas gegenüber müßten die protestantischen Rechtslehrer zu Schanden werden, während diese sich vielmehr über den Benimo als über ein Zeichen erwachenden religiösen Interesses in Japan gefreut haben!

Der Londoner Korrespondent der Nagasburger „Allgemeinen Zeitung“ geht auch zu demjenigen, welche wie über brunnene Zonnenlagendeutung und Bibelverwundt, so auch über die Mission fast nur sich selbst zu machen verstehen. Ein kleines Beispiel möge zeugen. Im Laufe des letzten Sommers schrieb er einmal in Sachen des Ruhr-Kriegs:

„Mit dem „Warwick Castle“ war auch der schwedische Missionar Witt in Plymouth eingetroffen, dessen Gans bei Herles Trist der Skouplay des nachstehenden Verbrüderungskampfes der 100 Soldaten vom 24. Regiment war. Seine Ankunft war vorher bekannt geworden und gab zu einer charakteristischen Scene Veranlassung, die sich laut einem englischen Blatte wie folgt abspielte: Sobald der „Warwick Castle“ auf der Bude angekommen war, ward das Schiff durch fünf Specialkorrespondenten geehrt, die, während sie vom Steward die mitgebrachten Mitgebrachten erstanden, mit gezogenen Bleistiften über den geistlichen Herrn verfahren, um ihm seinen vernünftlichen Augenzeußerbericht abzuhören. Der bedrängte Diener des Herrn ließ, da er nicht auf seinen Relazieren zählen konnte, sie wissen, daß er seine Relazierungen schon aus weiß bische und erklärte sich nach einigem Nachsinnen bereit, das legelrenswürthe Dekret für 20 Mr. St. den

vereinigten Preßgesandten abzutreten. Das Schönste bei der Sache ist aber nun, daß diese Erzählung eigentlich gar nichts Wissenswerthes enthält und sich etwa liest, wie eine Predigt über diese Heimführung durch den Herrn . . . Beachtenswerth ist nur die Schilderung, die er von der Situation seines Hauses gibt u. s. w.*

Einige Tage später schreibt derselbe Korrespondent: „Von dem schwedischen Miss. Witt wird das Herr Ketichowjio auf etwa 80,000 Mann geschätzt; doch seien viele seiner Krieger bloß Knaben und ein Theil des Heeres sei nur mit Speer und Schild bewaffnet. Da sich die Missionäre mit den Eingebornen zu verhalten (sic) haben, sind die politischen Aeußerungen des Herrn Witt kaum von Bedeutung. Als er jetzt hier anlangte, war die von ihm gelieferte Schilderung der Kämpfe in einem Tone gefaßt, der zwischen Engländern und Zulus genau die Wage hielt. In seiner letzten hier im City-Tempel gehaltenen Rede sprach er die Hoffnung aus: dieser Krieg werde ein Thor für die Verbreitung des Evangeliums öffnen — eine Aeußerung, gegen die jedoch der für das Missionswerk ebenfalls begeisterte Apostel des allgemeinen Weltfriedens, das walisische Unterhaus Mitglied H. Richard, scharfe Einsprache erhob. Auf die Frage: ob Ketichowjio Krieg beabsichtige, erwiderte Hr. Witt: nach seiner Meinung — nein! Indeß räumte er unlängst ein: es seien früher allerdings Veten aufgegriffen worden, die Ketichowjio an Zulusani, Krelli und andere auf dem Kriegspfade befindliche Zulu- und Kaffern Hauptlinge geschickt hatte. Die Politik ist nicht die starke Seite eines Glaubenspredigers, soll es auch nicht sein. Auf sein Urtheil über eine Kriegsfrage ist daher wenig zu halten. Ketichowjio's jugendlicher Vetter, Umhrelantala, jaß zwar an der Seite des Herrn Witt, sprach jedoch nicht. Ihn hatte der Zulu König tödten wollen: er floh daher zu dem Missionär.“

In dem gleichen Brief heißt's aus Anlaß der Waffen, die von englischen Händlern an die Zulus sellen verkauft werden sein: „Es hat leider dießigen Kaufleuten und Fabrikanten selten Ueberwindung gekostet, Halbweiber mit Waffen gegen ihre eigenen Landsleute auszurüsten. So ist es auch ein bekannter Geschäftszweig einiger sonst sehr frommen Firmen, für die afrikanischen Völker Gegenbilder* her-

* Eine unermüdlich wiederholte Verkündung! Es ist doch eine Gewohnheit ohne Grenzen, alles Bild, was in England gethan oder geschnitten

zufielten. Aus dem gewonnenen Blockszelde wird dann am Sonntag ein Zehrfleis in den Kangelbeutel gelegt. . .

Zuletzt der Zeitungs-Korrespondent. Wieder wird selbst im deutschen Reichstag, wenn je Missionsgegenstände berührt werden, der gleiche Ton angeschlagen. In der Reichstags-Sitzung vom 13. Juni d. J. wurde der Vertrag zwischen Samoa und dem deutschen Reich einer Debatte unterworfen und hierbei wiederholt die Denkschrift der Regierung über die Samoa-Ansachen eingelesen. Der Abgeordnete Dr. Hamburger sagte u. A. hierüber: „Lesen Sie das Altentstud trotz seines Anfangs, denn es ist lehrreich und amüsanter als irgend eines, das dem Reichstag bisher vorgelegt worden ist. So wird da z. B. die Schilderung eines Königs gegeben: Die Ordnung auf der Insel kann gar nicht besser gewünscht werden. Der König ist hier absoluter Herrscher, hält strenge Ordnung. Den eingeborenen Missionären hat er vorläufig verboten, seine Leute das Lesen und Schreiben zu lehren, indem er sagt, daß von seinen Unterthanen keiner mehr wissen dürfe, als er selbst . . . deshalb wolle er selbst zuvor lesen und schreiben lernen, und wenn dies geschehen, nicht trübe, so me sein Volk dann unterrichtet werden.“ Von der Insel Tarnari wird gesagt: „An Lande fanden wir die ganze Bevölkerung gruppenweise unter den Kokospalmen bei der Winkflasche sitzen und den größten Theil von ihnen total betrunken. Ob dies die Sonntags-Vormittagsfeier sein sollte, wurde uns nicht ganz klar. Missionare sind auf der Insel anwesend.“ — Und diese Art, das „Missionarwesen“ zu „beleuchten“, nannte der Redner unter'm Beifall des Hauses „Quaker!“ Alles, was hiegegen zur Vertheidigung der Mission gesagt wurde, beschränkte sich auf einige Worte des Prinzen Radzwill und Herrn v. Rufferow.

wird, ohne Weiteres den englischen Frommen in die Schube zu schieben? Ob hat man auch mit Verachtung von den Frommen Engländer reden, die ernstlich gegen den Sklavenhandel eifern, allerdings aber den Lumpenhandel treiben. — wie wenn es nicht die gleichen Frommen waren, die s. B. die Abschaffung der Sklaverei durchgesetzt und jetzt gegen den Opiumhandel streuen. Charakteristisch ist übrigens daß oft Missionen entstehen und daß jetzt die Engländer Hand in Hand gehen. Vgl. hierzu f. B. „Ethiopia“, S. 377.

Zahlreiche Beispiele ähnlicher Art könnten noch angeführt werden, theils aus Büchern, theils aus Zeitschriften. Es ist aber der Angeklagte (von Abergewissung*) fragen wir lieber: welchen dieser Werthschätzung der Mission bei uns? Die beste Antwort hierauf hat nunmehr der bekannte Ausleger der Rheinischen Mission gegeben: „Sich“²² gegeben. Hören wir ihn selbst:

„Mission, Missionen, Missionen sind dem größeren Theile von bei uns bis heute ebenso dunkel wie wissenschaftliche Begriffe. Von Theilnehmer Briefe... ist fortwährend bemerkt, durch Angriffe, deren Unwissenschaftlichkeit nur von ihrem Uebelwillen überströmt wird alles, was mit der Mission unvereinbar ist, lahmend oder verächtlich zu machen. Diese Haltung ist nicht wohl berechnend auf zwei Gründe der Rede Unwissenschaftlichkeit wurzelt zunächst in einem gewissen religiösen Egoismus. Wer diesen nicht theilt, wer die Kraft und Bedeutung des Evangeliums nicht kennt, wer vollständig, wie heute so manche unserer geistlichen Herrschaften, einer ungeheueren materialistischen Weltanschauung huldigt, dem ist natürlich dieser religiöse Egoismus fremde Völker zu christlichen, in sich selbst und jede seiner Lehraussagen wird ihm ein Aisthete und Alerger sein. Fern und Alerger macht aber gewöhnlich blind. So entwickelt sich aus der religiösen Unwissenheit naturgemäß die Unfähigkeit, eine Erscheinung

* Wir erwähnen nur noch die völlig unmethodischen Ansätze des Herrn Dr. Wadsgaard gegen die Mission in China, welche derselbe auf der General-Versammlung der Rheinischen Mission gab. Eine Kritik des „christlichen Fortschritts“ mit welcher der Herr Wadsgaard sich befaßt gegen die Evangelien vorzugehen pflegen, ist leider nicht vorhanden. Es ist aber zu bedauern, daß die Vorleser der Missionen welche darauf ausgingen, den Eingebornen die christlichen Lehren des christlichen Glaubens zu lehren, auf eine Weise mit jenen selbständigen Beziehungen gefüllt und als „unheimlich“ bezeichnet werden, in eine durch nichts zu rechtfertigende Verneinung des Christentums, und somit es dann weiter, „das was in der Mission, wird dadurch so abgelehnt und verworfen, daß eine totale Abweisung der Religion,“ so kann ein Missionar darüber nur lachen. Auch vom „unwissenschaftlichen Geist und der engen Heimlichkeit, welche nur die Mission gegen die Europäer im Herzen tragen,“ wollen andere Missionen nichts wissen oder nachsehen. Vgl. z. B. G. Schöber „Missionen“, S. 325. Die meisten aber der Missionen sind die Aisthete und Alerger alle Missionen, daher in China, sowie die europäischen, welche mit diesen Missionen, aber keine nicht die christlichen Missionen.

** Dr. J. J. D. „Bedarf Fortschritt der Missionen“

were die Winterdrache überhaupt auch nur nach ihrer allgemeineren kulturellen Bedeutung irgend umbefangen zu prüfen und zu würdigen. Auch in England und Nordamerika gibt es viele Leute, die von ihrem religiösen oder irdischen Standpunkte aus über die Mission der Missionen urtheilen. Aber kaum jemand wird jetzt eine gewisse kulturelle Bedeutung der Missionen, ihre Nutzbarkeit für die ihr nachzustehenden Nordamerikaner oder kolonialen Annexionen leugnen; kein Staat von irgend welchem Ansehen und Rufe würde den Versuch wagen, ein Geistesbild des unsrer „Gartenlaube“ die Missionen als ein Dutzend brennender Schwärmer oder gar heuchlerischer Kriemler brandmarken zu wollen. Mit Enttäuschung wurde man sich in weiten Kreisen darüber wenden. Daß es in Deutschland anders steht, daran ist aber nicht nur jene leider weit verbreitete antireligiöse Stimmung schuld, sondern es kommen dabei auch Faktoren in Betracht, die in der Gesamtsituation unserer ganzen nationalen Entwicklung wurzeln. Das entschuldigt in etwa selbst jenes unwürdige Gebahren.

Unsere lang gebrauchte politische Entwicklung in Deutschland, unsere fortwährende ungesunde Verwischung von Staat und Kirche, welche statt Achtung jeder religiösen Überzeugung, dieselbe in die Fettersen des politischen Parteizetters eben herabzusetzen gewohnt hat, unsere durchschnittlich starke Unkenntnis über religiöse und koloniale Verhältnisse, die auch in unserem politischen wie kirchlichen Parteileben liberal, noch widerstehende Unerkenntnis der Verhältnisse, in denen wir uns Jahrhunderte lang bewegt haben, entschuldigt es wirklich einigermaßen, wenn auch für die kulturelle Bedeutung einer internationalen, christlichen Arbeit, wie die Mission sie darstellt, das Verständnis in weiteren Kreisen noch gebricht.

Doch selbst auch nach dieser Richtung ein Fortschritt ist anzubahnen. So hat vor Kurzem die „Allmähliche Reimung“ in einer Reihe von Vorträgen über „Englands Ausbreitung in Südafrika“ (Juni 1877) die kulturelle Bedeutung der Mission, auch ihre Verbindung mit englische, geographische anthropologische Forschung kurz und treffend charakterisiert und warm anerkannt. . . . So und auch manche andere freireligiöse Stimmen neben den übelwollenden in letzter Zeit in unserer Presse laut geworden. Wir wünschen, daß diese Stimmung unter unbefangener und verständnisvoller Kenntnisaufnahme der Missionsarbeiten und ihrer Bedeutung sich weiter aus-

breitete. Nur wann den dies hier nicht sowohl im reinen als im
 materiellen Interesse. Dem ersteren haben jene unermessenden An-
 griffe noch nicht das Mindeste geschadet; sie sind sogar der Welt-
 ansehens halber unmittelbar nützlich geworden. Aber es wäre hier die
 öffentliche Meinung in Deutschland wohl ein Gebot des Anstandes,
 aber eine stille, aber energische und auf vierfüßige Thugheiß, die
 wenn sie da und dort auch manchmal ein etwas enges Gesicht zu
 tragen scheint, doch unserer Nation zur Ehre gereichen darf, etwas
 überzeugener und richtiger urtheilen zu lassen. So wie dies ge-
 schieht, wird auch in Deutschland die Ackerkennung nicht ausbleiben,
 daß diese gering geschätzten Missionsernennungen doch etwas be-
 deuten, daß sie wirklich einen kulturellen Werth besitzen, ja, daß wir
 einer Nation, die sich über's Meer wagen und auch koloniale Betheil-
 haben will, höchst nützlich, unter Umständen sogar unentbehrlich
 werden können."

Doch wirklich in neuerer Zeit selbst in Deutschland sind in der
 Schiene der Gedanken und sogar den Mächten ein Licht über die
 Mission aufzuwachen anzufangt, dafür nur noch zwei Beispiele. Fol-
 gende Ehrenrettung hat in seinem schönen Buche „Staaten und
 Kaiserthümern" neulich Herr Michael Oberländer der Mission
 zu Theil werden lassen:

„Nicht nur der Wissenschaft hat Staat zu gedient, er hat auch
 das unbestreitbare Verdienst, ein gewaltiges Streben und Vordringen
 dem Handel und Verkehr eröffnen zu haben. Dasselbe hat mit-
 mehr der nahen Beziehung mit der abendländischen Kultur, um
 uns seine Schätze zu spenden."

„Staaten fördern nur das neuverwonnene Vordringen der Ab-
 theilung des Kaufmanns und des Missionärs. Mander dieser wird uns
 doppelt verwundern, aber die Engländer und Amerikaner denken anders
 und fassen über uns deutsche Literate, wenn wir die Mission
 nicht in ihrem Werthe erkennen. Im Kriege mit den Indianern, im
 Kapland, bei der Unterwerfung der Transvaal-Republik und ander-
 orts hat England eingesehen, daß ihnen das Gelingen ihrer Mission
 unter den Händen nur nützlich gemacht war durch die vermehrende
 südländische Missionäre. Und die Missionäre mit ihrem
 Weltblick wissen so zum Theil noch besser als die Engländer, daß

die Heidenmission eine internationale Großmacht unter den Völkern ist.

„Auch in Deutschland erwacht mehr und mehr das Verständnis für die kulturhistorische Bedeutung der Mission. Es gibt kaum ein anderes Arbeitsgebiet, über welches unter dem größeren Publikum in Deutschland anklarere und vertieftere Vorstellungen herrschen, als über die von Jahr zu Jahr an Ausbreitung gewinnende protestantische Missionstätigkeit. Ein paar hundert Männer in fast allen Ländern der Welt arbeiten in Verbindung mit den deutschen Gesellschaften als Pioniere der Natur, nicht wenige unter den mannichfachsten Opfern. Was durch die Arbeiten der Missionäre für Ethnographie, Geographie, Sprachkunde gefördert und geleistet wird, ist in den Kreisen von Hochgelehrten auch in Deutschland nachgerade ziemlich anerkannt.“

„Und dieser Behauptung steht keineswegs der Umstand entgegen, daß wir uns mit dem Treiben solcher Missionäre nicht einverstanden erklären können, welche den Töbten der Natur mit spitzfindigen Schabensätzen entgegenzutreten. Wir behaupten in der That wohl auch keineswegs auf die sonatistischen Verbreiter einer besonderen Weltanschauung aus, welche mehr ihre höchste Aufgabe darin erblicken, ihren sonstigen Gegnern zuzukommen, um ihrer besonderen Schabensatzerei eine möglichst große Anzahl scheinbar betogener Seelen zuzuführen.“

„Aber die Missionen geringschätzig zu beurteilen, wie dies in Deutschland immer so gern geschieht, ist billig und erfordert wenig Geist.“

Dies unumwundene Zeugnis des bekannten deutschen Schriftstellers ist nicht ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Daß er zugleich einen Protest gegen das „Treiben“ sonatistischer und mit spitzfindigen Schabensätzen ins Feld ziehender Missionäre zu erheben sich gedungen bemüht hat, erklärt sich einfach aus der leider nur allzu begreifbaren Besorgnis, ohne diese Klausel würde man am Ende ihn selbst nicht mehr für „liberal“, am Ende gar auch für „sonatistisch“ halten.

In ähnlicher Weise hat recently der sonst nicht eben als Missionfreund bekannte Medailleur der „Juricher „Freitag-Beilage“, Herr David Bütli, in einem vor dem dortigen antiquarischen Verein gehaltenen Vortrag sich hervorgefallen, „einige Worte zur Anerkennung des Missionswesens“ zu sagen, ja das Manuskript dieses Vortrags uns zur Verfügung zu stellen. Jene uns hier allein inter-

einstrenden Worte lautete also: Lebe ich zum zweiten Theil meines Vortrags über die dravidischen Völker und den Tamil Dialect (Zimwachtarr) übergebe, gestatten Sie mir wohl, viel geschätzten, ja verachteten Männern eine Satisfaction zu geben, welcher sie zwar nicht bedürfen, und die ihnen von der Seite, woher sie kommen jetzt zu Theil wird, vielleicht nicht einmal willkommen wäre. Ich hätte mich aber doch um so mehr in dieser Satisfaction versucht, als ich sie nicht nur für verdientlich und verdienst haltig, sondern auch, weil ich fast alles, was ich noch zu sagen habe, von diesen Männern gelernt werden bin. Jedoch! wenn ich über die christlichen Missionen in den Heidenländern sprechen und sie hören und verwerfen höre, so würde ich, ich könnte den unbefangenen Tathlern Stillstandweizen empfinden. Ob die edelsten Missionen der Missionäre, ob ihr heiliger, hingehender Eifer bei den Heiden Erfolg habe oder nicht, ob ihnen welcher Erfolg auch zu werden sei, soll von mir hier nicht erörtert werden, und ich nicht anreden, aber nicht, sage ich, daß die geringen Erträge den großen Kosten über und schmalen Opfern nicht entsprechend seien. Dagegen hat man diesen religiösen Missionen, wenn man nur auf den materiellen Gewinn nicht, zu verdanken, daß sie dem Handel und mit dem der Civilisation die Wege fanden und die Pfade ebneten. Aber noch wichtiger ist dies: die religiösen Missionen haben vor ihrem Aufstiege an bis auf den heutigen Tag einen wissenschaftlichen Gewinn gebracht, welcher die Gelder reichlich lohnte, die für religiöse Zwecke hingegeben wurden, auch wenn diese nicht ganz erreicht wurden. Keine Summen, welche Forderungen und Präten für wissenschaftliche Missionen ausgaben, haben der Wissenschaft auch nur annähernd solchen Nutzen gebracht, wie die für religiöse Missionen verwendeten Gelder.

Es darf füglich behauptet werden, ohne die religiösen Penere hatten die wissenschaftlichen Eroberer ihre Wege kaum erkennen, geschweige dardawadara kennen. Darum, ihr Männer der Wissenschaft, mochten wir unglücklichen Gelehrten zuziehen, laßt die von glänzenden Herzen gestifteten frommen Hände immerhin ihre Opfer spenden und wehret ihnen nicht. Wenn das christlich religiöse Licht, welches in Druete angezündet wird, auch nur langsam sich verbreitet, so strahlt es dagegen um Mündelndem ein wissenschaftliches Licht zurück, welches der europäischen Gelehrten das Motto: Ex

Bücherkauen.

Stanley's und Cameron's Reisen. Von Richard Oberländer
Hrsg. Verlag von C. F. Spamer. 1879

Es ist ein wunderbares Buch, das weit mehr bietet als die Zeit
verbrucht. Wer sich für die neuen Afrika-Beziehungen interessiert, und
den Hauptentwürfen derselben wohl auch bekannt ist, aber doch das
Gefühl der Unsicherheit und Unklarheit in Betreff einer Menge von
wichtigen Einzelheiten nicht los werden kann, dem empfehlen wir es
höchstens. Jeder diese vorzügliche und interessante Beschreibung
der durch Umfang und Reichhaltigkeit so manche Leser überrascht
Eindrücke. Die beigegebenen Bilder und Karten verdienen
ebenfalls hohes Lob.

Der Verfasser ist ein warmer, aber kein blinder Verehrer
der großen Entdeckungsreisen, die und da und er auch selbst und
hat seine „geordneten Zweifel“, einer z. B. gegen die Worte über-
wachte Namen durch englische zu verdrängen, und sucht etwas be-
zweifeln „zur Verwunderung der Leser“ als 110. Absatz, wo die
guten Entschlüsse überschauen. Stanley's Reise, die
wird gegen „Leider“ und „Maler“ energisch in Bezug genommen.
andere aber doch über Cameron gesetzt. „Nasser“ wird es
besonders, daß er sich niemals zu einer klaren Aussage hat be-
lassen. Der Faden der Reise wird 2. B. als „eine internationale
Großmacht“ eine ausführlich gewogene, nicht geringe Vor-
stellung y. Theil.

Essays zur Allgemeinen Religionswissenschaft von Victor von
Strauß und Torsten Heideberg Carl Winter's Universitäts-
Verlag. 1879

Es ist ein Buch, das einen unabhängigen Gelehrten und
selbständigen Forscher, welcher weiß, „was uns von Gott gegeben
ist, sowohl an Gnade als an Wahrheit“, sich aber die meisten Pro-
bleme der Religionswissenschaft auszuweisen zu lernen. Den Ursprung
oder Religion findet er in dem Inneren Gottes, welches seine
„angeborene Idee“, sondern einfach die Folge davon ist, daß Gott die
Welt nicht aus sich heraus, sondern in sich hinein geschaffen hat, daß
wir göttlichen Wesenheiten sind und in Ihm leben, wehen und sind.

Dieses Jüdischen Gottes führte unter Gleichheit zur Entwicklung der menschlichen Vernunft und Sprache zum Monothetismus, wie er allen alten Ägyptern, Chaldäern, Ägyptern, Indern u. s. w. gemein ist. Der antike Monothetismus genügte aber nicht, um das durch die Naturbeobachtung gewonnene Bewußtsein von einer Mehrheit göttlicher Kräfte auszudrücken. Ingleich wurde der Mensch durch das Gefühl, daß er seiner Idee nicht entspreche, daß zwischen seinem Sollen und Thun ein unüberwindlicher Abstand sei und infolge seiner Abhängigkeit gegen dies Verhältniß erstlich zu kämpfen, d. h. sich zu ändern, dazu gedrängt, seine Vorstellung von Gott zu ändern, denn Selbstgefühl und Selbstbewußtsein sind unzerstörlich. Dieses ethische und jenes intellektuelle Motiv vereinigten sich, um den Polytheismus und die Mythologie zu erzeugen. Die so zu Stande gekommenen Religionen erfüllten zwar immer Wahrheit genug, um als stützende, stützende Macht das ganze Volksthum zu beherrschen und diejenigen, welche vom überhöhten Gottesglauben infolge eines gewissen Abfalls sich entfernt hatten und nach unmittelbarer Unabhängigkeit strebten, als zerschlagende Fesseln zu erscheinen. Sie leisteten sich ab, strengen etwas Neues an nach eigenen Entwürfen und fanden in den Zustand naturlicher Nothen hinab, in welchem wir heute noch die schändlich so genannten Naturvölker finden. Die anderen hatten an ihren voran auch entwickelten und getriebenen Gottesglauben, einen Schatz von unendlichen Werthen. Im Zusammenhang damit brachten sie es auch zu einer civilisirten Kultur, wie wir da auf dem Berg spekulativer Aegypten auch wieder zu einer Art Monothetismus. Inwiefern aber trüben sie nur, daß Gott sei, nicht was er ist, thut und will. Sein war eine Offenbarung nothig. Das zerstörte Verhältniß zwischen Mensch und Gott konnte nicht von ersterem, sondern nur vom letzteren geändert werden und zwar nur dadurch, daß Gott sich nach seinen freien Willen und Thun den Menschen als derjenige erweise, der in diesem Thun selbst sein Verhältniß zu den Menschen ändert und dadurch ihnen das höchste feindliche Wort gibt, auch ihrerseits auf dieses geänderte Verhältniß einzugehen, um dadurch zu dem zu gelangen, was sie sein sollten. Das Christenthum ist Selbstoffenbarung Gottes, in höchst in der Trunkenheit Gottes und des Menschen in Jesu; es ist Geschichte göttlicher Thaten zur Rettung des menschlichen Geschlechts, d. h. zur Befreiung von Schuldgefühl und von der Macht der Sünde;

und nur so aufgenommen und erkannt kann es gewürdigt werden, nicht als Summe gewisser höchster Vernunftwahrheiten, die sich zerstreut auch in anderen Religionen finden. Aber das Christenthum nicht als Thatsache so in seiner eigenen Erfahrung hat, wie es sich selbst voll und ganz in der Offenbarung und deren Urkunden gibt, der kann auch wissenschaftlich denselben nicht gerührt werden. Und wer das Christenthum nicht versteht, der versteht auch alle anderen Religionen nicht, denn jenes ist der Schlüssel zum Verständnis dieser. Der rechte Religionsforscher sollte also Christ sein. Aber leider ist die vergleichende und die allgemeine Religionswissenschaft fast ganz in den Händen ungläubiger, wenn auch nicht unchristlicher Forscher. Wenn doch die Gläubigen sich ernstlicher dieser herrlichsten aller Wissenschaften annehmen wollten! Etwas Denksaule, ein wenig superstitieller Respekt vor den überlieferten Dogmen, ein gut Stück Ungeduld und Beschränktheit mußte zwar in diesem Hode von manchen frommen Christen barangegeben werden. Aber das wäre sicherlich kein Schade, sondern ein Gewinn.

Wir wünschen von Herzen, daß die überzeugenden und geistvollen Ausführungen des Verfassers bei vielen Lesern auf einen fruchtbaren Boden fallen möchten. Seine in verschiedenen Zeiten und aus mannigfachen Anlässen niedergeschriebenen „Essays“ können uneingeschränkt ganz wohl als Einleitung und jedenfalls als Anregung zum weiteren Studium der Religionswissenschaft dienen. Sie enthalten neben den allgemeinen Erörterungen, welche wir oben angedeutet haben, eine höchst anziehende Darstellung der Lehre des alten chinesischen Theosophen Lao-tse, eine ausführliche Rezension der berühmten Max Müller'schen Essays und eine Menge kurzerer Stücke über chinesische, indische und andere heidnische Religionen. Ausstattung und Druck des Buches sind tadelloß, fast vornehm.

Hermannsdorger Missionsbüchlein für Kinder. Dritte völlig umgearbeitete Auflage. Hermannsdorfer Druck und Verlag der Missionshandeldruckeri. 1878.

Dies „Büchlein“ ist ein stattlicher Band von 410 Seiten und von der liebenswürdigen Verfasserin jedenfalls nicht nur für kleine, sondern auch für „große Kinder“ geschrieben. In anschaulichen Bildern und im Ton edler Popularität wird hier die Geschichte der Hermannsdorger Mission in der Heimat und draußen, auf der Canaze, in Natal, im Zulusland, unter den Pechonanen und in Australien ausverfolgt. Bei der Schilderung der mißlungenen Versuche, unter den Wallas etwas zu Stande zu bringen, sind „unzere Hoffnungen“ nicht vergessen und dem Hermannsdorfer selbst wird auch dessen alle Geschichte, d. h. die Missionsgeschichte jenes Theiles von Deutschland ausführlich erzählt.

Register.

- [illegible]

Taglia, M., 58.
 Tarama, 361.
 Taylor, M., 85, 344.
 Taylor, Evang., 353.
 Telegufand, 43, 84, 125.
 Theoprophische Gel., 344.
 Thomson, M., 228.
 Tinnerwell, 85, 347.
 Tracy, Frau, 439.
 Trawanfor, 348.
 Tschanda, 384.
 Tyret, Bischof, 306.
 Ueberblick, 394.
 Valangani, 385.
 Victoria-Nganza, 172, 434.

Weibliche Mission, 308, 406.
 Whately, Jrl., 47, 456.
 Whiting, M., 82, 163, 297.
 Willb, Dr., 458.
 Williamson, Dr., 390.
 Willson, Dr., 50.
 Willson, M., 173.
 Witt, M., 509.
 Wolfe, M., 58, 473.
 Wurz, Pfr., 234.
 Wu-ji-ichan, 58, 473.
 Yorke, M., 95.
 Zulu, 174, 353, 373.
 Zürich, Missionseier, 517.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 1.

Inhalt:

Ein Bild aus der Säkemannsarbeit in Indien. — Psalm
Lied. — Bibel und Welt. — Herausgeber. —
Verlag.

1879.

Ein Bild aus der Säkemannsarbeit in Indien.

Der einigen Tagen kam der amerikanische Missionar Dr. Cham-berlain mit mehreren eingebornen Gehilfen auf einer Predigt-reise auch in die Nähe der Stadt Bebert im Teluguland. Hier begegnete ihm, was einem indischen Missionar nicht zu oft begegnet. Als bekannt geworden war, daß er ein Prediger sei und Bücher zu verkaufen habe, kamen die Leute vor die Stadt hinaus, wo er sein Zelt aufgeschlagen hatte, und bestürmten ihn, seine Bücher aufzuthun und ihnen von den Büchern zu geben. Er aber erklärte: „Brüder, ich habe Bücher genug für euch alle, ihr sollt haben so viel ihr wollt. Nur laßt uns zuerst in die Stadt gehen, dort will ich euch meine Botschaft verkündigen.“ Es waren die angesehensten Leute der Stadt. Sie führten den Missionar auf den ebenen Platz vor dem Stadthor, wo, wie in alttestamentlichen Zeiten, die Ältesten zu sitzen und die Angelegenheiten der Bürgererschaft zu beraten pflegten. Hier sollte er sich niedersetzen und seine Sache öffentlich vorbringen. Und als er es vorzog zu sitzen, damit mehr Leute ihn sehen und seine Rede vernahmen könnten, blieben auch sie sitzen, weil — wie sie sagten — es nicht höflich sei, ihren Vorgesetzten zu lassen und selber zu sitzen. So hielt denn vor der großen Schaar

Dr. Chamberlain seine Predigt von Jesu Christo, dem Ebenen des ewigen Lebens. Als er fertig war, nahm er die Satteltaschen vom Pferd, öffnete sie und holte zur großen Freude der Anstehenden seine Bücher heraus. Alles drängte sich an ihn heran, jeder wollte ein Buch haben. Bald war der Vorrath vergriffen, und noch streckten wohl vierzig Hände sich ihm entgegen, alle Geld haltend, und die Leute erklärten: „Hier, Herr, nimm so viel Geld du willst, nur gib mir eins der Bücher, die vom himmlischen Vater handeln, den du uns verkündigt hast,“ oder: „Gib mir ein Buch von Jesus Christus und dem ewigen Leben,“ oder: „Gib mir ein Buch, das vom Himmel handelt und wie ich dahin kommen kann.“ „Nimm all' mein Geld, nur gib mir ein Buch dafür, bitte!“

Der Missionar erwiderte ruhig: „Meine Brüder, es thut mir sehr leid, ich wußte nicht, daß es hier so viel gebildete Leute gibt und daß man hier so viel Bücher verlangen würde. Ich habe eine ganze Wagenlast voll Bücher: die habe ich aber vorausgeschickt: hätte ich gewußt, daß hier so viel Leute lesen können und Bücher begehren, so hätte ich sie zurückbehalten.“ „Wie weit ist der Wagen wohl schon gegangen?“ forschten nun die Leute. „Ungefähr eine Stunde weit.“ „Und wenn wir den Wagen einholen, wirst du denselben anhalten lassen und uns die Bücher verkaufen?“ „Ja wohl!“ Geizig, gethan. Fünf Männer wurden ausgewählt, die dem Wagen nachlaufen und für die Anderen Bücher kaufen sollten. Unter den Fünfen war auch ein ehrenwürdiger, alter Brahmane mit weisem Haar, ein sehr verständiger und feiner Mann, der den Prediger eifersüchtig untertreiben hatte, aber nicht um ihn zu hören, sondern bloß um weiteren Aufschluß zu verlangen: „Bitte, halten Sie einen Augenblick inne, bitte, erklären Sie uns das noch besser: das ist eine so neue Lehre, wir möchten dieselbe auch recht verstehen.“ — solche Unterbrechungen läßt sich ein Missionar gern gefallen. Bei dem Alten war ein jungerer Brahmane gestanden, offenbar sein Sohn. Der war auch unter den Fünfen. Diesen vertrauten nun die Anderen ihr Geld an und banden ihnen auf die Seele: „Vergiß nur mich nicht bring mir gerath ein Buch mit — ein Buch von Jesus, ein Buch über den Erbsen, den himmlischen Vater, der uns so lieb hat, ein Buch, das von der Sündenvergebung handelt u. d. m.“ Dann ging es auf die Landstraße hinaus, dem Bucherwagen nach.

Noch war man nicht weit gekommen, als mir einmahl von

der Stadt her ein Reiter dahergepörrt kam. Sein Pferd war ein herrlicher Araber, Sattel und Harnisch reich mit goldenen und silbernen Ornamenten bedeckt, der Reiter selbst auf prächtiger Art gekleidet und mit einer Perlenschnur um den Hals. Fast wäre er vorbeigekommen. Als er aber des Missionärs Aufmerksamkeit wurde, hielt er sein Pferd an und fragte ihn: „Sind Sie der Mann, der heute Morgen mit der neuen Felle in meine Stadt gekommen ist?“ „Ja,“ sagte Dr. Chamberlain, „ich bin in der Stadt herein gekommen,“ und nun brachte der Hadscha Hülse — denn das war der Reiter — sein Anliegen vor: vergien Abend sei er von seiner anderen Hauptstadt zurückgekommen, die seine Leute nicht gewarnt, daß er angekommen, sonst hätten sie ihn wohl von fremden Predigern gelobt. Erst nachträglich habe er von ihm gehört und nun sollte er ihm sagen, ob das wirklich alles wahr sei, ob es nicht ich einen Heiland gäbe, der uns von der Sünde erlösen könnte u. s. w. „Ja, der Hadscha ich es sich dem Zuge an und ritt neben dem Missionar, ein wunderlicher Anblick: dieser auf einem kleinen Poney, das ihn etwas über 1000 Mark gekostet hatte, jener auf seinem herrlichen Araber, der wenigstens 1000 werth war. Bald hatten sie den Wagen eingeholt, und der Hadscha ließ sich von jedem der vorrathigen Bücher ein Exemplar geben. Als nun die Reihe wurde aufgenommen. „Was ist das?“ fragte er, eine mittelgroße Bibel annehmend. „Das ist die heilige Schrift, das Datsja Weda oder wahre Weisheit, und zwar in der Ietsu-Sprache.“ In dieser Sprache gieng auch die Unterhaltung vor sich. „Das muß ich haben.“ Dann ein anderes Buch, viel kleiner als jenes. „Was ist das?“ — „Das ist das Neue Testament am Monarchen.“ — „Das muß ich auch haben.“ Und so gieng es fort, bis er auch ein hindoostanisches, ein sanskritisches, ein malabarisches Testament gekauft hatte. Vergeblich wendte der Missionar ein: „Jenes große Buch enthält alles, die anderen sind nur ein Theil des großen und unter sich ganz gleich, Vers um Vers, obgleich in verschiedenen Sprachen. Sie verstehen ja die Ietsu-Sprache am besten, lassen Sie sich daran genügen.“ Denn der Missionar wollte auch für seine Weiterreise noch Bücher abzug behalten. Aber der Hadscha blieb dabei, daß er von allem je ein Exemplar haben müsse: „denn,“ sagte er zu Dr. Chamberlain, „wenn Sie hier haben und mir auf alle meine Fragen Antwort geben könnten, dann wäre es am großen Dank genug; da Sie aber fortgehen und ich niemanden habe, der mir Auskunft ertheilen könnte,

hündelt.“ „Ja, Dr. Chamberlain ist der einzige Missionar, der je in diese abgelegene Gegend gekommen ist; es wird ungefähr vor drei Jahren gewesen sein.“ „Kennst du ihn? Hast du ihn je gesehen? Ist er noch und wirst du ihm je wiedersehen?“ „Nun erzählte der Reisende, er habe den Missionar vor Jahren schon kennen gelernt und werde bald auf 10 bis 20 Stunden in die Nähe seines gegenwärtigen Aufenthaltsortes kommen. Das war dem alten Manne eine willkommene Nachricht. Er bat den Fremden, er möchte doch den Montag machen, Dr. Chamberlain aufzusuchen und ihm folgende Postkassett bringen.“ „Sage ihm, daß weder mein Sohn noch ich von dem Tage an, wo er bei uns war, wieder einen Wochen angesetzt haben.“ „Sage ihm, daß wir jeden Tag im Neuen Testament lesen und daß wir jeden Tag hinführen und zu dem Reim Christi beten, den er uns verlaßt hat.“ „Sage ihm, daß wir durch Deine Gnade mit ihm im Himmel zusammenkommen hoffen.“ „Sage ihm, daß der Stadthalter sich täglich im Palast aus der Bibel vorlesen läßt, und wie dafür haben, daß auch er ein Herr von Jesus glücklich geworden ist.“ „Sage ihm, wir hoffen ihn wieder zu sehen und dann noch mehr von ihm zu hören und zu lernen. Bitte gehe zu ihm und sage ihm das. Es wird ihm Freude machen.“

Da hat der alte Mantri Nacht gehirt und ist nie eine Postkassett dem Missionar willkommen gewesen, als die von Aufseher des guten Samens in Veberi.

Imam Schah.

Imam Schah befi zu den sch. Priester des A. A. und ist der hochtrabende Name, der im Jahr 1841 ein wohlhabender unehelicher Bauer in der Nähe von Harritar im J. A. (Parschah) seinen Erstgeborenen hat, ohne zu ahnen, daß derselbe wirklich einmal im höchsten Sinne des Wortes ein Priester und ein König (1 Petri 2, 9) werden sollte.

Zehn Jahre alt, noch der Jange an, die Dorfinsicht zu

besuchen, wo er sich selbst lehren und den Katon anwendend befragen konnte, ohne jedoch ein Wort davon zu verrathen. So ist es muhammedarische Art. Vier Jahre später durfte er sogar in die heilige Stadt Gerundirah gehen, um auch Versuch zu lernen, was mehr praktischen Werth für ihn hatte. So ein armer Junge in Indien, sei er ein Hindu oder Mahomedaner, hat aber nicht lange Ruhe, etwas Neues zu lernen oder seine Jagd zu genießen. Schon als Knabe wird er in's Chyoch gezwungen und lernt das Leben von einer Zente lernen, die ja leider nur zu viel Sorge und Plage und oft gar wenig Genußliches darbietet, zumal in einem so entfernten Land. Juam Schah sollte in dieser Beziehung traurige Erfahrungen machen. Kaum 11 Jahre alt, wurde er mit einem adelichen Mädchen aus dem gleichen Dorfe verheirathet; von Liebe aber war keine Rede dabei; diese wurde vielmehr von Jahr zu Jahr weniger stark mehr, und endlich fühlte der Jüngling sich so gedrückt und beengt, daß er das Joch suchte. Er verließ sein väterliches Haus und Dorf, um Weib und keine Eltern, und begab sich nach Amritsar, wohl in der Hoffnung, daß in dieser an Handel und Gewerbe reichen Stadt sich ihm irgend welche Geschäftchen anschließen würden. Es geschah aber nichts der Art, und endlich war er, nach verzehnten Umdenken, in einen Dienst, und zwar bei einem Schüler, ja bei einem christlichen Prediger und Missionar, dem eingebornen Gurilahn Daad Singh. Die einzige Bedingung, die er dabei machte, war die, daß er Zeit und Gelegenheit haben sollte, seine Studien ein wenig fortzusetzen.

Das war im Jahr 1809. Juam Schah war damals alle 19 Jahre alt. Vom Christenthum wollte er natürlich noch gar nichts. War er doch so bigot, daß er nicht einmal Wasser aus einem Gefäß getrunken hätte, das seinem erst eben Verstorbenen Vater zu horen bekam, erbitterte ihn nur noch mehr, ja entwendete ihn seinem christlichen Herrn und dessen Angehörigen. Das war für Gott aber kein Hinderniß, an sein Herz zu kommen und dasselbe zu gewinnen. Juam Schah hat später selbst gesagt, es sei nicht die Angst um seine Sünden oder die Furcht vor deren starker Strafe gewesen, was ihn zu Christo gezogen, sondern vielmehr die Liebe Gottes. Und in welcher Weise wurde ihm diese offenbart? Es waren die Gesangsverse vom Hebel des Herza, die ihn zuerst er-

griffen: „Unser Vater!“ Gott so anreden oder auch nur so von Ihm zu denken, gilt bei den Mahammedauern für eine Vasterng, denn Gott ist der ferne Unsehbare, den man wohl zuehren und verehren kann, mit dem man aber niemals vertraulich umgehen darf. Sie haben herrliche Namen für Gott, deren sie selbst 99 aufzählen, z. B. der Varnaherzige, der Gültige, der Beegeber, der Vergalter; aber da Mahammed nichts wußte oder wollte von der Versöhnung mit Gott, welche Christus gestiftet hat, so konnte er seine Anhänger auch nicht lehren, in dem Erhabenen ihren Vater zu lieben. Und aber kann es nicht Wunder sein, daß der ungekult. der Bairn- haud und Heumath wie ein verlorener Sohn dahinsten gelassen und nun in der Fremde unter Fremden lebe, sich angezogen fühlte von dieser Kunde an Gott: „Unser Vater!“

Endlich theilte er sich seinen Herrn mit und erhielt christlichen Unterricht. Man las des Evangelium Matthä. und Dr. Pfander's „Woge der Abilkeit“ mit ihm. Bald war er von der christlichen Lehre überzeugt; nur Eins machte ihm zu schaffen; wie konnte er in dem Mahammed, welchen aber alles zu schenken er von Kind auf gelernt worden, dessen Namen er schon in der Wiege, dann auf seiner Mutter Zeeß, in seines Vaters Hause, in der Moschee und überall nur mit Ehrfurcht hatte nennen hören, wie konnte er in ihm nun einen solchen Propheten, ja einen Heil Jesu Christi sehen? Lange bemühte er sich, Christus und Mahammed zu verstehen, die Widersprüche zwischen beiden aber waren zu groß und zu klar. Es galt daher einen harten inneren Kampf zu bestehen. Und das war nicht in Einem Tage geschehen. Es dauerte Monate, bis Christus ihm so groß geworden, daß er ganz von Mahammed lösen konnte. Im Juni 1861 wurde er endlich von Missionar Robert Clark in Schirabad, wozu er mit seiner Frau seit längerer Zeit übergesiedelt war, getauft.

Jetzt ist er selbst ein Missionar und steht schon seit 17 Jahren an der Arbeit in Behamar, wo er eine Gemeinde von 103 Mitgliedern (34 Abendmahlsgegessen) zu bedienen und überdies den Mahammedauern und Heiden das Evangelium zu bringen hat. Im letzten Jahresbericht der englisch-irakischen Missionsgesellschaft, von welcher er angestellt ist, wird ihm das folgende Zeugnis ausgestellt: „Zeu tadelloma roberzwardel“ sei nicht bloß für seine Gemeinde ein geeignetes Beispiel, sondern auch für die Mission überhaupt eine

„Quelle der Kraft“. In Reichart hat die Mission auch einen Vaterladen, wo natürlich in erster Linie Bibel und Neue Testamente verkauft werden. Hier kann man unseren Freund oft antreffen, entweder von einer Gruppe von halbkultigsten, halb streitsüchtigen Muhammedanern umgeben, welche er treulich Rede und Antwort giebt, oder auch in's Gespräch mit der einen oder anderen Wahrheit suchenden Seele vertieft.

Im Jahr 1873 wurde er ordiniert. Verheirathet ist er jetzt mit der letzten Tochter seines früheren Herrn und Lehrers, des eingebornen Geistlichen David Singl. Gleich nach seiner Taufe hatte er seinem Vater geschrieben und ihn gebeten, er möchte seine Frau zu ihm kommen lassen. Nach mahammedanischen Recht hebt der Uebertritt zum Christenthum aber die Ehe auf, und so wurde sie einem Andern gegeben. Seine Eltern hat Anan Schah erst kurzlich besucht. Sie und alle seine Verwandten sind noch Muhammedaner. Im Sommer dieses Jahres hat unser Freund auch Rabal besucht und in der dortigen armenischen Kirche nicht nur gepredigt, sondern auch getauft. Die kleine armenische Gemeinde hat e ihn mit Freuden aufgenommen.

Ein Bericht Anan Schah's findet sich in der Dezember-Nummer des Evang. Mission-Magazins. Es ist eine Freude, schon auf seinem Gesicht den Sieg zu lesen, den das Christenthum über den Jotam davongetragen.

Bibel und Mission.

Wer einigermaßen mit der Bibel- und Missionsgeschichte vertraut ist, der weiß, daß niemand mehr zur Ausbreitung der heil. Schrift beigetragen hat als die Missionen, während andererseits wiederum niemand der Mission treuere und nothwendigere Dienste geleistet hat als die verschiedenen Bibelgesellschaften. Es ist der Luzzern ein Buch*) erst einen, in welchem gezeigt wird, was

*) Dr. G. Wernick: Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur.

alles die Mission schon zur Föhrung der heidnischen Völker gethan hat, ganz abgesehen von ihrem Hauptwerk, der Rettung von Seelen. Da wird u. A. auch davon gesprochen, wie viel die Mission durch Uebersetzung der h. Schrift in allerlei heidnische Sprachen, zur Erleuchtung der betreffenden Völker, zur Veredlung ihres Gesittetenlebens, zur Erziehung ihrer Jugend u. s. w. schon geleistet hat. Der Verfasser ward uns nicht zürnen, wenn wir unseren Lesern einige Zieleu daraus mittheilen:

„Besonders ist es der Grundsatz der evangelischen Mission, einem jeden Volke das Evangelium in seiner Muttersprache zu verkündigen. Unsere Missionare sind daher darauf angewiesen, diese Sprache so bald und so gründlich als möglich zu erlernen. Das Wort ist die Waffe, mit der sie vornehmlich ihre Kriege führen, daher müssen sie der Sprache Meister werden. Zunächst verstand gen sie das Evangelium durch das mündliche Wort. Dann aber suchten sie auch einem jeden Volk so bald als möglich die Laelle der Offenbarung, die Bibel, in die Hand zu geben. Nach dem 74. Jahresbericht der Amerikanischen Bibelgesellschaft ist jetzt die Bibel ganz oder zum Theil in 303 Sprachen oder Mundarten gedruckt vorhanden. Davon hat die genannte Gesellschaft die Uebersetzung und Herausgabe in 173 Sprachen unmittelbar, in 83 mittelbar, also zusammen in 256 Sprachen und zwar meist in mehr als einer Ausgabe besorgt. Ueber vier Fünftel dieser Uebersetzungen sind erst seit der Stiftung der Gesellschaft und zwar zum größten Theil durch Missionare veranstaltet worden. Vor uns liegt außer dem im genannten Jahresbericht enthaltenen Verzeichniß eine specielle, historisch-ethnographische Tabelle aus neuester Zeit über die summtlichen durch protestantische Missionare gefertigten, meist mit Hilfe der Protestantischen Bibelgesellschaft gedruckten ganzen oder theilweisen Uebersetzungen der h. Schrift in die indischen Sprachen und Dialecte, von denen viele seit der ersten Ausgabe theils in ganz neuen, theils in wesentlich verbesserten Bearbeitungen erschienen sind. Diese Tabelle weist allem 58 indische Sprachen und Dialecte auf, denen die Bibel seit dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts allmählich zugänglich gemacht worden ist. Viele Bibelübersetzungen, und zwar nicht bloß in Indien, sind auch auf europäischen Druckpressen gefertigt, die von lauter Eingebornen bedient wurden, so z. B. die Sanskritische Bibel, deren Kosten noch dazu von den eingebornen

Christen selbst vollständig bestreut wurden. Das N. Testament wurde in 17,000, die ganze Bibel in 12,000 Exemplaren abgegeben.

„Um speciell der Bibelübersetzungsarbeiten der deutschen Missionsgesellschaften zu gedenken, so hat die Brudergemeinde, soweit wir wissen, 2 (Gosamo und Tibetisch), No. 16 (Tidu und Wa in Afrika, Arabisch*), Malapalam, Tulu in Indien, Sotladialekt in China), Marum 6 (Nana, Herrero, Bornesisch Patia, Panti-dialekt in China, Nialmich) Leipzig 1 (Lomik, Bremen 1 (Sue), der Gossnerische Missionsverein 1 (Mundari), die Berliner Missionsgesellschaft 1 resp. 2 (Juku und für drei Gebirgslande), Christiana 2 (Amharisch und Galla), also in Summa 21 Bibelübersetzungen geliefert, während Hermannsburg noch nicht zu Arbeiten dieser Art gekommen zu sein scheint. Die meisten dieser Uebersetzungen müssen nun freilich noch ziemlich unvollkommen sein. Die Missionare müssen ja in einer Sprache schreiben, die nicht ihre Muttersprache ist; dazu macht sich mancher viel zu früh an die Uebersetzungsarbeit, manche auch ohne die nöthigste wissenschaftliche und sonstige sachliche Befähigung. Wer geschrieben sogar zu, daß auch die gelungenen Bibelübersetzungen der Missionare wesentlich nur Vorarbeiten für spätere von den Eingeborenen selbst zu liefernde Versionen. Dennoch thun auch schon diese mehr oder weniger gelungenen Vorarbeiten einen großen Kulturdienst, indem sie dem Volk ein Lektüregenüß in die Hand geben, das Christen und Heiden eine Anregung zu einem neuen geistigen Leben gewährt. Mit der Bibelübersetzung kommt die Schule und mit der Schule die Volkserziehung. In Bengalen, z. B., wo vor dem Erscheinen der ersten Bibelübersetzung kaum $\frac{1}{100}$ der Bevölkerung des Landes kundig war, hatte ich das Anfang der fünfziger Jahre die Zahl der Lesenden verdreifacht. Die Bibel giebt Licht und Leben an, weckt die Sprache aus ihrem Tode; dieses Aufwachen fördert wiederum die Uebersetzung und ein Prozeß ist im Gange, der allerdings ohne die mündliche Predigt nie oder sehr spät zu seinem Ziele kommen würde, mit ihr aber nothwendig in der Christianisirung ganzer Länder und Provinzen erdigen muß.

„Die evangelische Mission muß den Heidenchristen die Bibel

*) Dazu kommt das Evangelium zuerst im Tulu in Tulu des P. de Bazar, eines indischen Bekehrten. Ein ein Badier Missionar in Kanton haben auch an der neu orientischen Bibelübersetzung gearbeitet.

in die Hand geben. Damit die aber die Bibel verstehen lernen, muß sie sie zunächst lesen lehren und im Verständniß derselben unterweisen. Nach der Institution des Stifters der Mission sind die Völker zu seinen Jüngern zu machen durch Taufen und Lehren. Ist nun auch in dieser Anweisung nicht geradezu ein schulförmiges Lehren befohlen, so entwickelt sich's unter den heutigen Verhältnissen doch mit unerer Nothwendigkeit daraus. Die Hunderttausend fordert die Kinderlehre, und die Kinderlehre fordert die Schule u. s. f."

Wenn die Verächter der Bibel, die ja immer auch Verächter der Mission sind, bedenken wollten, was wir selbst der h. Schrift und der Ausbreitung des Christenthums verdanken, wie eben auch in Europa alle Bildung Schule, Wissenschaft, Kunst aus dem Evangelium herausgewachsen ist, wahrlich, sie müßten erkennen, daß sie mit ihrer Feindschaft gegen Bibel und Mission eben den Ast vom Baume sägen, auf welchem sie selber sitzen. Es gibt eine Geschichte im indischen Gulenpiegel, wo ein dünner Mensch, der ausgehungert war, Brennholz aus dem Walde zu holen, es eben so machte. Ein zufällig Vorübergehender warnte ihn: „Wenn du so weiter machst, wirst du mit kommt dem Ast zu Boden fallen.“ Der Dünne glaubte ihm nicht und jagte weiter. Natürlich fiel er zu Boden; und nun lief er jenem nach, sagte, seine Vorhersagung sei in Erfüllung gegangen, er werte jetzt, daß er es mit einem Propheten zu thun gehabt u. s. w. Wir gestehen, daß uns bei dieser Fabel unsere bibelstudierenden Bildungshelben eingefallen sind, die eben den Baum umzuhauen suchen, dessen Früchte sie alle Tage essen und genießen. Man braucht kein Prophet zu sein, um ihr Schicksal vorausszusehen.

— —

Bibelzeitung.

In der chinesischen Stadt Swatou steht eine Bib. Zettelde im Dienste der amer. L. baptist. Miss. Gesellschaft, deren Hauptarbeit darin besteht, sogenannte Bibeltrouen heranzubilden und zu beaufichtigen. Sie hat jetzt über 20 Bibelfrauen, die je zwei und zwei von Dorf zu Dorf gehen, um den Leuten aus der Bibel vorzulesen, das Gelesene zu erklären und h. Schriften zum Verkauf anzubieten.

Außerdem hat sie mehrere Quilibücher zur Erklärung des Chetiv'schen geschrieben und bei einer Uebersetzung des ersten Buchs Mo's in die Umgangssprache von Sennar gebissen.

Ueber die Versionen der Telugu-Bibel schreibt Wiff A. G. Schmidt unter'm 1. Juli d. J.: „Als antiquarische Seltenheit erscheint ein von heidnischen Brahmanen überliefertes Telugu N. T., von Gorch u. Sonapur 1814 gedruckt welches aber nicht den Telugu werthvoller sein würde, als in Deutschland die deutschen Uebersetzungen von Luther. Die Londoner Missionare in Pongapatam lieferten eine bessere Uebersetzung der ganzen Bibel 1821, die in mehreren, jedesmal verbesserten Ausgaben erschienen ist. Da keine bessere existirt, wird dieselbe auch von der Bibelgesellschaft in Madras gedruckt und verbreitet. Seit über 20 Jahren arbeitet nun Mr. John Gay an einer neuen Uebersetzung, die vermuthungsweise gedruckt, die Grundzüge der gegenwärtigen Uebersetzungen bildet. Wiff. Gay kam vor 40 Jahren nach Indien und konnte — russisch gesprochen — wohl ausgedient haben, und doch legt der älteste Theil der Bibelübersetzungen auf seinen Schultern. Unter allen Missionaren im Telugu-Land ist keiner, der seinen Platz ausfüllen könnte. Unser Gebet zum Herrn ist daher, daß er ihn stärken und so lange erhalten werde, da das Werk vollendet ist. Er besitzt eine gründliche Kenntniß der Grundsprachen und genüßt das Vermögen aller Missionare von den Plimouthbrüdern bis zu den Hermannbrüdern und Väteranern. Er hat Wort für Wort und Satz für Satz gründlich durchdacht und bearbeitet, ehe er der Revisions-Kommission etwas vorlegt.

„Zechs Stunden täglich wird Satz für Satz vorgenommen und mit anderen Uebersetzungen verglichen und kritisiert. Dr. Elmhirst von der American Dutch Reformed Mission übernimmt die Regel, daß jedes hebraische oder griechische Wort, so in einer der Sinne des Satzes es erscheint, mit demselben Telugu-Wort übersetzt wird. Er ist auch Präsident und hält auf parlatenarische Ordnung in den Sitzungen. Dr. Jewett, amerikanischer Baptist, hat die Sanskrit- und DeWette's deutsche Bibel vor sich, Wiff Alexander von der englisch lutherischen Miss. Ges. die englische Bibel. Wiff Elan von der Aschre-missiongesellschaft die tamilische, Wiff Peters von der Londoner Mission die Kmarajaka und die Urdu, ich die dänische und deutsche von Luther, und zwei eingeborene Missionare über-

wachen die Eigenthümlichkeiten der Zeichnungen. Außerdem sind noch verschiedene englische Uebersetzungen und Skizzen zur Hand und besonders die neuesten Ausgaben des Geniegeses. Es wird wohl selten (?) auf eine Uebersetzung so viel Zeit, Mühe und Geld verwendet worden sein, als auf diese. Das erste Buch Moise kam 1873 zu Stande. Zudem haben keine Zeichner stattgefunden, sondern jeder hat nach Kräften allein gearbeitet. Unsere Mission war jetzt hier in Bangalore das zweite Buch Moise und die vier Evangelien zu vollenden. Ich glaube indes, daß wir wenig mehr als den vierten Theil zu Stande bringen werden.* (Der Missionar.)

Aus Hauptstadt in Sudafrica schreibt ein katholischer Missionar: „Jetzt bin ich schon einen Monat hier. Den ganzen Tag studire ich die Betschuana-Sprache. Mein Hauptstammittel ist eine 1874 in London erschienene Bibel, der eine Introduction von vier Seiten beigegeben ist. Wenn diese verdächtige Uebersetzung des ganzen Alten und Neuen Testaments den Wilden dienen soll, ist freilich nicht abzusehen; mir, mir dient sie in Ermangelung besserer Bücher wenigstens als Abtastpunkt, muß aber immerhin mit großer Vorsicht gehandelt werden. So z. B. gibt der protestantische Uebersetzer die Stelle Job. 2. 3: „Sie haben keinen Wein mehr“ mit: „Sie haben keinen Brand (Schnaps) mehr“.“

Die „Katholischen Missionen“.

Ein Korrespondent der „Times“ in Ketschikanapel berichtet, daß die dort wohnenden Nghanen folgende Geschichte in Umlauf gesetzt haben: Die Einwohner von Kabul hatten bemerkt, daß die ihnen aufgewungenen Engländer u. A. große Listen voll Bibeln und Korane, von Ungläubigen auf profanes Papier gedruckt, erhielten. Sogleich stieg man der Verdacht auf, daß der Koran text gefälscht worden und daß man um jenen Büchern eben die Einführung des Christenthums beabsichtige. Die fanatischen Leute in Kabul seien sehr aufgebracht gewesen und das sei der wahre Grund, warum General Cavagnari und seine kleine Mannschaft niedergemacht wurden!

Besonderer Aufmerksamkeit empfehlen wir die von der Winterbergischen Bibelanstalt in Stuttgart herausgegebenen Verhandlungen der Konferenz deutscher Bibelgesellschaften auf dem letzten Kongress für innere Mission auf die dazu gehörige Statistik der Bibelverbreitung in Deutschland.

— Der Druck der neuen, besonders für Griechenland bestimmt.

ten Ausgabe des N. Testaments in der Mundsprache, mit sorgfältiger Berücksichtigung der Textkritik, welche von unserer Kaiser-Majestät befohlen ist, ist bis zum 2. Juni d. J. fertig geworden und wird bald fertig sein.

Bücherchau.

Leben und Wirken des Rev. Charles G. Finney, evang. Prediger und Professor zu Oberlin Ohio und die neuesten Erweichungen in den Vereinigten Staaten. Nach seiner Selbstbiographie frei bearbeitet von H. F. J. Ebin, 1879. Verlag von Schöne u. Co.

Die Mehrere sind vor wenig Jahren die zwei Amerikaner Woody und Smith in Europa erschienen, viel bekannt, aber wenig verstanden. Finney's Name ist bei uns fast unbekannt. Und doch ist sein Leben und Wirken der Schlüssel für das Verständnis seiner beiden. Woody's Thaumalei erhebt als Fortsetzung von Finney's Erweichungsarbeit, und Smith's „höheres Leben“ ist eine Frucht der „Heiligungsbewegung“, welche ebenfalls von F. ausgeht. Grund genug, um Respekt vor diesem Manne zu haben, Grund genug auch, seine Selbstbiographie für deutsche Leser herauszugeben.

Finney war ein wirklich großer Mann, dazu ein durch und durch lauterer Christ, ein Bibelforscher und Prediger wie wenige, ein Prediger und Seelherge erster Ranges. Die amerikanischen Verhältnisse in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, in welche sein Hauptwirkungskreis fiel, sind von den unsrigen aber so verschieden, mahnen so sehr an die „Niegelsahre“, — welche ja wohl auch eine Nation wie der einzelne Mann durchzumachen hat — daß die würdige Gestalt Finney's dadurch in den Augen derer etwas fremdartiger, ja Arzthausfremdes bekommen muß, welche jene Verhältnisse und die damit zusammenhängenden Unterschiede nicht durchschauen. Deshalb wäre es schon gewesen, wenn der liebe Bearbeiter zugleich als wirklicher Vermittler und Dolmetscher zwischen Amerika und Deutschland geschrieben und seinem Lebensbild einen zeitgeschichtlichen Hintergrund gegeben hätte, wie wir ihn ja selbst in Biographien deutscher Männer kaum entbehren können. Vielleicht thut er das

in einer zweiten Auflage. Zugewissern empfehlen wir das preiswürdige Buch nicht bloß denjenigen, welche wohl schon abhelzend getraget haben: „Was lart von Amerika Wates lehren?“, sondern auch solchen, die irgendwie selbst von der einen oder anderen jener „Bewegungen“ ergriffen worden, über den Ursprung derselben aber im Unklaren geblieben sind.

Blumenbilder mit Sprüchen und Versen. Verlag von Gebrüder Obpacher in München. 1879.

Wir machen auf folgende neu erschienene Zeichnungen aufmerksam, welche jedem ihr silbigen Zweigmachern als sinnige Ausschmückung wohl anstehen würden: Nr. 224: Vob Gottes; 225: Sechs Bibelverseichen (auch auf Glas gedruckt); 200: Christen Schmuck; 289. Im Kreuz ist Gott; 223 und 224: zweimal sechs Landschaften mit Bibelversen; 278: Trost im Leiden; 235: Goldene Lebensregeln; 242: Der Blumen Mahmal; 276: Sechs Karten mit Blumen-Initialem und Sprüchen; 203. Für den Christbaum. Sechs Weihnachtsskizzen, und die uns besonders ansprechenden kleinen Thautropfen; 187: Zwölf Karten mit Blumen und Sprüchen, bei denen wir nur zu bemerken haben, daß einmal statt 1 Petri 1 Bl. gesetzt ist und die Worte „Aber nicht“ sich nicht Mat. 9, 23, sondern 10, 44 finden. Gerade weil uns diese Blumenarten so lieb sind, mochten wir solche kleine Fehler, die leicht als Nachahmung gegen das citirte Bibelwort zu fassen, werden könnten, beseitigt sehen. Im Uebrigen sind diese der Natur abgetauschten und durch manch' köstlichen Spruch vergeistigten Gaben der berühmten Künstlerin (reht Frau Höpfner) über alles Vob erhaben.

Der Sonntag und die Bibel. Von Erich Haupt. Hamburg, Welf Vorhar Dentsch. 1878.

Das Beste, was wir je zur Rechtfertigung und biblischen Begründung der reformatorischen Unterscheidung zwischen Sabbat und Sonntag im Gegensatz zur paritätischen Vereinerlichung beider gesehen haben.

Freud und Leid im Kinderleben. Sieben Erzählungen von Amanda M. Platenstein. Basel. G. F. Spittler.

Der Mensch und Reichthum, böses und gutes Beispiel, Krankheit und Gesundheit, Liebe und Eifersucht, aber auch Gottes Wort und Gebet — kurz alles, was das Leben der Erwachsenen bewegt, schon auf das Kinderleben mächtig einwirkt, das ist der Kern dieser fein gedachten und geschäftig erzählten Geschichten.

Wilhelm Eske, der Jugend als Vorbild dargestellt von einer seiner
Schülerinnen. Einzel. 8. 2. Zeller 1879

Ein Mann, der sein so viel oder "ja" der Natur und dem
H. Testament in seinen jüdischen Kreisen zög. am besten von
Hilf und so. ist, und der dadurch ihre innerliche Auswirkung ge-
winn, verdient wohl der Jugend als Vorbild vorzuhalten zu werden.
H. v. H. hat das in höchst ansprechender Weise gethan.

Der gute Hirt und Seine Lämmer. Drei nach dem Evangelium von
H. Stern. Einzel. 2. Zeller u. Co.

Mutter, Gräbermutter und Sonntagsschul Kinder werden in diesen
Büchern, mit Bildern, Gleichnissen, Geschichten nicht bloß gelehrt, sondern
wahrhaftig geworben, besprochen über die Botschaft des Jesu
und andere Kardinalpunkte des Evangeliums nicht bloß eine Hand-
grube weiser Worte und wohlgeordneter Worte, sondern auch ein zur
Nachahmung reizendes Muster finden. In England und Skandinavien
helft die strenge Sonntagsschulung dazu, daß auch die Kinder selbst
solche Bücher lesen. Wie steht's damit bei uns?

Hiermit empfehlen wir:

Aus dem Verlag der Vereinsbuchhandlung in Kassel und zu Markt
Verpflanzt, Minna und doch gerade, Verloren und Gelunden,
Bildkränze, 4 Bändchen. Einzel. 8. 2. Zeller u. Co. 1879.
Altkonkordien für Kinder. Jahrgang 1879. 1. und 2. Band.
H. v. H. Zeller's Kurze Seitenleiste, 1. und 2. Band. Die
Wirth's Biblische Pöcher, 1. und 2. Band. 1. und 2. Band.

Aus dem Verlag von F. W. Schmidt in Stuttgart. L. O. 1. und 2. Band.
Goldmühle und Kalendermann vom Verlobung, beide in 1. und 2. Band.
Ausgabe, 1. und 2. Band. 1. und 2. Band.

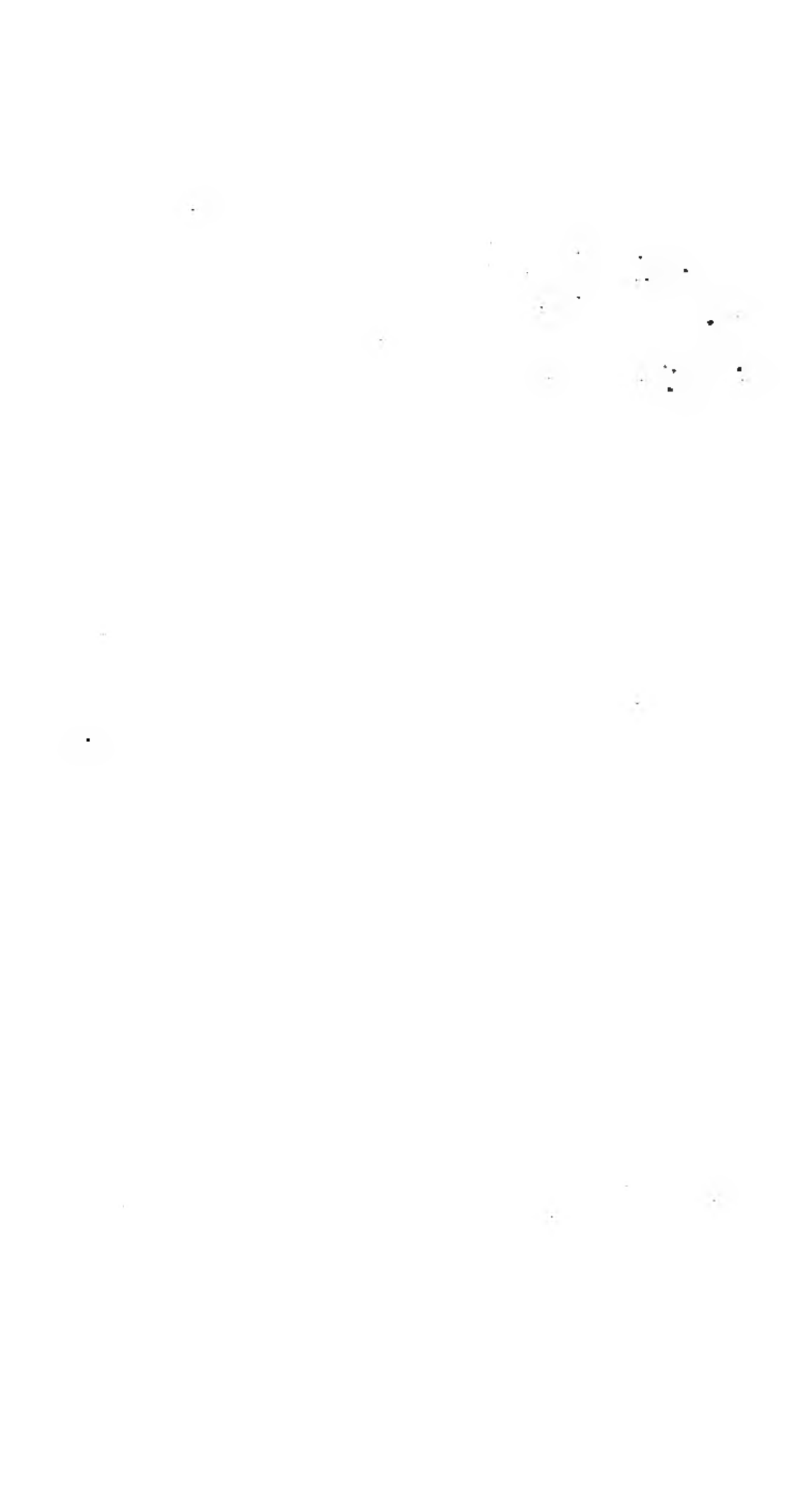
Aus dem Verlag von H. F. Zeller in Berlin. Eine alle Bibel
oder Willy Dunkan; Ein Dornenpfad; Adam Neuser, 1. und 2. Band.
und Ende eines Vortrags aus früherer Zeit, von Karl W. 1. und 2. Band.
Was mir mein Nachstod,lein erzählt hat. — allen Bedenklichen,
Kranken, Schwermüthen als Trostbuchlein zu empfehlen, her-
vorgegangen aus gelehrter Zeitkritik und erstattet es. 1. und 2. Band.
Ebenso steht es auch für die Kinder, 1. und 2. Band. Die
Erziehung der Kinder für Zeit und Gegenwart von H. v. H. Zeller.
Heilliche Briefe des hl. Vaters Jakob von 1. und 2. Band.
Sammlung, 1879.

Aus dem Verlag von Schwend und Cie in Adl. Francis Alard,
ein historisches Gemälde aus der Reformationsgeschichte der
Niederlande; Jüngling, ein Bild angeordnet von H. v. H. Zeller,
und Anna, oder: Liebe ist stärker als der Tod.

Verlagsgesellschaft aus Auftrag der 1. und 2. Band. 1. und 2. Band.

In einem neuen im Verlag der 1. und 2. Band. 1. und 2. Band.
1. und 2. Band. 1. und 2. Band. 1. und 2. Band.

Aus dem Verlag der 1. und 2. Band. 1. und 2. Band. 1. und 2. Band.
1. und 2. Band. 1. und 2. Band. 1. und 2. Band.







BV
2000
E8
1879

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

--	--	--

